Ph. sp. 905 ub

Ph. sp. 905 ub

Grundriss
der
Psychologie

vom Standpunkte des philosophischen Realismus
und nach genetischer Methode

als

Leitfaden für academische Vorlesungen und zum Selbststudium

von

Dr. Wilhelm Fridolin Volkmann,
Privatdocent der Philosophie an der Universität zu Prag.

Halle,
Verlag von J. Fricke.
1856.

243. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Der Verfasser ist der Ueberzeugung, dass dem psychologischen Bedürfnisse der Gegenwart ungleich mehr durch eingehende monographische Abhandlungen als durch systematische Compendien entsprochen werde. Denn, abgesehen von der bekannten Abneigung des grössern Publikums vor weitläufigen Construktionen, zumal wenn es sich dabei um abstractere Begriffe handelt, scheint noch ganz besonders der Umstand Veranlassung zu einem Missvergnügen gegeben zu haben, dass es in den neuesten Lehrbüchern fast stehender Gebrauch geworden ist, der bisherigen Psychologie die wahre wissenschaftliche Bedeutung abzusprechen (man vergl. beispielsweise Jessen, Versuch einer wissenschaftl. Begründung der Psychologie. Berl. 1855. S. 1.), und den eigenen Versuch, welcher nicht selten bei erstaunlicher Unkenntniss der werthvollsten Leistungen vorangegangener Forscher angestellt worden ist, als den ersten Schritt einer wissenschaftlichen Begründung zu bezeichnen. Freilich hat die Psychologie das immer wieder aufgenommene Bestreben, feste Principien aufzustellen, und das Anknüpfen neuer, aber vergeblicher Hoffnungen wohl mit den übrigen philosophischen Disciplinen gemeinsam; doch machte sich das Gefühl des Unbefriedigtseins an den Leistungen der Psychologie bei dem ausserhalb der unmittelbar betheiligten Kreise befindlichen Zuschauer besonders geltend. Einerseits nämlich sahe man sehr nahe liegende und wichtige Interessen an scheinbar fernstehende Streitpunkte geknüpft, und in deren Schwankungen mit hineingezogen; andererseits war man

belehrt worden, für die Erklärung der innern Thatsachen dieselbe anschauliche Darstellung und wohl abgegrenzte Begründung fordern zu können, wie eine solche die Erscheinungen der Aussenwelt bereits schon längst gefunden haben, und besonders gegenwärtig auf eine zum Theil sehr glänzende Weise finden. Der aus diesen Umständen hervorgehende Ueberdruss an den Einseitigkeiten und Täuschungen eines sogenannten wissenschaftlichen Verfahrens hat in vielen Gemüthern jene Stimmung erzeugt, welche das Heil nur da suchen zu dürfen glaubt, wo am schnellsten Resultate erwartet, oder zum wenigsten am lautesten versprochen werden. In welche Richtung das psychologische Interesse dadurch getrieben ward und noch wird, bedarf keiner weitern Auseinandersetzung. Soll es mit der Stellung dieses Letzteren wieder besser werden, so kommt es für die Psychologie darauf an, die halb verlorene Gunst des Publikums sich von neuem wieder zu erwerben, und dabei mit dem Ernste wissenschaftlicher Gründlichkeit den trügerischen Verheissungen einer Schule entgegenzutreten, welche sich damit brüstet, vorzugsweise practisch zu sein. Hierzu scheint eine monographische Aufnahme und Lösung einzelner interessanter psychologischer Probleme, wie sie die Thatsachen des Bewusstseins darbieten, ein sehr zweckmässiges Mittel zu sein. Mögen vielleicht dergleichen Unternehmungen Einzelnen als eine unstatthafte Concession an einen Culturzustand, der nicht so sein sollte, erscheinen: dieser Culturzustand ist nicht ohne Verschulden des neuern Entwickelungsganges der Philosophie herbeigeführt worden, und beruht auf wohlbekannten culturgeschichtlichen Verhältnissen. Sollte aber der, nach so vielen Täuschungen glücklicherweise noch vorhandene Rest des Vertrauens auf den Erfolg psychologischer Untersuchungen nicht eine eingehende Berücksichtigung der obwaltenden Bedürfnisse verdienen? Dass an dergleichen Specialuntersuchungen freilich nicht die Zumuthung gemacht werden darf, als seien sie mit Lossagung von den allgemeinen Principien zu beginnen und durchzuführen, versteht

sich von selbst. Auch für populäre Zwecke würde nichts recht Befriedigendes auf solche Weise erreicht werden. Die gewinnende Kunst der Behandlung bestünde vielmehr darin: aus den ohnedies nur zu geläufig gewordenen Standpunkten den einen stillschweigend gewählten als denjenigen herausfühlen zu lassen, von dem aus die Lösung des Problems, — und das ist hier die Erklärung eines Complexes von inneren Thatsachen, — am Einfachsten und Umfangreichsten sich so zu sagen selbst bewerkstelligte. Ein Blick auf die neuesten Erscheinungen der psychologischen Literatur bestätigt das Gesagte. Denn, nachdem sich sowohl die physiologische Psychologie, als die Psychologie des subjektiven Geistes mehrfach monographisch ausgesprochen hat, ward diese Bethätigungsform auch neuestens der Herbart'schen Psychologie zu Theil. (Lazarus, das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze. Erster Band. Berl. 1856.)

Dass der Verfasser nun gleichwohl durch den vorliegenden Versuch mit der ausgesprochenen Ueberzeugung in Widerspruch tritt, hat seinen Grund zunächst in dem Bedürfnisse, seinen Schülern einen entsprechenden Grundriss der Vorlesungen in die Hand geben zu können; sodann aber auch in dem Wunsche, die Umrisse bezeichnet zu haben, welche in der beschriebenen Weise auszufüllen, die Aufgabe späterer Arbeiten sein soll. Dieses Geständniss mag die Ungleichförmigkeit entschuldigen, welche vielleicht hie und da in der Behandlung der verschiedenen Partien zu sehr hervortreten möchte. Was den beigefügten literarischen Apparat betrifft, so macht er keinen Anspruch auf Vollständigkeit, auch würde die Auswahl anders ausgefallen sein, wenn es bei dem didaktischen Zwecke des Buchs nicht besonders darauf ankommen musste, die Belege durch charakteristische und lokal naheliegende Beispiele zu führen. Insbesondere aber glaubt der Verfasser bei der Darstellung und Bekämpfung der materialistischen, spiritualistischen und dualistischen Grundansichten (§. 14—16) mit einiger Selbstverläugnung zu Werke gegangen zu sein, indem

er das bedeutende und in die allgemeinen Grundzüge leicht einzuschiebende historische Material fast gänzlich zurückgedrängt und dem kundigen Leser zur Herausfühlung überlassen hat. Vielleicht ist es nicht unbescheiden, wenn er hinzufügt, dass ihm gleichwohl die bei der Zurückweisung des Materialismus aufgestellten Gesichtspunkte völlig zu genügen scheinen, um auch das Urtheil über die neueste, ihm während des Drucks bekannt gewordene Darstellung desselben (Czolbe, Neue Darstell. des Sensualism. Leipz. 1855.) zu bestimmen.

Standpunkt und Methode des Verfassers sind in den ersten Paragraphen deutlich dargelegt. Beide gehören längst der Geschichte der Psychologie an, und insofern ist der Verfasser davon weit entfernt, durch den vorliegenden Versuch etwas völlig Neues geben zu wollen. In wiefern es ihm aber gelungen ist, einigen neuen Erklärungen durch Erweiterung der bisherigen Behauptungen, und durch Ergänzung mancher Lücken, sowie durch zweckmässigere Gruppirung und durch Vermehrung des Materiales den Eingang gebahnt zu haben, dies überlässt er gern der Entscheidung competenter Beurtheiler. Würde er aber selbst aufgefordert, in aller Kürze die Eigentümlichkeit seines Versuches zu bezeichnen, so würde er sie in die entschiedene Gegenstellung des Realismus gegen den Materialismus mit allseitiger uud durchgehender Abweisung des letzteren setzen, und zugleich in das Streben, sich die Resultate der neueren physiologischen Psychologie anzueignen, ohne genöthigt zu sein, das gewöhnliche Princip dieser Richtung mit aufzunehmen. Wenn es ihm in dieser Beziehung gelungen wäre, eine freundliche und nachsichtige Aufnahme bei der nicht allzu grossen Zahl derjenigen zu finden, die den beiden extremen Parteien der Gegenwart gleich entfernt geblieben sind, so würde er darin eine besondere Aufmunterung zu der Veröffentlichung seiner weiteren Arbeiten auf dem Gebiete der Psychologie erblicken.

Prag, im December 1855.

Der Verfasser.

Inhalt.

Einleitung. §§. 1—4. Seite 1—12.

§. 1. Begriff der Psychologie und deren Verhältniss zur Philosophie. S. 1.
§. 2. Principien, Aufgabe und Methode der Psychologie. S. 2.
§. 3. Beobachtung als Quelle der Psychologie. S. 7.
§. 4. Verhältniss der Psychologie zu den philosophischen und naturhistorischen Wissenschaften. S. 9.

Erster Abschnitt. Begriff der Seele und deren Verhältniss zum Leibe. §§. 5—23. S. 12—51.

A. Entwicklung des Begriffes der Seele. §§. 5—8. S. 12—17.

§. 5. Das Ich des Selbstbewusstseins. S. 12.
§. 6. Einfachheit des Ich. S. 14.
§. 7. Seele und Geist. S. 15.
§. 8. Folgerung. Unräumlichkeit und Unzeitlichkeit der Seele. S. 17.

B. Physiologische Auffassung des Begriffes der Seele. §§. 9—12. S. 18—26.

§. 9. Centralisirung im Organismus. S. 18.
§. 10. Centralwesen des Organismus. S. 19.
§. 11. Umfang des Begriffes der Seele. S. 21.
§. 12. Sitz der Seele. S. 24.

C. Ansichten über das Wesen der Seele. §§. 13—17. S. 26—39.

§. 13. Allgemeine Uebersicht. S. 26.
§. 14. Der Materialismus. S. 27.
§. 15. Der Spiritualismus. S. 31.
§. 16. Der Dualismus. S. 33.
§. 17. Der Monismus. S. 37.

D. Wechselwirkung von Leib und Seele. §§. 18—23. S. 39—51.

§. 18. Entstehen der Vorstellungen durch unmittelbares Zusammensein. S. 39.
§. 19. Entstehen der Vorstellungen durch mittelbares Zusammensein. S. 41.
§. 20. Fortbestehen der Vorstellungen. S. 42.
§. 21. Zusätze. Möglichkeit des nichtsomatischen Entstehens der

Vorstellungen und der somatisch unvermittelten Correspondenz der Geister. S. 44.
§. 22. Verschiedenheit in der physischen Grundlage der Seelenthätigkeiten. S. 45.
§. 23. Das Temperament. S. 49.

Zweiter Abschnitt. Von den Empfindungen. §§. 24—38. S. 51—90.
§. 24. Begriff der Empfindung. S. 51.
§. 25. Inhalt und Stärke der Empfindung. S. 53.
§. 26. Ton der Empfindung. S. 55.
§. 27. Deutlichkeit der Empfindung. S. 58.
§. 28. Gesichtsempfindung. S. 59.
§. 29. Aesthetische Bedeutung des Gesichtssinnes. S. 63.
§. 30. Gehörempfindung. S. 66.
§. 31. Tastempfindung. S. 69.
§. 32. Geruchsempfindung. S. 72.
§. 33. Geschmacksempfindung. S. 74.
§. 34. Körperempfindung (Empfindung im engeren Sinne). S. 76.
§. 35. Zusätze. Das Sinnesvikariat. Totalität der Sinne. Verhältniss der Sinne bei dem Menschen. S. 79.
§. 36. Gemeinempfindung. S. 81.
§. 37. Bewegung im Allgemeinen. S. 83.
§. 38. Die Instinktbewegung. S. 84.

Dritter Abschnitt. Von der Wechselwirkung der Vorstellungen. §§. 39—60. S. 90—138.
§. 39. Grundsatz. S. 90.
A. Hemmung einfacher Vorstellungen. §§. 40—45. S. 92—102.
§. 40. Begriff der Hemmung. S. 92.
§. 41. Grösse der Hemmungssumme. S. 93.
§. 42. Maximum der Hemmungssumme. S. 94.
§. 43. Hemmungsverhältniss. S. 96.
§. 44. Folgerungen: Verdunklung der Vorstellung, Hemmung über das Stärkequantum hinaus. S. 98.
§. 45. Anwendung. Enge des Bewusstseins, Verhältniss der Stärke zur Menge der Vorstellungen. Erhöhung der Klarheit in Folge der Hemmung. S. 101.
B. Verschmelzung einfacher Vorstellungen. §§. 46—51. S. 103—115.
§. 46. Begriff der Verschmelzung. S. 103.
§. 47. Begriff der Hülfe. S. 104.
§. 48. Anwendungen. Bildung. Vorzug des Menschen vor dem Thiere. Hemmung heterogener Empfindungen. Einfluss der Wiederholung. S. 105.
§. 49. Verschmelzung der Reste. S. 108.
§. 50. Unterscheidbarkeit der Vorstellungen. S. 109.

§. 51. Anwendung auf Tastempfindungen, Körper und Gesichtsempfindungen. Grenze der Unterscheidungsfähigkeit. S. 112.

C. Hemmung der Gesammtvorstellungen. §§. 52 u. 53. S. 115—117.

§. 52. Allgemeine Gesetze. S. 115.

§. 53. Anwendung. Der Contrast. Aehnliche Gesammtvorstellungen. Zunahme der Innigkeit in den Verschmelzungen. S. 116.

D. Bewegung der Vorstellungen. §§. 54—60. S. 118—138.

§. 54. Begriff der Bewegung der Vorstellungen. S. 118.

§. 55. Sinken der Vorstellungen. S. 119.

§. 56. Zusatz. Bewegung successiv eintretender Vorstellungen. S. 121.

§. 57. Anwendung: Verhalten des Neuen zum Alten. S. 123.

§. 58. Der Schlaf. S. 126.

§. 59. Zusatz. Empfänglichkeit, deren Abstumpfung und Auffrischung. S. 131.

§. 60. Mathematische Psychologie. S. 134.

Vierter Abschnitt. Von der Reproduktion. §§. 61—76. S. 138—180.

§. 61. Begriff der Reproduktion. S. 138.

A. Unmittelbare Reprodution. §§. 62—64. S. 139—149.

§. 62. Allgemeine Gesetze. S. 139.

§. 63. Anwendung. Erinnern und Wiedererkennen, leichte Verschiebbarkeit des Bewusstseins, Reproduktion durch heterogene Vorstellungen. Physiologische Einflüsse. Verschmelzung und Verträglichkeit der reproducirten Vorstellungen. S. 141.

§. 64. Der Traum. S. 145.

B. Mittelbare Reproduktion. §§. 65—71. S. 149—163.

§. 65. Allgemeine Gesetze. S. 149.

§. 66. Anwendung. Charakter der unmittelbaren Reproduktion. Das Zeichen, die Tropen. S. 151.

§. 67. Zusätze. Einfluss der Mehrheit reproducirender oder reproducirter Vorstellungen. S. 155.

§. 68. Reihenreproduktion. 156.

§. 69. Zusätze. Erweiterung der Reihenform. Schnelligkeit des Ablaufes, rekurrente Reihen, Schwankungen in den Reihenreproduktionen, Sprünge. S. 158.

§. 70. Anwendung. Fortschritt der Bildung. Innigkeit der Reihen, Vortheile und Nachtheile der Reihenreproduktion. S. 160.

§. 71. Verhaltniss der Reihen unter einander. 162.

C. Verhältniss der Reproduktion zu der Empfindung. §§. 72—76. S. 163—180.

§. 72. Reproduktion und Empfindung im Allgemeinen. S. 163.

§. 73. Lebhaftigkeit der Vorstellungen. S. 166.

§. 74. Sinnestäuschung im Allgemeinen. S. 169.

§. 75. Die Sinnesvorspiegelung insbesondere. S. 171.

§. 76. Verhältniss der Reproduktion der Vorstellungen zu den Thätigkeiten des Organismus. S. 177.

Fünfter Abschnitt. Von den Formen der Sinnlichkeit. §§. 77—92. S. 180—234.

§. 77. Zeit und Raum. S. 180.

A. Von der zeitlichen Auffassung. §§. 78—81. S. 182—191.

§. 78. Die Zeitreihe. S. 182.

§. 79. Weitere Ausbildung der Zeitform. S. 184.

§. 80. Zusätze: Zeitreihe des Lebens, Erinnerung und Ahnung, allgemeines Werden. S. 186.

§. 81. Messen der Zeit. S. 189.

B. Von der räumlichen Auffasung. §§. 82—89. S. 191—222.

§. 82. Die Raumreihe. S. 191.

§. 83. Räumliche Auffassung durch das Gesicht. S. 194.

§. 84. Räumliche Auffassung durch das Tasten und den Muskelsinn. S. 197.

§. 85. Weitere Ausbildung des Raumvorstellens. S. 200.

§. 86. Fläche, Gestalt und Körper. S. 202.

§. 87. Vom Messen des Raumes, die Grösse. S. 211.

§. 88. Zeitraum und Bewegung. S. 216.

§. 89. Die Anschauung. S. 220.

C. Vom Lokalisiren und Projiciren. §§. 90—92. S. 222—234.

§. 90. Das Lokalisiren. S. 222.

§. 91. Das Projiciren. S. 227.

§. 92. Die Wahrnehmung. S. 233.

Sechster Abschnitt. Von der Intelligenz. §§. 93—105. S. 234—266.

A. Vom Gedächtniss. §§. 93 u. 94. S. 234—240.

§. 93. Begriff und Eigenschaften des Gedächtnisses. S. 234.

§. 94. Arten des Gedächtnisses. S. 237.

B. Von der Einbildungskraft. §§. 95. u. 96. S. 240—246.

§. 95. Begriff und Eigenschaften der Einbildungskraft. S. 240.

§. 96. Arten der Einbildung. S. 243.

C. Vom Denken. §§. 97—105. S. 246—266.

§. 97. Begriff des Denkens. S. 246.

§. 98. Entstehen der Begriffe. S. 249.

§. 99. Zusätze: Schwierigkeit im Denken allgemeiner Begriffe, Eines unter Vielen, Unvollkommenheit der Begriffe, Begriff und Sprache, Begriffe als Maassstab der Kultur. S. 251.

§. 100. Entstehen des Urtheils. S. 253.

§. 101. Zusätze: Ueberlegung und Ueberzeugung, Vorblicke auf die logischen Verhältnisse, ästhetische Urtheile. S. 256.

§. 102. Verhältniss des Urtheils zu dem Begriffe. S. 258.

§. 103. Entstehen des Schlusses. S. 260.

§. 104. Vollkommenheit des Denkens. S. 261.
§. 105. Die Phantasie. S. 263.

Siebenter Abschnitt. Von der Apperception und den darauf beruhenden Seelenzuständen. §§. 106—119. S. 266—300.

A. Von der Apperception. §§. 106 u. 107. S. 266—271.
§. 106. Begriff der Apperception. S. 266.
§. 107. Zusätze. Stufen der Apperception. Aufhebung der Apperception. S. 269.

B. Von der Aufmerksamkeit. §§. 108 u. 109. S. 271—277.
§. 108. Begriff und Arten der Aufmerksamkeit. S. 271.
§. 109. Die intellektuelle Aufmerksamkeit. S. 274.

C. Von der Vorstellung des Ich. §§. 110—115. S. 277—292.
§. 110. Die Vorstellungen des eigenen Leibes, als Grundlage zu der Vorstellung des Ich. S. 277.
§. 111. Das Ich als vorstellendes Wesen. S. 278.
§. 112. Das Ich als Macht. Ich selbst. S. 280.
§. 113. Das Ich als Resultat der Lebensgeschichte. S. 282.
§. 114. Zusätze. Reichthum und Armuth im Ich. Vorstellung des Wir, Abbildungen des Ich in den Anderen. S. 284.
§. 115. Abnormitäten in der Entwicklung des Ich. S. 287.

D. Vom inneren Sinne und dem Selbstbewusstsein. §§. 116—119. S. 292—300.
§. 116. Der innere Sinn. S. 292.
§. 117. Zusatz: Grade in der Apperception durch das Ich. S. 295.
§. 118. Das Selbstbewusstsein. S. 297.

Achter Abschnitt. Vom Gefühle. §§. 119—127. S. 300—334.
§. 119. Die subjektiven Zustände. S. 300.
§. 120. Begriff des Gefühls. S. 302.
§. 121. Entstehen des Gefühls. S. 305.
§. 122. Verhältniss des Gefühls zu den Vorstellungen. S. 309.
§. 123. Wechselwirkung der Gefühle. S. 314.
§. 124. Eintheilung der Gefühle. S. 318.
§. 125. Die ästhetischen Gefühle. S. 322.
§. 126. Die sympathetischen Gefühle. S. 324.
§. 127. Der Affekt. S. 329.

Neunter Abschnitt. Von der Begierde. §§. 128—135. S. 334—368.
§. 128. Die objektiv-subjektiven Seelenzustände. S. 334.
§. 129. Begriff und Bedingungen der Begierde. S. 337.
§. 130. Entstehen der Begierde. S. 341.
§. 131. Die Befriedigung. S. 344.
§. 132. Verhältniss der Begierde zu den Vorstellungen. S. 348.
§. 133. Mannigfaltigkeit der Begierden. S. 353.

§. 134. Wechselwirkung der Begierden. S. 359.
§. 135. Der Trieb. S. 363.

Zehnter Abschnitt. Von dem Wollen und den damit zusammenhängenden Seelenzuständen. §§. 136—149. S. 368—406.

A. Vom Wollen. §§. 136 u. 137. S. 368—374.
§. 136. Begriff des Wollens. S. 368.
§. 137. Zusätze: entgegengesetzte Momente im Wollen, die Handlung und die Leitung des inneren Vorstellungsverlaufes. S. 371.

B. Von der psychologischen Freiheit. §§. 138—141. S. 374—387.
§. 138. Die psychologische Unfreiheit. S. 374.
§. 139. Das Wollen und das Ich. S. 376.
§. 140. Die psychologische Freiheit. S. 380.
§. 141. Die Vernunft. S. 383.

C. Von der Leidenschaft. §§. 142 u. 143. S. 387—393.
§. 142. Begriff und Eintheilung der Leidenschaft. S. 387.
§. 143. Entstehen und Fortbildung der Leidenschaft. S. 390.

D. Vom Charakter. §§. 144—145. S. 394—397.
§. 144. Begriff des Charakters. S. 394.
§. 145. Der sittliche Charakter. S. 396.

E. Von der Zurechnung. §§. 146—149. S. 397—406.
§. 146. Begriff der Zurechnung. S. 397.
§. 147. Zurechenbarkeit der That. S. 399.
§. 148. Zurechnungsfähigkeit des Individuums. S. 400.
§. 149. Anwendung auf die gerichtliche Psychologie. S. 403.

Einleitung.

§. 1. Begriff der Psychologie und deren Verhältniss zur Philosophie.

Bei den verschiedenen Versuchen der Menschen, das in der äussern und innern Erfahrung Gegebene denkend zu erfassen und zu verbinden, stellen sich unwillkührlich eine Menge Fehler ein, welche einen nicht unwesentlichen Bestandtheil des im Verlauf des Lebens sich bildenden Gedankenkreises jedes Einzelnen ausmachen. Von diesen Fehlern das Denken zu befreien, Richtigeres dafür einzusetzen, darin besteht im Allgemeinen die Aufgabe der Philosophie. Sämmtliche Fehler des gemeinen Gedankenkreises lassen sich auf drei Hauptklassen zurückführen: 1) auf Undeutlichkeit der Begriffe im Allgemeinen; 2) auf Widersprüche in den Erkenntnissen dessen, was ist; 3) auf solche Unvollständigkeiten in der Auffassung gegebener Verhältnisse, aus denen ein Sollen hervorgeht. Hieraus ergeben sich drei besondere Forderungen: Verdeutlichung des Undeutlichen, Lösung des Widerspruches und Ergänzung des unvollständig Aufgefassten. Die Philosophie, als das allmäliche Product des Philosophirens, begegnet diesen drei Forderungen in folgenden drei an Problem, Methode und Ziel verschiedenen Richtungen, die sich nach ihrer Abschliessung zu gesonderten Wissenschaften, als Logik, Metaphysik und Aesthetik (im weitesten Sinne als Lehre vom Schönen und Guten) darstellen. — Die Metaphysik, indem sie die Hartnäckigkeit des Gegebenen durch Ergänzung der allgemeinsten Erfahrungsbegriffe nach ihren, dem gemeinen Bewusstsein verborgenen, Beziehungen mit den Ansprüchen des Denkens in Einklang zu bringen strebt, führt zu einer Reihe ganz allgemeiner Begriffe und Sätze, die sich einer vorschreitenden Determination als ruhende Ausgangspunkte anbieten. Es bildet sich somit eine Gruppe besonderer Wissenschaften, welche die Vermittlung übernehmen zwischen diesen allgemeinen Resultaten der Metaphysik einerseits, und

den mannigfaltigen, concreten Erkenntnissen des — bereits unter Einfluss der Logik vervollkommneten — Erfahrungskreises des Lebens andererseits, und, entsprechend den drei hervorragenden Punkten, um welche sich letztere bereits längst gesammelt haben: Natur, Seele und Gott, stellen sich diese Wissenschaften als die Naturphilosophie, Psychologie und Religionsphilosophie (letztere jedoch mit gleichzeitiger Einbeziehung ästhetischer Principien) neben einander. — Hiernach ist die Psychologie diejenige Wissenschaft, welche sämmtliche Erkenntnisse über die Seele, sowohl die metaphysischen, als die empirischen in ein übereinstimmendes Ganze vereinigt.

Anmerkung. Durch das Gesagte ist der Umfang der Psychologie auf die durch ihren Namen selbst bestimmte Grenze zurückgeführt. Es ist hierbei im Interesse der Psychologie, sowohl vor übermässiger Erweiterung, als vor willkührlicher Verengung ihres Gebietes zu warnen. Erstere fand bald nach naturwissenschaftlicher Seite hin (am Auffallendsten wohl bei Steffens und Eschenmayer), bald nach juridischer hin statt (z. B. bei Michelet, der die Lehre vom Besitz mit einbezieht). Willkührlich beschränkt wird die Psychologie, wenn sie als identisch mit psychischer Anthropologie genommen wird: die Ausschliessung der Thierseelen von der psychologischen Betrachtung ist weder im Principe gerechtfertigt, noch in der Durchführung völlig gefahrlos. Manche psychologische Theorie wäre bei erweiterter Vergleichung des Seelenlebens minder einseitig ausgefallen. Zudem mahnen die ausserordentlichen Resultate der vergleichenden Anatomie und Physiologie zur Nachahmung; in welchem Sinn aber, darüber kann erst in der weitern Folge Näheres bestimmt werden (Scheve, vergleichende Seelenlehre. Heidelb. 1845). — Geschichte des Namens der Psychologie. — Vergleiche zu dem Ganzen: Suabedissen, von dem Begriffe der Psychologie. Marb. u. Cassel 1829. — Was übrigens die Aufgabe der Philosophie überhaupt betrifft, so verweisen wir, zur Verdeutlichung des oben Angegebenen, auf Drobisch, Logik, erste Ausg. Leipzig 1836. §. 1 fg. Strümpell, Entwurf der Logik. Ein Leitfaden für Vorlesungen. Mitau und Leipzig 1846. Einleit. Cajus, Einleitung in die allgemeine formale Logik. Halle 1853. §. 13. Herbart, Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie. 5. Auflage. Leipzig 1851. Abschn. 1. Griepenkerl, F. K. sen., Briefe an einen jungen gelehrten Freund über Philosophie und besonders über Herbart's Lehre. Braunschweig 1832.

§. 2. Principien, Aufgabe und Methode der Psychologie.

Die Psychologie geht, gleich der Naturphilosophie, von zweierlei Erkenntnissen aus: von metaphysischen und empirischen.

Die ersteren sind allgemeine Sätze, aus denen durch Determination andere abgeleitet werden; die letzteren sind Thatsachen, die durch Beobachtung gewonnen werden, und aus denen man durch Abstraction emporsteigt (vergl. Krause, Vorlesungen üb. d. psych. Anthr., herausg. v. Ahrens. Gött. 1848. p. 3.). In der einigen und allseitigen Durchdringung beider Principien nun besteht die wesentliche Vollendung der Psychologie, auf deren Erreichung demnach die Scheidung derselben in rationelle und empirische von vorn herein Verzicht leistet. — Die Aufgabe der Psychologie besteht darin, die Eigenthümlichkeit der einzelnen Seelenthätigkeiten zu beschreiben, deren Gesetz zu erklären, und über das Wesen der Seele selbst Aufschluss zu geben. Man pflegt dies in der beliebten Sprachweise der Naturwissenschaften dadurch auszudrücken, dass man von der Psychologie fordert, nacheinander Naturgeschichte, Naturlehre und Naturphilosophie der Seele zu sein. — Die Art und Weise, wie die Psychologie, von jenen Principien ausgehend, dieser Aufgabe gerecht wird, bestimmt die Methode derselben. Sie ist zunächst offenbar eine doppelte. Entweder kann einseitig von den metaphysischen Principien ausgegangen werden, und dann beginnt die Psychologie mit dem Begriff der Seele, — oder noch besser mit dem des Geistes — erklärt die Seelenerscheinungen aus deren Wesen in einer gewissen Succession (Entwicklungsstufen), und verfolgt diesen Gang bis zu der Beschreibung der äussersten concreten Entfaltungsformen des Geistes herab. Oder umgekehrt: es bilden die ausschliessliche Grundlage möglichst zahlreiche und genau geprüfte Thatsachen, die sofort in Gruppen gebracht werden, und durch Induction gewisse Gesetze erkennen lassen, aus denen zuletzt auf die Beschaffenheit des ihnen gemeinsamen Trägers geschlossen werden soll. Beide Methoden stehen eigentlich nach der Verschiedenartigkeit der Principien unvermittelt einander gegenüber, die eine construirt, die andere sucht. In dieser Einseitigkeit aber liegen besondere Gefahren jeder einzelnen. Indem bei der constructiven Methode die Psychologie von einem anderswoher überkommenen Begriffe in voller Ausschliesslichkeit abhängig gemacht wird, giebt sie derselben, selbst im besten Falle, nur das Ansehen der consequenten Durchführung einer brauchbaren Hypothese. Am unbefriedigendsten aber erweist sich die constructive Methode, wenn durch sie der Begriff des

Geistes flüssig gemacht, und mit einer gewissen Triebkraft versehen wurde, die ihn mit dialectischer Nothwendigkeit aus der Einheit seines Wesens in die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen hinaustreiben sollte, eine Annahme, für welche keine andere Rechtfertigung angegeben werden kann, als die Durchführung selbst. Schlimme Rechtfertigung! Kann doch diese vielgerühmte Durchführung sich nie von der Gefahr befreien, entweder zu Hirngespinsten zu gelangen, oder am Ende doch der Erfahrung im Einzelnen Concessionen zu machen, welche ihr im Anfange und im Ganzen verweigert worden waren. Die blos auf empirische Forschung gegründete Methode übersieht dagegen, dass eine geregelte Abstraction, welche von zufälligen Verhältnissen und Umständen absieht und auf das Wesentliche und Bedeutende reflectirt, immer nur da möglich ist, wo man sich eines bestimmten Zieles, nach dem hin abstrahirt wird, bewusst ist, und dass eine blinde Abstraction nicht geringere Gefahren in sich enthält, als eine rücksichtslose Construction. Zudem wird für viele Seelenzustände eine wahre Erklärung nur durch Vorausnahme des Begriffes der Seele möglich, der doch nach dieser Methode erst am Ende stehen sollte. Für uns ergibt sich als Consequenz des Begriffes der Psychologie eine **dritte Methode**, die **beiderlei** Principien von Fall zu Fall herbeizieht, verbindet und dadurch eine wirkliche Durchdringung beider bewirkt. Die Reihenfolge der zu erklärenden Fälle aber bietet die Ordnung dar, in der wir die Thätigkeiten in den Seelen der Einzelnen auf einander folgen sehen, der jedoch aus dem eben angedeuteten Grunde die Entwicklung des Begriffes der Seele voranzugehen hat.

Anmerkung. Die beiden Methoden, die empirische und die constructive, stehen einander in der Gegenwart scharf ausgeprägt gegenüber in den Auffassungen der Psychologie als „Entwicklungsgeschichte des Geistes" und als „Naturwissenschaft." Die erste fand ihre consequenteste Darstellung in der Hegel'schen Schule. Ihre beiden Voraussetzungen sind: die Annahme des subjectiven Geistes einerseits, und die Berechtigung seines dialectischen Prozesses andererseits. Die Entwicklung desselben begreifen, heisst seine Berechtigung als nothwendig erkennen (Vergl. Erdmann, Grundriss der Psychol. 3. Aufl. Leipzig 1847. §. 4.). Da hierbei eben so wenig ein Haltpunkt, als ein Rückschritt möglich ist, so entstand daraus die besondere Schwierigkeit, solche Zustände des Seelenlebens begreiflich zu machen, in denen ein offenbarer Stillstand oder wohl gar Rück-

schritt statt findet, wie in den Seelenkrankheiten, die daher nur auf eine höchst gezwungene Weise in eine Stelle der allgemein nothwendigen Entwicklung eingedrängt werden konnten, und deren so gewonnene Theorie vom Standpunkte der gegenwärtigen Psychiatrie aus allgemein als eine misslungene betrachtet wird. Mit der Bezeichnung derselben als zufälligen, „selteneren" ist einem noch weiteren und nicht minder bedeutenden Bedenken Platz gegeben (s. Erdmann, p. VII. und Rosenkranz, Ps., 2. Aufl. Königsb. 1843. p. 157). Die Methode weist ein Fachwerk an, das auszufüllen hinterher die Erfahrung eingeladen wird. So wird die Psychologie ein Opfer der Methode, und es wird dabei gerade das vermisst, was in der Psychologie am Meisten gesucht wird, nämlich: eine auf die Thatsachen eingehende Erklärung durch genaue Bloslegung der Gesetze (vergl. als Beispiel Rosenkranz a. a. O. p. 200). Diesen Mangel zu verbergen, war man zu Machtsprüchen genöthigt. Die Psychologie erhält auf diese Weise mehr den Anschein einer nach einem ihr fremden Eintheilungsgrund geordneten Begriffsreihe, als den einer auf ihren Gegenstand eingehenden Untersuchung. Die Hegel'sche Psychologie verliert sogleich ihre wahre Bedeutung, sobald ihr zugemuthet wird, etwas zu erklären. Wie energisch die Gegenwart auf diesen Uebelstand hingewiesen hat, ist bekannt. Dass bei dem Allen doch noch das Bewusstsein der tiefen Kluft zwischen der Erklärung und dem zu Erklärenden blieb, beweisen die bekannten Klagen über die Ohnmacht des Weltlaufes, der speculativen Entwicklung zu folgen, so wie die Gewalt, die man Thatsachen zufügte, um sie dem Gange der Methode anzupassen und die den Sinn für unbefangene Beobachtung gänzlich zerstört hat (Vergl. Exner, die Psychologie der Hegel'schen Schule beurtheilt. Leipzig 1842. 2. Heft: die Erwiderungen der Herren K. Rosenkranz und J. E. Erdmann. Ebendas. 1844. Waitz, der Stand der Parteien. Allgem. Monatsschrift 1852). Gegensätze mussten künstlich geschaffen, und vorhandene künstlich erweitert werden (z. B. die Stellung der Geschlechter zu einander). Die verschiedenen, sich mannigfaltig durchkreuzenden Phänomene des Seelenlebens als Entwicklungen des subjectiven Geistes darzustellen, bleibt immer etwas der Wechselwirkung derselben Unangemessenes. Das Seelenleben ist zu sehr ein in seinen einzelnen Bethätigungen verwebtes Ganze, als dass es sich in den rhythmischen Gang einer strengen Gliederung verwandeln liesse. Von Entwicklung da zu sprechen, wo Alles „gleichzeitig an Einem Subjecte" vorkommt (Erdmann, am a. O. §. 5), scheint etwas Gewagtes. In dieser Beziehung nähert sich die Entwicklungsgeschichte der Seele einigermassen der alten formalen Theorie der Seelenvermögen (Erdmann §. 93). In der Hegel'schen Psychologie behält der Gedanke des subjectiven Geistes immer eine gewisse Leerheit und Unbestimmtheit, weil er seinen Inhalt nur in der Idee hat. Diese auszufüllen musste jener Reichthum an Geist und genialen Appercüs aufgeboten werden, der ihr nie ab-

gesprochen werden kann. Hat sie daher auch, wo sie im Grossen auftritt, ein imponirendes Aussehen, so büsst sie dasselbe doch leicht im einzelnen Detail ein, und hat sich in dieser Beziehung mindestens den Tadel gefallen lassen müssen, dass sie stets über dem Entferntesten das Nächste übersieht, und Nächstes aus möglichst Fernem ableitet. — Unter dem Namen der naturwissenschaftlichen Psychologie sind noch sehr divergirende Bestrebungen zusammengefasst. Neben materialistischen, mechanischen und phrenologischen Standpunkten finden darunter auch rein psychologische Begründungen (wie unter den Aelteren bei Hoffbauer, unter den Neueren bei Waitz) ihre Stelle. Die Hoffnung, einen Theil des Interesses, dessen sich gegenwärtig die Naturwissenschaften zu erfreuen haben, der Psychologie zuzuwenden, und die Abneigung gegen die Herrschaft construirender Methoden waren die äusseren Bewegungsgründe; die Gleichartigkeit der Beobachtung bei innerlichen und äusserlichen Thatsachen und die analogen Zwecke und Mittel beider die innern. In diesem Sinne schlug Waitz eine Gliederung der Psychologie in vergleichende, naturwissenschaftliche, in Entwicklungsgeschichte und Anthropologie vor (Stand der Parteien. Allg. Monatsschr. 1852 und die realist. u. naturw. Ps. ebendas. 1853). In seiner eigenen Darstellung der Psychologie bemerkt er sehr richtig, die Beobachtung gebe nur die Resultante, aus der allein die Componenten nie zu erschliessen seien (Lehrb. der Ps. als Naturwissenschaft. Braunschw. 1849. p. 23). Den obigen Einwürfen entzieht er sich zum Theil dadurch, dass er der Psychologie die „Hypothese eines unräumlichen Seelenwesens“ zu Grunde legt (pag. 50). Auch in der gerichtlichen Psychologie wurde die Sehnsucht nach einer rein von metaphysischen Ansichten völlig losgelösten naturwissenschaftlichen Psychologie bereits öfters laut. Die Opposition gegen die naturwissenschaftliche Auffassungsweise der Psychologie ging theils von dem Vorurtheile aus, sie führe nothwendig zum Materialismus; theils von der Ueberzeugung, es herrsche zwischen ihren Anhängern selbst keine Uebereinstimmung. Ahrens nannte sie einen platten Gedanken, bei dem sich die Methode nicht nach dem Gegenstande richte. Ein Theil dieser Missverständnisse würde wohl schon durch die Wahl der genaueren Bezeichnung „Psychologie nach naturwissenschaftlicher Methode“ beseitigt werden. — Neben dem Glanze der dialektischen Methode und dem eigenthümlichen Reize zusammenstellender Forschung, verliert zwar die von uns zu befolgende Methode, die man die genetische nennen könnte, an Ansehen, aber gewiss nicht der Gegenstand an zusagender Behandlung. Die genetische Methode ist auch eine entwickelnde; aber sie entwickelt nicht den Geist aus seiner Wesenheit heraus, oder in sie hinein, sondern nur ein zusammengesetztes Phänomen aus einem einfacheren, sie entwickelt demnach nicht speculativ, sondern historisch.

§. 3. Beobachtung als Quelle der Psychologie.

In so weit sich die Psychologie auf empirische Principien stützt, ist Beobachtung ihre einzige Quelle. Die Beobachtung besteht in der absichtlichen anhaltenden Hinlenkung der Aufmerksamkeit auf vorhandene Seelenzustände. Sie zerfällt, da sowohl ihr Subject, als ihr Object das eigene oder ein fremdes Ich sein kann, in vier Arten. Zunächst beobachte ich mich selbst. Hier theilt sich mein Ich in zwei Theile, deren einer den andern beobachtet. Diese Trennung aufrecht zu erhalten, bedarf es einer gewissen Anstrengung, darum lässt sich die Selbstbeobachtung nur sehr schwer dauernd behaupten und kann erzwungen selbst der Seelengesundheit gefährlich werden (Kant, Anthr. §. 4). Viele Zustände vertragen eine solche künstliche Theilung gar nicht oder werden durch den so erzeugten Beobachtungsfehler gänzlich modificirt. Fortgesetzte Selbstbeobachtung leert das Bewusstsein allmälig aus. Zudem ist der beobachtende Theil allen Einflüssen der Eigenliebe und Sucht nach Seltsamkeiten preisgegeben, während in dem beobachteten Theile sich das Gleichzeitige verwirrt, das Interesse am Beobachteten steht meist dem Interesse am Beobachten selbst im Wege. (S. Stiedenroth, Psychol. Berlin 1824. I, p. 36.). Endlich kann die Selbstbeobachtung selbst wieder Gegenstand der Beobachtung werden, wobei sich natürlich der Beobachtungsfehler potenzirt. — Seelenzustände Anderer können nur in so weit beobachtet werden, als der eigene Seelenzustand eine genaue Auffassung der genauen Aeusserung des fremden ist. Die Selbstbeobachtung hält dieses Bild fest und gibt uns weiter den Commentar zu dessen Verständniss. Doch wächst hier zugleich mit der Unsicherheit der Umfang des Beobachtungskreises. Die Erfahrungen fremder Selbstbeobachtung sind uns nur durch die Mittel der beiden vorigen zugänglich. Die Aeusserung ist hier absichtliche Mittheilung und diese bringt ihren eigenthümlichen Fehler mit sich (Vergl. Fr. A. Carus, Ps. Leipzig 1808. I, p. 39.). An Selbstbiographien war wohl kein Zeitalter arm; die Gegenwart zeigt eine besondere Vorliebe für Kindesbiographien (Goltz). Durch keine andere Art der Beobachtung zu ersetzen sind die Selbstbeobachtungen Taubstummer (Teuscher, Kruse), Blindgewordener (Huber), geheilter Blindgeborner (Cheselden's berühmter glücklich Operirter), die Autonosographien Seelengestörter (Diätophilus) und Seelenkranker. —

Fremde Beobachtungen controlliren durch den unübersehbaren Reichthum einigermassen die Unsicherheit des Einzelnen. Hierher gehören vor Allen die grösseren Sammelwerke von Abel, Moritz, Mauchart, Wagner, Schmid, Tschirner und Schubert, das bedeutende Material aus den Zeitschriften von Nasse, Damerow, Friedreich und Fechner, die zahlreichen Werke über Menschenkenntniss im Allgemeinen und Besonderen (Pockels, Wetzel, Engel, Herz, Meister, Jassoix, Delachambre), Biographien, die sich dem nähern, was Carus Individualpsychologie genannt hat, (insbesondere die Biographie Göthe's, „der vor Anderen Mensch gewesen" — die Hauserliteratur), pragmatische Geschichte Seelenkranker (Ideler), Taubstummer (Schmalz, die Laura Bridgeman), Blinder (Zeune), Gefangener (Appert, wenig brauchbar), bedeutender Verbrecher (der Pitaval), eigenthümlicher Menschen (Bülow), Wildaufgewachsener (König). Mancher schätzbare Beitrag findet sich in Reisebeschreibungen, ethnographischen, historischen, pädagogischen Werken. Das Studium grosser Dichter wurde allezeit für eine fruchtbare Quelle der Psychologie gehalten. (Shakespeare „der Alles darstellende" und Homer haben bereits ihre Spezialpsychologien gefunden.) Die Psychologie der Hebräer und die biblische Sittenlehre bilden eine reiche Literatur (Fr. A. Carus); in neuester Zeit erhielt auch die Psychologie des Kirchenvaters Augustin ihre gesonderte Darstellung (Gangauf). Durch Fülle des bearbeiteten Materiales zeichnen sich besonders aus die Lehrbücher von Tiedemann, Burdach, K. G. Carus, Schubert u. A.

Anmerkung. Das vorige Jahrhundert hatte eine besondere Vorliebe zu derlei Beobachtungen (zusammenhängend mit dem regen Interesse für Physiognomik), und bildete eine eigene Beobachtungskunst seiner selbst und Anderer aus (s. Scheidler, Handbuch der Psych. Darmst. 1833. p. 288), von der es erweiterte Menschenkenntniss erwartete. Der Gewinn für die Psychologie selbst blieb jedoch sehr gering, „die Streifzüge waren mehr Spaziergänge als Entdeckungsreisen", wie Feuchtersleben bemerkte. Vor zwei Fehlern muss dabei besonders gewarnt werden, vor der Einmengung theoretischer Ansichten in die Beobachtung selbst, und vor der Sucht, nur Ausserordentliches, Abnormes zu beobachten. Die ausserordentlichen Erscheinungen sind nicht immer die lehrreichsten und taugen mehr zu Problemen, als zu Principien der Psychologie. — Die meisten Zustände kommen nicht blos in den Seelen Einzelner, sondern auch gleichsam

„mit grösseren Lettern geschrieben“ in den fingirten Seelen ganzer Gesellschaften vor, in denen sich die Individuen fast so zu einander verhalten, wie die Vorstellungen in dem Bewusstsein des Einzelnen. Daher könnte das Studium solcher Erscheinungen auch noch entfernter Weise zu den Quellen der Psychologie gezählt werden (Plato, Polit. II, 10. Herbart, Lehrb. zur Psych. Königsb. 1834. §. 240. Schilling, Lehrb. der Psych. Leipzig 1851. §. 93. Lazarus, über den Begriff und die Möglichkeit einer Völker-Psychologie im deutschen Museum. 1851.) In wie weit auch das Studium gewisser musikalischer Meisterwerke noch hergehöre, wird später gezeigt werden.

§. 4. Verhältniss der Psychologie zu den philosophischen und naturhistorischen Wissenschaften.

Die Psychologie tritt durch die Beschaffenheit ihres Gegenstandes mit den einzelnen philosophischen Disciplinen und den Naturwissenschaften in ein bestimmtes Verhältniss. Der (allgemeinen) Metaphysik entlehnt sie den Begriff der Seele, setzt also die Metaphysik voraus. Aber die Metaphysik, indem sie gleich allem menschlichen Wissen von Vorstellungen ausgeht, ist der Versuchung ausgesetzt, sich in psychologische Probleme einzulassen, und die neuere Metaphysik hat seit Descarte's *cogito, ergo sum* ihren vorwiegend psychologischen Charakter behauptet. Allein eine solche Vermengung beider Wissenschaften, oder wohl gar ein Aufgehen der Metaphysik in Psychologie verdirbt, wie aus dem Obigen hervorgeht, die Aufgabe beider. Um die Trennung der einander in vielen Punkten sich begegnenden Geschäfte aufrecht zu erhalten, hat die Metaphysik, die Vorstellung stets nur unter der Kategorie der Erscheinung, die Seele unter der des Seienden zu begreifen, und überall aus der Sphäre der Erscheinungen in die der Wesen und ihrer Zustände aufzustreben, während die Psychologie, den einmal gewonnenen Standpunkt der Metaphysik festhaltend, es nur mit den Zuständen eines Wesens als solchen zu thun hat. Die Metaphysik zerlegt die einzelne Erscheinung, indem sie von ihr auf eine Mehrheit von Seienden zurückgeht; die Psychologie setzt aus den einzelnen Erscheinungen des Einen Wesens, Seele genannt, das Ganze seiner inneren Zustände zusammen. In der Lehre vom Raume lässt sich diese Scheidung am deutlichsten durchführen, und in ihr hat die Unterlassung derselben am Meisten Verwirrung herbeigeführt. Wäre die Psychologie blosse Beschreibung der Seelenthätigkeiten, dann wäre die bisweilen geäusserte

Forderung: einer richtigen Psychologie dürfe man weder den Idealismus noch den Realismus metaphysischer Principien anmerken, vollberechtigt; einer Psychologie aber, die über dieses Ziel hinausgeht, kann ein solcher metaphysischer Indifferentismus nicht zugemuthet werden. Eben hierdurch ist auch das Verhältniss der Psychologie zu der ihr bezüglich der Metaphysik nebengeordneten Naturphilosophie bestimmt. Die Psychologie bahnt den Weg zum Verständniss der Naturphilosophie an. Denn wenn die Metaphysik das Sein noch anderer Wesen, als der Seele, nachgewiesen hat, dann ist für die Auffassung der Zustände dieser Wesen das Festhalten der Analogie zu den uns einzig gegebenen Zuständen unserer Seele das ausschliessliche Schutzmittel gegen willkührliche Determinationen (obwohl auch in dieser Beziehung vor Uebertreibungen zu warnen ist). Dieselbe Analogie setzt die Psychologie in ein Verhältniss zu der Religionsphilosophie, indem für die Erkenntniss der Beziehungen Gottes zur Welt das Verhältniss der Seele zum Leibe sich als Anhaltspunkt darbietet, obwohl bei dieser Anwendung die Formeln der Psychologie eine höchst modificirte Gestalt annehmen werden (wie gewisse mathematische Formeln, wenn in ihnen eine unendliche Grösse eingeführt wird, vergl. Drobisch Grundl. der Religionsph. Leipz. 1840. p. 216.). Von der Logik und Aesthetik unterscheidet sich die Psychologie selbst da, wo sie den Gegenstand mit ihnen gemeinsam hat, in der Weise ihrer Auffassung: die Logik hat es mit den Producten, die Psychologie mit dem Produciren — und dieses fördert Logisches, wie Unlogisches zu Tage — zu thun. Der Vermengung der Psychologie mit ästhetischen Momenten liegt ein Verkennen der wesentlichen Verschiedenheit beider in Principien, Methode und Aufgabe zu Grunde, und die schlimmen Folgen, die das Zurückführen der Moralphilosophie auf psychologische Thatsachen, sowie die Uebertragung moralischer Forderungen in die Psychologie für beide Wissenschaften genommen hat, sind sehr fühlbar geworden. Die Anerkennung des Seiens und des Seinsollens muss sich wechselseitig in voller Unabhängigkeit behaupten, wenn nicht die Eigenthümlichkeit beider aufgehoben werden soll. Der Psychologie ist das ästhetische Urtheil etwas Spätes und Subjectives, der Aesthetik das Erste und Absolute. — Unter den Naturwissenschaften ist die

Physiologie diejenige, die dem Begriffe der Vorstellung nicht aus dem Wege gehen kann, für sie ist das Vorstellen eine Thätigkeit, die am Ende oder am Anfange einer Reihe durch Causalnexus verbundener Thätigkeiten steht. So bestimmt nun auch im Allgemeinen die einzelnen Glieder dieser Reihe unterschieden werden können, so unbestimmt ist die Art ihres Ineinandergreifens, und weder die innere Erfahrung der Selbstbeobachtung, noch das physiologische Experiment vermögen die Kluft zwischen dem nachweisbaren Nervenreiz und der bewussten Vorstellung aufzuheben, oder auch nur zu verringern. Es liegt nun im wahren Interesse beider Wissenschaften, das Bewusstwerden dieser Lücke nicht durch irgend eine einseitige Hypothese zu verbergen. Nur einer künftigen Naturphilosophie, der es gelungen wäre, die Thatsachen der Physiologie aus dem Verhältniss jener einfachen Wesen und inneren Zuständen, die den Organismus ausmachen, zu erklären, würde über die Wechselwirkung von Vorstellung und Nervenreiz jenes Licht verbreiten können, das man bisher vergebens bald dem anatomischen Messer, bald der psychologischen Theorie abgefordert hat. Aber selbst so lange diese vermittelnde Wissenschaft nicht über ihre ersten Anläufe hinausgekommen ist, darf die Psychologie die ihr noch nicht unmittelbar zugänglich gemachten physiologischen Vorgänge im Nervensysteme und dessen Centralapparaten keineswegs als etwas für sie Gleichgültiges betrachten, und in der sorgfältigen Berücksichtigung derselben eine „Verunreinigung der Psychologie" (Rosenkranz) erblicken, und am Ende gar für ein „Feindschaft zwischen Euch" (Scheidler) stimmen. Zur Verdeutlichung des Gesagten wird sich bald eine passendere Stelle finden.

Anmerkung. In neuerer Zeit ist der Gedanke der Psychologie „als Grundwissenschaft überhaupt" ziemlich allgemein geworden. Man beruft sich in speculativer Beziehung darauf, dass ja jede Wissenschaft, die Metaphysik nicht ausgenommen, nur ein „psychologisches Phänomen", also am Ende nur „angewandte Psychologie" sei (Beneke, Lehrb. der Psychol. als Naturw. Berlin, 2. Aufl. 1845. §. 17.) und in historischer Beziehung auf das Vortreten ungültiger Begriffe als nothwendiger Folge der Vernachlässigung dieser Erkenntniss (Waitz, Grundl. der Ps. Hamburg u. Gotha. 1846. p. 118—120). Allein damit hat man einen richtigen Gedanken unrichtig ausgedrückt. Richtig ist, dass alles Wissen von Vorstellungen ausgehe, in ihnen bestehe, also, wenn man will, psychischen Ursprunges sei; unrichtig, dass die Wissenschaften darum psychologischen Ursprunges seien.

Dass die Gültigkeit der Begriffe wohl zu prüfen sei, ist eine höchst beherzigenswerthe Wahrheit, falsch aber, dass diese Prüfung Sache der Psychologie sei. Gültige Begriffe rechtfertigen sich ohne Psychologie dadurch, dass sie sich nicht verdrängen lassen, und den Wissenschaften kann nicht zugemuthet werden, mit diesem Geschäfte zu warten, bis sich die Psychologie festgestellt haben werde. Die Psychologie begründet nicht erst den vorphilosophischen Gedankenkreis, sondern sie findet und bearbeitet ihn, so wie die übrigen philosophischen Wissenschaften. Die Psychologie ist nicht minder ein „psychologisches Phänomen“ als die andern Wissenschaften, und die philosophischen insbesondere, und die Verschiedenartigkeit dieser würde die Einheit einer gemeinsamen Grundwissenschaft ohnedies arg bedrohen.

Erster Abschnitt.

Begriff der Seele und deren Verhältniss zum Leibe.

A. Entwickelung des Begriffes der Seele.

§. 5. Das Ich des Selbstbewusstseins.

Gegeben ist eine Mehrheit von Vorstellungen. Jeder Zweifel an diesem Satze würde sich von selbst aufheben. In dem *Quale* der Vorstellungen liegt ursprünglich keine Beziehung auf Etwas ausser ihnen, sie sind ursprünglich von keinem noch so leisen „Ich denke“ begleitet. Allein die Vorstellungen sind mannigfach veränderlich und flüchtig: sie kommen und gehen. Allmälig kommt der Mensch dahin, zu ihnen ein Einheitliches, Unveränderliches und Beharrliches hinzuzudenken, auf das er den bunten Wechsel der Vorstellungen bezieht. Er nennt es sein Ich. Erst in Bezug auf dieses Ich werden ihm die Vorstellungen seine Vorstellungen, und er ist von der Existenz dieses Ich so überzeugt, dass sie ihm zur höchsten Bekräftigungsformel wird. Wenden wir nun auf diese Thatsache des Bewusstseins den Unterschied an, den uns die Metaphysik zwischen Wesen, als unbedingt Gesetztem, und Zuständen (Bildern) als blos bedingt Gesetztem zu ziehen zwingt, so erkennen wir sogleich, dass die mannigfaltigen und wechselnden Vorstellungen als blosse Zustände zu denken sind; dem bleibenden Ich aber die unbedingte Setzung des Seins zukommt. Jede Vor-

stellung weist somit auf einen Träger hin, und dieser Träger ist im Ich gegeben. Weiter nennt sich der Mensch für jeden Moment seines Lebens ein Individuum. Dadurch bezieht er die Gesammtheit aller gleichzeitigen Vorstellungen auf Einen gemeinsamen Punkt. Das Ich wird der Träger aller gleichzeitigen Vorstellungen, denn nur unter dieser Voraussetzung wird jener Schein begreiflich. Den Inbegriff der gleichzeitigen Vorstellungen fasst der Mensch als ein Ganzes, das er das Bewusstsein eben dieses Momentes nennt, und mit Bezug auf welches sein Ich das Ich des Bewusstseins (empirisches Ich) ist. Aber vergleicht man das Bewusstsein entfernter Lebensabschnitte, so zeigt sich dasselbe als durchaus verschieden, und in der Redeweise des Menschen weiss das Ich des Heute gar häufig nichts mehr von dem Ich des Gestern. Doch dieser Schein verschwindet, wenn man betrachtet, wie sich das Bewusstsein eines Momentes an das unmittelbar vorhergehende anschliesst; was nämlich in der Art vor sich geht, dass die Vorstellungen des einen in den Kreis des andern übergehen, und das Quantum des Veränderten sich nur als ein Bruchtheil des Ganzen — freilich von verschiedenem Werthe — darstellt. Selbst wo das Bewusstsein verschiedener Momente auseinander zu bleiben scheint, wie in gewissen Abnormitäten des Seelenlebens, ist diese Zersplitterung nur scheinbar, denn auch das Bewusstsein der kranken Periode baut sich aus den Vorstellungen der andern Periode auf. Dem continuirlichen Ganzen des Verlaufes im Bewusstsein der einzelnen Lebensmomente entspricht also die Einheit des Trägers. Diese Ueberlegung nöthigt dazu, über den Wechsel des empirischen Ich ein durchaus bleibendes Ich: das absolute Ich zu denken, das sich in jedem einzelnen Ich des Momentes ausgedrückt findet, aber durch keinen erschöpft ist, welche Thatsache es durch sein „Ich bin Ich" ausspricht. Dadurch wird es das Ich des Selbstbewusstseins. Aber in der Zeitreihe dieser Setzungen entstehen Lücken: es giebt bewusstlose Momente. Doch hier sehen wir das wiederkehrende Bewusstsein da anknüpfen, wo das frühere abbrach, und somit ist für den Träger derselben das Haben eines Bewusstseins überhaupt eben so zufällig, wie das eines bestimmten Bewusstseins. Wir kommen somit zu den Gedanken eines Ichs, dem jeder einzelne Zustand des Vorstellens, ja selbst das Setzen von Vorstellungen überhaupt gleichgültig ist. Das Ich findet sich selbst in jeder Vor-

stellung; nirgends neben dem Gegebenen erkennt es sich doch überall aus und an dem Gegebenen. Es ist ein Setzendes über der Setzung.

Anmerkung. Die genauere Fassung und Begründung der berührten allgemeinen Sätze gehört in die Metaphysik; die Erklärung der betreffenden Thatsachen des Bewusstseins findet im Verlaufe der Psychologie ihre Stelle. Die metaphysische Begriffsentwickelung des Ich ist keineswegs identisch mit dem physischen Entstehen des Vorstellens des Ich.

§. 6. Einfachheit des Ich.

Die Einheit des Ich enthält nicht schon unmittelbar die Einfachheit desselben in sich. Allein: der Voraussetzung, welche das Ich des Selbstbewusstseins macht, entspricht die Einfachheit des Trägers aller Vorstellungen am Vollständigsten. Diese Voraussetzung ist nämlich die Einheit des Selbstbewusstseins d. h. die Thatsache der Wechselwirkung aller Vorstellungen unter einander. Versucht man nun diese Thatsache mit der Annahme eines aus einer Mehrheit einfacher Wesen zusammengesetzten Trägers zu verbinden, so kann dieses Verhältniss nur gedacht werden: entweder indem man das Selbstbewusstsein als Resultat der Zusammenwirkung aller dieser einfachen Wesen betrachtet, oder indem dasselbe als von Einem bevorzugten einfachen Wesen unter Mitwirkung der übrigen getragen oder als getragen von einer Mehrheit derselben gesetzt wird. Die erste Annahme kann sich von einer gewissen Dunkelheit durchaus nicht befreien. Wie soll aus dem Zusammenwirken der Zustände verschiedener Wesen ein Gesammtzustand hervorgehen, und wessen Zustand wäre sodann derselbe? Das mit Vorliebe gebrauchte Bild der Resultirenden ist hier schlecht angewendet, wo eben die Gemeinsamkeit des Angriffspunktes den Componenten gänzlich abgeht. Noch weniger bezeichnend ist die Vergleichung mit dem Accorde, der wohl ganz richtig nichts ausser und neben den einzelnen Tönen ist, der aber doch zum Accord erst durch die Vereinigung derselben in einem Hörenden wird, und somit als Accord gewissermaassen von diesem getragen ist. (Noch minder glücklich ist die in neuerer Zeit wieder aufgenommene uralte Vergleichung der Seele mit dem Feuer.) Ein Gesammtzustand, der sich selbst Träger wäre, ist undenkbar. Oder es wiederholt sich die Summe aller

Zustände in jedem einzelnen Wesen — dann haben wir in der Thal den von uns behaupteten Fall, nur unnöthig durch die Zahl der einfachen Wesen multiplicirt vor uns. Endlich ist das Selbstbewusstsein keineswegs blos ein dunkler Gesammteindruck, sondern der Selbstbeobachtung liegen häufig genug ganz bestimmte Verknüpfungen zwischen bestimmten Vorstellungen vor, die ganz unbegreiflich blieben, wenn die verknüpften Vorstellungen in verschiedenen Trägern getrennt lägen. Die zweite Annahme führt consequent zu unserer Voraussetzung, von der sie sich nur durch eine verdächtige Verwickelung unterscheidet. Denn ist nur das Eine Centralwesen Träger des Selbstbewusstseins, so sinken die andern zu blossen Leitern herab, und die angebliche Gleichartigkeit der einzelnen Träger — und diese muss doch vorausgesetzt werden, wo von einem Complex die Rede ist — wird durch das Privilegium dieses Einen unter den mehreren Gleichen aufgehoben. Was hemmt die gegenseitige Rückwirkung unter den einzelnen Trägern, und warum wiederholt sich nicht in jedem derselben, was nur in dem Einen geschehen ist? Die dritte Annahme kann nach Zurückdrängung der beiden früheren, deren Mängel sie vereinigt, nicht mehr aufrecht erhalten bleiben. Somit ist die Aufstellung eines einzelnen, durchaus einfachen Trägers des Selbstbewusstseins durch Aufhebnng ihres Gegensatzes gerechtfertigt.

Vergl. Herbart, Lehrb. z. Psych. §. 163 u. 164. Lotze, Medicin. Psych. Leipz. 1852. 8 u. 9 und desselben Art. „Seele u. Seelenleben“ in Wagners H. W. B. III. p. 148. Aristoteles, *de anima. I*, 4 u. 9.

§. 7. Seele und Geist.

Das Resultat des vorigen Paragraphen scheint sich gegen uns zu wenden. Wir setzen den Träger unserer Vorstellungen als absolut einfach, wie kann aber in einem Einfachen ein Zustand entstehen? Aus dem Innern des einfachen Wesens gewiss nicht; denn das einfache Wesen hat gar kein Inneres, und ein Aeusseres haben wir nicht gesetzt. Einen Trieb, ein Evolutionsvermögen in das Wesen hinein zu legen, verbietet uns die völlige Unbedingtheit seiner Setzung. Eben desshalb kann kein Zustand ursprünglich in dem Wesen liegen, und kein Zustand kann nachträglich aus dem Wesen selbst entstehen. Aendern wir also unsere Voraus-

setzung etwas ab: nehmen wir neben dem einfachen Träger der Vorstellungen noch andere einfache Wesen an, und setzen wir dieselben in jenes Verhältniss des Zusammenseins, aus dem die Metaphysik die Entstehung innerer Zustände in dem Wesen ableitet, so haben wir den Widerspruch gelöst. Aber sind wir nicht mit dieser Modificirung in den oben gerügten Fall zurückgekehrt? Gewiss nicht, sobald man sich nur enthält, diese anderen Wesen mit dem Vorstellungsträger in eine Summe zusammenzufassen, oder was dasselbe heisst: sie irgendwie zu Theilnehmern des Selbstbewusstseins zu machen. Und mit diesem Gedanken eines einfachen Trägers aller Vorstellungen im Zusammensein mit andern einfachen Wesen haben wir den Begriff der Seele gesetzt. Abstrahirt man von diesem Zusammensein, und reflectirt man blos auf die durch das Zusammensein mit dem andern einfachen Wesen entstandenen Zustände des Seelenwesens, so geht der Begriff der Seele in den Begriff des Geistes über; die Seele wird zum Geiste. Das Ich des Selbstbewusstseins rein denken, heisst somit es als Geist denken, und der Geist ist das reine Ich. Die proteusartige Redensart: „Die Seele ist nur ein phänomenologischer Ausdruck," hat somit auch für uns einen Sinn, wenn auch einen von dem gewöhnlichen Gebrauche desselben höchst verschiedenen. Aber dringend muss gewarnt werden, in diesen Begriff des Geistes nichts hineinzulegen, als was nach dieser Entwicklung hineingelegt werden darf. Die Seele hat somit für uns weder eine Existenz ausser und neben dem Geiste, noch ist sie ein dialectisches Moment in dessen Entwicklung.

Anmerkung. Die Etymologie des Wortes „Seele" (*saivala*) ist streitig (Klopstock leitet es von *saivan*, sehen, „Seherin", Adelung von *sahl*, starke unartikulirte Bewegung, Clodius von *sal*, Wohnung, Grimm von *saiva, mare, fluctus, saivs* ab). Bezeichnungen der Seele als Wind, Hauch, Athem (mit besonderer Beziehung auf das Blut), als Lichtfunke (s. Carus, Ps. der Hebräer. Leipzig 1809. p. 37). Der Gedanke der Seele als streng einfachen und rein geistigen Wesens gehört der neueren Philosophie an (Des Cartes). Homers *ψυχη* wird als fleisch- und knochenloser Schatten mit leiserer Stimme bezeichnend dem *αὐτός* entgegengesetzt (Il. I, 4; XXIII, 103, dann in der bekannten nachhomerischen *νεκυία*. Od. XI). Auch die Philosophen verstehen unter Einfachheit nur mehr Gleichartigkeit, und unter Unkörperlichkeit nur einen feineren Stoff (Aristoteles *de anima I*, 2., Plato *Phaedon ed. Bip. I.* p. 178., Xenophon

Cyrop. VIII, 7. Cicero *acad. post. IV*, 39). — Die Kirchenväter, (Tertullian *de anima III*, 5 — 9). Die in der neueren Philosophie häufige Unterscheidung der Seele und des Geistes als verschiedener Wesen stützt sich auf die Heterogenität der Seelenthätigkeiten, die so weitgehend gefasst wird, dass ihr nur durch Verschiedenheit der Träger entsprochen werden kann. Alsdann werden dem Geiste die höheren, der Seele die niederen, vielleicht nicht einmal rein psychischen Funktionen zugeschrieben. Interessant ist, dass in diesem Gedanken die neuere Psychiatrie der alten Platonischen Ansicht von den lokal getrennten Seelen des Menschen wieder begegnet ist. (Nasse.)

§. 8. Folgerung. Unräumlichkeit und Unzeitlichkeit der Seele.

Eine unmittelbare Folgerung aus dem Gesagten ist die Unräumlichkeit der Seele; denn Raum bezeichnet das Verhältniss des Nebeneinanderseins, und findet daher bei dem Einfachen keine Anwendung. Eben so ist die Seele zeitlos d. h. ewig; denn das Sein ist keine Eigenschaft des Wesens, die ihm zu-, oder ab-gesprochen werden könnte, sondern die allseitig unbedingte Setzung desselben selbst. Damit ist jedoch noch lange nicht die Unsterblichkeit der Seele bewiesen, sondern in diesem Sinne wäre die Seele nur, wie Lucian den Demonax sagen lässt, „unsterblich, wie alles Andere" (*Dem.*, 32). Gleichwohl muss die Seele da, wo wir sie im Verhältniss zu den andern einfachen Wesen denken (§. 7), in den Raum und zwar an einen bestimmten Ort gesetzt werden: an sich raumlos, steht sie doch zu anderen Wesen in räumlichem Verhältnisse. Jeder stellt sich seine Seele, wenn er sie sich als seine Seele vorstellt, weder als Geist über dem Raume, noch als durch den ganzen Raum verbreitet vor; sondern er bezieht sich in dieser Vorstellungsweise auf eine ganz bestimmte Stelle des Raumes. Und eben so fällt die Seele mit ihren Erscheinungen für unsere Auffassung, welche das Schema der Zeitlinie bereits mit sich bringt, in dieses Schema hinein, und zwar wird sie, ihrer unbegrenzten Fortdauer wegen, in die unendliche Zeitlinie selbst hineinverlegt, während ihren Erscheinungen bestimmte Punkte auf derselben angewiesen werden. Doch wird diese Ewigkeit so wenig, wie jene Beziehung zum Raume, ein reales Prädikat der Seele, sondern beide sind nur Bezeichnungen für Verhältnisse unserer Auffassungsweise. (Vergl. Herbart, Lehrb. z. Ps. §. 150 u. 151.)

B. Physiologische Auffassung des Begriffes der Seele.

§. 9. Centralisirung im Organismus.

Das Nervensystem führt in den Organismus eine höhere festere Centralisirung ein. Dafür spricht schon gewissermassen der anatomische Dualismus, der in den Formen desselben als cylindrischer Faser und kugelähnlichem Knoten liegt, und weit bestimmter noch der physiologische Gegensatz der Richtung, in welcher die Faser den Reiz bald dem sammelnden Centrum zu, bald von ihm weg leitet. Mit der Entwicklung des Nervensystemes scheint auch der Grad der Centralisirung zuzunehmen und überall ist die Einheit des Individuums durch eine höhere Ausbildung des Nervensystemes bedingt. Die Fäden verbinden sich zu Strängen, die einzelnen Ganglien treten in Reihen, und durch das Zusammenfallen neben einander liegender Ganglien entstehen Mittelpunkte höherer Ordnung. Als ein solches Centrum höchster Ordnung muss bei den Wirbelthieren das Gehirn betrachtet werden, dessen centralisirende Bedeutung in dem Grade seiner eigenen Ausbildung zu wachsen scheint. Ist nun gleich bei dem Menschen das Gehirn jener Theil des Organismus, in dem sich im Allgemeinen die Leitungen der Nervenreize durchkreuzen, so bestehen doch ausser ihm immerhin noch kleinere Sammelpunkte der Reize und selbst grössere Systeme, die sich bis zu einer gewissen Unabhängigkeit ausbilden, wie das trophische System des sympathischen Nerven, das im normalen Zustande seine Reize nur dunkel dem Gehirne zuleitet und vielleicht in geringerem Grade selbst auch das Spinalnervensystem. Aber eine Centralisirung und letzte Sammlung der Reize findet bei Thieren höherer Organisation in soweit im Gehirne Statt, als centripetale Reize, erst dorthin geleitet, die Form bewusster Eindrücke annehmen, in dieser Form mit anderen Reizen zusammenkommen, und von dort aus in einer durch das Bewusstsein bestimmten Weise den Inpuls zu einer Gruppe centrifugaler Reize zu geben vermögen. Die Reihe der entsprechenden physiologischen und pathologischen Thatsachen ist allgemein bekannt.

Anmerkung. Das Gesagte wird von den bekannten Controversen über den Ursprung und continuirlichen Verlauf der Rückenmarknerven und über die Selbstständigkeit des Sympathicus nicht berührt. Dass die Centralisirung des Nervensystemes nur in relativem Sinne zu nehmen sei, haben schon in früherer Zeit Nasse, M. Jacobi u. A.,

insbesondere aber in neuester Zeit Pflüger's (und in etwas behutsamerer Weise L. Auerbach's) bekannte Versuche nachgewiesen. Pflüger's Hypothese einer selbstständigen, vom Gehirne unabhängigen psychischen Verarbeitung der Reize im Rückenmark hat in Lotze, Harless und R. Wagner mehr oder weniger absprechende Beurtheiler gefunden. F. H. Fichte scheint daher die hier vertretene Ansicht zu vorschnell als eine „in Folge ihrer Unverträglichkeit mit den Thatsachen gänzlich aufgegebene" bezeichnet zu haben. (Zeitschr. für Philos., Die Seelenlehre des Mat. 1. Art. 1854. 1. H. p. 66.) Vergl. dagegen Leubuscher, Path. u. Therap. der Gehirnkr., Berlin 1854 u. zu dem Ganzen Griesinger, Path. u. Therap. der psych. Kr., Stuttg. 1845, §. 2 u. 3 u. A. W. Volkmann, Art. Gehirn in Wagner's H. W. B. I.

§. 10. Centralwesen des Organismus.

Dass jeder Reiz sich durch das ganze Gehirn verbreite, dass also das Gehirn als Ganzes der Centralapparat der Nervenleitung sei — das anzunehmen, verbieten gewichtige naturwissenschaftliche Gründe. Ja es scheint, dass der grössere Theil des Gehirnes nur trophischen Zwecken entspreche, und bei der Leitung nur untergeordnet betheiligt sei (Lotze, Med. Ps., 475.). Scheidet man nun diese letzteren Partien aus, so bleibt nur eine, immerhin noch ziemlich umfangreiche Gegend an dem hinteren Theil der Basis des Gehirnes als eigentlicher Centralapparat übrig, in Betreff deren genauerer Umgrenzung, bei der Unbestimmtheit der vorliegenden Erfahrungen, die einzelnen Meinungen noch ziemlich divergiren. (Brücke, Sehhügel, Vierhügel, gestreifte Körper — verlängertes Mark, kleines Gehirn?) Rücksichtlich der Funktionen dieser Organe hat man nun die Wahl zwischen drei Hypothesen: man denkt sich alle Theile dieser Gruppe von den Reizen gleichförmig durchdrungen, und somit an der Sammlung derselben gleichmässig betheiligt, oder man sucht innerhalb derselben nach einem weiteren Mittelpunkte, und bezeichnet eines dieser Gebilde oder einen Theil desselben als solchen, oder endlich, man gibt den Gedanken eines materiellen Mittelpunktes ganz auf. Die beiden ersten Annahmen haben offenbar die Consequenz des bisherigen Gedankenganges gegen sich, denn eine wirkliche Centralisirung der Reize kann nur in einem Einfachen ihren vollen Abschluss finden. Aber auch naturwissenschaftliche Gründe sprechen gegen diese beiden Ansichten. Gegen die erste spricht: die noch immer sehr bedeutende anatomische Mannigfaltigkeit dieser Organe, die durchaus nicht das Bild

eines Apparates der letzten Vereinigung selbst, sondern vielmehr nur der Vorbereitung zu derselben, an sich trägt, und weiter die — wenn auch nur im Einzelnen, so doch bestimmt nachweisbare — physiologische Verschiedenheit der Funktionen der einzelnen Bestandtheile und ihres Verhaltens gegen die einzelnen Reizklassen. Die zweite Hypothese hat die neueren Forschungen entschieden gegen sich, die den Gedanken einer Convergenz aller Nervenfäden in einem materiellen Organe, nach dem so lange vergeblich gesucht worden ist, ganz aufgegeben haben, ja denselben mit manchen feststehenden Thatsachen der descriptiven und vergleichenden Anatomie unvereinbar erscheinen lassen. Es bleibt somit als eine empfehlenswerthe Hypothese die Annahme eines einfachen — und daher immateriellen — Centralwesens des Organismus im Gehirne, wobei vor Allem wohl zu berücksichtigen ist, was Lotze sagt: „Es ist nicht nöthig, dass alle zuleitenden Fäden der Nerven in einem einzigen Punkte verschmelzen, an welchem sich die Seele befände, es reicht hin, wenn sie alle in ein nervöses Parenchym einmünden, das der allseitigen Verbreitung der Erregungen keinen Widerstand mehr entgegensetzt. Würde doch ohnehin, falls eine Durchkreuzung aller Fasern Statt finden sollte, dieser Schluss des ganzen Nervengewölbes nicht ein mathematischer Punkt, sondern stets eine räumliche Ausdehnung sein. Diese grösser oder kleiner anzunehmen macht für das Princip der Ansicht keinen Unterschied, und der Mangel eines einzigen Centralpunktes im Gehirne würde mithin der Annahme, dass die Seele in ihm doch einen bestimmten und feststehenden Sitz habe, keinesweges entgegenstehen“ (am a. O. 100 u. 101 u. in dem Art. Seele und Seelenleben, 54). Der gewöhnliche Einwurf, dass die Naturwissenschaft durch die Annahme eines immateriellen Wesens ihre Grenzen überschreite und somit das Geständniss ihrer Unzulänglichkeit selbst ausspreche, beruht auf einem Missverständniss des Verhältnisses des einfachen Wesens zur Materie, das sich mit Rücksicht auf die in §. 7 ausgesprochene Warnung leicht beheben lässt. — Vergleichen wir nun die hier gerechtfertigte Hypothese mit dem oben gewonnenen Begriffe der Seele, so ergibt sich in Betracht des Umstandes, dass die letzte Sammlung und Verarbeitung der Reize für uns nur in Form der Vorstellungen geschieht, und dass somit der Punkt, wo der centripetale Reiz endigt, und der centrifugale beginnt, durch das Be-

wusstsein bezeichnet ist — für uns die Nöthigung, das einfache Centralwesen des Organismus zugleich als den Träger aller Vorstellungen zu betrachten und für dieses einfache Wesen in beiden Beziehungen den Gedanken eines Zusammenseins mit anderen Wesen festzuhalten. In diesem Resultate finden demnach beide Auffassungsweisen ihre Vereinigung.

Anmerkung. Aristoteles bekannte Definition der Seele als *ἐντελέχεια de anim. II*, §. 6 u. 7 (und *I*, 9) wozu: Hartenstein, *De ps. vulg. origine ab Ar. repet. Lips.* 1840. Vergl. die Stelle in Xenophon's *Cyrop. VIII.*, 7, 17. — Die ältern deutschen Physiologen (Stahl) — Vergl. zu dem Ganzen: Waitz Grundl. der Ps. p. 30. u. Hagen, Art. „Psychologie" in Wagner's H. W. B. III, p. 705.

§. 11. Umfang des Begriffes der Seele.

In dem Gesagten liegen die ziemlich unbestimmten Kriterien des Beseeltseins. Wo wir Aeusserungen wahrnehmen, die eine bedeutende Analogie zu jenen äusseren Erscheinungen enthalten, welche wir bei dem Menschen auf Vorstellungen zurückzuführen gewöhnt sind, und wo wir zugleich einen gewissen Grad von Centralisirung des Nervensystemes (oder dessen Surrogates) erkennen, da glauben wir uns zu der Voraussetzung einer Seele berechtigt. Es ist also leicht erklärlich, wesshalb der Mensch ursprünglich mit dem Prädikat des Beseeltseins weit freigebiger ist, als in der Folge. Dass das Beseeltsein ein charakteristisches Merkmal des Menschenthums sei, ist wohl nie ernstlich geläugnet worden. Wo hierüber etwa bei Missgeburten ein Zweifel entsteht, nimmt man zunächst die Beschaffenheit des Gehirnes als maassgebend an (s. einen interess. Fall bei Eschricht, Das psych. Leben. Berl. 1852. p. 284). Den Cretin auf der untersten Stufe als blosse „Pflanze" betrachten zu wollen, ist willkührlich, und Kant nannte sehr kühn den Blödsinn „Seelenlosigkeit." Die Frage jedoch, wann und in welcher Weise das Beseeltsein des Menschen beginne, ist wohl kaum von dem vorliegenden Standpunkte aus befriedigend zu lösen, wenn auch feststeht, dass dieser Moment dem der Geburt vorhergeht. — Die Frage nach der Thierseele bildete ehemals eine bedeutende Controverse, aus der, wie ein wenig sagendes Compromiss, der triviale Begriff des Instinktes hervorging. Die alten poetischen Volksansichten und die neue vergleichende Naturforschung sprechen sich gegen die starren Grenzlinien aus. Die gegenwärtige Bekämpfung

der Thierseele geht theils aus moralischem Bedenken, theils aus der absoluten Fassung des Begriffes des Geistes hervor. Beide haben zu der Annahme des Menschen als eines vierten Naturreiches geführt. Wir müssen nach dem Obigen die Frage bejahen. Doch folgt hieraus noch keineswegs unmittelbar die qualitative Gleichheit der Menschen- und Thierseelen. Die nähere Prüfung des Gedankens einer qualitativen Verschiedenheit ist ein wichtiger Punkt der Thierpsychologie, zu deren Begründung in neuerer Zeit mehrere Versuche gemacht worden sind. Nur glaube man ja nicht diese Verschiedenheit durch ein Zu- und Ab-Sprechen einzelner Seelenvermögen erschöpft zu haben. Die Thierpsychologie hat die Wahl, entweder für qualitativ gleiche Seelen einen verschiedenen Bildungsgang, oder für qualitativ verschiedene Seelen denselben Bildungsgang anzunehmen. Für die letztere jedenfalls einfachere Voraussetzung stimmten Lotze (am a. O. 536 u. 540 u. Art. „Instinkt" in Wagner's H. W. B.), Waitz (Grundl. p. 142) und Scheidler (am a. O. p. 305). Wichtig bleibt hierbei, dass selbst bei ähnlichem Typus der Organisation eine auffallende Verschiedenheit des Seelenlebens vorkommt; naturwissenschaftlich verwandte Thierklassen divergiren in psychischer Beziehung häufig ausserordentlich, und der Abstand zwischen dem Menschen und Thiere ist psychisch ungleich bedeutender, als physisch. Die psychologische Eintheilung der Thiere würde sich mit der naturhistorischen mannigfach durchkreuzen. Die Analogie der höher organisirten Thierklassen zum Menschen wird äusserst gering bei jenen niederen Stufen, wo künstliche und natürliche Theilungen des Individuums vorkommen, und wo jedenfalls eine Mehrheit ziemlich unabhängig bleibender Centralpunkte anzunehmen ist, für die wohl eher die einzelnen Ganglienknoten, als das menschliche Gehirn eine Vergleichung darbieten. Ob man hier, so wie weiter da, wo jede Spur des Nervensystemes verschwindet, auch noch den obigen Begriff der Seele festzuhalten habe, bleibt zweifelhaft. (Analogie zur vergleichenden Anatomie.) — Was das Beseeltsein der Pflanzen betrifft, so sind demselben die obigen Kriterien entschieden ungünstig. Die Gefahr liegt hier nahe, über lauter Analogien den Gegenstand selbst ganz zu verlieren (s. Lotze am a. O. 127), und von manchen früher stark betonten Analogien hat uns die neuere Naturwissenschaft (Schleiden) befreit. Der neuerliche Versuch Fechner's (Nanna, Leipz. 1848) scheint in

dieser Beziehung nicht über das Niveau eines geistreichen Einfalls hinausgekommen zu sein. — Endlich hat Fechner auch den uralten Gedanken eines Beseeltseins der Gestirne mit vielem Nachdruck empfohlen (Zenda Vesta oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits. Leipz. 1850) und mit dem bekannten Aufwand von Witz und Gelehrsamkeit behandelt.

Anmerkung. Historischer Ueberblick der Lehre von der Thierseele. Gegen Descartes allgemein herrschende Auffassung der Thiere als mechanischer Automaten traten Leibnitz (der das Dasein der Polypen gewissermaassen vorausgesagt hat), Thomasius, die Leibnitz-Wolfische Schule (insbesondere Meier, dessen metaphysische Vertheidigung der Thierseele noch immer interessant ist, s. Scheitlin, Vers. einer Thierseelenk. Stuttg. u. Tüb. 1840. I. p. 194) und „die Gesellschaft von Freunden der Thierseelenkunde" (1742—1745) entschieden für die Existenz der Thierseele auf, deren Unterschied von der menschlichen innerhalb der Seelenvermögen gesucht und bestimmt wurde. Der französische Sensualismus und Materialismus (Condillac, Bonnet — La Mettrie) und der Enthusiasmus, mit dem in Deutschland die Physiognomik Aufnahme fand, waren diesen Bestrebungen überaus günstig, welche mit dem erwachenden Interesse für Naturgeschichte immer allgemeiner wurden. Unter den dabei angeregten, philosophisch, theologisch und philologisch abgehandelten Fragen war die über die Sprache der Thiere die verbreitetste (Wetzel), und hätte die fruchtbarste werden können. Mit Reimarus (und Hennig), dessen Betrachtungen über die Thiere und hauptsächlich über ihre Kunsttriebe (3. Aufl. Hamb. 1773.) Epoche machend sind, beginnt eine in das Detail eingehende, auf naturhistorische Beobachtung gestützte Behandlung der Thierpsychologie. Der Standpunkt der Kant'schen Philosophie und die aus ihr hervorgegangene idealistische Richtung waren der Thierpsychologie ungünstig. Eine neue Bewegung versprach einerseits die Gall'sche Phrenologie, andererseits die Identitätsphilosophie, welche den alten Standpunkt der Frage verrückte, und jene geistreiche Anschauung erzeugte, nach der das Thier nur die äussere physische Seite seiner Idee ist. Verhältniss der Hegel'schen Psychologie zur Annahme der Thierseele. Das Thier ist noch eine Fortsetzung des Prozesses in der Natur, darum bringt es die Natur in ihm nicht zu einem Ich (nicht zu einem seiner selbst bewussten Subjecte), sondern nur zu einem Selbst („die Natur spiegelt sich blos in dessen Sensibilität"). Das Thier wird nicht concrete Subjectivität (Erdmann), ist „kein Einzelnes" (Hegel), weil die Natur nicht zu einer „wirklichen Identität des Einzelnen mit seiner wesentlichen Allgemeinheit" kommen kann. Der Leib des Menschen ist nur Erscheinung des Geistes, die Seele des Thieres nur Verinnerlichung der Natur. (Erdmann, a. a. O. §. 9, 10 u. 16. Rosen-

kranz, Ps. p. 3—5 u. p. 200. Vischer, Aesthet. §. 288.) Aus diesem Grundgedanken entsprang weiter der Hegel'sche Begriff des Instinktes, dem eine gewisse bequeme Brauchbarkeit nicht abzusprechen ist. Der Instinkt nemlich ist nur „die auf bewusstlose Weise wirkende Zweckthätigkeit" (Hegel, Encycl. §. 360), wie der Baum wächst, so handelt das Thier aus Instinkt. — In neuerer Zeit wurde auch häufig das Seelenleben des Thieres als ein blos organischer Vorgang in rein materialistischer Weise genommen und im Gegensatz zu dem geistigen Seelenleben des Menschen ein bewusstloses genannt. „Das animale Leben ist blosses Empfindungsleben ohne Aufnahme der Empfindung in das Selbstbewusstsein." (Max Jacobi, Naturleben und Geistesleben. Leipz. 1851. p. 72.) Das Thier hat kein „Weltbewusstsein, sondern nur Weltempfindung", es hat nur als Naturgabe und Naturoffenbarung, was uns an ihm als Intelligenz erscheint, und darum ist es der natürliche Somnambule. (Vergl. Scheitlin a. a. O. I. p. 183—283, dessen Versuch jedoch in psychologischer Beziehung nur geringe Bedeutung hat.)

§. 12. Sitz der Seele.

Die ehemals lebhaft besprochene Frage nach dem Sitze der Seele ist gegenwärtig in Verruf gekommen. Von philosophischer Seite glaubt man dieselbe bald mit der Einfachheit der Seele, bald mit deren den Raum und die Zeit erst schaffenden Natur unvereinbar. (Ennemoser, Geist des Menschen in der Natur. Stuttg. 1849. §. 280. Eschenmayer, Ps. 2. Aufl. Stuttg. u. Tüb. 1822. §. 243. K. G. Carus, Vorles. über Ps. Leipz. 1831. p. 252. Autenrieth, Natur u. Seelenleben. Stuttg. u. Augsb. 1836. p. 357.) Allein der erste Punkt beruht auf einem Missverständnisse des Verhältnisses des einfachen Wesens zum Raume (§. 8), der zweite reducirt sich auf einen höchst ungenauen Ausdruck. Vielmehr hat die Frage einen ganz guten Sinn, wenn man in philosophischer Beziehung nach jenen einfachen Wesen frägt, mit denen die Seele zunächst im Zusammensein gedacht werden muss (§. 7), und in physiologischer, wenn nach jenen letzten Theilen des Gehirnes geforscht wird, in denen die Durchkreuzung der zugeleiteten Nervenreize Statt findet. Die erste Frage ist, ihrer Aufstellung nach, in der Psychologie wohl gerechtfertigt, kann aber von ihr nie beantwortet werden, weil die Seele selbst ihres Sitzes weder bewusst ist, noch wird (*Senec. quaest. nat. VII.*, 24). Die zweite Frage ist nach keinem speciellen Organe des Gehirnes gerichtet, wie man sonst glaubte, sondern nur nach einer mehr oder weniger umgrenzten Gegend desselben

(§. 10), und wurde in diesem Sinne bereits beantwortet. Zwischen beiden Fragen bleibt freilich eine Kluft, und zwar keine geringere, als die zwischen den Resultaten der Naturforschung, und den Voraussetzungen der Naturphilosophie. Man vergleiche das hier Gesagte mit dem Ausspruche, den Kant bei Gelegenheit der berühmten Schrift Sömmering's über das Organ der Seele gethan hat. Auch gilt das Gesagte nur von dem menschlichen Organismus, und der Sitz der Seele muss bei verschiedenen Thierklassen ohne Zweifel an verschiedenen Stellen gesucht werden, was für die psychischen Funktionen derselben gewiss von bedeutendem Einfluss ist.

Anmerkung. Die Physiologie der beiden letzten Jahrhunderte forschte, hauptsächlich durch Descartes angeregt, nach einem materiellen Organ und Sitz der Seele. Es gibt so ziemlich keinen Theil des Gehirnes, dem nicht die Lösung dieser Aufgabe zugemuthet worden wäre, so dass am Ende Voltaire sagen konnte, wenn der Pfau philosophirte, so würde er seine Seele in den Schweif versetzen. Oder man nahm das ganze Nervensystem als gleichförmigen Sitz der Seele an, oder ging selbst über das Nervensystem hinaus. J. Müller erkannte zwar das Gehirn als ausschliessliches Seelenorgan, glaubte aber doch aus naturwissenschaftlichen Gründen an eine allgemeine Verbreitung der Seele durch den ganzen Leib. (Handb. der Physiol. Coblenz 1840. II., p. 507.) Zu einer ähnlichen Ansicht kam die Hegel'sche Psychologie (s. bes. Erdmann am a. O. §. 15 u. Michelet Anthr. u. Psych. Berl. 1840. p. 84). Für eine allgemeine Immanenz der Seele im Nervensysteme sprach sich auch F. Fischer (Ueber den Sitz der Seele. Basel. Progr.) aus. Die alte Ansicht von einem nach Verschiedenheit der Thätigkeiten vertheilten Sitze der Seele (häufig mit der Unterscheidung von Seele und Geist, §. 7) hat in neuerer Zeit unter Physiologen (Nasse, Bichat) und Psychologen (Heinroth, Ennemoser, und zum Theil selbst Fries) Anhänger gefunden, jedoch nicht ohne auf energischen Widerspruch zu stossen (s. Griesinger, Path. und Therap. der psych. Krankh. Stuttg. 1845. §. 148). Dass auch mystische Ansichten sich hier geltend machten, versteht sich von selbst, und Ennemoser hat seinerseits sehr Unrecht, von der Zusammenstellung derselben „ein interessantes Capitel in der Geschichte menschlicher Narrheiten" zu hoffen (am a. O. §. 280). Herbart hat bekanntlich die Hypothese einer sich innerhalb einer gewissen Gehirnpartie unbewusst bewegenden Seele aufgestellt, und als Erklärungsversuch für gewisse abnorme Zustände anempfohlen, bei denen der Körper verhältnissmässig nur gering gestört erscheint. (Vergl. dessen Psychol. als Wiss. II., p. 461. Lehrb. z. Psych. §. 163). Diese Annahme erregte viel Staunen, fand aber keine eingehende Prüfung, obwol Herbart's Ansichten auf die Psychiatrie einen wachsen-

den Einfluss zu nehmen scheinen (s. auch Lotze am a. O. 429). — Fast alle alten Völker identificirten die Seele mit der Lebenskraft und verlegten sie sodann in das Blut. Die altgriechische Anschauung gab dem Blute den entschiedenen Vorzug vor dem Gehirne (s. die bek. Stelle bei Homer: *Il. XIV.*, 517. *Od. II.*, 37 u. Friedereich, Realien in der Il. u. Odyss. Erlang. 1851). Der Pythagoräer Alkmäon versetzt, wahrscheinlich unter ägyptischem Einflusse, die vernünftige Seele in das Gehirn, lässt aber neben ihr die unvernünftige im Blute bestehen. Diese Theilung ging bekanntlich später modificirt auf Plato über. Aristoteles kehrt zu der alten Ansicht zurück; obwohl ihm der Vorzug des menschlichen Gehirnes wohl bekannt ist, erscheint es ihm doch als kalt und schmutzig, wohingegen im warmen, feuerfarbigen Blute der Aether wohnt. Das Gehirn heben erst Herophilos von Alexandrien und Galen nachdrücklich hervor. (Vergl. Autenrieth, Meinungen verschiedener Zeitalter vom Sitze der Seele, am a. O. p. 521.) Eben so hielten bekanntlich die Hebräer an dem Zusammenhange von Blut und Seelenleben bei Menschen und Thieren fest (einige Hauptstellen: *Genes.* 37, 21. *Levit.* 17, 11—14. *Deut.* 12, 23) und noch bei Josephus heisst es ganz entschieden; *ἐν αἵματι γὰρ ἐστὶν ἡ ψυχή* (*Archaeol. I,* 3, 8). An die Stelle des Blutes tritt allmälig das Herz. In den Psalmen ist vom Herzen und den Nieren (26, 2), in den Sprüchwörtern vom Marke (15, 20) und bei Daniel bereits von dem Kopfe die Rede. (Vergl. Fr. A. Carus, Ps. der Hebräer. Leipz. 1809.) Die Aegypter scheinen durch die Behandlung ihrer Todten (wenn auch erst in spätern Zeiten) die Wichtigkeit des Gehirnes erkannt zu haben. Die Entfernung der Seele aus dem Unterleibe, dem eigentlichen Herde des Genusses, in das Haupt bahnte in gewisser Beziehung den Weg zu dem Unsterblichkeitsgedanken. Von den Aethiopern berichtet Ludolf den Glauben an eine sterbliche und eine unsterbliche Seele, deren erstere ihren Sitz im Blute haben soll.

C. Ansichten über das Wesen der Seele.

§. 13. Allgemeine Uebersicht.

Gewöhnlich scheidet man die Ansichten über das Wesen der Seele in drei Gruppen. Der Dualismus betrachtet Leib und Seele als aus einander durchaus nicht zu erklärende Wesen, und versetzt sie in die beiden entgegengesetzten Klassen der Existenzen (Geister und Materie); der Materialismus erklärt die Seele aus dem Leibe, der Spiritualismus den Leib aus der Seele, und beide erkennen nur eine Art des Seienden (in der Regel nur ein einziges Seiende) an. Neben diesen Auffassungen ist noch eine vierte berechtigt, welche, ohne die beiden Wesen einseitig auf einander zu beziehen, ihren Gegensatz nur in den Erscheinungsformen

sucht, und sie daher auch nicht auf zwei entgegengesetzte Principe, sondern auf ein drittes Höchstes zurückführt — der Monismus. Diese, bezüglich des Spiritualismus und Monismus, von dem gewöhnlichen Sprachgebrauche abweichende Terminolonie wollen wir nun dem Folgenden zu Grunde legen.

§. 14. Der Materialismus.

Das charakteristische Merkmal des Materialismus besteht darin, dass er die Seele mit dem Leibe oder dessen Thätigkeit vom Standpunkte des Leibes aus identificirt. Er löst die Gleichung zwischen beiden für die Seele vom Leibe aus. Offenbar bieten sich innerhalb dieses Grundgedankens zahlreiche Abstufungen dar, anhebend von dem groben Versuche einer Gleichstellung des Gehirnes mit der Seele, und fortgehend bis zu der feineren Erklärung desselben als Gesammteffekt der organischen Kräfte. Demgemäss nehmen die Formeln desselben bald mehr eine atomistische, bald eine dynamische Ausdrückungsweise (Lebenskraft) an. Eine besondere Vorliebe scheint der Materialismus der Gegenwart zu der Bezeichnung der Seele, als „phänomenologischer Ausdruck", als „Collectivbegriff für eine Anzahl von Funktionen der Nervenmaterie", zu besitzen. In der Regel in der Wahl seiner Terminologie etwas derb (die Seele ist „ein neuer Holztrieb des Körpers"), kann er sich gleichwohl auch mit poetischer Eleganz schmücken („Blüthe des Organismus"); bald vereinigt mit einer gewissen frommen Schwärmerei, bald mit aller Entschiedenheit des Atheismus, bald als bescheidene Hypothese, bald als übermüthige alleingültige Lehre, wandelt er unter uns herum, und man sah ihn sich sowohl an Hegel und Schelling, wie an Herbart anlehnen. Neben dem reinen Materialismus sprach sich auch eine Art von Halbmaterialismus aus, die zwar das materialistische Princip festhält, daneben aber die „Thatsache der freien Selbstbestimmung" nicht aufzugeben geneigt ist. — Gewöhnlich gibt sich der Materialismus als das selbstverständliche Resultat einer jeden exakten Naturforschung, an dem zu zweifeln ein Zeichen von Heuchelei, Schwäche oder — mindestens von Mangel an Gemeingeist wäre. Die Naturwissenschaft schreitet von dem Gesagten in einer Weise vor, welche einzig und allein durch die Beschaffenheit des Gegebenen bestimmt wird. Gegeben aber ist nirgends etwas Anderes, als Körper und Erscheinungen an Körpern.

Jeder geregelte Gang von hier aus kann sich von dem Merkmale des Materiellen nicht lossagen, und das plötzliche Ueberspringen zu der Annahme eines Immateriellen ist ein nicht zu rechtfertigender Fehler gegen die Methode. Dass der Sprachgebrauch die Ausdrücke für eine gewisse Klasse von Phänomenen aus den allgemeinen Bezeichnungen der materiellen Erscheinungen ausscheidet, beweist nur, dass er hier nicht minder ungenau ist, als bei Gegenständen der Astronomie und der Physik. Geht man nun weiter, so bieten sich als Beweisgründe dar: die unläugbare Abhängigkeit der meisten Seelenfunktionen vom Leben des Leibes im normalen Zustande, und noch auffallender die zahlreichen pathologischen Erscheinungen bei Seelenkrankheiten und Seelenstörungen; die Erfahrungen der Thierseelenkunde, das Räthselhafte in der Beseelung durch Zeugung u. s. w. Seltener wird ein spekulatives Motiv mit einbezogen, wie etwa, dass der Geist an sich jeder Basis entbehre, dass Immaterialität nur die Negation der Materialität, „also eine Materialität sei, die nicht existirt", dass ein Erkennen der Aussenwelt nur durch Materielles möglich sei, weil Gleiches nur von Gleichem erfasst werden könne, u. a. m. — Der Grundsatz des Materialismus, nämlich die Gleichung zwischen Seele und Leib, ist weder ein evidenter Satz — denn dagegen spricht die historische Entwicklung des Begriffes der Seele bei allen cultivirten Völkern der Gegenwart — noch eine durch die angeführten Thatsachen streng bewiesene Wahrheit. Denn diese lassen nur auf eine Wechselwirkung und keineswegs auf eine Identität schliessen. Somit ist der Materialismus, wie sehr er sich auch den Anschein der einzigen hypothesenfreien Theorie gibt, selbst nur eine Annahme. Aber als solche ist er keine glückliche, denn er leistet das nicht, was er verspricht, weil er an die Stelle einer Erklärung ein Machtwort setzt. Denn erklärt ist ein bestimmter Seelenzustand dadurch nicht im Geringsten, dass man sagt, er sei eine Vibration einer Faser, oder eine elektrische Strömung innerhalb derselben. Vielmehr bleibt für uns zwischen dem Gedanken des Seelenzustandes, und zwischen dem Gedanken einer Oscillirung oder Strömung eine unausgefüllte, und unausfüllbare Kluft. Ja der Materialismus muthet uns gar nicht selten zu, uns der Analogie mit bekannten physikalischen Gesetzen zu entschlagen, um aus den voraus geschickten Annahmen bald die Mannigfaltigkeit der Vorstellungen, bald die Einheit des Bewusstseins (die hier durch „Einheit

des Organismus“ schlecht ausgedrückt ist) zu begreifen. Dem methodischen Gange der Naturwissenschaft ist die Annahme des Materialismus keineswegs angemessen; denn, wenn dieser von der Behauptung ausgeht: ursprünglich gegeben seien nur Körper und Veränderungen an Körpern, so ist das geradezu falsch, denn ursprünglich d. h. vor allem Philosophiren, sind die inneren Begebenheiten des Bewusstseins eben so gut gegeben, wie die äusseren der Welt, und sind durchaus nicht als Körperliches gegeben; der Mensch wird sich seiner Gedanken, Gefühle so wohl bewusst, wie der Bewegungen seines Leibes, und der Menschen um ihn. Ja es bedarf nur eines kurzen Besinnens, um einzusehen, dass gerade nur die inneren Begebenheiten des Bewusstseins das Einzige sind, was gegeben ist (§. 5). Der Naturwissenschaft kommt es zu, für jede Gruppe heterogener Phänomene einen eigenen Träger zu setzen, und diesen Träger so lange beizubehalten, bis die scheinbare Heterogenität verschwunden ist. So nahm die Physik neben den Ponderabilien die Imponderabilien und unter diesen wieder eine Mehrheit an, sobald sie erkannte, dass auffallend verschiedene Erscheinungen vorliegen, und so sehen wir sie gegenwärtig noch zögern, die Erscheinungen des Lichtes und der Wärme ohne weiteres von demselben Stoffe abhängig zu machen. Ganz umgekehrt geht der Materialismus an das Werk. Der Materialismus soll „ein Evangelium sein, nicht nur gültig in Beziehung auf diejenigen Erfahrungen, von denen es abstrahirt ist, sondern auch in Beziehung auf die, von denen es nicht abstrahirt ist, und die man bei der Entwerfung aller dieser naturwissenschaftlichen Regeln auch nicht im Entferntesten im Auge gehabt hat.“ (L o t z e am a. O. p. 31.) Die Hypothese des Materialismus ist also eine unzweckmässige und unberechtigte Hypothese. Doch abgesehen von Allem, fragen wir, w e l c h e V o r t h e i l e b i e t e t d e r M a t e r i a l i s m u s? In p h i l o s o p h i s c h e r Beziehung gewiss gar keine; denn er setzt an die Stelle des Begriffes der Seele den der Materie, dieser Begriff ist aber um nichts minder „metaphysisch“, als jener, ist so gut, wie jener, ein Streitpunkt entgegengesetzter Schulen und bedarf, gleich jenem, einer spekulativen Reconstruction. In p h y s i o l o g i s c h e r? Der Materialismus macht die Psychologie zu einem Abschnitte der Nervenphysiologie, allein, dass damit eine unstreitige, sichere und allseitige Basis gewonnen sei, kann wohl nur behaupten, wer mit dem

Entwickelungsgange und dem gegenwärtigen Zustande der Nervenphysiologie gänzlich unbekannt ist, oder ihn absichtlich ignorirt (man vergleiche beispielsweise einen berühmten Ausspruch Alex. v. Humboldt's, s. auch Scheidler am a. O. p. 202, und die scharfe Aeusserung, mit der A. W. Volkmann den Art. „Naturphysiologie" in Wagner's H. W. B. II. p. 627 beschliesst). Die Psychologie in die Nervenphysiologie verlegen, heisst nichts Anderes, als die Dunkelheit der letztern benutzen, um sich unangreifbar zu machen, und eine Reihe von Schwierigkeiten durch eine zweite grössere beseitigen zu wollen. Die Psychologie ist bei der Physiologie um nichts besser aufgehoben, als bei der Philosophie. In historischer Beziehung? Die bisherigen Leistungen des Materialismus sind, wenn man von unbewiesenen Behauptungen und der reichen Polemik absieht, eine bunte Masse von physiologischen und physikalischen Sätzen und Aussprüchen des „gesunden Menschenverstandes", die weit entfernt davon ist, den ernsthaften Versuch einer wissenschaftlichen Psychologie zu enthalten. In den bevorzugten Partien kam der Materialismus höchstens dazu, Erklärungen zu geben, die dasselbe, was andere, leisten, in zahlreichen weiteren Partien hat er seine Untauglichkeit bereits selbst öfter ausgesprochen. (Vergl. Hagen's Bemerkung in den Psych. Unters. Braunschw. 1847. p. 7.) Weiter darf es nicht verschwiegen bleiben, dass eine beträchtliche Reihe von Thatsachen den strengen Parallelismus von leiblichem und psychischem Leben bedenklich macht (z. B. die Zunahme geistiger Thätigkeiten bei Desorganisirung des Gehirnes; mancher dunkle Punkt der Psychiatrie, das Hellwerden mancher Seelenkranken im Momente des Sterbens, das neuerlich besonders von J. H. Fichte betonte Beharren der Vorstellungen bei fortschreitendem Stoffwechsel im Leibe und manche Thatsache der genauer gefassten vergleichenden Anatomie des Gehirnes; s. A. W. Volkmann, Art. Gehirn, in Wagner's H. W. B. I. p. 569). Mindestens genügten dieselben, um eine ansehnliche Zahl bedeutender Naturforscher dem Materialismus abgeneigt zu erhalten. In philosophischer Beziehung stehen dem Materialismus die Gründe entgegen, die §. 6 für die Einfachheit der Seele geltend gemacht worden sind. Endlich bedroht die consequente Durchführung des Materialismus die moralisch-ästhetischen Interessen des Menschen, wenn gleich nicht unmittelbar, wie gewöhnlich behauptet wird, — denn die moralisch-

ästhetischen Interessen des Menschen stehen auf einer Basis, die von jeder psychologischen Anschauungsweise völlig unabhängig ist — so doch auf einem subjectiven Umwege, und man geht daher zu weit, wenn man die Aufhebung der moralischen Interessen mit der Annahme des materialistischen Princips geradezu identificirt. (Vergl. zu dem Ganzen: Lotze, Med. Ps. §. 3. Waitz, Grundleg. p. 16 u. ff. u. J. H. Fichte's Aufsatz „Die Seelenlehre des Mat.“ 1. u. 2. Art. Zeitschr. für Philos. 1854. Heft 1 u. 2, der jedoch dem Materialismus zu mancher Erwiederung Veranlassung gibt.)

Anmerkung. Geschichte des Materialismus. Antiker Materialismus. Materialismus der italienischen Philosophen im XVI. u. XVII. Jahrhundert. Aelterer französischer Materialismus der Encyklopädisten. Naturwissenschaftlicher Materialismus der Gegenwart. Halbmaterialismus und unbewusster Materialismus. Verhältniss des Materialismus zur Psychiatrie (Somatiker), zur Phrenologie, dessen Stellung zur Hegel'schen Psychologie. Rückwirkung des deutschen Materialismus auf Frankreich und England (Smee, Dod, Grimes). — Unterschied zwischen Materialismus und Realismus. — Als ein Versuch, die Resultate des Materialismus ohne dessen Princip zu adoptiren, macht sich die häufige Erklärung des Gehirnes als „Organ der Seele“ geltend. Alleiu der Begriff eines materiellen Organismus der immateriellen Seele lässt sich kaum ganz verdeutlichen. Sind die Seelenzustände wirklich rein intensive Zustände, was soll ihnen denn das äussere, körperliche Werkzeug? Will man aber die Beziehung auf das Gehirn nur als Entstehungsgrund der Seelenthätigkeiten gelten lassen, dann hat man zur Bezeichnung eines richtigen Gedankens einen falschen Ausdruck gewählt.

§. 15. Der Spiritualismus.

Der Grundgedanke des Spiritualismus ist dieselbe Gleichsetzung von Leib und Seele, nur vom Standpunkte der letztern aus. Wie der Materialismus nimmt auch der Spiritualismus gerne eine dynamische Form an, und fasst die Seele als die Energie des Leibes. In dieser Wendung begegnen dann Spiritualismus und Materialismus einander, und was einerseits „sogar“ organische Lebenskraft ist, ist andererseits „blos“ organische Lebenskraft; daher die oft unerwartete Nachgiebigkeit gegen den Materialismus (s. eine bezeichnende Stelle bei C. G. Carus, Psych. Pforzh. 1846. p. 7). Dem reinen Spiritualismus ist der Leib blosser Schein, nur eine Setzung des Geistes, nur „die erste That und das reinste Symbol des Geistes, der sich eben dadurch zur Seele entfaltet.“ Dem

Dualismus sich annähernd, nimmt ein modificirter Spiritualismus zwar den Leib als für sich existirend, aber als formlose Materie an, die ihre Organisation erst durch die Seele erhält, und in der die Seele nicht nur das thätige Princip überhaupt ist, sondern jeder einzelnen Funktion unmittelbar vorsteht. Der Spiritualismus führt sich gewöhnlich als nothwendigen Standpunkt der theoretischen und praktischen Philosophie ein. In ersterer Beziehung wird geltend gemacht, dass ja durchaus nichts Anderes gegeben sei, als Vorstellungen, aus denen ausschliesslich auf ein setzendes Ich, aber auf keine andere Existenz geschlossen werden dürfe; jede Setzung einer solchen ausser dem Ich, dessen geistiger Charakter unverkennbar ist, sei demnach eine Erschleichung. In der andern Beziehung geht man von dem moralischen Postulat der absoluten Freiheit aus, welches mit der unläugbaren Thatsache der Abhängigkeit des Seelenlebens vom Leibe nur dann vereinbar erscheint, wenn der Leib ein Ausfluss des Geistes und seine scheinbare Abhängigkeit in Wirklichkeit nur eine Selbstbeschränkung des Geistes ist. Daran knüpfen sich sofort gerne Betrachtungen über die schöpferische Kraft des Geistes, über dessen Beherrschung des Leibes, sowie tiefere Ausdeutungen morphologischer Verhältnisse. Allein der theoretischen Beweisführung entgegnen wir mit §. 7, wo gezeigt wurde, dass Vorstellungen in der That auf den Geist hinweisen, dass dieser jedoch aus sich selbst Vorstellungen hervorzubringen nicht im Stande ist, und desshalb als Seele d. h. im Zusammensein mit anderen Existenzen genommen werden muss. Eine praktische Begründung theoretischer Ansichten kann aber nicht zugegeben werden, und aus dem Sollen der absoluten Freiheit darf nicht auf das Sein der psychologischen geschlossen werden. Der Spiritualismus wird, je consequenter er ist, die Psychologie in eine Entwicklungsgeschichte des Geistes verwandeln, und dagegen sprach bereits §. 2. Eine besondere Schwierigkeit erwächst dem Spiritualismus aus der Aufgabe, die Mannigfaltigkeit menschlicher Organisationen mit der Gleichheit der Geister und der Nothwendigkeit ihrer Entwicklung zu verbinden. Einer dieser beiden Gedanken muss aufgegeben werden: entweder man nimmt eine Verschiedenheit der Geister bei gleichem Entwicklungsgesetze oder eine Zufälligkeit der Entwicklung bei gleichem Wesen des Geistes an. Beide Annahmen jedoch sind in gleichem Grade misslich. Diesem Dilemma sich zu entziehen, geht

man über die einzelnen subjectiven Geister hinaus zu der Einheit des absoluten Geistes. Alsdann sind die subjektiven Geister nur die Entwicklungsstufen des absoluten Geistes und indem diese Entwicklungen sich auch unter die Sphäre der einzelnen Geister hinab fortsetzen, geht der Spiritualismus in Monismus über. Will man den Spiritualismus als Hypothese nehmen, was er streng genommen nicht ist, so macht seine Durchführung noch eine zweite Hypothese nöthig. In dieser Beziehung ist er also sogar minder glücklich, als der Materialismus, mit dem er übrigens die Resultatlosigkeit und die Einseitigkeit gemein hat. Erstere hat den Spiritualismus gegenwärtig in Verruf gebracht und letztere wird ersichtlich, wenn die Zustände des Leibes mit dem ausgesprochenen Wollen in einen Gegensatz treten, der nur gewaltsam durch Selbstentzweiung des Geistes erklärt wird, was sich in speziellen Fällen besonders fühlbar macht. Moralischen Interessen trägt der Spiritualismus keineswegs entsprechende Rechnung, denn er führt zu einem Fatalismus, bei dem nur eine Abhängigkeit mit der andern vertauscht wird. (Zu welchen Härten die Begründung der Psychologie durch das Princip der absoluten Freiheit geführt hat, kann man an Heinroths Beispiele sehr deutlich nachweisen.)

Anmerkung. Historische Stellung des Spiritualismus. Antiker und moderner Spiritualismus. Schoppenhauer: die Welt als Wille und Vorstellung. Modifikation des Spiritualismus durch Dualismus, Monismus und Mysticismus. Lotze's sogenannter Spiritualism., „der Reales und Ideales nicht identificirt, sondern in ein teleologisches Verhältniss versetzt.“ (S. bes. den Art. „Seele und Seelenleben“ in Wagners H. W. B. III. §. 63.) — Spiritualismus und Idealismus.

§. 16. Der Dualismus.

Der Dualismus bleibt nicht bei der qualitativen Verschiedenheit von Leib und Seele stehen, sondern er erklärt dieselbe aus dem Gegensatze zwischen den beiden Klassen der Existenzen, denen Seele und Leib angehören. Dieser Gegensatz zwischen Geist und Materie wird nun verschiedentlich angegeben: als der von Uebersinnlich und Sinnlich, von Unbedingt und Bedingt, von Frei und Nothwendig, von Bewusst und Bewusstlos. (Der Gegensatz von Einfach und Zusammen langt für den strengeren Dualismus nicht aus.) Während der Materialismus als Resultat der Naturforschung, der Spiritualismus als Postulat der Spekulation auf engere Kreise

beschränkt bleiben, ist der Dualismus von der gewöhnlichen Anschauung des Lebens unzertrennbar und hat somit eine gewisse Ursprünglichkeit für sich. Den Gegensatz der Funktionen des Leibes zu den Seelenthätigkeiten muss selbst der Materialismus in praktischer Richtung zugestehen. Die Entwicklung beider ist verschieden und das Leben jedes Menschen enthält Beispiele von Conflikten beider. Erkennt man schon eine Verschiedenheit der Gesetze zwischen organischem und unorganischem Leben: wie vielmehr muss sie erst zwischen den blos zeitlichen und den zeitlich-räumlichen Vorgängen festgehalten werden! Der Dualismus nimmt somit ganz consequent dort einen Gegensatz der Principe an, wo denselben in den Erscheinungen Jedermann annimmt. Direkt beweisend für den geistigen Charakter der Seele, fährt der Dualismus fort, ist das Vorhandensein eines höchsten Ideals des Guten und des Triebes zu dessen Realisirung. So verknüpft sich mit dem Dualismus die Berücksichtigung der ästhetisch-moralischen Beziehungen des Menschen, und der Dualismus betont es gewöhnlich, dass er die einzige psychologische Ansicht sei, welche denselben volle Anerkennung gewähre und sich daher allezeit in der höheren Auffassung des Lebens ihr Recht verschaffe. Innerhalb dieser Umrisse ist der Dualismus immerhin einzelner Modifikationen fähig (wie er sich denn gewöhnlich als überordnender Dualismus dem Spiritualismus nähert). — Ein Verdacht gegen den Dualismus entsteht zunächst aus der Prüfung der angegebenen Gegensätze von Geist und Materie, welche theils geradezu falsch sind, theils auf einer Erschleichung beruhen. Dem Materialismus wurde vorgeworfen, dass er die vorgefundene Verschiedenheit blos zeitlicher und zeitlich-räumlicher Zustände gleich von Vornhinein negire; dem Dualismus muss vorgeworfen werden, dass er bei ihr stehen bleibe, ohne den Versuch einer genaueren Fassung derselben anzustellen. So sehr der Dualismus als ursprüngliche Auffassung gerechtfertigt ist, so wenig entspricht er einem tieferen Eingehen. Dass die Verschiedenheit der Erscheinungen nicht selten mit Gleichartigkeit ihrer Träger vereinbar sei, haben die Naturwissenschaften gezeigt, und gerade die von dem Dualismus für sich ausgedeutete Grenzlinie zwischen organischem und unorganischem Leben ist in neuerer Zeit hart angefochten worden. Es ist Thatsache des Bewusstseins, dass wir Alle sowol Veränderungen in uns als ausser uns zu erkennen glauben, und jene

als rein intensive Zustände auf ein Innending, diese als extensive Vorgänge auf die Aussendinge beziehen. Aber diese Thatsache ist kein Princip, sondern ein Problem der Psychologie; denn ursprünglich gegeben sind blos Vorstellungen, also blos intensive Zustände, und was uns als Aussending erscheint, ist nur ein — in der That nothwendiges — Produkt unseres Vorstellens. Der Dualismus spricht somit von Aussendingen, bevor er dazu berechtigt ist, und wenn der erwähnten Thatsache gegenüber der Materialismus und Spiritualismus mit einem willkührlichen Sprunge beginnen, so liegt der Fehler des Dualismus in einer Verzögerung der Spekulation. Nicht, weil wir die Vorstellung von Aussendingen haben, gibt es Aussendinge, sondern weil wir Vorstellungen überhaupt haben, gibt es ausser meinem Geiste noch andere einfache Wesen, und die Mannigfaltigkeit aller dieser Existenzen, die wir nur vom Standpunkte unserer eigenen Existenz aus erschliessen, sogleich auf die Zweiheit von Geist und Materie zurückzufügen, ist in dieser Beziehung jedenfalls ein ungerechtfertigtes Verfahren. Ist nun weiter auch der Dualismus für viele Probleme der Psychologie eine sehr brauchbare Hypothese, so kann er sich doch dem oft ausgesprochenen Vorwurfe nicht entziehen, in Folge der tiefen Kluft, die er zwischen Seele und Leib gezogen hat, die Wechselwirkung beider völlig unbegreiflich zu lassen. Wirkt der Geist auf die Materie und umgekehrt, so muss in der Thätigkeit des Einen etwas mit der Thätigkeit des Andern Gemeinsames liegen, und dieses Gemeinsame wird unter gleichen Gesetzen stehen. Damit ist freilich nicht die qualitative Verschiedenheit der Wesen aufgehoben (und das ist festzuhalten), wol aber die absolute Disparität ihrer Thätigkeiten. Hievon sich zu befreien, schob der ältere wie der neuere Dualismus ein drittes Wesen zwischen beide Existenzen ein; nur in der Wahl desselben zeigt sich die Divergenz, und was man in neuester Zeit „die Durchdringung beider Principe in den Mittelgliedern des Leibes und der Seele“ genannt hat (Esser), gehört mit hieher. Im Dualismus werden Geist und Materie zuletzt einander so fremd, dass der Mensch etwas Unbegreifliches wird. Der consequente Dualismus hat bereits öfter zu dem Geständnisse der Unmöglichkeit einer Erklärung geführt. (s. die charakteristische Stelle bei Lichtenfels, Lehrb. der Ps. Wien 1843. §. 26 u. M. Jakobi, Naturleben und Geistesl. Leipz. 1851. p. 184). Das Ende des Dualismus wird die

Aufhebung seines Anfangs. Was endlich die Anmassung des Dualismus betrifft, die einzige den moralischen Interessen entsprechende Psychologie zu gewähren, so muss dieselbe aus den bereits angedeuteten Gründen zurückgewiesen werden. Die Geschichte der Philosophie aller Zeiten zeigt, dass die grösste Empfänglichkeit und Begeisterung für religiöse und moralische Tendenzen sich mit den verschiedensten psychologischen Theorien vertragen hat.

Anmerkung. Historischer Ueberblick: Der Dualismus im Orient, bei den Griechen, der systematische Dualismus seit Des Cartes. Der neuere Entwicklungsgang der Philosophie ist dem Dualismus abgewendet, und der Dualismus der Gegenwart hat mannigfache monistische, spiritualistische und selbst mystische Neigungen angenommen. Er gibt gewöhnlich seinen Unterschied gegen den älteren (gegen welchen der Paragraph zunächst gerichtet ist) selbst dahin an (Esser), dass er den Leib nicht wie dieser als etwas Todtes, sondern als ein Lebendiges, mit einer „Naturseele“ Behaftetes voraussetzt. Die bedeutendste Gestaltung nahm der Dualismus unstreitig in der Günther'schen Philosophie an, die den Menschen zwar als „Synthese zweier diametral entgegengesetzter Lebensprincipe“ betrachtet, diese aber als „Geist und Naturpsyche“ bezeichnet. „Die Naturseele und der Naturleib sind im Menschen Eines in der Wurzel und im Wesen; der Leib ist nur ein Moment in der Subjektivisirung des Naturprincipes, indem es aus seiner Objektivität heraustritt, sobald es Sinnesorgane an die Leiblichkeit anschliesst.“ — Krause stellt, im bewussten Gegensatz zu dem gewöhnlichen Seelenleben, neben Geist und Leib noch „ein Drittes, das eigentlich das Erste ist“, dass „keine Indifferenz“, sondern „die Ureinheit beider“ ist und das „über den Gegensatz von Leib und Geist hinaus ist“, — das Ur-Ich. Von geringerer wissenschaftlicher Bedeutung sind die Dreitheilungen des Menschen in Geist, Seele und Leib, wobei die Bestimmung des Verhältnisses der beiden ersten Glieder nicht über undeutliche Bilder hinauskömmt: G. H. Schubert, K. G. Carus, Ennemoser. Ersterer vergleicht „diesen Verein von drei Naturen drei concentrischen Kreisen“ und lässt sich die Seele „mit dem Geiste wie mit einem höheren Leibe bekleiden.“ (Gesch. der Seele. Stuttg. u. Tüb. 4. Aufl. II, p. 242 u. 490.) Der zweite sagt: Seele ist die höher entwickelte Idee, Geist die höher entwickelte Seele als solche. In der Seele wird der Geist geboren. Die Idee ist noch nicht die Seele, die Seele noch nicht der Geist, aber der Geist ist nur innerhalb der Seele, die Seele nur innerhalb der Idee, und diese Drei sind nur Eines.“ (Psyche. Pforzh. 1846. p. 115 u. 163.) Kaum grösserer Klarheit erfreut sich Damerows Ausdruck: „Wie der Mensch aus Leib, Seele und Geist besteht, besteht die Seele aus Leib und Geist, und die Seele ist die Einheit beider, wie Grün die von Gelb und

Blau ist, und der Mensch ist die chemische Durchdringung aller Drei. Die Seele ist Gegenwart, der Geist Zukunft, der Leib Vergangenheit. Die Seele an sich ist Nichts, sie hat ihr Leben nur in Bewegung, und diese erhält sie vom Leibe oder der Seele aus." (Elemente der nächsten Zukunft der Med. Berl. 1829. p. 311.) Ein Beispiel der „Viertheilung" des Menschen bei Volkmuth. (Wissensch. der emp. Ps. Trier 1846.)

§. 17. Der Monismus.

Der einfachste Versuch, über den Dualismus hinauszukommen, besteht in der absoluten Gleichsetzung von Geist und Materie. Beide sind dasselbe, ohne dass Eines einseitig auf das Andere zurückgeführt würde. Für die Psychologie werden Seele und Leib nur verschiedene Manifestationen: die Seele ist der innerliche, subjektiv gewordene Leib, der Leib ist die Seele äusserlich, objectiv, „in der Endlichkeit der Erscheinung" gefasst; beide sind *idem per aliud*. Damit schien das alte Problem der Wechselwirkung zum Erstenmale völlig gelöst, und viele damit verbundene unbegreiflich gebliebene Erscheinungen hatten mit Einmal ihre Erklärung gefunden. (Die Beseelung in Folge der Zeugung, der Einfluss der Phantasie auf den Fötus, das Entstehen der Sprache, das Verhalten der Sinnesorgane zur Totalität der Aussenwelt u. A. m.) Einer solchen Theorie schien weiter auch die Morphologie entgegenzukommen, die überall die äussere Erscheinung als dem Inneren Entsprechendes, Nothwendiges betrachtet. Aber streng genommen ist die Identitätsgleichung keine Lösung, sondern eine Läugnung des Problems. In spekulativer Beziehung konnte diese Anschauungsweise nur einen Durchgangspunkt abgeben; denn sind Geist und Materie nur verschiedene Prädikate, so muss weiter gefragt werden: wessen? Damit wird die behauptete Identität entweder nur eine bequemere und feinere Formel für materialistische oder spiritualistische Grundgedanken (Ersteres wenn Seele und Leib nur als verschiedene Seiten des Organismus betrachtet wurden und dieser analog zu dem somatischen Organismus aufgefasst wurde; Letzteres, wenn beide nur Manifestationen der in Weise geistiger Entwicklung gefassten Psyche sein sollten und „der Leib nur den Affen des Geistes abgab"), oder sie führt zu dem eigentlichen Monismus. In praktischer Beziehung kamen die Erklärungsversuche aus dem Identitätsprincipe nicht über eine Allgemeinheit und Unbestimmtheit hinaus, die der Naturwissen-

schaft der Gegenwart Stoff zu harten Vorwürfen gegeben hat. (s. Lotze am a. O. 42). — Es entsteht somit die Nothwendigkeit, Seele und Leib, Geist und Materie — nur als Erscheinungsformen eines Dritten zu setzen. Dieses Dritte und Absolute ist das wahrhaft Seiende, und kann auf doppelte Weise gedacht werden: als Eines oder als Vieles; und dieser Unterschied theilt den Monismus in den der Alleinheit und den der Allvielheit (wobei jedoch der letztere Ausdruck zweideutig ist). Wo ein Absolutes an die Spitze des Ganzen gestellt wird, kann dieses zunächst als eine ruhende Indifferenz von Subjektivem und Objektivem, von Bewusstem und Bewusstlosem gesetzt werden. Aber damit ist nicht viel mehr als eine blosse Negation des Dualismus gewonnen; die eigentliche Triebfeder der Bewegung bleibt doch in den beiden Momenten des Geistes und der Natur (denn in diesen Begriff geht nun jener der Materie über) liegen. Darum wird noch einen Schritt weiter gegangen: das Absolute selbst ist nichts Starres, sondern es tritt aus sich selbst heraus, und wird in dialektischer Bewegung fortschreitend Natur und Geist. Damit ist das Band gelöst, und an die Stelle des allgemeinen Seins tritt ein allgemeines Werden. Der Geist ist nichts Fertiges, keine Substanz, sondern eine Entelechie, „er ist, was er thut", und damit sind wir bei der Psychologie als der Entwicklungsgeschichte des Geistes angelangt. — Die Allvielheitslehre beginnt damit, das Vorurtheil gegen die Setzung mehrerer absoluter d. h. von einander unabhängiger Existenzen zu entfernen. Die Vielheit in den Dingen ist keine Mannigfaltigkeit in der Entwicklung, sondern beruht auf der Vielheit der einfachen Wesen, welche in ihrem Zusammenwirken die Erscheinung der Dinge erzeugen. Eine Klasse solcher einfacher Wesen ist die der Geister, qualitativ von allen andern verschieden. Der Leib ist ein Inbegriff von Realen, die in jene mannichfachen Verhältnisse unter sich gerathen sind, welche die Erscheinungsformen der Materie ausmachen. Eine Vorstellung entsteht, wo der Geist mit den einfachen Wesen des Leibes zusammenkömmt. Dies gibt den in §. 7 entwickelten Begriff des Geistes.

Anmerkung. Die hier angedeuteten Gegensätze und Uebergänge sind in der Geschichte der neueren Philosophie leicht nachzuweisen. Nur behält das hier Gesagte eine gewisse Ungenauigkeit, weil dieselben dort unter allgemeineren Gesichtspunkten, als denen der Psy-

chologie auftreten. (Materialismus und Spiritualismus — Realismus und Idealismus.) Die verschiedenen Perioden der Schelling'schen Philosophie fallen für die Psychologie unter die Erscheinung eines Ueberganges aus dem Spiritualismus in den Monismus (bestimmt durch die Anerkennung der Natur vom Geiste aus). Die wissenschaftliche Durchführung des Monismus geschieht Anfangs noch in dualistischer Form (Natur-Philosophie und Transcendentalphilosophie). Das Absolute tritt immer energischer an die Spitze als Vernunft, als Indifferenz des Subjektiven und Objektiven, und die Reihe des Idealen wie des Realen gliedert sich um diesen Mittelpunkt nach zwei Richtungen hin. Endlich bricht das Absolute diesen Uebergang ab: es ist das einzig Seiende, und die Dinge der Wirklichkeit sind nicht real. Was dem Monismus nun noch fehlte, war die flüssige Methode. Der nächste Vorwurf, den Hegel auf die bekannte drastische Weise aussprach, war, dass „das Princip mehr gefunden als begründet" erscheine. Die schwankende, willkührliche, immer in das Unbestimmte verschwimmende Durchführung machte die Methodelosigkeit da besonders fühlbar, wo die Methode nicht bloss formale Geltung haben sollte. — Dass das Identitätsprincip noch immer in der Psychologie seine Anwendung finde, zeigt die Stelle in Friedreichs System der gerichtlichen Psych. 3. Aufl. Regensb. 1852. p. 220. u. Hagen, Psych. Untersuch. Braunsch. 1847. p. 9. — Der am Schlusse des Paragraphes entwickelten Ansicht der Herbart'schen Schule wurde mit Unrecht bald methodische Inconsequenz, bald eine Neigung zum Atomismus vorgeworfen. Der letztere Punkt wurde sodann neuerdings wiederholt zur Anschuldigung des Materialismus und Atheismus erweitert. — Man vergleiche zu dem Ganzen: Kant, Kritik der reinen Vernunft. 2. Aufl. p. 427. Lotze, Art. „Seele und Seelenleben" in Wagners H. W. B. III, p. 152 u. 228 u. F. H. Fichte, „Die Seelenlehre des Materialismus, krit. unters." 2. Art. Zeitschrift für Philos. 1854.

D. Wechselwirkung von Leib und Seele.

§. 18. Entstehen der Vorstellungen durch unmittelbares Zusammensein.

Nehmen wir nunmehr den auch historisch gerechtfertigten Begriff der Seele wieder auf, und versuchen wir, ob die Annahme des Zusammenseins der Seele mit den einfachen Wesen, aus denen gewisse Partien des Nervensystems bestehend gedacht werden, wirklich das leistet, was ihr zugemutet wurde — nemlich, ob sie das Entstehen der Vorstellungen erklärt. Wir setzen demnach die Seele in das Zusammen mit einem zweiten, dritten u. s. w. einfachen, ihr aber qualitativ entgegengesetzten Wesen. Dieses Zusammensein darf nach §. 7 bloss als Gegensatz zu dem Für — sich — sein

genommen werden, ist weder seiner Vollendung nach zeitlich, noch seinem Vorhandensein nach räumlich (also auch kein Produkt einer Bewegung, wie Trendelenburg einwarf), und kann als ein In- und Durch-Einandersein, als eine Immanenz umschrieben werden. In diesem Zusammen können die beiden entgegengesetzten Wesen einander nicht gleichgültig bleiben, weil sie entgegengesetzt sind, also muss etwas bewirkt werden. An den Wesen selbst aber kann nichts gestört werden, weil sie unstörbar sind. Also entstehen Zustände, die nicht die Wesen selbst ändern, in denen gleichwol der Gegensatz und das Gegenwirken seinen Ausdruck findet. Der Zustand ist das, was durch das Zusammen geschehen ist. Entstünde nicht der Zustand, so wäre im Zusammen gar nichts geschehen; entstünde mehr als ein blosser Zustand, so wären die Wesen nichts absolut Gesetztes. Offenbar entstehen in beiden zusammenseienden Wesen Zustände, weil der Gegensatz beiderseitig ist, und zwischen den beiderseitigen Zuständen wird eine gewisse Wechselbeziehung statt finden. Gleichwol bleiben die Zustände des Einen immer Zustände dieses Wesens und haben gar keine innere Aehnlichkeit zu den entsprechenden Zuständen des Anderen. Die Seele entwickelt im Zusammen mit den Wesen des Organismus ein Sträuben (Renitiren), und dieses Sträuben als Zustand gedacht, ist die Vorstellung. Jenes ist das Thun, diese das Geschehene. Die Vorstellungen der Seele sind ihrer Qualität nach ganz unvergleichbar den Zuständen in dem Wesen des Leibes. Es folgt aus dem Gesagten, dass der Inhalt, die Menge, Stärke und Mannigfaltigkeit der Vorstellungen zunächst von der Quantität und Qualität jener einfachen Wesen und von der Art des Zusammenseins abhängen werde.

Anmerkung. Alle diese Sätze hat die Metaphysik in allgemeinerer Gestalt darzustellen und zu beweisen. Für sie ist das Zusammen der Seele mit dem Leibe nur ein specieller Fall des Zusammenseins überhaupt, und die Vorstellungen nur eine Art von Zuständen — „Vorstellung“ bezeichnet hier nur das Elementare dessen, was die Selbstbeobachtung vorfindet. Man sieht schon hier, dass die Vorstellung eben so wenig ein von Aussen in die Seele Hineinkommendes ist (kein „Abbild des Aussendinges“), als eine Evolution der Seele in Folge eines ihr innewohnenden Triebes, sondern ein rein intensiver Zustand derselben, ein Ausdruck für die Gleichzeitigkeit ihres Angriffes und ihres Angegriffenseins. (Druck und Gegendruck.) Vergl. Herbart, Psych. als Wissensch. I. §. 98.

§. 19. Entstehen der Vorstellungen durch mittelbares Zusammensein.

Nach dem Gesagten wird schon der Eintritt der Seele in das Zusammen mit den einfachen Wesen des Leibes durch das Entstehen gewisser elementarer Vorstellungen bezeichnet. Den Inbegriff derselben könnte man die Lebensempfindung nennen. Sie nimmt im Bewusstsein des Menschen eine ganz dunkle Stelle ein, und bestimmt, wiewohl nicht frei von Schwankungen, den Grundton des individuellen Lebens. Bei dem Thiere ist der Zusammenhang der Lebensempfindung mit dem Instinkte unverkennbar; denn wir sehen den Instinkt an den bestimmten organischen Typus gebunden, und das Individuum jenen mit diesem wechseln. Die Lebensempfindung ist gewissermassen der psychische Ausdruck der ruhenden anatomischen Beschaffenheit des Organismus; während der Inbegriff der eigentlichen Sinnesempfindungen jener der physiologischen Thätigkeit desselben ist. — Wichtiger jedoch ist es, dass die einfachen Wesen auch — innerhalb einer gewissen Grenze und in einer näher zu bestimmenden Weise — einander die Zustände mittheilen, die sie als bereits erworbene in das Zusammen mitbringen. Es entsteht auf diese Art eine Wirkung eines Wesens auf das andere, ohne unmittelbares Zusammensein beider, durch Vermittelung eines dritten (oder einer Reihe dritter Wesen). So sehen wir die Nervenfaser zwischen dem auf das peripherische Ende einwirkenden Aussendinge und der Seele vermitteln, indem ein Bestandtheil des Nerven mit dem Aussendinge in das Zusammen tritt und seinen Zustand sofort auf die homogene benachbarte Gruppe elementarer Bestandtheile überträgt, welche in successivem Zusammen mit den übrigen den Reiz bis zum centralen Ende und von da zur Seele fortleiten. Ebenso schreitet ein Zustand der Seele in centrifugaler Richtung als Nervenreiz durch die Faser bis zu deren peripherischem Ende an den Muskel hin, und manifestirt sich daselbst als Bewegung. Die Physiologie macht es dabei höchst wahrscheinlich, dass den beiden entgegengesetzten Richtungen in der Leitung des Reizes verschiedene Nervenfasern entsprechen. — Insofern nun die Seele das Centralwesen im Organismus ist, lässt sich folgern, dass sie in dem wechselnden Zusammen mit den verschiedenen Bestandtheilen des Centralorganes zwischen den Zuständen eines Nervens oder eines Nervenfadens und denen einer homogenen Nervenfamilie eine gewisse ausgleichende Vermittlung ausübt,

durch welche sie eine physiologische Bedeutung für das Leben des Organismus selbst erhält. Es ist dabei durchaus nicht nöthig, diesen Gedanken in der phantastischen Weise der ältern Physiologie zu erweitern; er hat in dem angedeuteten Kreise seine volle Berechtigung. („Die Seele ist das Salz des Leibes.“ Vergl. Lotze am a. O. 108, 110 u. bes. 114, auch in dem Art. Seele u. Seelenleben §. 52 in Wagners H. W. B. III, u. E. H. Weber, „Tastsinn“, ebendas. p. 505.)

Anmerkung. Die weitere Durchführung aller dieser Sätze gehört theils der Metaphysik und Naturphilosophie, theils der Nervenphysiologie an. Die Naturphilosophie wird hiebei von der Annahme ausgehen müssen, dass die äusseren Verhältnisse der Wesen sich nach deren inneren Zuständen richten, und so wird eine Störung dieser letztern eine Bewegung der Materie zur Folge haben. — Die Frage über den Umfang der ausgleichenden Thätigkeit der Seele hängt mit der Controverse über Homogenität und spezifische Energie der Nerven unter sich zusammen.

§. 20. Fortbestehen der Vorstellungen.

Jede in der Seele entstandene Vorstellung dauert unbegrenzt fort. Dieser Satz ist nur eine Anwendung des allgemeinen, dass jeder in einem Wesen vorhandene Zustand diesem fortwährend inhärire. Jeder Zustand ist ein wirklicher Zustand, ist der Ausdruck von dem, was wirklich geschehen ist, nämlich von dem stattgefundenen Zusammen. Das Zusammen ist und bleibt geschehen, und kann nicht ungeschehen gemacht werden. Den Zustand von selbst verschwinden lassen, hiesse aber das Zusammen ungeschehen machen. Das Wesen ist mit dem Zustande behaftet, es kann sich von ihm ebensowenig durch sich selbst losmachen, als er ihm von Aussenher entrissen werden kann. Das Zusammen ist wol die Ursache des Entstehens, aber keineswegs die Bedingung für das Fortbestehen des Zustandes. Für diese allgemeine Behauptung scheinen auch naturwissenschaftliche Gründe, für die Fortdauer der Vorstellungen insbesonders psychologische Thatsachen zu sprechen. Die Erinnerungen reichen weit über jene Periode hinaus, innerhalb deren sich der Organismus erneuert. Der Sehnerve kann längst atrophisch geworden sein, und noch wird in Gesichtsbildern gedacht, geträumt und delirirt; im Traume, Delirium, im Hellsehen offenbart sich der Fortbestand längst vermisster,

an sich geringfügiger Erinnerungen oft in erstaunlicher Weise (s. ein interessantes B. in Fechners Centralblatt für Nat. u. Anthr. 1853. Nr. 3.). — Doch folgt hieraus keineswegs, dass wir uns jederzeit jeder Vorstellung bewusst bleiben, sondern eine Vorstellung kann durch andere Vorstellungen aus dem Bewusstsein verdrängt werden, dauert aber sodann als gebundener Zustand fort, und kehrt darum auch bei gebotener Gelegenheit von selbst in das Bewusstsein zurück. — Auch die inneren Zustände des Nervensystemes währen in den einfachen Trägern derselben fort, doch ist ihr baldiges Gebundenwerden begünstigter, ihre Rückkehr erschwerter, und die Träger desselben sind, da der Organismus nichts Fertiges ist, in ununterbrochenem Kommen und Gehen (Stoffwechsel); während die Seele als Centralwesen bleibend gedacht werden muss (wenn man sich nicht in besondere Verwicklungen einlassen will), und wenn auch eine Uebertragung der Zustände von den ausscheidenden Bestandtheilen auf die eintretenden nicht absolut geläugnet werden kann, so ist doch ersichtlich, dass dieselbe nur in beschränktem Maasse geschehen könne und dass dadurch die Mehrzahl erworbener innerer Zustände für den Organismus verloren gehe.

Anmerkung. Der Gedanke des Fortbestehens der Vorstellungen wurde von verschiedenen Seiten aus übereinstimmend aufgestellt. (s. Drobisch, Emp. Psy. Leipz. 1842. §. 141. Waitz Grundl. p. 53. Scheidler, Handb. der Ps. 1833. p. 343. Tiedemann, Handb. der Ps. 1804. p. 294.) Dass derselbe von dem gewöhnlichen Beweise der Unsterblichkeit der Seele als Prämisse benutzt wurde, ist bekannt. Wir sehen demnach aus dem Zusammensein der Seele mit gewissen Theilen des Centralapparates im Nervensysteme Vorstellungen entstehen, aber die entstandenen Vorstellungen sind nicht an das Zusammenbleiben beider geknüpft. Demgemäss ist die häufige Bezeichnung des Gehirnes als „nothwendigen Organes des Vorstellens" zu modificiren. §. 14. Die Wechselwirkung von Seele und Leib besteht somit darin, dass den Zuständen des einen Wesens Zustände des andern und zwar in einer bestimmten Weise entsprechen. Für den Materialismus und Spiritualismus hat dieses ganze Problem keinen rechten Sinn; für den Dualismus lässt es keine Lösung zu. Schwierigkeiten behält die Erklärung der Wechselwirkung auch für den Monismus, sobald es sich um das Eingehen in einzelne Punkte handelt; nur liegen diese Schwierigkeiten nicht dort, wo sie die gewöhnliche Ansicht sucht. (s. Lotzes öfter citirten Art. §. 55.) Es folgt aus dem Gesagten von selbst, dass sich die Wechselwirkung nicht bloss auf die ursprünglich entstandenen, sondern auch auf solche Zustände

erstrecke, die aus dem Gebundensein wieder zur Wirksamkeit zurückkehren. So ist J. Müllers bekannter Ausspruch von „einem Mithalluciniren der centralen Nervenausbreitung" bei unseren Erinnerungen, Gedanken und Gefühlen wol gerechtfertigt (physisch. Macht der Einbildungskraft), so wie andererseits in abnormen Stimmungen des Organismus reproducirte ältere Reize gleich primären auf die Seele zu wirken scheinen (häufiger Enstehungsgrund von Hallucinationen.)

§. 21. Zusätze. Möglichkeit des nicht somatischen Entstehens der Vorstellungen und der somatisch unvermittelten Correspondenz der Geister.

Die neuere, bisweilen der Mystik geneigte Psychologie, hat zwei alte Fragen wieder angeregt, nämlich über das Entstehen der Vorstellungen in der Seele ohne Vermittlung des Leibes und über die unmittelbare Correspondenz der Geister. Was den ersten Punkt betrifft, so müsste hier an ein Zusammensein der Seele mit andern einfachen Wesen, als denen des leiblichen Centralorganes gedacht werden. Dieser Gedanke an sich ist durchaus nicht absurd. Denn es ist der Seele nicht wesentlich, gerade nur mit diesen den Leib bildenden Existenzen zusammen zu sein, und es ist nicht einzusehen, warum sie nicht auch mit einem andern nicht zu dieser Klasse gehörigen Wesen zusammensein könnte. Dass dieses Zusammen sodann unter den gehörigen Voraussetzungen Vorstellungen zur Folge hätte, kann gleichfalls nicht bezweifelt werden. Möglich bleibt also der in Frage stehende Fall immerhin; als wirklich darf er aber nur dann angenommen und vorausgesetzt werden, wenn eine bestimmte Vorstellung gegeben vorliegt, welche auf keine Weise aus dem Zusammen der Seele mit dem Leibe erklärt werden könnte, und über das Vorhandensein solcher Thatsachen entscheidet ausschliesslich ,die kritisch geprüfte Erfahrung. Jedenfalls aber wird man sich überzeugen, dass diese Hypothese nur in den seltensten Fällen das zu leisten im Stande ist, was man ihr in der Regel zumutet; denn die Qualität der so entstandenen Vorstellung würde immer nur eine einfache, ganz dunkle und allen andern Vorstellungen etwa so unvergleichbare sein, wie Geruch zur Farbe. Auch macht die Durchführung derselben weitere Hypothesen nöthig, die verwickelter werden, als es Anfangs schien. — Die Bejahung der zweiten Frage, ob nämlich ein Geist auf den andern einzuwirken vermöge (Sympathie lebender Menschen), würde eine Hypothese voraussetzen, nach der irgend eine Reihe einfacher Wesen (die sympathische Atmosphäre) einigermassen dasselbe leisten sollte,

was im gewöhnlichen Verkehr der Menschen das beiderseitige Nervensystem sammt seinen Apparaten und den dazwischen liegenden Medien leistet. Es bedarf keines Nachweises, wie sehr sich diese Hypothese verwickeln müsste und wie wenig mit ihr selbst im besten Falle gewonnen wäre. — Die Möglichkeit des Vorhandenseins von Vorstellungen (um auf den ersten Punkt zurückzukommen), welche älter wären, als das Zusammen der Seele mit dem Leibe dieses Lebens, hat zu der Annahme einer nicht ganz vorstellungslosen Präexistenz der Seele geführt. Als derlei Rückerinnerungen an ein früheres Vorstellungsleben pflegt man anzuführen: die Idiosynkrasien, gewisse in den Träumen constant wiederkehrende Empfindungen, die sogenannten angeborenen Ideen, und die dunklen Impulse, auf denen die ursprünglich instinktartigen Talente und Fertigkeiten beruhen. Die angeborenen Ideen aus einer Präexistenz der Seele ableiten zu wollen, ist geradezu verfehlt, und die übrigen Punkte sind höchst dunkle Seelenerscheinungen, deren Entstehung nicht nothwendig über die jedenfalls genug dunklen Anfangsperioden des gegenwärtigen Lebens hinaus verlegt zu werden braucht.

Anmerkung. Die absolute Verneinung der ersten Frage aus rein physiologischem Grunde beruht auf einem Missverständnisse des einfachen Wesens. Dass eben so wenig blosses Absprechen alles Thatsächlichen hier am Orte sei, hat neuerdings ein besonnener Psycholog erinnert. (Hagen, Art. „Psychologie" in Wagners H. W. B. II, p. 793.) Ahrens sagt in einer Bemerkung zu Krauses psychologischer Anthropologie (am a. O. p. 321) geradezu, dass mit demselben Leibe theilweise auch noch andere Geister vereinleben und vereinwirken können, und auf der Seele Denken und Empfinden einfliessen. (s. auch die auffallende Stelle in Gruithuisens Anthr. München 1816. §. 626.) Zu der zweiten Frage vergleiche man Kants Träume eines Geistersehers. Die Hegel'sche Psychologie kam zu derlei Fragen in eine eigenthümliche Stellung, die sie nöthigte, manchen Aberglauben begreiflich zu finden. (s. Erdmann am a. O. §. 20 und 34. Michelet, Anthrop. und Psych. p. 180 u. 184.) Michelets Vertheidigung der Haruspicien (ib. pag. 94). Rosenkranz „Psychische Atmosphäre" (am a. O. p. 149 u. 152). Vergl. weiter die citirten Werke von Ennemoser, K. G. Carus, Schubert und Eschenmayer.

§. 22. Verschiedenheiten in den physischen Grundlagen der Seelenthätigkeiten.

Aus dem Bisherigen ergibt sich, dass alle jene Umstände, welche auf die Beschaffenheit des Nervensystemes modificirend einwirken, auch, innerhalb gewisser Grenzen, auf die Beschaffenheit

und den Verlauf der Seelenthätigkeiten einen bestimmenden Einfluss ausüben, aus welchem die, von der älteren Psychologie meist unterschätzte, ursprüngliche Verschiedenheit der menschlichen Individuen in psychischer Beziehung hervorgeht. Es gehören hieher vor Allen die unmittelbaren Bestimmtheiten des Organismus durch Geschlecht, Alter und Leibesconstitution, sodann mittelbarer Weise die Bestimmtheiten desselben durch sein Verhältniss zu dem Ganzen der Menschheit: die Abstammung, wie zum Weltganzen: die geographischen, tellurischen und kosmischen Einflüsse. — Geschlecht und Altersstufen sind tiefeingehende Eintheilungsgründe der Menschen, jenes nach Individuen, diese nach Zeiten. In beiden Beziehungen zeigt das Thierreich eine weit grössere Divergenz (doppelgeschlechtliche und relativ geschlechtslose [?] Thiere). Auch bei dem Menschen darf die ursprüngliche psychische Verschiedenheit der Geschlechter nicht mit der gegenwärtigen, durch Sitte und Beschäftigung erweiterten verwechselt werden. Die beliebten, oft geistreichen Reduktionen des Geschlechtsgegensatzes auf allgemeine Schlagworte genügen wissenschaftlichen Anforderungen wenig. Ungleich lehrreicher für die Psychologie ist die (wenn auch noch schwankende) Bedeutung des Geschlechtes für Aetiologie, Prognose und Form der psychischen Störungen und Krankheiten. Die Verschiedenheit der Altersstufe wird bald auf einen dreigliederigen, bald auf einen viergliederigen Gegensatz (seltener auf eine Polarität) zurückgeführt. Maassgebend ist dabei häufig die Analogie zu den Perioden der Vegetation, den Jahreszeiten, den allgemeinen Krankheitsformen, den Richtungen der Zeit, den Gliedern des dialektischen Prozesses. Die psychische Eigentümlichkeit der individuellen Constitution des Menschen fällt für die Psychologie hauptsächlich unter die Rubrik des Temperamentes. Auf dem Wahrscheinlichkeitsgrade, mit dem von dem äusseren Habitus auf den inneren des Seelenlebens geschlossen wird, beruht die Physiognomik im höheren Sinne. (Symbolik des Leibes.) Damit ist auch der psychische Reflex in Verbindung, den einzelne somatische Krankheiten in bestimmter Weise ausüben. — Die Abstammung äussert ihren Einfluss: in der Beziehung des Einzelnwesens zu seiner Raçe, in der Nationalität und in seinem Verhältniss zu einem bestimmten Elternpaare. Die beiden ersten Punkte verwickeln sich mit vielen andern Fragen; die letztere entbehrt noch jeder näheren Bestimmung. — Unter den

Berührungen mit der Natur steht wohl oben an das Klima, die geographische und vielleicht selbst die geologische Beschaffenheit des Landes, deren Einwirkung jedoch erst im Laufe der Generationen deutlich vortritt, die theilweise davon abhängige Eigentümlichkeit der Nahrungsmittel und der Beschäftigungen. Nicht genug gewürdigt scheint der Eindruck der wechselnden Jahres- und Tageszeiten, so wie der des Mondlichtes, welche erst im Thierreiche und bei den Menschen in abnormen Zuständen auffallend werden. Das Vorhandensein kosmischer Einflüsse ist zweifelhaft.

Anmerkung. Warnung, in dieser Beziehung nicht zu weit zu gehen, (wie es z. B. Montesquieu im Sinne seiner Zeit gethan. *Espr. des loix* 16 u. 17). Verdienst der Hegel'schen Psychologie um diesen Gegenstand. — Die Geschlechtsdifferenz wurde ausgedrückt, als: Aktivität und Passivität, Rückwirkung und Reizbarkeit, Individualität und Universalität (Berthold), Produktivität und Reproduktivität, Thierleben und Pflanzenleben, Geschichte und Natur, Zukunft und Vergangenheit, Verstand und Gefühl, Hirn und Herz, Sonne und Mond, Negation und Position (Erdmann am a. O. §. 26, während Eduin Bauer in seiner Symbolik des Kosmos, Weimar 1851, das Verhältniss umkehrte), Wachen und Schlaf (Erdmann am a. O. §. 28 u. in den psych. Br. p. 108), Selbstständigkeit und Ganzheit (Krause, psych. Anthr. p. 236). Einen klassischen Ruf besitzt Wilhelm v. Humbold's Schilderung des Geschlechtscharakters (Schillers Horen, I. Heft 2 u. 3). Vergleiche auch Rosenkranz am a. O. p. 58 und Michelet am a. O. p. 127. — Ueber den Gegensatz der Altersstufen s. bes. Steffens Anthrop. Berlin 1822. II. p. 445. Eine berühmte Schilderung derselben enthält Burdachs Physiologie. Fr. A. Carus bemerkte, dass die neueren Schilderungen des Greisenthums von Vorurtheilen zeigten und die dem Alterthume wolbekannte heitere und behagliche Seite desselben verloren gegangen zu sein scheine (vergl. dagegen Oed. Col. v. 1235 u. Plat. Polit. I, 3). — Einen besonderen Einfluss auf die Eigentümlichkeit des Seelenlebens übt die Beschaffenheit des Blutes aus: die Transfusionen, Bleichsucht, Tuberkulose; schon Aristoteles leitete die Energie der verschiedenen Thierklassen auf das Blut derselben zurück. Manches interessante Detail bietet die Psychiatrie. Ueberladung des Blutes mit Kohlenstoff zeigt sich dem psychischen Leben nachtheilig, während Phosphorreichthum günstig zu wirken scheint. Venöses Blut deprimirt, macht tiefsinnig, grübelnd (der Brandstiftungstrieb). Wirkung der Spirituosen. Respirationskrankheiten, Herz- und Leber-Leiden, Störungen der Hautfunktion u. s. w. haben zum Theile spezifisch-psychische Rückwirkungen. Die Athener nach der grossen Pest sind nicht mehr die alten nervenstarken und maassvollen Athener. Ueber die psychische Bedeutung des Habitus s. F. G. Carus, Symbolik d. menschlichen Gestalt. Leipz. 1853. Die „pathologischen Träume“

bei Esquirol. — Die Rasseneigentümlichkeiten hat man bald den Temperamenten, bald den Hauptsprachen, den Tageszeiten, den Sinnesorganen parallelisirt, bald sie als Altersstufen der Menschheit betrachtet oder auf den Gegensatz von planetarem und solarem Leben reducirt. Dialektische Entwicklung ihres Gegensatzes bei Rosenkranz am a. O. p. 28. Bei einigen grossen Männern will man bemerkt haben, dass sie in psychischer Beziehung mehr von der Mutter als dem Vater abhängig erschienen. Gleiches ist auch von der Disposition zu psychischen Erkrankungen öfters behauptet worden. Die Künstler- und Gelehrten-Familien. — Bei dem Klima ist zu berücksichtigen: die Wärme (Kälte scheint den Vorstellungsverlauf zu verlangsamen), die Lage über dem Meeresspiegel (Cretinismus), die Trockenheit der Luft (Dresor erklärt daraus die bekannte instinktive Hastigkeit der Nordamerikaner), die Beschaffenheit des Windstriches (der trockene Nordostwind in Nordamerika, die Bewohner des Jura haben eigene Ausdrücke für die Unruhe und Verstimmung in Folge gewisser Windrichtungen, der Sirocco in Shakesp. Romeo und Julie 3. Akt. Häufigkeit des Selbstmordes bei heftigem Winde). — Gegensatz der Fleisch- und Pflanzenkost (Moleschott). Die Gesittung der Menschheit ist erst durch die Cerealien vollendet worden. Der Gebrauch der Gewürze hat seine culturhistorische Bedeutung. Thee und Kaffee sind in Folge der gesteigerten geistigen Anforderungen unabweissbare Bedürfnisse geworden. („Thee stimmt das Urtheil, Kaffee nährt die gestaltende Kraft des Hirnes." Moleschott.) Brandwein und Kartoffeln bedrohen die Menschheit; die Indianer hat ersterer bereits zu Grunde gerichtet. Den Verfall Spaniens schrieb ein französischer Historiker dem übermässigen Genuss der Chocolade zu. Aus der Verbreitung des Tabaks leitete Guislain zum Theil die Zunahme gewisser Formen der Seelenkrankheiten ab. Dass der Cretinismus mit einem Mangel an Jod im Wasser und Boden zusammenhänge, hat Chatin wahrscheinlich gemacht. Zeller erklärte die Gebundenheit der deutschen Zunge aus den fetten und vegetabilischen Hauptnahrungsmitteln (Briefwechsel mit Göthe). Die Zähmung mancher Thierklassen gelang erst durch Umänderung der Nahrungsweise. Der Mensch (und nächst ihm der Hund) ist ein Panphage, „weil er mit der ganzen Natur in geheimem Bündnisse steht." Eine Eintheilung der Poeten nach ihren Erregungsmitteln wäre psychologisch nicht uninteressant, Voltaire, Byron, Göthe und Schiller theilen sich in Kaffee, Thee, Wein und Punsch. — „Die Bewohner der älteren Gebirgsformationen haben höhere geistige Anlagen, die Willensorgane sind mehr ausgebildet, daher mehr Willenskraft; erhöhte Sinnlichkeit, die Vorbereitung einer reichen Phantasie mit Anlage zur Kunstliebe und Naturbeobachtung sind ein Vorrecht älterer Formationen." Spengler (Deut. Mus. 1852. H. 23). Vergl. Bernh. Cotta, Deutschl. Boden und dessen Einwirkung auf das Leben der Menschen. Leipz. 1853. „Der Einfluss ist wohl nur ein indirekter, aber unter allen der ur

sprünglichste und constanteste. Die Völker verwachsen mit ihrem Wohnplatze und er wird ihr Vaterland." Das Metallfühlen mancher Menschen. Einfluss der Spiegel auf Seelengestörte und Wasserscheue. (Die Zauberspiegel.) — Auf den Menschen scheint mehr die Tageszeit, auf das Thier im Allgemeinen mehr die Jahreszeit zu influiren. (Winterschlaf.) Die von Esquirol behauptete Häufigkeit des Ausbruches von Seelenkrankheiten im Sommer ist in neuester Zeit bezweifelt worden. „Die Morgen- und die Abend-Dämmerung ist die Brütezeit der Gedanken." (Rosenkranz.) Die meisten Selbstmorde fallen in die Morgenstunden. Göthe arbeitete am liebsten des Morgens, Schiller und Byron in der Nacht. Göthes Urtheil über den Winter. Die Lichtfreude. Ueber den lunarischen Einfluss gibt die Beobachtung der Thiere, des Irrenhauses, die Chronik der Revolutionen und der Volksglaube reiches Material (s. Burdachs Phys. III.); σεληνιάζειν bei Markus 9, 15. Bezüglich des Witterungseinflusses ist die Aeusserung eines engländischen Schatzkammerlords bekannt über den Zusammenhang des Staatsanleihens mit dem Barometerstande. — Die Meridianstellung bei Ennemoser und Reichenbach. — Kosmische Einflüsse: Göthes Makarie und die Seherinn von Prevorst. — Dies führt zu den Idiosynkrasien, als den rein individuellen Eigentümlichkeiten. Sie sind bald apathischer, bald sympathischer, bald antipathischer Natur, bleibend oder vorübergehend, und erweitern, verengen oder alieniren den Zusammenhang des Individuums mit der Aussenwelt. Ihr Sitz ist häufig im sympathischen Nervensysteme, und sie sprechen sich besonders in Ab- und Zu-Neigungen gegen gewisse Gerüche, Farben, Geschmacks- und Tast-Empfindungen und in den eigentlichen Körperempfindungen aus. Verbreitung im Thierreiche. „Je mehr sich unsere Kenntniss der wirksamen Naturkräfte erweitert, um so enger wird der Kreis der scheinbaren Idiosynkrasien." Clemens, Ueber Idios. Deutsch. Mus. 1852. H. 20.

§. 23. Das Temperament.

Der somatische Einfluss begründet nicht sowohl eine qualitative, als vielmehr eine quantitative Verschiedenheit in dem Vorstellungsganzen der Einzelnen, und führt somit zum Begriffe des Temperamentes, als dem im Leibe befindlichen und beharrlichen Grunde des verschiedenen Grades von Stärke im Auftreten und Schnelligkeit im Verlaufe der Seelenzustände (die „anthropologische Stimmung", wie sich Fr. A. Carus kurz ausdrückte.) Für jeden der beiden Faktoren construirte man eine Stufenleiter, in deren Mitte der normale Durchschnittsgrad lag, und die nun nach den beiden Richtungen sich einem unbestimmten Maximum und Minimum näherte. Diese zwei

Linien in ihren Indifferenzpunkten rechtwinklig übereinander gelegt, gaben die vier Quadranten der bekannten Grundtemperamente, und jedes wirkliche Temperament konnte durch eine Linie von irgend einem Punkte der einen Skala zu irgend einem der andern, also durch eine nach dem Verhältniss der Katheten veränderliche Hypotenuse ausgedrückt werden. Eigentliche Verbindungen und Mischungen aus einem Quadranten in den andern hin blieben dadurch ausgeschlossen. (Fr. A. Carus, Ps. Leipz. 1808. II, p. 97.) Wo man von ihnen gleichwohl sprach, da verwechselte man die Aeusserungsweisen der Temperamente mit den Temperamenten selbst; der Mensch kann sein Temperament überwinden, und dann handelt scheinbar der Phlegmatiker als Choleriker. So genommen sind die Temperamente freilich nichts weiter als Namen für formale Gruppen von Erscheinungen, denen die qualitative Ausfüllung abgeht, und diese Leerheit wird sich um so fühlbarer machen, je mehr man ein individuelles Temperament aus den allgemeinen Grundtypen heraus zu bestimmen versucht. Darum hat auch mit Recht die neuere Psychologie die von der älteren weit überschätzte Bedeutung des Temperamentes auf ein bescheidenes Maass zurückgeführt.

Anmerkung. Historischer Ueberblick dieser Lehre. Parallelisirungen der Temperamente mit den Säften und Systemen des Leibes, den Eigenschaften des Blutes, den Elementen, der Luft, den Zeitrichtungen u. s. w. Kant unterschied Gefühls- und Thätigkeitstemperamente, und läugnete die Zusammensetzungen (Anthrop. 4. Aufl. Leipz. 1833. p. 258). Eine rein geistige Auffassung des Temperamentes findet sich bei Reinhold, Suabedisson und Hagen. Krause unterscheidet ein leibliches, ein geistiges und ein Vereintemperament (am a. O. p. 242). Ganz absprechend urtheilen über diese Lehre Schulze, Griesinger, und die meisten neuern Psychologen und Physiologen. Die Hegel'sche Psychologie reducirte die Temperamente auf die dialektische Dreitheilung, wobei das Phlegma als die Indifferenz und Totalität erschien (Rosenkranz am a. O. p. 37. Michelet am a. O. p. 138. Wirth, System der spek. Ethik II, p. 22), und daher auch eine begünstigte Bedeutung erhielt. Wie wenig die strengen Grenzlinien der alten Temperamentlehre auslangen, hat auch Vischer gezeigt. „Der Melancholiker Hamlet zürnt cholerisch auf sein Phlegma und bricht in sanguinische Freude über die gelungene Finte gegen den König aus.“ (Aesth. §. 331.) Berühmte Temperamentenschilderungen gaben: Kant, Plattner und Dirksen. — Jede Zeit hat ihr Lieblingstemperament. Die einzelnen Temperamente haben der Reihe nach ihre Modezeit gehabt, und es

ist interessant, dass das einst so verrufene phlegmatische Temperament (Haller nannte es das Bauerntemperament, und eine höchst absprechende Schilderung desselben s. in Schulze, Psych. Anthr. Gött. 1819. §. 247) von den Psychologen der Hegel'schen Schule auffallend begünstigt wird (Rosenkranz, Michelet). Die jeweilige Theorie des Temperamentes ward eine Beute der jeweiligen Physiologie (wo sonst von Feuchtigkeit und Wärme, da wird nun wohl von Chemismus und Stoffwechsel gesprochen). In diesem Sinne wurde auch die kulturhistorisch interessante Frage nach dem besten Temperamente beantwortet. Zur Blüthezeit der Temperamentenlehre wurde auch das Standes-, National- und Alters-Temperament abgehandelt. — Niedere Thierklassen haben nur ein Gattungs-, höhere ein Arten-Temperament; bei den höchsten finden sich wol Spuren eines individuellen Temperaments. — Das melancholische Temperament, das einst an Aristoteles seinen Lobredner gefunden hat (*Probl. XXX.*, *quaest.* 1.), ist im gewöhnlichen Gebrauche zahlreichen Verwechslungen mit der Melancholie, als Gemüthsstimmung, oder wol gar mit der gleichbenannten Seelenkrankheit Preis gegeben, weswegen Lotze, der auch zu dessen Vertheidigern gehört, dafür den Namen des „sentimentalen" vorschlug.

Zweiter Abschnitt.

Von den Empfindungen.

§ 24. Begriff der Empfindung.

Die Empfindung ist die durch Uebertragung des Nervenreizes auf die Seele entstandene Vorstellung. Die Rechtfertigung dieses Begriffes liegt in §. 19. Die Empfindung steht dem Reize gegenüber, und ist dessen Perception, dessen Aufnahme in das Bewusstsein. Darum ist die Empfindung rein psychischer Beschaffenheit, und hat ihren Namen davon, dass sie das ursprünglich Gegebene, das in uns Vorgefundene ausmacht. Der gewöhnliche Sprachgebrauch identificirt die Empfindung häufig mit dem Reize, oder schiebt sie als Mittelglied zwischen den Reiz und die Vorstellung ein. Gegen den hier aufgestellten Begriff der Empfindung wirft man gewöhnlich ein, er mache die Seele zu etwas Passiven, durch die äussere Einwirkung Bestimmten, was gegen den sich selbst bestimmenden Charakter des Geistes verstosse. Allein, wie verbreitet diese Behauptung auch sei, sie beruht auf einer Uebereilung: Aktivität und Passivität sind nur Bezeichnungen der Standpunkte für denjenigen, der eine Richtung im Gange der Veränderungen ver-

folgt, und keineswegs reale Gegensätze der Zustände selbst. Es ist völlig einerlei, ob man sich die Seele unter dem Impulse der Nervenreize leidend oder gegen denselben thätig reagirend (wie es der neuere Sprachgebrauch ohnedies vorzieht) denken will: in Wirklichkeit leidet und thut die Seele nichts, sondern hat einfach den Zustand. — Für das Bewusstsein ist die einzelne Empfindung streng einfach, d. h. ihr Inhalt kann auf keine Weise zerlegt werden. Es gibt wohl Empfindungscomplexe, aber nicht zusammengesetzte Empfindungen. Gleichwohl nöthigen uns physiologische und zum Theile selbst metaphysische Gründe den entsprechenden Reizzustand für die meisten Fälle als eine Mannigfaltigkeit vorauszusetzen. Dieser scheinbare Widerspruch löst sich, wenn man die Empfindung als die psychisch einfache Perception einer somatischen Mehrheit von Zuständen betrachtet. Die Seele fasst mit Einem Zuge, durch Einen Akt die dargebotene Mannigfaltigkeit der Reize in die Einheit ihres Zustandes, indem ihr in ihrem Zusammen mit den Nerven eben die einzelnen Reize nicht als einzelne, sondern als ein Gesammtzustand geboten werden. Dieser Gedanke gibt den Erklärungsgrund für zahlreiche Phänomene dieses Abschnittes.

Anmerkung. Die Theorie der Empfindungen wird von der jedesmaligen psychologischen Grundansicht beherrscht, und in dieser Beziehung gibt §. 13 den Eintheilungsgrund der verschiedenen Definitionen der Empfindung. Das Empfinden denkt man sich gewöhnlich als eine Bewegung, und hat dabei die Wahl, sie entweder von der Seele gegen den Nerven, oder umgekehrt, vom Nerven gegen die Seele ausgehen, oder beide sich in ihr einander begegnen zu lassen. Der Materialismus disponirt besonders für die erste, der Spiritualismus für die zweite, und der Dualismus für die dritte Anschauung. Für den Monismus hat diese ganze Ausdrucksweise keine wirkliche Bedeutung. Man vergleiche in dieser Beziehung beispielsweise Fries, Handbuch der psych. Anthr. 1837. §. 17. Eschenmayer am a. O. §. 29 und Lichtenfels am a. O. §. 96. Eigentümliche Auffassung der Empfindung in der Hegel'schen Psychologie, als „Ausgleichung bei der das Individuum die Affektation seiner Leiblichkeit in Affektationen seiner als Seele verwandelt, und wo es das was es äusserlich tangirt, in sich findet." (Erdmann am a. O. §. 46 u. 47. Rosenkranz am a. O. p. 81 u. ff. Michelet am a. O. p. 245.) — Empfindung als Differenzirung von Subjektivem und Objektivem. Kessler, Ueber die Natur der Sinne. Jena 1805. §. 20, und Gruithuisen, Anthrop. München 1810. §. 73 und 533. Sehr interessant ist in dieser Beziehung die Vergleichung der drei bedeu-

tendsten, in ihrem psychologischen Principe völlig verschiedenen Monographien dieses Gegenstandes: Kessler, über die Natur unserer Sinne. Jena 1805. Tourtual, die Sinne des Menschen. Münster 1827. (woselbst auch ein historischer Ueberblick p. XXXIII.) und George, die fünf Sinne. Berlin 1846. Die Physiologen schieben in der Regel zwischen den Reiz im Empfindungs-Nerven und die Empfindung in der Seele noch ein Drittes ein, das bald auf somatischer Seite (Domrichs Vorstellungsnerven), bald mehr auf psychischer liegen soll. (Hagens Hirnbilder, die „unbewusste Empfindung.") Für die Psychologie ist dies ganz gleichgültig, wenn auch der Dualismus es bisweilen in seinem Interesse finden kann, zwischen Reiz und Vorstellung eine Reihe von Uebergängen einzuflechten. — Mit dem Gesagten im Allgemeinen übereinstimmend s. Waitz, Grundl. p. 42, dessen Lehrbuch der Psych. Braunschw. 1849. §. 8. Domrich, Die psych. Zust. Jena 1849. p. 31. Ennemoser, Geist des Menschen §. 184 u. E. H. Weber, „Tastsinn" in Wagners H. W. B. III, 2. Abth. p. 506. Vergl. zu dem Ganzen Aristoteles *de an. II,* 5 u. 12. dann *III,* 1.

§. 25. Inhalt und Stärke der Empfindung.

An jeder einzelnen Empfindung wird Inhalt und Stärke unterschieden (zwar nicht im unmittelbaren Bewusstwerden, sondern nur in der Beurtheilung desselben). — Der Inhalt ist der qualitative Ausdruck des Gegensatzes der zusammenseienden Wesen, ist also durch deren Beschaffenheit bestimmt und ändert sich mit ihnen. Die Wesen aber, welche hier mittelbar und unmittelbar in das Zusammen kommen, sind: das Aussending, die Nervenfaser (oder besser: die einfachen Wesen, aus denen beide bestehen) und die Seele. Man bemerkt jedoch hierbei gewöhnlich, dass die qualitativen Modifikationen der Empfindung nicht genau den Veränderungen in der Einwirkung des Aussendinges auf den Nerven entsprechen, sondern die geometrische Reihe dieser geht parallel mit der arithmetischen jener. Die Empfindung der Höhe schreitet in der Tonleiter arithmetisch fort, während die Schwingungszahlen der Töne sich geometrisch verhalten. Eben so fallen geringere Unterschiede in der äusseren Einwirkung für das Bewusstsein ganz aus. (Lotze am a. O. p. 213.) Allein streng genommen gehören beide Bemerkungen nicht her; denn die erste Erscheinung beruht auf einem Irrthum des vergleichenden Urtheiles und der durch dieses begründeten Auffassung (die nicht ausschliessend durch den Inhalt der Empfindung bestimmt wird), und die zweite zeigt nur, dass die sehr ähnlichen Empfindungen von einander nicht unterschieden werden, woraus nicht auf absolute

Gleichheit derselben geschlossen werden darf. Wichtig ist, dass man sich davon überzeuge, im Inhalte der Empfindung liege nichts vom äussern Gegenstande und nichts vom leiblichen Organe, durch das die Empfindung entstand; sondern die Empfindungen sind innere Zustände der Seele, und darum völlig unvergleichbar sowohl den Eigenschaften der Dinge als der Beschaffenheit der Nerven. Im Inhalte der Empfindung liegt weder etwas, das in die Seele hineinkäme, noch etwas, mit dem sie aus sich hinauslangte. Die Frage, ob die Empfindungen der Seele mit den Eigenschaften der Dinge an sich übereinstimmen oder nicht, hat in mehrfacher Beziehung keinen Sinn. Der Inhalt der Empfindungen endlich ist so mannigfach, dass eine Eintheilung der einzelnen kaum möglich ist. Doch können die Empfindungen in Gruppen gebracht werden, die unter sich Heterogenes, in sich nur Homogenes enthalten, und es ist offenbar, dass es solcher Gruppen mehr als Sinnesorgane geben werde. — Die Stärke der Empfindung ist der quantitative Ausdruck des Gegenwirkens im Zusammen. Sie nimmt mit dem Gegensatzgrade und der Menge der zusammenseienden Wesen, und scheinbar auch mit der Dauer des Zusammenseins, jedoch mit letzterer keineswegs in einfacher Proportion zu. Die Stärke der Empfindung mit dem Quantum der ihr zugewendeten Aufmerksamkeit wachsen zu lassen, ist eine ungenaue Bezeichnung für ein verwickeltes Phänomen. Die Ausbreitung des Reizes über mehrere Nervenfasern hat eine Erhöhung der Intensität der Empfindung (oder eigentlich einen Empfindungscomplex mit summirter Intensität) zur Folge, sofern nicht die einzelnen Empfindungen in die Form des Raumes, also neben einander treten. (Interessante Versuche bezüglich der Wärme, die intensiver empfunden wird, wenn die empfindende Fläche an Extension zunimmt, s. Weber: Tastsinn und Gemeingefühl in Wagners H. W. B.) Auch hierbei ist merkwürdig, dass wir die Grade der Intensität der Empfindung nach einer andern Skala schätzen, als nach den Intensitäten ihrer äusseren Veranlassung (besonders bei den höheren Graden), was man nach mathematischer Sprachweise auf die obige Art anszudrücken pflegt. Wächst eine Empfindung über eine gewisse Grenze hinaus, so tritt Bewusstlosigkeit ein. Allgemein bekannt sind endlich die mannigfachen unbestimmbaren Abstufungen in der Stärke der Empfindungen.

Anmerkung. Den Gedanken, wie wenig von der Beschaffenheit der äusseren Erscheinung die Empfindung an sich habe, hat Helmholz in einem Aufsatze über Göthes naturwissenschaftliche Arbeiten so ausgedrückt: „Die Sinnesempfindungen sind uns nur Symbole für die Gegenstände der Aussenwelt und entsprechen diesen etwa so, wie der Schriftzug und Wortlaut dem dadurch bezeichneten Dinge. Sie geben uns zwar Nachricht von den Eigentümlichkeiten der Aussenwelt, aber nicht besser als wir einem Blinden durch Wortbeschreibungen von der Farbe geben." (Allgem. Monatschr. 1853.) Ingleichen M. Jakobi, Geistesleben und Naturleben p. 16. Ennemoser, Geist des Menschen in der Natur §. 191 u. Lotze, „Seele und Seelenleben" in Wagners H. W. B. III, p. 159. Das Verhältniss zwischen der Intensität der Empfindung (E) und der des Reizes (β) hat Fechner durch die Formel $E = \log. \beta$, woraus das Gesetz der Zunahme $dE = \frac{d\beta}{\beta}$, angedeutet. — Die nähere Begründung des Einflusses, den der Gegensatz, die Menge der Wesen und die Dauer des Zusammen auf den Inhalt und die Stärke der Empfindung ausüben, gehört in die Metaphysik, die Beschreibung der einschlägigen Thatsachen in die Nervenphysiologie. Beide weisen auf eine gewisse Grenze der Intensität hin. Die Frage, wie aus bloss quantitativer Verschiedenheit äusserer Einwirkungen die qualitative Verschiedenheit der Empfindungen hervorgehe, und wo diese Umwandlung vor sich gehe, gehört nicht in die Psychologie, da für sie die Empfindungen der verschiedenen Farben schon bei ihrem ersten Bewusstwerden nicht quantitativ auf einander bezogen werden können, sondern sogleich qualitativ verschieden auftreten. Vergl. dazu George, die fünf Sinne. Berl. 1846.

§. 26. Ton der Empfindung.

So lange man die Empfindung als die Perception eines einfachen Reizes betrachtet, bleibt es unerklärlich, wie die so häufige Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit in sie hineinkomme; denn was hat der Schmerz mit den einfachen Empfindungsqualitäten zu thun, die zu ihm doch offenbar etwas ganz Verschiedenes sind? In der Empfindung enthalten müssen wir aber die Lust und Unlust denken, weil diese Bestimmungen nicht erst zu der Empfindung hinzukommen, etwa wie das Wohlgefallen am Aesthetischen zu der Wahrnehmung hinzukommt, sondern vom Bewusstwerden der Empfindung selbst untrennbar sind. Diese Schwierigkeit verschwindet sogleich, wenn man die Empfindung als die einfache Auffassung einer gleichzeitig gegebenen somatischen Mannigfaltigkeit definirt. Jeder Nerve nämlich enthält einen durch seine trophischen Vorgänge begründeten Gesammtzustand: die Stimmung, mit der sich jeder

eintretende Reiz in ein bestimmtes Verhältniss versetzt. In der Stimmung, die jedenfalls ein Complex zahlreicher elementarer Reize ist, liegen mannigfache innere Hemmungen, die sie in einer schwebenden Spannung erhalten. Indem nun der einzelne Reiz in diese Hemmungen eingreift, tritt er mit ihnen in Wechselwirkung, und vermehrt oder vermindert dadurch den vorgefundenen Spannungsgrad. Im Ganzen betrachtet tritt also der Reiz gleichsam der Stimmung entgegen, und nöthigt sie zu höheren oder geringeren Spannungen. Diesen Gesammtzustand bringt nun der Nerve der Seele im Zusammen entgegen, und diese wird sich nicht etwa erst der Stimmung und dann der Qualität des Reizes, sondern beider gleichzeitig in ihrer Wechselwirkung durch denselben Akt bewusst, und so setzt sich die Hemmung oder Förderung in das Bewusstsein fort, aber in der Form eines einfachen d. h. unzerlegbaren Seelenzustandes. — Der Ton der Empfindung — so wollen wir das Bewusstwerden der in der Empfindung liegenden Hemmung oder Förderung nennen — ist somit vom Inhalte derselben (im Bewusstwerden) unzertrennlich, und dieser wird von jenem in dem Maasse ausgefüllt, als letzterer selbst vortritt. Es wird häufig unmöglich, bei einer Empfindung anzugeben, was auf Rechnung des objektiven Inhaltes, und was auf die des Tones zu stehen komme. Darum haben stark betonte Empfindungen so zu sagen eigentlich gar keine klare objektive Qualität, und unterscheiden sich nur durch das Spezifische ihres Tones, und selbst bei geringer betonten Empfindungen trübt der Ton den eigentlichen Inhalt. Gesteigerte Wärme wird nicht mehr als Wärme, sondern als Schmerz empfunden. So entsteht oft die Unannehmlichkeit einer Empfindung erst durch deren Fortdauer, Verstärkung und Vermengung ihrer Reize mit anderen. Erweitert wird die gemachte Voraussetzung noch dadurch, dass in denselben Nerven recht wohl mehrere entgegengesetzte Reize gleichzeitig eintreten können (man sehe hierüber die interessanten Versuche A. W. Volkmanns, Art. Sehen in Wagners H. W. B. III, p. 326, die Manches für unsere Ansicht Günstige enthalten), und daselbst nicht bloss mit der Stimmung, sondern auch mit den Resten früherer Reize zusammenstossen können, so wie, dass auch Ausgleichungen der Reize durch das Gehirn (das jedenfalls am Tone der Empfindung seinen wichtigen Antheil hat) eingeleitet werden. Noch mannigfaltiger werden endlich die Gegensatzgrade, wenn man statt der einzelnen Empfindung

grössere Complexe gleichzeitiger Empfindungen setzt, deren Ton sich nun aus dem Tone der einzelnen Empfindungen und deren Verhalten unter sich zusammensetzt. — Es lässt sich nun ohne Schwierigkeit angeben, wovon der Ton der Empfindung abhänge, und woher die ausserordentliche Verschiedenheit desselben nach Individuen und Zeiten. Der Ton scheidet die Empfindungen in angenehme und in unangenehme, je nachdem mit dem Bewusstwerden der Empfindung eine Förderung oder Hemmung (Herabsetzung oder Vermehrung des Spannungsgrades der Stimmung) verbunden ist. Man sieht dabei, dass eine Empfindung keineswegs erst eine Periode der Unannehmlichkeit durchlaufen haben müsse, um angenehm werden zu können, sondern dass beide Modifikationen des Tones gleich ursprüngliche seien. Bei manchen angenehmen Empfindungen ist es wohl so, dass sie erst die vorhandene Spannung vermehren, dann, von der Stimmung überwunden, zurückweichen, und auf diese Weise eine Reihe abnehmender Spannungen darstellen, in welcher der unangenehmen Erregung ein angenehmes Ausgleichen nachfolgt. Ob es gleichgültige Empfindungen gebe, wird im Allgemeinen als zweifelhaft angesehen. Beides zugleich kann dieselbe Empfindung nicht sein (wenn man an der Einfachheit des neu eintretenden Reizes festhält); wohl kann aber der Ton bei Fortdauer der Empfindung und Veränderung ihrer Stärke in den entgegengesetzten umschlagen (oder die scheinbar gleichgültige Empfindung betont werden): und wo sich ein solcher Wechsel in stossweisen Impulsen schnell wiederholt, entstehen die sogenannten gemischten Empfindungen (z. B. der Kitzel), die zwischen entgegengesetzten starken Betonungen oscilliren.

Anmerkung. Den Inhalt dieses §. weist die Psychologie meist der Physiologie zu. Die Verwirrung innerhalb dieser Theorie lässt sich auf drei Hauptpunkte reduciren: Verwechslung des Tones mit dem Inhalte, die teleologische Erklärungsweise des Tones und das Verhältniss des Angenehmen zum Unangenehmen. Was den ersten Punkt betrifft, so sind in der That Inhalt und Ton im Empfinden selbst so wenig zu unterscheiden wie Stärke und Inhalt, sondern nur verschiedene Beziehungspunkte, unter welche die Empfindung versetzt wird. Bei gleichem Inhalt kann die Empfindung verschiedene Töne annehmen (wodurch sie freilich für unser Bewusstsein immer eine andere wird). Nachdrücklich sprechen für die theoretische Trennung beider die bekannten Erscheinungen bei niederen Graden der Aetherisirung (Harless u. Bibra, Ueber die Wirkung des Schwefeläth.

1847), dann bei gewissen Lähmungen (Lotzes Analgie) und vielleicht auch die Unempfänglichkeit der Tobsüchtigen und Melancholischen für Schmerz (s. einige Beispiele bei Friedreich, System der gerichtl. Ps. Regensb. 1852. p. 129 und Griesinger, Therap. u. Pathol. der psych. Krankh. Stuttg. 1845. § 44). In allen diesen Fällen scheint mit der eintretenden Umstimmung das Bewusstwerden der Betonung nicht oder nur in geringem Grade vorhanden zu sein, während das für den Inhalt selbst aufrecht bleibt. Lotze, der übereinstimmend mit uns die nicht näher bestimmte „Inkongruenz zwischen der durch den Reiz gestifteten Veränderung und den normalen Lebensbedingungen“ die Ursache des Wehegefühls nennt (Art. Seele und Seelenleben in Wagners H. W. B. III, §. 27), reducirt diese Verschiedenheit des Tones vom Inhalte auf zwei verschiedene neben einander hinlaufende Prozesse im Nerven: einen funktionellen (der Empfindung) und einen störenden (des Gefühls) s. Med. Ps. 225, Harless sogar auf Funktionen verschiedener Centralorgane. Die neuere Physiologie drückt den Gegensatz dieser Beziehungen (die übrigens schon Aristoteles als blosses Denken und Verlangen oder Fliehen unterschied), meistens durch Empfindung und Gefühl aus. — Die teleologische Erklärung des Tones unterlegt der einzelnen Empfindung eine gewisse Beziehung zu dem allgemeinen Bestande des Organismus, ihr ist der Schmerz „eine heilsame Veranstaltung der Natur, um die Seele auf eine dem Leibe drohende Gefahr aufmerksam zu machen“, und sie nannte den Schmerz den Wächter des Leibes. (Hagen am a. O. p. 746.) Hieher gehören die meisten älteren Psychologen (z. B. Tiedemann), und auch die Hegel'sche Psychologie näherte sich bisweilen diesem Grundgedanken (s. Michelet am a. O. p. 446). Lotze's Ansicht bildet gewissermassen von der unserigen aus den Uebergang zu der teleologischen. Vergl. dagegen Domrich: Die psych. Zust. p. 179 u. ff. — Damit hängt die weitere Erklärung des Schmerzes zusammen, die jedenfalls zu eng genommen wird, wenn übermässige Steigerung der Nervenerregung von Aussen her, ohne Berücksichtigung der Qualität des Reizes, als des Schmerzes einzige Ursache bestimmt wird. Ob nun die Lust ursprünglich so wie der Schmerz sei, oder nur erst durch die Aufhebung des Schmerzes (wohl gar „durch vergleichende Reflexion“) entstehe, ist eine Controverse, die erst in der Lehre vom Gefühle vollständig gelöst werden kann (s. Waitz, Grundl. p. 52. Rosenkranz am a. O. p. 340. Domrich am a. O. p. 340. Lotze, Med. Ps. 245, 246. Hagen, Psychol. Skiz. p. 57.)

§. 27. Deutlichkeit der Empfindung.

Versteht man unter Deutlichkeit die Unterscheidbarkeit der Bestandtheile, so kann bei einzelnen Empfindungen von ihr gar nicht die Rede sein, sondern nur bei Empfindungscomplexen. Es

lässt sich nun leicht zeigen, dass letztere immer undeutlich bleiben: erstens, wenn die einzelnen Empfindungen ganz oder nahezu gleich sind (wie bei den Empfindungen der einzelnen Fasern des Hörnerven), zweitens, wenn sie an sich schwach sind (weil die Unterscheidbarkeit ein gewisses Sich-Behaupten der gegenstrebenden Vorstellungen voraussetzt) und drittens, wenn sie (jede für sich) stärker betont sind (weil der Ton den Inhalt verdrängt). Es wird nun in der Folge nachgewiesen werden, dass nur die Complexe der Gesichts- und Tast-Empfindungen von diesen Voraussetzungen frei sind, daher sie allein die Form deutlicher Anschauungen anzunehmen fähig werden. Aber auch nicht jeder Complex dieser beiden Klassen von Empfindungen ist schon ohne Weiteres deutlich: das Sehen eines einfarbigen Gesichtskreises, das Betasten einer überall gleich glatten und harten Fläche, gibt auch nur einen dunklen Gesammteindruck, dessen Bestandtheile erst dann auseinander gehalten werden, wenn sich die räumliche Auffassung bereits gebildet hat. Ueberhaupt ist die Deutlichkeit der Empfindung mit der Versetzung derselben in die Raumform innig verknüpft, wie die Folge zeigen wird. Die Unterscheidung der Empfindungen ist somit kein Akt des Sinnesorganes, sondern des Bewusstseins. (Hartmann, Geist des Menschen. 2. Aufl. Wien 1832. p. 173.) Auf ihr beruht die Feinheit des Sinnes, von der gleichfalls später zu sprechen sein wird.

§. 28. Gesichtsempfindung.

Die Physiologie des Sehens bildet gegenwärtig bekanntlich einen mit besonderer Sorgfalt gepflegten Gegenstand. Von ihren Resultaten scheinen für die Psychologie besonders wichtig: das Verhältniss der Fasern zu den Verbreitungsbezirken des Reizes auf der Netzhaut (A. W. Volkmann) und den kleinsten Netzhautbildern (Valentin), die isolirte Leitung der Fasern des Sehnerven (J. Müller), die ungleiche Vertheilung derselben über die Netzhaut, die Nachdauer der Reize und die Regelmässigkeit der Blendungsbilder (Purkinje, Fechner), die Reflexbewegungen des Auges, die feine und eigentümliche Beweglichkeit des Auges (E. H. Weber), die blinde Eintrittsstelle des Sehnerven (Weber, Volkmann), das Akkommodationsvermögen des Auges (Hueck, Volkmann), und das Verhalten des Sehnerven zu den übrigen Nerven

des Auges. — Die psychologische Eigentümlichkeit der Gesichtsempfindung besteht darin, dass die gleichzeitigen Empfindungen, die aus den Reizen der einzelnen Fasern des Sehnerven entstehen, nicht in ein ununterscheidbares Ganze zusammenfallen (wie z. B. bei der Geruchsempfindung), sondern das Verhältniss des Nebeneinander d. h. die Form des Raumes im Bewusstsein annehmen. (§. 27.) Der Grund dieser Erscheinung liegt in der eigentümlichen Struktur des Auges, in welchem den einzelnen Stellen der Netzhaut verschiedene Fasern des Sehnerven entsprechen. Fällt nun auf letztere ein buntes Bild, so erhält jede Faser einen eigentümlichen Reiz und leitet denselben isolirt und unvermischt zum Centralorgane fort. Allein übereilt ist es, die Räumlichkeit der Gesichtsanschauung sogleich als unmittelbare Folge des räumlichen Bildes auf der Retina (oder gar der Räumlichkeit des äusseren Gegenstandes) zu erklären. Die Gesichtsempfindung selbst weiss nichts von der Beschaffenheit des Organes (§. 25). Es bedarf einer besondern Erklärung, wie aus dem gegebenen Inhalte der einzelnen gleichzeitigen Empfindungen die räumliche Form des ganzen Complexes hervorgeht. Dieses Bedürfniss vollkommen klar gemacht zu haben, ist ein unläugbares Verdienst, das sich L o t z e und W a i t z um die physiologische Psychologie erworben haben. Die Erklärung selbst kann aber erst in der Lehre vom Raume gegeben werden. — Fragt man, w a s e i g e n t l i c h g e s e h e n w e r d e d. h. wessen man sich durch das Sehen bewusst werde, so muss vor Allen negativ geantwortet werden: weder des Gegenstandes selbst, noch des Bildes auf der Retina. Macht man sich Letzteres klar, so verschwindet die Schwierigkeit der berüchtigten Controverse, wesshalb die Gegenstände nicht umgekehrt erscheinen, da doch ihre Bilder auf der Netzhaut umgekehrt sind. Diese Frage bleibt wichtig nur, so lange man sich die Seele wie mit einem inneren Auge nach dem Netzhautbilde hinsehend denkt; allein dem ist nicht so: die Seele weiss von dem Bilde der Netzhaut so wenig wie von einem Bilde im Spiegel, und es ist ihr nicht minder Aussending, als alles Andere. Freilich liegt die Versuchung stets nahe, das reine, durch einen so künstlichen Apparat hergestellte Bildchen als etwas der psychischen Auffassung näher Gerücktes zu denken. Allein würde die Seele wirklich das Bild der Retina erblicken, dann würden die Gegenstände nicht blos umgekehrt, sondern auch concav, mosaikartig,

und von dem bekannten dunklen Punkt unterbrochen gesehen werden. „Wir percipiren aber nicht die Lage der Nervenenden, sondern die Nervenreize selbst.“ (Waitz.) Die gleichzeitigen Empfindungen des Gesichtsfeldes sind rein intensive Seelenzustände, und aus ihnen setzt sich das Bild des Ganzen zusammen. Die Empfindungen liegen nicht Oben oder Unten, sondern die Beziehungen des Oben oder Unten werden ganz unabhängig vom Quale der Gesichtsempfindung (durch Muskelempfindung) gelernt, und dann auf die Gesichtsempfindung übertragen. „Eine Richtung, welche wir sehen, ist mehr nicht als Richtung im Sehfeld, und bezieht sich auf Verhältnisse, welche gar nicht im Apperceptionsvermögen des Auges liegen.“ (Volkmann, Art. Sehen in Wagners H. W. B. III, p. 343 und Budge, Memoranda der Phys. Weimar 1853. p. 322.) Eben so wenig liegt in der Gesichtsempfindung die Entfernung, Grösse, Gestalt des gesehenen Gegenstandes, der Zwischenraum u. s. w. (Waitz, Grundl. p. 88. Lehrb. der Ps. §. 22 und Lotze am a. O. p. 318 und in dem citirten Artikel p. 182); sondern alle diese Bestimmungen werden erst durch Urtheile der Empfindung hinzugefügt, werden erlernt (Rosenkranz sagt mit vollem Recht: das Sehen muss der Mensch erst lernen), und sind darum Irrthümern preissgegeben. Nur der psychische Mechanismus, der solche Urtheile sehr schnell vollzieht, verdeckt uns deren Zustandekommen.) Selbst die Continuität des Gesichtsfeldes ist nicht schon im Organe vorhanden, sondern eine Folge der psychischen Auffassung. Demnach liegt in der Gesichtsempfindung nichts, als ein Quantum von Gefärbtem (im weitesten Sinne). Auch das Sehen des Schwarzen ist ein Sehen eigener Art (Volkmann, J. Müller) und keine blose Negation des Sehens. Das von Aussen ungereizte Auge sieht nicht Nichts (wie etwa der Blinde, dessen Sehnerve zerstört ist, oder der Ohnmächtige Nichts sehen), sondern es sieht Schwarz. Die gelähmte Stelle der Netzhaut wird, wenn sie absolut funktionsunfähig geworden ist, nicht schwarz, sondern gar nicht gesehen (Lotze am a. O. p. 380); wie denn auch die blinde Stelle nicht gesehen wird. Und wie der Ruhezustand des Auges als Farbe empfunden wird, so gibt auch die Stufenleiter der Zustände, die das heftig gereizte Auge zur Ruhe zurück durchgeht, eine Reihe von (subjektiven) Empfindungen: die Nachbilder, die aber, wie es scheint, bei verschiedenen Individuen weit verschiedener sind, als man gewöhnlich glaubt.

Anmerkung. Ueberblick der oft abenteuerlichen Hypothese zur Erklärung des „Aufrechtsehens." Unsere Ansicht theilen noch weiter: Fries am a. O. §. 40. E. Reinhold, Lehrbuch der philos. propäd. Ps. Jena 1839. p. 122. Vergleiche auch Tourtual am a. O. S. 184. — Ueber das Sehen des Schwarzen: Fries *ibid.* §. 39 und bes. Lotze. „Wir haben eine Auffassungsweise für Geräusch, aber keine positive Empfindungsform für die Ruhe des Hörnerven. Wir haben dagegen nicht nur in dem Gefühle der Finsterniss eine positive Anschauung der Reizlosigkeit der Netzhaut, die sehr verschieden ist von der Blindheit der Hand oder des Fusses, sondern auch das Weiss ist nur physikalisch, aber nicht psychologisch ein Analogon des Geräusches" (am a. O. p. 218 u. 380). Vergl. weiter: Oersted, der Geist in der Natur. Leipz. 1850. III, p. 45 und Tiedemann am a. O. p. 23. — Die für das Licht ganz unempfängliche Stelle der *art.* u. *vena centralis* nimmt nach Webers neuesten Untersuchungen auf unserem Gesichtsfelde nahezu sechs Grade ein. (Beim Anblick des Himmels gäbe dies einen ovalen Fleck, auf dem eilf Vollmonde Platz hätten.) Die Ausfüllung dieses Raumes ist „ein Akt des Willens und nicht in der Empfindung vorhanden", und Weber erklärt dies dahin, „dass wir den Zusammenhang der Dinge, die in die nicht sichtbare Region des Sehfeldes hineinreichen, so sehen, wie er am Einfachsten und Wahrscheinlichsten ist." Volkmann (Sitzungsber. der Leipz. Soc. 1853. p. 27—50) geht von dem Umstande aus, dass die betreffenden Stellen in beiden Augen nicht identisch sind, und das eine Auge die Lücke im andern ergänzt, wobei es jedoch mit der auf die eben angedeutete Weise thätigen Einbildungskraft in Conflikt geräth. Eine einfachere Erklärung scheinen die im Paragraphe entwickelten Grundsätze zu versprechen. — Die alte Frage, wesshalb wir mit beiden Augen doch (in der Regel) nur einfach sehen, ist ebenfalls im Sinne des Gesagten zu lösen. Die Empfindungen in der Seele bringen keinen Heimatschein vom Auge aus mit; sie sind nicht Empfindungen des rechten oder linken Auges, sondern intensive Perceptionen, aus denen sich sodann der Complex des Sehfeldes zusammensetzt. Das Gesichtsfeld beider Augen ist für das Bewusstsein ebenso Eines, wie das jedes einzelnen Auges, und die physiologische Duplicität der Netzhautbilder ist für das, dessen wir uns bewusst werden, durchaus kein Eintheilungsgrund. Das Sehfeld des Bewusstseins entsteht nicht durch Deckung der Sehfelder beider Augen, sonst müsste, wenn das Feld eines Auges gelb, das des andern blau ist, das der Seele grün sein, was nicht der Fall ist. (J. Müller.) Dass in dem Bewusstsein dieselbe Gesichtsvorstellung gleichzeitig zweimal vorhanden ist, hat keineswegs zur Folge, dass die beiden Vorstellungen getrennt, zweimal vorgestellt werden. Zunächst ist das Sehen weder ein einfaches, noch ein doppeltes Sehen, sondern eben nur ein Bewusstwerden bestimmter Lichtaffektationen. Frägt man nun nach dem Einfach- und Doppelt-Sehen, so kann dies nur bezüglich der Vorstel-

lungen eines bestimmten Gegenstandes der Fall sein, welcher projicirt wird, und alsdann wird ein Gegenstand einfach gesehen, wenn seine beiden Vorstellungen an dieselbe Stelle des räumlichen Hintergrundes projicirt werden, und doppelt, wenn jeder Vorstellung eine andere Stelle angewiesen wurde. Damit ist die Frage freilich nicht erledigt, aber ihre Beantwortung ist an eine spätere Stelle im Systeme der Psychologie verwiesen worden. In ähnlichem Sinne sprach sich auch Purkinje aus: „Da es ein und dasselbe Bewusstsein ist, was die besonderen Individualitäten der Sinne in Einheit verbindet, so müssen auch alle einzelnen Relationen in eine einzige zusammengehen. Es könne eine Doppelsichtigkeit als Krankheit der Seele geben, wenn in dieser die Einheit des Bewusstseins in untergeordnete Sphären zerfiele.“ (Beob. zur Phys. der Sinne. Prag 1823. I, p. 149.)

§. 29. Aesthetische Bedeutung des Gesichtssinnes.

Die Gesichtsempfindung nimmt im geistigen Leben des Menschen eine bedeutende Stellung ein. Ihre Complexe bleiben deutlich, und daher bildet sich aus ihnen — im Verein mit denen der Tastempfindung — die Vorstellung des Räumlichen aus („die raumentwickelnden Sinne“). Dieser Deutlichkeit wegen entlehnt das Denken seine Bezeichnungen für Vollkommenheit des Erkennens am Liebsten dem Gesichts- und Tast-Sinne. In den Gesammtvorstellungen, durch welche der Mensch im normalen Zustande die Aussendinge auffasst, geben die Gesichtsempfindungen gleichsam den Stamm und Kern ab, an den die übrigen Sinnesempfindungen sich anschliessen: wir stellen uns andere Menschen vorzüglich durch ihre äussere Gestalt vor, wir träumen und deliriren vorherrschend in Gesichtsbildern (F. A. Carus am a. O. II, p. 202). Die Naturwissenschaften charakterisiren fast ausschliesslich nach sichtbaren oder sichtbar gemachten Merkmalen (*oculis subjecta fidelibus*). Das Gewicht messen wir nicht nach der Muskelempfindung, sondern durch die Wage, die Wärmezunahme nicht durch die Empfindung, sondern am Thermometer. Unsere wissenschaftliche Erkenntniss der Dinge ruht nicht auf der breiten Basis aller Sinne, sondern ist einseitig auf die Gesichtvorstellung gestellt. Gesichtsempfindungen sind der gemeinschaftliche Nenner, auf den reducirt die sinnlichen Gegenstände gedacht werden. (Tourtual.) Und doch — oder vielmehr gerade deshalb — ist der Gesichtssinn derjenige Sinn, welcher den meisten Täuschungen ausgesetzt ist. In den Lebensprozess wenig verwickelt, dient er doch den meisten Beziehungen des Lebens, und völlige Dun-

kelheit scheint unerträglicher, als völlige Stille. *Oculus ad vitam nihil facit, ad vitam beatam nihil magis. (Seneca.)* Mit dem Gehör hat das Gesicht die Neigung zu zahlreicheren Erkrankungen gemein. Die Entfernung, von der aus das Auge seine Impulse empfängt, macht es zum kosmischen Sinne. Oken parallelisirt das Gesicht der Luft, Troxler vergleicht die Gesichtsempfindung dem Wollen, Schubert dem Verstande. Kessler deutet die kugelähnliche Form des Auges auf Universalität und Weltgleichung. Eine schwärmerische Bewunderung zollte der Netzhaut auch Steffens (am a. O. II, p. 340). Die bestimmten, eine feste Stufenleiter bildenden Gegensatzgrade der einzelnen Qualitäten in der Gesichtsempfindung und deren Freisein von Schmerz und Lust im eigentlichen Sinne, machen sie geeignet, Glieder ästhetischer Verhältnisse zu werden, und wir finden sie darum (in Begleitung der Muskelempfindungen des Auges) als Träger einer Gruppe des Kunstschönen.

Anmerkung. Rückblick auf die Gesichtsempfindungen der Thiere. In den niedrigsten Organisationen scheint sie theils zu fehlen (z. B. bei den Muscheln), theils nur als allgemeine Empfänglichkeit für den Lichtreiz vorhanden zu sein (z. B. bei den Medusen, den Süsswasserpolypen). Der „Augenfleck" als einfachste Form des Auges. Die einfachen und zusammengesetzten, beweglichen und unbeweglichen Augen der Crustaceen (mit convexer Retina). Verhältniss des Gesichtssinnes zu dem Tastsinne bei den kurzsichtigen Wirbellosen. Vergl. insbesondere Bergmann und Leuckart, Anat. physiol. Uebers. des Thierr. Stuttg. 1852. p. 491. — Die Empfindung der Farbe ist immer eine einfache, und die Empfindung des Violett ist keineswegs aus denen des Roth und Blau zusammengesetzt, sondern diese sind nur Punkte, auf welche wir die Empfindung des Violett beziehen. Darum knüpfen wir auch in der diesen Beziehungen nachgehenden Vorstellungsweise das Violett wieder an das Roth, obwohl beide im Spektrum am Weitesten auseinander liegen. Darum nimmt weiter die Farbenreihe für uns die Form des Kreises an, während die Tonreihe als unendliche gerade Linie gilt. Roth und Violett sind beide als Empfindungen gleich einfach; aber bei der Vergleichung ihres Inhaltes findet man im Violett etwas von der Beschaffenheit des Roth und noch etwas Anderes. Daher wird Violett als ein Fortschritt vom Roth weg (oder zu ihm hin) gedacht, und in dem Farbendreieck bilden die sogenannten Grundfarben die Ruhepunkte (die Scheitel), die binären die Uebergänge (die Linien). — Das Bewusstwerden des specifischen Charakters der Farbe ist mit einem gewissen Tone der Empfindung verbunden. Der Sehnerve enthält eine ziemlich stark ausgesprochene Stimmung, darauf weist sowohl dessen Physiologie, als

auch der Umstand hin, dass diese Stimmung schon als solche empfunden wird (Schwarz). Die Störung der Stimmung durch deu Lichtimpuls bestimmt die Eigentümlichkeit der Farbe. Diese Störung aber ist nach der Länge der Lichtwelle und der Schnelligkeit ihrer Aufeinanderfolge verschieden. Dadurch scheint ein Mittel gegeben zu sein, die an sich quantitativen Einwirkungen als qualitative Modifikationen eines Zustandes zu erfassen. (§. 25 Anmerkung.) Aus diesem Vorgange im Nerven ergibt sich der psychische Charakter der Farbe. Schwarz ist absolute Reizlosigkeit, daher die Farbe der Leere, Ruhe, der Negation, also des Todes und der Ewigkeit, aber auch der männlichen Festigkeit und Pflichttreue (Staatskleid der venezianischen Republik). Am heftigsten stört Roth mit seiner grössten Lichtwelle: Kraft, Kampf, Effekt (Farbe der Götter bei kriegerischen Völkern, des Hochgezites der Vermälung und der Schlacht, des Gerichtes, Farbe überhaupt, heilige Farbe, der Purpur der Alten, πορφύρεος θάνατος bei Homer, der Boden, den Agamemnon bei Aeschylus zu betreten scheut, ist πορφυροστρωτος). Minder gewaltsam, aber unruhiger ist das Violett (grösste Schnelligkeit), es übt einen prickelnden Eindruck aus: unerträglich, schneidend, Farbe des Mangels (Oersted), der inneren Gährung (Bratranek), der Sehnsucht (angeblich den Aegyptern unbekannt). Während das Roth die Stimmung gewaltsam und stossweise zurückwirft, drängt sie das Gelb langsamer und gleichmässiger zurück: mild erregend, harmonische Erhebung; es verklärt und beseeligt (und nähert sich hierin dem Weiss), wird aber auch leicht matt, „Mässigung des Lichtes“ bei Göthe. (Chinesen, Japanesen, Sandwichsinsulaner.) Das Minimum der Störung lässt sich beim Blau nachweisen, daher dessen Verwandschaft zum Schwarz (μέλαν); es erscheint einerseits als sanft belebend („ein reizend Nichts,“ Göthe), andererseits als Zurücksinken in die Ruhe, daher Farbe der Ausdauer, Treue, der Gleichförmigkeit und des Behagens (Navayan der Jnder). Orange ist durch den Uebergang von Gelb zu Roth bestimmt: die Kraft des Roth verbindet sich mit der Erhebung des Gelb zu einem gewissen idealen Pathos. Von den beiden Extremen der Wellenlänge ziemlich gleichweit entfernt, ist das Grün die Durchschnitts- und Gleichgewichts-Farbe, „die mütterliche Farbe,“ (Tieck) „die Naivität des Kinderlebens“ (Bratranek), „die Farbe des Vertrauens“ (Oerstedt), Karl des Grossen meergrüner Mantel bei Einhardt, Lieblingsfarbe des deutschen Bürgerthums im Mittelalter. Interessant ist das Vikariren des Grün mit Weiss nach Helmholtz neuesten Versuchen. (Ueberhaupt scheint es nicht einerlei zu sein, ob das Auge eine Mischfarbe bereits im Pigment gegeben vorfindet, oder aus den verschiedenfarbigen Lichtstrahlen erst selbst erzeugen soll.) Die chaotisch eintretenden Lichtwellen im Grau bringen eine ganz unregelmässige Störung hervor: zerfahren, schwankend, Farbe der Möglichkeiten, des Zweifels, der Thatenlosigkeit, „der Geister zwischen Gut und Böse“ (Rosenkranz). Im Weiss bil-

det die Störung ein Continuum und das Sinken der Stimmung geht gleichförmig und entschieden vor sich: widerstandslose Hingabe an einen höheren, harmonischen Einfluss, Farbe der Offenbarung und der Unschuld (Candidatentracht). Männliche Unbefleckheit aus Grundsatz ist schwarz, weibliche aus Unkenntniss des Zwiespalts weiss. — Vergl. insbesondere Friedreich: Zur Psychagogie des Lichtes und der Farben. Magaz. f. Seelenkr. 2. Heft. Würzb. 1829. und Szokalski: Ueber die Empf. der Farben. Giessen 1842. Einfluss der Farben auf Seelenkranke (Esquirol). Die ältere Ansicht, welche die Farbeneigentümlichkeit aus der Vereinigung von Hellem und Finsterem erklärte, war bezüglich der Ableitung des psychischen Charakters derselben im Vortheil vor der Vibrationstheorie (Göthe, Hegel). — Die Fortsetzung des Gesagten auf die Harmonie der complementären Farben und das Ausklingen der Nach- und Blendungsbilder gehört nicht in die Psychologie, obwohl bisweilen (z. B. von George) mit einbezogen. Die allegorische Auslegung der Farben beruht mehr auf Association, als auf Empfindung. Die bekannte Unempfänglichkeit für eine bestimmte Farbe hat eine psychol. interessante Seite; insofern man nach der Möglichkeit eine Berichtigung auf psychischem Wege fragt. Von den Bewegungen und Muskelempfindungen des Auges später.

§. 30. Gehörempfindung.

Die neuen Entdeckungen Wagners haben uns eine Mannigfaltigkeit im Nervenapparat des Gehörs nachgewiesen, deren psychologische Deutung noch unmöglich ist. Das Eigentümliche des Hörnerven scheint darin zu liegen, dass alle Fasern, aus denen er besteht, jedesmal denselben Impuls gleichzeitig erhalten, und dass sich somit die Gesammtempfindung als das Produkt der elementaren Empfindung der einzelnen Faser mit der Anzahl dieser letzteren herausstellt. (s. Harless, Artik. Hören in H. W. B. IV, p. 375 u. 411.) Für diese Annahme sprechen sowohl anatomische Gründe, als auch der Umstand, dass bei Gehörkrankheiten wohl nie die Unempfänglichkeit für einzelne Töne vorkömmt, was doch der Fall sein müsste, wenn verschiedene Töne von verschiedenen Fasern aufgefasst würden. Das ungebildete Ohr hört die gleichzeitigen Töne als ein ungetrenntes Ganze und wir lernen erst allmälig und in sehr verschiedener Feinheit diese Einheit auf einzelne Bestandtheile beziehen, und dadurch scheinbar zerlegen (s. Harless am a. O. p. 435 und George am a. O. p. 86), was nicht ohne Schwierigkeiten und Irrthümer gelingt. Der Mensch kann eine Mehrheit von Tönen nicht gleichzeitig empfinden, wohl aber vorstellen. So gut die Gehörempfindungen beider Ohren (ohne besondere Einmen-

gung des Willens) zu einem Gesammteindruck zusammenfallen, eben so gut vermengen sich auch in jeder Faser die gleichzeitigen Reize. Bei der einzelnen Gehörempfindung stellt sich der Ton (§. 26) schon entschiedener ein, als bei den Gesichtsempfindungen, und es ist merkwürdig, dass nicht sowohl die musikalische Beschaffenheit des Tones, als vielmehr das Geräuschartige an ihm das Angenehme und Unangenehme ausmacht. Das Charakteristische der Complexe von Gehörempfindungen besteht also in deren Stärke und ursprünglicher Undeutlichkeit. — Was gehört wird, ist ein Mehr oder Weniger von Schall, also keineswegs die Richtung, Entfernung, Stärke, Eigentümlichkeit des musikalischen Werkzeuges (die nur aus dem schwachen, den reinen Ton begleitendem Geräusch, dem Timbre, das jedem Instrumente, ja bisweilen jedem Exemplare eigentümlich ist, erkannt wird). Am wenigsten werden Pausen gehört. Ob auch der von Aussen ungereizte Hörnerve, analog zum Sehnerven, schon durch seine blose Stimmung eine Empfindung unterhalte, ist mindestens zweifelhaft. (Erinnerung an die Sphärenmusik der Alten.) „Wir hören entweder etwas oder wir hören überhaupt nicht.“ (Harless.) Dass auch die Gehörsensation der Todtenstille eine positive Empfindung sei, hat irrthümlich Tourtual behauptet (a. a. O. S. 48). Die Nachempfindung ist auch beim Gehör bedeutend. — Alles gleichzeitig Gehörte geht gleichsam in Einen Punkt über. Wo solche einfache Gesammteindrücke, einer aus dem andern hervorwachsend, auf einander folgen, nehmen sie das Bild einer Linie an, und diese wird der unmittelbare Ausdruck der Zeitlinie. Darum heisst der Gehörsinn der Zeit entwickelnde Sinn (woran nichts ändert, dass auch für das Gehör die Ursachen der Empfindung in den Raum versetzt werden). In der Musik ist überall die Melodie das Erste, und die Harmonie blos das Begleitende, und über jene wird die Tonart selbst vergessen. Eben darum kann der Ton gar nicht anders fixirt werden, als durch sein Verhältniss zu den andern auf der Tonlinie. Die Eigentümlichkeiten der Farben werden längst durch eigene Worte festgehalten, für die der Töne gibt es blos eine technische Bezeichnung. Von dem Tone kann nur aufwärts und abwärts geschritten werden; jede Farbe hat zweierlei Beziehungen zu dem Inbegriffe der übrigen (wohl noch eine dritte zu Hell und Dunkel). Das Gehörorgan trägt der Mensch

(gleich jenem des Geruchs) offen, und im Vergleich zu dem Auge unbeweglich der Aussenwelt entgegen; und dadurch erhält das Hören einen gewissen Zug von Passivität. Im Allgemeinen sind Gehörempfindungen starke Empfindungen, ihre Wirkung auf Thiere, Wilde und Halbwilde ist schon in sinnlicher Beziehung auffallend, und der Gehörsinn ist der Sinn des Erschreckens (Blick auf das Thierreich). Die Wirkung einer Schlachtmusik übertrifft weit die eines Schlachtgemäldes. Ist auch das Gesicht deutlicher, so hat das Gehör mehr Ueberzeugungskraft, was Einer gehört hat, lässt er sich schwerer wegdisputiren, als was er gesehen hat. (Hallucinationen der Irren.) Die feinen Gegensatzgrade zwischen den Tönen, die längst auf mathematische Bestimmtheit zurückgeführt worden sind, so wie die ziemliche Befreiung der Gehörempfindung von eigentlichem Schmerz, machen die Tonempfindung fähig, in rein ästhetische Verhältnisse einzugehen. Die Musik ist die unmittelbarste Kunst. Der Ton ist das reinste Symbol der Vorstellung, und die Anhäufung und der Ablauf derselben das reinste Symbol der Vorstellungsbewegung. Darum wird die Musik der reinste Ausdruck des Gefühles. Theophrast nannte den Gehörsinn den leidenschaftlichen, und der Mangel desselben bei Taubstummen steht mit einer gewissen Roheit des Gemüthes in Verbindung. Der nahe Zusammenhang des Gefühls mit den Tönen, die Einfachheit, Mannigfaltigkeit und leichte Herstellung der Töne, hat deren Anwendung zur Sprache begründet. Darum nannte Drobisch das Gehör den Sinn für beseelte Menschenwelt. Die Natur gibt nirgends etwas der menschlichen Musik Aehnliches; die Tonwelt ist ein Erzeugniss des Menschen. Troxler parallelisirt das Hören „dem eigentlichen Erkennen,“ Oken das Gehör den Metallen und dem Magnetismus; Steffens, der das Gehör irrig mit der Stimme beginnen lässt, erklärt es für die ursprüngliche Form alles Denkens. (s. eine merkwürdige Stelle in dessen Anthropologie II, p. 331.) Endlich erzeugen die Vibrationen des Schalles ausser der Gehörempfindung noch andere Empfindungen. (Aussagen des taubstummen Kruse.)

Anmerkung. Herbart sagte: wahrscheinlich hat jeder musikalische Ton seinen Antheil am Organ, weil gleichzeitige Töne gesondert bleiben. Bei dieser Annahme scheint aber eine Verwechslung des ursprünglich Gehörten mit der daran geknüpften Operation des

Zurückführens auf eine Verschiedenheit bekannter Tonvorstellungen stattzufinden. Herbarts Ansicht theilen auch J. Müller (am a. O. II, p. 473) und Oersted t (am a. O. III, 29). Vergleiche dazu Lotze (am a. O. 239—241). — Von mehreren grossen Denkern wird Unempfänglichkeit für Musik behauptet. — Ueber den Vorzug von Gesicht und Gehör ist häufig gestritten worden. „Durch das Sehen tritt der Mensch in die Welt, durch das Hören tritt die Welt in den Menschen." (Oken, der das Gehör als irdischen Sinn neben den kosmischen des Gesichtes stellt.) Der Gegensatz von Gehör zum Gesicht wird bald als Verstand und Phantasie (Hartmann), bald als Synthese und Analyse (Tourtual), bald als Vernunft und Verstand (Schubert), als Algebra und Geometrie (Eschenmayer), Gemüth und Intelligenz (Erdmann) bezeichnet. Dissonanz ist unerträglicher, als Schmutz der Farbe. Wilde und Kinder lieben neben bunten, grellen Farben sanfte Musik, wir umgekehrt. Das Auge belehrt, das Ohr rührt. An den klaren Sinn des Gesichtes wendet sich der todte Buchstabe, an die Tiefe des Gehörs das lebendige Wort. (s. Erdmann am a. O. §. 50.) — Die einfachste Form des Gehörsinnes als Bläschen mit einer Flüssigkeit gefüllt und einigen Otolithen mit einem spezifischen Nerven. S. Harless, am a. O. p. 318. Verbreitung im Thierreich.

§. 31. Tastempfindung.

Für die physiologische Psychologie, zu welcher Rudolf Wagners neuere Entdeckungen und besonders E. H. Webers Untersuchungen (Die Lehre vom Tastsinne und Gemeingef. Braunschw. 1851.) ein reichhaltiges Material geliefert haben, scheinen vorzüglich berücksichtigungswerth: die ungleichmässige Vertheilung der Nervenfäden über die Oberfläche des Leibes, die Verbreitungsbezirke der einzelnen Reize, die qualitative Verschiedenheit der Tastempfindungen nach Verschiedenheit der Angriffstellen (s. bes. Lotze am a. O. 340 und Hagen in dem citirten Artikel in Wagners H. W. B. II, p. 715), die leichte Beweglichkeit der feineren Tastorgane und die innige Verbindung der Tastempfindungen mit anderen Empfindungen. In psychologischer Beziehung charakterisiren sich die Complexe der Tastempfindungen durch ihre Deutlichkeit, die nur unter der Voraussetzung begreiflich wird, dass die Tastempfindungen, welche verschiedenen Einwirkungsstellen desselben Reizes entsprechen, eine Reihe fester Gegensätze bilden, und die sie mit den Gesichtsbildern gemein haben. Interessant ist dabei, dass sich das „Druckbild" des Tastsinnes von dem correspondirenden Ge-

sichtsbild sowohl in der Beurtheilung der Grösse als der Richtung unterscheidet (wovon später). Die reine Tastempfindung enthält wahrscheinlich keinen Schmerz, und wo dies doch der Fall zu sein scheint, da mag wohl der Schmerz auf Rechnung der gleichzeitigen Körperempfindung zu stehen kommen. Es ist wichtig, das enge Verwachsensein der Tastempfindung — besonders bei Bewegung des tastenden Organes — mit Empfindungen der Wärme, des Schmerzes und sogenannter Muskelempfindungen wohl zu beachten, weil dieser Umstand dem Tastsinn eine gewisse Innigkeit verleiht. Der Erwachsene tastet meistens nur mit bewegtem Gliede, und diese Bewegungen sind wieder grösstentheils die Folge von Gesichts-, Gehör- und Geruchempfindungen. Dieser Umstand bekleidet das Tasten mit dem Scheine einer Spontaneität und Activität, durch welche der Tastende auf die Eindrücke der andern Sinne reagirt. Stehen Sehen, Hören, Riechen am Anfange, so steht das Tasten am Ende einer Bewegung. Andererseits schreitet das Tasten, besonders im Vergleich mit dem Sehen langsam vor, was seinen Grund theils im tastenden Organe, theils in dem schnellen Verschwinden des Nachbildes hat. (Eine schnell geschwungene glühende Kohle wird als Kreis gesehen; eine mit der Cirkelspitze schnell auf die Hauptfläche geschriebene Figur erscheint dem Tastsinn ganz verworren.) Dadurch, wie durch die geringere Buntheit seiner Qualitäten, erhält der Tastsinn eine gewisse Ruhe und Gründlichkeit. — Als das, was durch das Tasten empfunden wird, gibt man gewöhnlich an: das Bewusstwerden eines Widerstandes, einer Glätte und eines Wärmegrades. Allein das letztere Moment scheint zu den beiden andern so heterogen zu sein, dass es mehr in der begleitenden Körperempfindung liegen dürfte. Weber sagt ausdrücklich, dass es zweifelhaft erscheine, ob die Wärme- und Druck-Empfindung als verschiedene Modifikationen derselben Empfindung angesehen werden dürfen, und ob wirklich für beide die nämliche Einrichtung bestehe. Ja es verhalten sich beide bisweilen selbst entgegengesetzt. (Die Empfindung des Druckes nimmt mit Abnahme der Wärmeempfindung zu; am a. O. p. 512). • Die Empfindungscomplexe, durch die Widerstand und Glätte vorgestellt werden, könnten aus denselben Elementen bestehen, die nur dort (bei radialer Bewegung des Organes) gleichzeitig, hier (bei tangentialer) successiv aufträten. Dass im Inhalte der Tastempfindung nicht die

Solidität der Körper liege, eben so wenig als die Lage, Ausdehnung, der Cohäsionszustand wirklich getastet werden, ergibt sich von selbst. — Der Tastsinn schliesst sich in seiner Bedeutung für menschliche Entwicklung zunächst dem Gesichtssinne an; das Sehen nannte schon Herder ein verklärtes Tasten. Bei dem Kinde folgt der Blick der tastenden Hand, und dem Blinden ersetzt diese jenen oft in merkwürdiger Weise. Beide geben ihren Stoff in einer Weise, aus der die räumliche Anschauung mit Nothwendigkeit hervorgeht, doch jeder in seiner Eigentümlickeit: das Auge mannigfaltig und schnell, der Tastsinn einförmig, langsam, aber innig; und dieser nimmt neben jenem oft die Rolle des pedantischen Lehrers neben dem talentvolleren Schüler an (Drobisch). Der Sehende übersetzt die Auffassungen des Tastsinnes gerne in Gesichtsbilder, und irrt dabei nicht selten. Der grösseren Innigkeit und Gründlichkeit verdankt der Tastsinn die unvergleichliche Ueberzeugungskraft der Handgreiflichkeit. Der Tastsinn, begleitet von dem Gesichtssinne, löst den Leib erst aus dem Chaos der Dinge heraus, und beide vereint begründen so eine längere Reihe fortschreitender Entwicklungen. Darum nannte man ihn gerne den praktischen Sinn, den Sinn der irdischen Totalität. Er hat dabei das Eigentümliche, dass er in seiner Funktion gegen sich selbst gerichtet sein kann: das tastende Glied kann zugleich betastetes sein. Wo ein Glied das andere willkührlich drückt, da ist dem Bewusstsein gleichzeitig die beabsichtigte und die erfolgte Wirkung, das Begehren und sein Effekt gegeben. Desshalb nannte Weber den Tastsinn den Kraftsinn und man könnte ihn auch den rekurrenten Sinn nennen. Obwohl selbst nicht ganz frei von Täuschungen (besonders, wo er aus seiner gewohnten Sphäre herausgebracht wird), dient er doch den andern als Kontrolle- und Korrektur-Sinn. Troxler vergleicht ihn dem Triebe, Ennemoser dem Wollen, Oken dem Wasser und der Schwere. Hingegen geht ihm die Mannigfaltigkeit der Qualitäten, die Leichtigkeit der Auffassung und die Isolirung von anderen Empfindungen ab, die ihn zur Aufnahme ästhetischer Verhältnisse empfänglich machen sollte, und sein Antheil an der Wahrnehmung plastischer Kunstwerke ist nur sekundär. Partielle Lähmungen sind nicht selten, aber ein Mensch ohne allen Tastsinn hat nie existirt. (Aristoteles *de an. III*, 12.)

Anmerkung. Die gewöhnliche Ansicht betrachtet das Tasten nur als eine Art des Fühlens (s. J. Müller am a. O. II, p. 494. Purkinje, Art. Sinne in Wagners H. W. B. III, p. 353) und zwar als die Gruppe der normalen Funktion des sensitiven Nerven (oder der besonderen Concentrirung des Fühlens), während was wir später die Körperempfindung nennen, der abnormen Funktion zufiele. Oder, geradezu umgekehrt: man nimmt das Gefühl als eine Art des Tastens (Valentin), oder endlich man coordinirt beide als Tast- und Gefühl-Sinn. Offenbar hat man es nur mit einem Wortstreite zu thun; allein der hier eingeführte Sprachgebrauch rechtfertigt sich durch die Heterogenität im spezifischen Inhalte der Tastempfindung zu dem sogenannten Gefühle, und weiter dadurch, dass Tastempfindungen nur über die Oberfläche des Leibes verbreitet, Gefühle auch in innere Organe lokalisirt werden. — Tastsinn im Thierreiche, Mannigfaltigkeit der Organe. Die Hand des Menschen, das „Werkzeug der Werkzeuge“, (Arist. *de an. III*, 9) das „menschliche Fühlhorn,“ ist zugleich das natürliche Maass, die Rechenmaschine und das erste mnemotechnische Mittel: Physiognomik der Hand nach Carus (die sensitive, motorische und die seelische Hand.)

§. 32. Geruchempfindung.

Aus der Physiologie dieses Sinnes wären in psychologischer Beziehung besonders die Beträchtlichkeit des Riechnerven, dessen feine Verbreitung über die Reizfläche, die nahe Beziehung zum Gehirne, die schnelle und einseitige Abstumpfung und der eigentümliche Antheil der Muschel an dem Zustandekommen der Empfindung (Bidder) hervorzuheben. Es erklären diese Einrichtungen die besondere Stärke der Geruchsempfindung, die meist ziemlich vortretende Betonung derselben und den höheren Grad von Lebhaftigkeit, der durch die Verbindung der Geruchempfindung mit den Körperempfindungen entsteht. Ein Ausklingen der Empfindung scheint nicht Statt zu finden, und eine Analogie zu den complementären Farbenerscheinungen ist kaum vorhanden. Die gleichzeitigen Geruchempfindungen fallen in einen dunklen Gesammtzustand zusammen, den nur ein geübtes Urtheil in gleichsam successive Bestandtheile zu zerlegen im Stande ist. Eben darum werden auch selbst die auf diese Weise unterschiedenen Beziehungen nicht nebeneinander, nicht räumlich vorgestellt, eben so wenig als die elementaren den einzelnen Stellen der Empfindungsfläche entsprechenden Reize räumlich aufgefasst werden. (Ein Beweis, dass die Räumlichkeit der Empfindungsform nicht von der Räumlichkeit des

Organs abhängt.) Die Geruchempfindung ist durchaus undeutlich, worauf schon die Armut der Sprache hindeutet, welche Geruchempfindungen nur durch Associationen mit anderen Sinnesempfindungen oder durch eine gewisse Analogie beider im Tone zu fixiren vermag. Soll eine Geruchempfindung klar werden, so bedarf es bei ihr einer längeren Einwirkung, als bei dem Gesicht und Gehör. — Der Inhalt der Geruchempfindungen ist äusserst mannigfaltig, und fällt vielfach mit dem Tone zusammen. Es gibt sehr zahlreiche Klassen von Gerüchen, und jede ist beinahe allen anderen entgegengesetzt und unvergleichbar; Uebergänge und Stufenleitern gibt es nur ausnahmsweise. — Der Geruch steht im Allgemeinen dem Gehör näher, als dem Gesichte. Sein angedeuteter psychologischer Charakter (Stärke, Einfachheit und Lebendigkeit) gibt ihm einen besonderen Einfluss auf die Reproduktion der Vorstellungen: er ist der Sinn des Gedächtnisses und der Einbildungskraft. (Drobisch, Emp. Psychol. p. 126.) Ein Geruch erinnert schnell und innig an die Vergangenheit; der Duft der Rose, der Geruch der Waldluft sind die einfachsten Merkmale complicirter Vorstellungsmassen, und ihr Eintreten regt letztere mit einmal an. Rousseau nannte ihn den Sinn der Phantasie (Rauch der Pythia), und dieser romantischen Anregung verdanken die Gerüche ihre Einführung in den Conversationsräumen der Gesellschaften. Geistreiche Männer sollen sich durch Schärfe des Geruches auszeichnen. (Schiller gegen Göthe.) Troxler vergleicht den Geruch der Ahnung und Erinnerung, Oken dem Schwefel und der Elektricität. Lichtenberg bemerkt, dass Gerüche als solche wohl nie geträumt werden, und eben so könnte gefragt werden, ob rein psychische Hallucinationen des Geruches vorkommen. Kinder scheinen Wohlgerüche noch wenig zu beachten und zu unterscheiden; die ersten Gerüche verfliessen unbestimmt in die Gemeinempfindung (Fr. A. Carus am a. O. I, p.145), und die Ausbildung in der Beurtheilung der Gerüche geht langsam vor sich. Gerüche versetzen oft seltsam in die dunkle Kinderzeit zurück. Sonderbar nennt Steffens den Geruch den Sinn der Stimme. (Anthr. II, p. 294.) Mit dem Geschmack zugleich ist der Geruch der Sinn der Idiosynkrasien, der Sonderbarkeiten und der Subjektivität. Dass ein feiner Geruch mehr Unannehmlichkeit als Lust gewähre, wird gewöhnlich gesagt, ist aber keineswegs gewiss. Eine Aesthetik des Geruches gibt es nicht; dazu sind die Empfin-

dungen zu bunt, zu ungeregelt, zu betont (und daher von der Subjektivität abhängig) und das Organ ist zu schneller Abstumpfung unterworfen. In den Gerüchen überwiegt das Stoffliche, und bei ästhetischen Wirkungen haben nur die vorphantasirten, nicht die wirklich empfundenen Gerüche eine Rolle. Die Cultur, welche diesem Sinne seine ursprüngliche Wichtigkeit für die verschiedenen Lebensbedürfnisse entzogen hat, lässt ihn bei uns nur zu einer rudimentären Entwicklung kommen und hat ihm wohl eine zu niedrige Stelle angewiesen. (Vergl. George am a. O. p. 68.)

Anmerkung. Die wahre Bedeutung des Geruches erschliesst sich uns erst im Thierreiche. Bei gewissen Klassen scheinen die Gerüche selbst in die Auffassungen des Raumes einzugreifen. Würden Hunde Psychologie schreiben, so bildete die Geruchempfindung gewiss das erste Capitel; von dem Menschen würden sie sagen, dass er von dem Geruche nicht mehr verstehe, als der Blinde von der Farbe. Gleichwohl ist der Geruch der Thiere lange nicht so allseitig wie der des Menschen. Bei einigen Walfischarten und bei den Delphinen scheint er ganz zu fehlen. Physiognomische Bedeutung der Nase: „sie tritt mit Ansprüchen auf, die sie geltend zu machen nicht im Stande ist."

§. 33. Geschmacksempfindung.

Bei der Geschmacksempfindung lässt uns die Physiologie ganz im Dunkeln. (Horn, Bidder, Valentin.) Einen spezifischen Geschmacksnerven gibt es nicht; die fungirenden Fasern werden nicht zu einem Nerven verbunden. Wie sich die drei zur Zunge gehenden Nerven in die Verrichtungen des Bewegens, Schmeckens und Tastens theilen, ist nicht minder schwankend, als die Begrenzung der Empfindungsfläche. Nicht alle Theile der Zunge sind gleich empfindlich, und die Spitze scheint mehr zu tasten, als zu schmecken. Auch scheinen den verschiedenen Klassen von Geschmacksempfindungen verschiedene Regionen der Zunge und diesen vielleicht selbst annäherungsweise verschiedene Papillen zu entsprechen. (Horn, Ueber den Geschmackssinn des Menschen. 1825. p. 95. Bidder, Art. Schmecken in Wagners H. W. B. III, p. 10.) Auch der Geschmack stumpft sich ziemlich schnell, aber nur einseitig ab; auch beharrt er als Nachgeschmack längere Zeit und auf eigentümliche Weise. — Die Geschmacksempfindung ist im Allgemeinen stark, bedeutend betont und undeutlich. Die räumlichen Auffassungen der Zunge beziehen sich auf Tastempfindungen,

und nicht auf Geschmacksempfindungen, wie überhaupt mit letzteren immer erstere, und dann noch Wärme-, Ekel- und andere Körperempfindungen verbunden sind. Wenn sich die Voraussetzung, dass verschiedene Stellen des Geschmacksorganes in qualitativ verschiedener Weise reagiren, physiologisch rechtfertigen liesse (nach Horn sind die *pap. vallatae* besonders für das Bittere, die *fungiformes* für das Salzige und die *filiformes* für das Sauere empfänglich, am a. O. p. 96), so würde die sich über die ganze Zungenfläche ausbreitende Auflösung eines zusammengesetzten Stoffes in den verschiedenen Gruppen von Papillen entgegengesetzte Reize erzeugen, und die gleichzeitigen Empfindungen würden einander in dem Empfindungscomplexe schroff entgegenstehen. Dies würde die in den complicirten Geschmacksempfindungen liegende Eindringlichkeit und die Aufforderung zum Prüfen und Trennen wohl erklären. — Der Qualität nach sind die Geschmacksempfindungen nicht so mannigfaltig wie die Geruchsempfindungen. Schliesst man Alles aus, was auf Rechnung der Temperatur, des Cohäsionszustandes, des besonderen Hautreizes (das Stechende, Scharfe), des Geruches und des Tastens kommt, so lassen sich die Verschiedenheiten in den Geschmacksempfindungen auf drei einfache Qualitäten zurückführen: Sauer, Bitter und Salzig (analog zu Gelb, Blau und Roth). Dass Süsse, das ähnlich wie das Weiss gänzlich befriedigt, wäre sodann, nach Georges interessanter Darstellung (am a. O. p. 123) die Indifferenz der drei einfachen Geschmäcke; das Fadsüssliche entspräche dem Grau, das Geschmackslose dem Schwarz. Auch die Nachempfindung beim Geschmack träte dann in eine bestimmte Analogie zu dem Nachbilde auf der Netzhaut. (Schon Aristoteles verglich die Arten des Geschmackes mit den sieben Farben, wobei er Süss mit Weiss, Bitter mit Schwarz in Beziehung brachte. *περι αἰσθ·ης*. 4, und *de an. II,* 9.) Die Empfindung des Ekels aber ist keine Geschmacksempfindung. (s. Bidder am a. O. p. 4.) — Der Geschmack nähert sich in seiner Bedeutung dem Gesichte; in seiner Funktion ist er mit dem Geruche verbunden. Seine Beziehung zu der instinktiven Wahl in Beurtheilung der Nahrung ist bei dem Menschen zweifelhaft, oder doch durch die Cultur aufgehoben. Drobisch nannte ihn den Nahrungssinn; Oken vergleicht ihn dem Salze und dem Chemismus. In seinem Charakter liegt ein Prüfen, Zerlegen und Vergleichen mit Aelterem und Bekanntem; daher die tropische An-

wendung bald für Feinheit in der Auffassung des Gegebenen, bald für Festhalten in der Erfahrung (*sapientia* und ähnlich im Hebräischen). Troxler parallelisirt ihn der Ueberlegung, Vergleichung, dem Urtheil und Schluss. Bei der Aufnahme der Geschmacksempfindung spielen Erwartungen und Enttäuschungen eine grosse Rolle. Die Bedeutung der Geschmacksempfindung für den Unterricht der Taubstummen ist überschätzt worden. (Heinicke.) An eine Benützung dieses Sinnes für ästhetische Zwecke ist nicht zu denken, wenn gleich die Gourmandise eine Kunst sein mag, und Görres die Kochkunst eine Plastik des Flüssigen genannt hat.

Anmerkung. Psychische Verwandschaft des Geschmackes mit dem Geruche. Verwickelt in die vegetative Region des Lebensprozesses (der eine in die Ernährung, der andere in die Athmung), sind beide die subjektiven Sinne (doch soll bezüglich der Annehmlichkeit des Geruches mehr Uebereinstimmung herrschen, als bezüglich der Geschmacksannehmlichkeiten), unfähig der ästhetischen Fortbildung, sind sie die niederen Sinne. Kant nannte sie die Genuss-, Fries die Erhaltungssinne, Erdmann den practischen Sinn. In dem Rangstreite beider gab Tourtual dem Geschmack, welchen er mit dem Tastsinn verglich, den Vorzug. (a. a. O. S. 99.) Nach Schubert verhält sich Geschmack zum Geruche wie Einbildungskraft zum Gedächtnisse, nach Rosenkranz wie Gegenwart zur Vergangenheit und Zukunft. Steffens bezieht den Geschmack auf die Zeugung, den Geruch auf die Stimme und Persönlichkeit. (am a. O. II, p, 299.) Geringere Verbreitung im Thierreiche.

§. 34. Körperempfindung. (Empfindung im engeren Sinne).

Dass das Organ der Körperempfindung mit dem der Tastempfindung zusammenfalle, bildet keinen Einwurf gegen die Trennung beider in der Psychologie; denn die qualitative Verschiedenheit beider steht fest, und ob diese in der Verschiedenheit der Organe oder blos der Funktionen ihren Ursprung nehme, ist hier gleichgültig. Zudem scheint selbst diese Identität der Organe keine vollständige zu sein, da man wohl den im Innern des Leibes verlaufenden Nerven (z. B. dem sympathischen Nervensysteme) keine Tastempfindung zuzuschreiben pflegt. (Vergl. E. H. Weber am a. O. p. 565.). Wie bei der Tastempfindung wird auch hier derselbe Reiz an verschiedenen Stellen qualitativ verschieden empfunden; ein Stich schmerzt in der rechten Hand anders, als in der linken. Rücksichtlich der Verbrei-

tungsfläche des Reizes und des Nachbildes scheint die Analogie zum Tastsinne festzuhalten zu sein. Die Körperempfindung durchläuft alle Grade der Stärke und des Tones, und ist in der Regel undeutlich. Selbst da, wo ein Complex gleichzeitiger Empfindungen als über eine Fläche ausgebreitet vorgestellt wird, wie bei der Wärme, mag der Ursprung der deutlichen Vorsellungsweise in dem begleitenden Tasten liegen. Der Inhalt der einzelnen Wärmeempfindungen ist zu sehr durch den Ton getrübt, als dass sie die Reihenform anzunehmen im Stande wären (§. 27), wie die Tastempfindungen. (Wo bei einer Wärmeempfindung das Tasten ausgeschlossen ist, wird sie nur als dunkler Gesammteindruck aufgefasst.) Auch ist auf die Verdeutlichung der Körperempfindung das Lokalisiren derselben an bestimmte Körperstellen von grösstem Einfluss. — Die Qualität der einzelnen Körperempfindungen ist äusserst mannigfaltig, und man kann innerhalb ihres Umfanges eine grosse Zahl heterogener Gruppen unterscheiden (Kitzel, Brennen, Kneipen, Stechen, Müdigkeit, Hunger, Ekel u. a. m.), deren Reducirung auf die Wärmeempfindung oder auf die Empfindung des Stosses kaum gelingt. (s. George am a. O. p. 140.) Die Körperempfindung ist besonders innig und lebendig, und verdankt diese Eigentümlichkeit ihrer meist stärkeren Betonung. Wo sie heftiger betont auftritt, da übertäubt sie die gleichzeitigen Sinnesempfindungen. Troxler vergleicht den Körpersinn der Leidenschaft, Oken der Erde und der Cohäsion. Die Verworrenheit der gewöhnlichen Theorie zeigt sich in den mannigfaltigen Namen, die diesem Sinne gegeben werden, der bald Gefühlsinn (s. §. 31), bald allgemeines Gefühl, (Ennemoser), Vitalempfindung (Reinhold), Hautsinn, auch wohl innerer Geschmacksinn (Plattner) heisst. Auch die hier eingeführte Bezeichnung als Körpersinn (Domrich), oder als eigentliche Empfindung (Empfindung im engeren Sinne) hat Manches gegen sich. — Die Körperempfindung ist für die Entwicklung des Menschen viel wichtiger, als gewöhnlich angenommen wird. Frühzeitig schon kommt der Mensch dazu, die Empfindungen aus der Seele heraus in bestimmte Regionen des Leibes zu versetzen, der sofort aufhört, todt und interesselos zu erscheinen und an den die Körperempfindung mit ihrer eindringlichen Betonung fortwährend erinnert. Ein Mensch ohne Körperempfindung wäre für uns etwas Unbegreifliches. Dadurch,

dass sie fast alle übrigen Empfindungen, die in diesem Gegensatz die Sinnesempfindungen heissen, begleitet, gesellt sie denselben Schmerz und Lust bei, und gibt ihnen gleichsam ein Lokalzeichen mit; sie fügt zu der Eigentümlichkeit der Sinnesempfindung noch das Bewusstwerden des Ergriffenseins des Organes hinzu. Eine weitere Bedeutung erhält die Körperempfindung noch dadurch, dass sie die Seele von der unternommenen Bewegung eines Leibesgliedes in Kenntniss versetzt. Die so entstandenen Empfindungen sind die specifischen Muskelempfindungen (Muskelgefühl), die bisweilen auf einen eigenen Muskelsinn (Mechanismussinn, bei Gruithuisen) bezogen wurden. (s. E. Reinhold. Lehrbuch der prop. Ps. Jena 1839. §. 56 u. 57.) Der Name ist ziemlich unpassend; auch ist es falsch, wenn man meint, in der Muskelempfindung werde die Seele des Impulses inne, den sie der motorischen Nervenfaser gibt; denn empfinden kann die Seele nur, was ihr als Reiz vom Nerven entgegengebracht wird. Vielmehr ist diese Empfindung nichts Anderes, als die Perception eines durch die Lagerveränderung in der sensitiven Nervenfaser entstandenen, centripetal zugeleiteten Reizes (Vergl. unter den älteren Psychologen besond. Tiedemann am a. O. p. 408, unter den neueren Waitz Grundl. p. 92 und Lotze. Med. P. 275.). Desshalb ist die Muskelempfindung bisweilen mit der Hautempfindnng identificirt worden (Spiess). Die Muskelempfindung für sich ist sehr unbestimmt; wo sie sich aber an die Sinnesempfindungen knüpfen kann, erreicht sie eine ausserordentliche Feinheit (wie die Muskelempfindungen des Auges, der Stimmorgane und der Fingerspitzen, die mit Gesichts-, Gehör- und Tast-Empfindungen verbunden und durch diese fixirt sind), auch ist man im Stande, durch die Muskelempfindung ein Gewicht genauer zu schätzen als durch die Empfindung des Druckes. Reihen von Muskelempfindungen nehmen die Raumform an, und dadurch erhält auch die Körperempfindung ihren Antheil an unsern Anschauungen des Raumes. Die Muskelempfindung begleitet oft in merkwürdiger Weise unsere Sinnesempfindungen (besonders Gesicht und Gehör, über letztern Punkt vergl. Harless), und durch sie lernt der Mensch seine Sinneswerkzeuge in bestimmter Richtung gebrauchen: aus dem Sehen wird ein Schauen, aus dem Hören ein Horchen, aus dem Tasten ein Betasten. Der Mensch wird auf diese Weise erst zum

Herren seines Leibes. Die Muskelempfindung hat ihre eigentümlichen abnormen Erscheinungen, und begründet eine Sphäre interessanter Sinnestäuschungen, die eine gewisse Aehnlichkeit zu den complementären subjectiven Farben enthält (Purkinje). —

Anmerkung. Eine ganz besondere Stärke, Mannigfaltigkeit und selbst Deutlichkeit nimmt die Körperempfindung in abnormen Zuständen des Nervensystemes an, wo sie „zum Allsinn wird.“ Licht, Farbe, Schall erzeugen sodann in den Fäden der sensitiven und trophischen Nerven klare, wohl unterscheidbare Reize (empfindet doch schon der Blinde die Farbenverschiedenheit durch dunkle Körperempfindungen), so dass es scheint, als ob man mit den Fingerspitzen, der Herzgrube u. s. w. zu lesen im Stande wäre. (s. Schubert, Krankheiten und Störungen der menschlichen Seele. Stuttg. u. Tübing. 1845. §. 6.) Erscheinungen beim Nachtwandeln. Ein eigentliches Sehen kann man dies aber doch nicht nennen; denn dann würde die sensitive Nervenfaser nicht blos dasselbe, sondern weit mehr leisten, als der Sehnerve selbst zu leisten vermag. (s. Erdmann am a. O. §. 53.) — Wichtig sind auch die zahlreichen ganz dunklen Empfindungen, die durch ihre Menge bedeutende, oft räthselhafte Wirkungen hervorbringen. Auf ihnen beruhen Ahnungen, Träume, Sympathien, Launen, und ein Theil von dem, was wir den richtigen Takt nennen. Sie bilden das Instinktive im Menschen, das als das Ominöse bei den Alten, die mit der Natur in innigerer Einheit lebten, besonders vortritt. Noch in der Schlacht von Marathon tritt Gott Pan auf. *Cicero de divinatione* und das Delphische Orakel. Die „Heilträume“ (§. 22). Vergl. J. H. Fichte. Ueber Träume, Ahnung, Vision u. s. w. Allgem. Monatschrift. 1854. — Ausserordentliche Feinheit der Körperempfindung im Thierreich. Die Thiere sind die natürlichen Somnambülen. Spallanzoni's Fledermäuse. Manches, das wir dem Geruche der Thiere zuschrieben, gehörte vielleicht besser hierher.

§. 35. Zusätze. Das Sinnesvikariat. Totalität der Sinne. Verhältniss der Sinne bei dem Menschen.

Die alte Frage nach der Möglichkeit des Sinnenvikariates hängt mit den Ansichten über die spezifische Energie der Sinnesnerven zusammen, und hat für die Psychologie nur untergeordnete Bedeutung. Naturphilosophische Principien haben hier mannigfach dem physiologischen Experiment vorgegriffen. (Vgl. Clemens. Ueber das Sinnesvik. Deut. Mus. 1852). Dass die erhöhte und ausgebreitete Thätigkeit des einen Sinnes den Antheil des andern an der psychischen Ausbildung des Menschen in gewisser Beziehung ersetzen kann, ist eine bekannte Thatsache, aber kein Sin-

nesvikariat, sondern ein Sinnessurrogat. — Eine andere häufige Frage ist nach der Möglichkeit eines weitern, bei der gegenwärtigen Organisation des Menschen verschlossenen Sinnes gerichtet. So ausgedrückt ist sie eine müssige Frage, ja wenn man auf das Wort „Mensch“ den Nachdruck legt, entbehrt sie jedes rechten Sinnes. Eben so wenig können die Beweise „für die Totalität der fünf Sinne“ eine Anerkennung finden; denn sie bewegen sich, da sie aus der Totalität der Beziehungen auf die Totalität der Erscheinungen schliessen, im Kreise. (s. beispielsweise Ennemoser, Kessler, George). — Aus den gleichzeitigen verschiedenartigen Empfindungen setzen sich Vorstellungsgruppen zusammen, durch welche wir uns die Dinge der Aussenwelt vorstellen. Bei normaler Ausbildung überwiegen in denselben die Gesichtsempfindungen, welche gleichsam die Träger der übrigen sind (§. 29); an sie schliessen sich die übrigen an, und werden durch sie in deutlicher Erinnerung behalten. Das Gehör steht dabei gleichsam am Vorposten, der Tastsinn übt seine Controlle, Körperempfindungen geben dem Bilde Innigkeit und Beziehung auf den Leib. Das Gesicht erkennt am Schnellsten, das Gehör bezeichnet am Leichtesten, der Geruch merkt am Längsten. Das Ueberwiegen eines Sinnes bestimmt die psychische Eigentümlichkeit, und darum hat man bisweilen diesen Umstand zum Eintheilungsgrunde bald der einzelnen Thierklassen, bald der Völker, bald der menschlichen Individualitäten benützt (Oken, Troxler, Ennemoser), ein Gedanke, der innerhalb gewisser Beschränkungen auf specielle Fälle wohl anwendbar ist (die Griechen als Gesichtsmenschen.).

Anmerkung. Physiologische und psychologische Eintheilungen der Sinne. — Der sechste Sinn. — Auffassung des menschlichen Organismus als „individuelle Totalität des Naturlebens“ in der Schelling'schen und Hegel'schen Naturphilosophie, woraus die Totalität der Sinne von selbst folgte, die zu behaupten im besonderen Interesse der Hegel'schen Philosophie und der dynamischen Physik lag. „Der Mensch ist *implicite* im Thierreich, ehe er noch *explicite* als er selbst da ist.“ (s. auch Rosenkranz am a. O. p. 83, Michelet am a. O. p. 254. George. Die fünf Sinne. p. 74. Kessler. Ueber die Natur der Sinne. §. 57.) — Die Reduktion der Sinne auf Einen hängt damit zusammen. — Die Zahl der Sinne im Thierreiche. (s. Bergmann und Leuckart. Anatom. phys. Uebers. des Thierr. Stuttg. 1852. p. 440.). — Eine uralte Parallelisirung der Sinne zu den Naturelementen enthalten die indischen

Ayurvedas des *Susrutas:* Gesicht dem Feuer, Gehör dem Aether, Gefühl der Luft, Geruch der Erde, Geschmack dem Wasser. Dazu ein iuteressantes Gegenstück bei Aristoteles περὶ αἰςϑῆς. 2. Eine tabellarische Uebersicht der Sinne, vom Standpunkte der Kantischen Psychologie aus, s. b. Tourtual, am a. O. S. 138.

§. 36. Gemeinempfindung.

Die Einrichtung des Organismus weist darauf hin, dass dem Bewusstsein in jedem Momente des Lebens eine grosse Zahl schwächerer Reize gleichzeitig geboten wird. Indem nun die Einfachheit der Seele ein Getrenntbleiben der Zustände nicht zulässt, treten die homogenen gleichzeitigen Empfindungen in Gruppen, und die Gruppen fallen in einen dunklen Gesammteindruck zusammen, welcher als der Durchschnitt des jedesmaligen Lebensprozesses betrachtet werden kann — die Gemeinempfindung (Gemeingefühl, *coenaesthesis*). Das charakteristische Merkmal der Gemeinempfindung ist Dunkelheit, weil sie sich als das Resultat zahlreicher, schwacher, und unter sich entgegengesetzer Empfindungen herausstellt. Brandis nannte sie das vitale Gewissen, und sie ist das psychische Gegenstück zu der Stimmung im Nerven (§. 26). Die Gemeinempfindung schliesst sich an die Lebensempfindung an (§. 19), beherrscht das Seelenleben des Kindes, (dem die stärkeren Empfindungen vorerst nur als Störungen der Gemeinempfindung erscheinen), und bildet den tiefen wechselnden Hintergrund, das Colorit und die Tonart des Lebensverlaufes, aus dem erst allmälig die einzelnen stärkern Empfindungen bestimmter vortreten. Sie ändert sich bald stossweise, bald schwebend, hat ihre Perioden und ihren Rhythmus wie das Leben des Leibes. Dadurch wird sie die Quelle mannigfaltiger dunkler Gefühle, greift oft räthselhaft in den klaren Gedankengang und selbst in die ästhetischen Beurtheilungen des Menschen ein. Das Herannahen und die Phasen körperlicher Krankheiten kündigen sich oft in constanter Weise durch die Gemeinempfindung an, und sie selbst hat ihre Abnormitäten der Exaltation, Depression und Alienation, die sodann auf eigentümliche Weise ausgelegt und gedeutet werden (als Schweben, als Verlängerung des ganzen Leibes, *monomanie des grandeurs* u. s. w. (Vergl. Feuchtersleben. Lehrb. der ärztl. Seelenk. Wien 1845. §. 92.). Bei Seelenstörungen und Seelenkrankheiten spielt die Gemeinempfindung eine hervorragende Rolle, und eine Umstim-

mung derselben kann die Heilung einleiten (Ekelkur). Da mit der jeweiligen Gemeinempfindung gleichzeitige Begierden, Gefühle und Vorstellungskreise in fester Weise verschmelzen, so reproducirt die wiederkehrende Gemeinempfindung häufig den ganzen früheren Gemüthszustand. Dies ist der Fall bei gewissen constant wiederkehrenden oder sich continuirlich fortsetzenden Träumen, die bis zu einem Zerfallen in ein Doppelleben führen können (insbesondere im Somnambulismus; s. interess. Beispiele in Schuberts Symbolik des Traumes. 3. Aufl. Leipz. 1840. p. 151. Nasses Zeitschrift 1822. Heft 4. p. 222. Fr. A. Carus am a. O. II, p. 201.). Zum Entstehen der Gemeinempfindung tragen die verschiedenen Klassen der Empfindungen in verschiedenem Grade bei. Den reichsten Herd bilden die Körperempfindungen, und hier wieder besonders die im gesunden Zustand dunklen Empfindungen aus den Reizen des sympathischen Nervensystemes, (die überdies nur unvollkommen lokalisirt werden); daher Spiess die Gemeinempfindung geradezu den Ausdruck der Thätigkeit des Ganglien-systemes nannte. Sodann folgen Geruch-, Geschmack- und Tastempfindungen; Gesichts- und Gehörempfindungen bleiben bei Erwachsenen fast immer vom Gemeingefühl gesondert. Wo schwächere Empfindungen massenweise auftreten, werden wir uns ihrer nur als einer Modifikation der Gemeinempfindung bewusst. (Schläfrigkeit, Müdigkeit). Soll demnach eine Empfindung als einzelne unterschieden werden, so muss sie stark genug und zu den übrigen in so hohem Grade entgegengesetzt sein, um sich deren Andrang gegenüber behaupten zu können (s. Waitz. Lehrb. §. 10.). Bei einer gebildeteren Auffassung verhindert die Gewohnheit des Lokalisirens und der Eingriff der willkührlichen Aufmerksamkeit das allgemeine Zusammenfallen der Empfindungen, und macht es auch schwächeren Empfindungen möglich, aus der Dunkelheit des Ganzen vorzutreten.

Anmerkung. Ueber den Begriff der Gemeinempfindung herrscht im Allgemeinen unter den neueren Psychologen ziemliche Uebereinstimmung; die älteren setzten das Gemeingefühl der Empfindung entgegen, wie Subjektives dem Objektiven, etwa wie wir den Ton dem Inhalt entgegensetzen. Man vergleiche mit dem hier Gesagten insbesondere Waitz, Grundl. §. 9 und Lehrb. p. 66. Ennemoser am a. O. §. 130. Fries Anthrop. §. 34. Scheidler am a. O. §. 38, E. Reinhold am a. O. §. 51. Lotze. Med. Psych. §. 23 und Domrich, die psych. Zust. p. 187.

§. 37. Bewegung im Allgemeinen.

Das von der Psychologie vernachlässigte Gegenstück der Empfindung ist die Bewegung des Leibes. Die Glieder der Veränderungsreihen sind beiden gemein, nur die Richtung ist eine entgegengesetzte: bei dem Empfinden steht die Vorstellung am Ende, hier am Anfang, und dabei wird häufig der Prozess rückläufig: aus der Empfindung entspringt die Bewegung und umgekehrt. Vor Allem schliessen wir aus unserer Betrachtung die rein organischen Bewegungen in dem lebendigen Leibe aus, die mit der Psychologie in keinem näheren Verhältnisse stehen; so bleiben drei wohl unterscheidbare Klassen übrig: die Reflexbewegungen, welche keine Seelenthätigkeit voraussetzen, also auch da vorkommen, wo gar keine Seele vorhanden ist, (an Leichen, Pflanzen, an abgetrennten Gliedern) — die Instinktbewegungen, unter welchem etwas unbestimmten Namen wir jene Bewegungen zusammenfassen, die zwar aus Seelenzuständen, aber aus keinem entschiedenen Wollen hervorgehen, also unwillkührliche Erscheinungen bei Kindern und Thieren sind, und bei Erwachsenen oft selbst gegen den Willen vor sich gehen, — und die Handlungen, als willkührliche, d. h. aus einem festen Willensakt entspringende, Bewegungen. — Bei der Reflexbewegung werden wir uns nicht erst der Empfindung und dann der in Folge dieser unternommenen Bewegung bewusst; sondern der Reiz wird somatisch von der sensoriellen auf die motorische Faser übertragen, und die Seele hat gleichzeitig beide Empfindungen, nämlich jene des die Bewegung veranlassenden Reizes und die durch die Bewegung entstandene Muskelempfindung. In welchem Theile des Nervensystemes und seiner Centralapparate nnd auf welche Weise diese Uebertragung geschehe, zu ermitteln, bildet bekanntlich einen gegenwärtig lebhaft discutirten Gegenstand der Physiologie. In psychologischer Beziehung ist blos das zu erwähnen, dass der Einfluss des Willens das Zustandekommen der Reflexbewegungen mittelbar erleichtern und erschweren kann, und wir sehen, wie Bildung die Sphäre derselben erweitert und verengt. Der Wille vermag die Reflexbewegung in gewissem Grade zu beherrschen, indem er deren Losbruch durch die Stärke des Entschlusses verhindert (chirurchische Operationen — indische Gaukler sind im Stande, willkührlich den Herzschlag zum Stehen zu bringen); darum stellen sich, wenn der Einfluss des Willens aufgehoben ist,

Reflexbewegungen besonders zahlreich ein (z. B. im Zustande der Schläfrigkeit, in einzelnen Affekten); die Uebung kann gewissermaassen eine körperliche Präformation zu Reflexbewegungen begründen (durch Association der Reize, wie bei dem gewandten Fortepianospisler, wo das Heben des Fingers nach berührter Taste fast als Reflexbewegung genommen werden kann). Die Reflexbewegung nimmt oft den Charakter eines psychischen Ursprunges durch den Schein besonderer Zweckmässigkeit an, und täuscht sodann, eine Täuschung, die sie mit dem gesammten organischen Leben gemein hat. (s. Valentin, Grundriss der Physiol. 2. Aufl. Braunschw. 1847. p. 365.) „Misstrauisch gegen den Erfindungsgeist der Seele hat die Natur dem Körper diese Bewegungen als mechanisch vollkommen bedingte Wirkungen der Reize mitgegeben“ (Lotze). Dadurch nun, dass man diese prästabilirte Zweckmässigkeit sogleich auf eine bewusste Absicht des sich Bewegenden zurückzuführen unternimmt, erweitert man die Sphäre der Vorstellungsthätigkeit auf eine Weise, die gewiss nicht im Interesse der Psychologie liegen kann.

Anmerkung. In letzteren Fehler ist Pflüger (die sensorischen Funktionen des Rückenmarkes der Wirbelthiere. Berl. 1853.) verfallen. Von der Thatsache ausgehend, dass bei manchen, bisher sogenannten Reflexbewegungen unter mehreren möglichen Bewegungen gerade die anatomisch unwahrscheinlichste gewählt und den besonderen Umständen angepasst wurde, schloss Pflüger „in exakter Weise,“ dass „in beiden Theilen eines enthaupteten Thieres Vernunftprincipe speziell vorhanden seien“ und sprach nun geradezu von „Gedanken des Rückenmarkes.“ Vorsichtiger reducirte L. Auerbach (A. Günzburg, Med. Zeitsch. 1853, 6. H.) die Lenkung und Vermittlung dieser Bewegungsgruppen auf blos „instinktive Handlungen.“ Ueber die Entgegnungen, die Pflüger zum Theile in harter Weise erhielt s. §. 9 Anmerk. Dabei darf nicht übersehen werden, dass das Leben selbst die Reflexbewegungen sehr erweitert, und dass ein enthaupteter Rumpf keineswegs einem solchen gleich zu halten sei, der nie von einer Seele aus bewegt worden ist. Auch nach der Trennung vom Centralapparate der Seele bleiben jene Associationen wirksam, die durch die Thätigkeiten der Seele eingeleitet in den Centralapparaten zweiten Ranges stabil geworden sind. Jedenfalls aber scheint eine Erweiterung des Umfangs der Reflexbewegungen, die schon Lotze in Anspruch nahm, diesen neuesten Erfahrungen gegenüber rathsam zu sein.

§. 38. Die Instinktbewegung.

Die Instinktbewegung unterscheidet sich von der Reflexbewe-

gung nicht in der äussern Erscheinung, sondern in dem inneren Ursprunge: die Erschütterungen des Lachens, die Sekretion der Thränen können sowohl Reflex- als Instinktbewegungen sein. Das Wesentliche der Instinktbewegung besteht darin, dass sie aus Vorstellungen oder aus Vorstellungszuständen (jedoch mit Ausschluss des Wollens) ihren Ausgang nimmt; in dem einen Falle gibt die bestimmte Qualität einer Empfindung den Impuls, in dem andern theilt sich der eigentümliche, einem Gefühl oder einer Begierde innewohnende Rhythmus dem Nervensysteme in einer gewissen Weise mit. Beispiele der ersten Art sind die Kaubewegungen der Katze beim Anblick der Maus, das sympathische Mitgähnen und Mitlachen der Kinder (J. Müller, Physiol. II, p. 105.), — der zweiten Art das Erzittern, Weinen, Erröthen in Folge der Affekte (Hagen, Psychol. Unters. Braunschw. 1847. Art. 2. u. 3.) Betrachten wir zunächst die erste Gruppe, so wäre wohl die einfachste Annahme, die Empfindung in der Seele wie einen centralen Reiz unmittelbar auf die motorische Nervenfaser wirken zu lassen (s. Hartmann am a. O. p. 225.); aber diesem steht entgegen, dass zwischen dem objektiven Inhalte der Empfindung und dem Bewegungsreize im Nerven kein unmittelbarer Zusammenhang Statt zu finden scheint, sondern erst durch Vermittlung dazwischen tretender Körperempfindungen, und zwar Muskelempfindungen insbesondere, eingeleitet wird. Demgemäss wird eine Vorstellung (also eine ursprüngliche oder durch Reproduktion gegebene Empfindung) erst dann eine bestimmte Stelle im Centralapparat der Bewegung als Energie treffen, wenn es ihr zuvor gelungen ist, die mit ihr von früher her associirte Muskelempfindung zu einer gewissen Klarheit im Bewusstsein emporzuheben (wesshalb man bisweilen die Muskelempfindungen als ein mittleres und drittes Gebiet zwischen den Vorstellungen und den Nervenimpulsen denkt. s. Griesinger am a. O. §. 19.). Die Muskelempfindung des Kauens war ursprünglich für die Katze mit der Gesichts-, Geruch- und Geschmackempfindung der erhaschten Maus gleichzeitig vorhanden, und verschmolz mit ihnen; die gegenwärtige Wahrnehmung der noch entfernten Beute ruft nun die Muskelempfindung in bedeutender Stärke zurück, und diese wirkt als Reiz — vielleicht mit dem Umwege durch die sensitive Faser — auf den motorischen Nervenfaden, und erzeugt so die Muskelcontraktion. Erst wenn die Vor-

stellung aus der Objektivität ihres Inhaltes heraus getreten ist, und die subjektive Seite der begleitenden Körperempfindung anzuklingen angefangen hat, stellt sich die Instinktbewegung ein. Dass die Muskelempfindung nicht mit der blosen Vorstellung der Bewegung zu verwechseln sei, versteht sich von selbst. Die wirklich erfolgte Bewegung wirkt nur wieder zurück, indem sie die Muskelempfindung verstärkt, und gleichsam bestätigt. Der einfache Impuls der Muskelempfindung bringt häufig ganze weitläufige Systeme von Bewegungen hervor, deren Gruppirung er in dem Centralapparat präformirt vorfindet. — In der zweiten Klasse der Instinktbewegungen, die auf der Voraussetzung eines Gemüthszustandes beruht, muss wohl an einen nicht näher anzugebenden Zusammenhang zwischen dem spezifischen Rhythmus einer bestimmten Vorstellungsspannung und Bewegung einerseits, und der eigentümlichen Erregbarkeit eines bestimmten Nerven oder einer Nervencombination gedacht werden. So mag ein gewisses Gefühl des Druckes und der aufgehobenen Widerstandsfähigkeit gerade nur in dem, schon auf diesen Ton gestimmten Nervus Trigeminus seine Resonanz finden, und sich in ihn hineinfortsetzend, die Erscheinung des Weinens hervorbringen. Eine gewisse Aehnlichkeit zwischen den somatischen Wirkungen des Lachens und der zu Grunde liegenden Bewegung der Vorstellungen, haben die Aesthetiker mit besonderer Vorliebe nachzuweisen versucht. (K a n t, Kr. der ästh. Urth. §. 53, V i s c h e r, Aesth. §. 226.) Hier hätte eine künftige Pathognomik ihren Ursprung zu nehmen, zu der bisher nur einzelne Versuche angestellt worden sind. (H a g e n, H a r l e s s). Die unmittelbare spezifische Erregbarkeit des Nerven in centrifugaler Richtung schliesst die Vermittlung durch die Muskelempfindung aus. Es ist dabei merkwürdig, dass derlei Instinktbewegungen Muskeln noch in Contraktionen zu versetzen vermögen, auf welche eine willkührliche Einwirkung nicht mehr möglich ist. — Die Erklärung der Instinktbewegung gestattet einen Vorblick auf die willkührliche Bewegung, denn, dass bei dieser der Impuls von einem Wollen ausgeht, ist um nichts wunderbarer, als bei jener, wo er von einer Vorstellung ausgeht. In beiden Fällen kommt Alles auf die Hervorrufung der Muskelempfindung an; gelingt diese nicht, so bleibt die Bewegung aus. Auf diese Weise können willkührliche wie unwillkührliche Bewegungen durch den Druck der alienirten Gemein-

empfindung verloren gehen, und zwar im Einzelnen wie in grossen Sphären. Ja, manches an sich bewegliche Glied lernen Viele gar nicht bewegen: die wenigsten Menschen können die kleinen Muskeln am äusseren Ohre in Bewegung setzen; der sich selbst überlassene Taubstumme erwirbt sich fast gar nicht die Beweglichkeit der Stimmorgane, und in neuester Zeit reducirte sich das Geisterklopfen auf eine ähnliche individuelle Fertigkeit. (Bewegung der Gehörknöchelchen. J. Müller, Phys. II, p. 439. und Harless, Art. Hören in Wagners H. W. B. IV, p. 415.). So erklärt sich der partielle Sprachverlust nach Lähmungen durch das Verlorengehen der betreffenden Muskelempfindung (s. ein interess. Beisp. in der allgem. Zeitschr. für Psychiatrie. 1852. p. 262). Bezeichnend sind in dieser Beziehung die Klagen der Melancholischen (Heinroths *abulia*) über die Unfähigkeit, sich zu bewegen, weil „die Empfindungen zu schwach sind, um auf den Willen Einfluss zu nehmen," wie Einer derselben sich gegen Esquirol äusserte. (Die Geisteskrankheiten übers. von Bernhard, Berlin 1838. II, p. 125; vergl. auch die interessanten Aussagen des bekannten Matthews bei Haslam, *Illustr. of. madn. Lond.* 1810. s. Griesinger am a. O. p. 273.). Umgekehrt kann eine krankhafte Reizbarkeit des Nervensystemes die Folge haben, dass ganz schwach reproducirte Muskelempfindungen, welche im normalen Zustande den Vorstellungsverlauf nur dunkel begleiten, sich in wirkliche oft stürmische Bewegungen entladen, wie sich bisweilen bei an Chorea Leidenden oder mit Strychnin Vergifteten deutlich beobachten lässt. Die Bewegungsempfindungen des sympathischen Nervensystemes sind im normalen Zustande so dunkel, dass sie in der Gemeinempfindung untergehen, und daher der willkührlichen Bewegung keinen Angriffspunkt gewähren, während Instinktbewegungen der zweiten Art auch in dieser Sphäre nichts Seltenes sind. Aehnliche Muskelempfindungen werden oft verwechselt, und dann sehen wir die beabsichtigte Bewegung einen falschen Weg nehmen. So spielt die Seele auf einem Instrumente, dessen Mechanismus sie nicht kennt, und von dem sie auch in den meisten Fällen nicht mehr als die beiden äussersten Endpunkte kennen lernt. (Lotze am a. O. p. 288.) Die grosse organische Regsamkeit des Kindes ist die Schule, aus der die Kenntniss der Muskelempfindungen für das Leben geholt wird. Die Association der Muskel

empfindung an die betreffende Sinnesempfindung ist nicht so zufällig, als es für den ersten Blick scheint, wenn man sich der Reflexbewegungen und des Umstandes erinnert, dass der Grund der Verschmelzung beider, die Gleichzeitigkeit nämlich, in den meisten Fällen keineswegs zufällig ist. (Was den ersten Punkt betrifft, so gilt hier Lotze's trefflicher Ausspruch: hätten die Physiologen nicht empirisch die Reflexbewegungen aufgefunden, so würde man sie psychologisch haben postuliren müssen; — was den zweiten betrifft, so fällt z. B. die Muskelempfindung des bewegten Gliedes mit dem Anblicke dieses Gliedes sehr häufig zusammen.) Die anfänglichen Muskelempfindungen sind ganz allgemein und unbestimmt, und erst die spätere Uebung scheidet aus den Gruppen die einzelne heraus: wo das Kind den Arm hebt, heben wir den Finger. Fortschreitende und willkührlich geleitete Uebung spezialisirt die Muskelempfindung zu erstaunlicher Feinheit. Darauf beruht zum guten Theile das, was man edlen Anstand und Sitte nennt, und dessen deutlichster Ausdruck die zarte Beweglichkeit der Gesichtszüge ist (die „durchgearbeiteten Köpfe" der Maler). Der eingreifende Wille kann die Instinktbewegung unterdrücken, wenn es ihm gelingt, von der Vorstellung die Muskelempfindung abzuschneiden oder die Vorsellungsbewegung ihres spezifischen Rhythmus zu entkleiden. (Talma.) Die Bewegung, die ursprünglich willkührlich war, kann Instinktbewegung werden, d. h. wo Anfangs ein bestimmter Willensakt nothwendig war, genügt in der Folge das blose dunkle Gefühl des Bedürfnisses oder die Vorstellung der passenden Gelegenheit. So bestimmt der Erwachsene, wenn er geht, nicht mehr jeden Schritt durch einen eigenen Willensentschluss, sondern er hat blos das Streben vorwärts zu kommen, das zu den einzelnen Bewegungen drängt, ohne sich für jede besonders auszusprechen. In ähnlicher Weise hat man das Athemholen und das Behaupten des Gleichgewichtes im Stehen erklärt, obwohl der rein psychische Ursprung dieser Bewegungen zweifelhaft ist. Umgekehrt können ursprüngliche Instinktbewegungen willkührliche werden, wenn die Muskelempfindung oder die innere Stimmung so bestimmt geworden sind, dass sie der Wille als feste Objekte in seine Gewalt bekommt; es gibt Virtuosen im Weinen und Lachen, und der Schauspieler vermag die Bewegung willkührlich hervorzubringen, die bei andern nur der heftigere Affekt gegen

ihren Willen hervorzubringen im Stande ist. (Am Leichtesten gelingt dies mit den Bewegungen der transpiratorischen Nerven, und besonders des facialis). In den Vorstellungsgruppen, durch die wir die einzelnen Leibesglieder uns vorstellen, bilden die Muskelempfindungen derselben einen gewöhnlichen Bestandtheil, und so hat oft die lebhafte Vorstellung eines leicht beweglichen Gliedes (z. B. der Augenlieder) die Bewegung derselben zur Folge. (Auffallende Beispiele bei Hypochondrischen.) Die Instinktbewegung kann, insbesondere wo sie mit Handlungen verflochten ist, Gegenstand der gerichtlichen Psychologie werden (die gewaltsamen Emotionen aus Furcht, Schrecken, Grausen, aus gesteigerter Aufmerksamkeit, die sympathischen Bewegungen der Nachahmung u. s. w.). Ueberhaupt knüpfen sich an willkührliche Bewegungen häufig unwillkührliche, selbst in der Art der Reflexbewegungen (angeborene Mitbewegungen, s. Müller am a. O. II, p. 85), und willkührliche Bewegungen gehen oft eigenthümliche Associationen ein (künstliche Mitbewegungen.) —

Anmerkung. Gegen die hier entwickelte Erklärung macht Lotze zwei Einwürfe: sie bedinge ein zu langsames und allmäliges Erlernen der Bewegungen, und zweitens setze sie ein zu feines Gedächtniss der Muskelempfindung voraus. — Zu dem Gesagten vergleiche man: Herbart, Psych. II, p. 464. Domrich am a. O. p. 79, 85, 89 u. 126. Lotze, Med. Psy. p. 268 u. 270—275. u. Art. Instinkt in Wagners H. W. B. II, p. 194. Drobisch, Emp. Ps. §. 100. Schilling, Lehrb. der Ps. Leipz. 1851. §. 38. Stiedenroth am a. O. II, p. 173. Hagen, Art. Psychol. in Wagners H. W. B. II, p. 760. und Gruithuisen, Anthr. Münch. 1810. §. 85. — Eine interessante Anwendung scheint der hier erklärte Ursprung der Gebehrden (als Instinktbewegungen aus Gemüthszuständen) auf das Entstehen der Sprache zu gestatten. Das Wort ist nur eine Gebehrde (oder genauer der Theil einer Gebehrde), und zwar für den Menschen vielleicht die natürlichste Gebehrde. „Der Mensch ist ein singendes Geschöpf.“ (Wilhelm v. Humbold.) Von Natur aus spricht der Mensch, und schweigen lernt er erst allmälig. So genommen wäre also das Wort das Resultat einer Bewegung, welche aus der Totalität eines zunächst durch eine bestimmte Wahrnehmung angeregten Gefühles hervorgegangen ist. Bei der ursprünglichen Congruenz der einzelnen Menschengruppen wäre die Uebereinstimmung der Gebehrde nicht auffallend, weil das Ergriffensein des Bewusstseins durch die gleiche Wahrnehmung ohne Bedenken als gleich angenommen werden könnte. Das Wort wird aber zugleich auch gehört, und dadurch wird diese Art der Gebehrden be-

sonders leicht fixirt, gemerkt und wohl selbst, wo es angeht, mit der in der Wahrnehmung liegenden Gehörempfindung verglichen. Einen interessanten Beleg zu dem Gesagten enthält die Betrachtung des Vater- und Mutter-Namens in den verschiedenen Sprachen, vergl. Buschmann, Ueber den Naturlaut. Berl. 1853.

Dritter Abschnitt.

Von der Wechselwirkung der Vorstellungen.

§. 39. Grundsatz.

Die Einfachheit der Seele schliesst keineswegs das gleichzeitige Vorhandensein einer Mehrheit von Empfindungen aus; denn das Zusammensein der Seele mit dem einen einfachen Wesen des Centralapparates hebt nicht das gleichzeitige Zusammen derselben mit andern auf (§. 18). Die Doppelheit mehrerer Sinnesorgane, das Verbundensein der meisten Sinnesempfindungen mit Körperempfindungen, die Unabhängigkeit der verschiedenen Nerven in ihrer gleichzeitigen Thätigkeit, die Verworrenheit der Gemeinempfindung, sowie endlich das Fortbestehen der Empfindungen (§. 20) machen den Gedanken der Gleichzeitigkeit der Vorstellungen zu der nothwendigen Voraussetzung dieses Abschnittes. Entstehen nun auch die Vorstellungen von einander unabhängig, so können sie doch nicht von einander unabhängig fortbestehen. Denn blieben die Vorstellungen von einander getrennt, ausser jeder Wechselwirkung, so könnte für uns nie der Schein jener Einheit des Bewusstseins und weiter des Selbstbewusstseins entstehen, den wir als zuverlässiges Phänomen an die Spitze der Psychologie gestellt haben. (§. 5.) Ja, streng genommen ist „Einheit des Bewusstseins“ nur ein anderer Ausdruck „für Wechselwirkung der gleichzeitigen Vorstellungen,“ denn nur indem diese Statt findet, ist jenes vorhanden. Diese Thatsache gab den Erkenntnissgrund für die Einfachheit der Seele (§. 6), und die Einfachheit der Seele pflegt man als Erklärungsgrund für die Wechselwirkung der Vorstellungen zu gebrauchen. Der Organismus gibt die Mannigfaltigkeit, der Geist die Einheit. Gleichzeitige Vorstellungen wirken wechselseitig auf einander ein, heisst also: gleichzeitige Zustände gehen in Einen Ge-

sammtzustand über. Wie aber dieses Uebergehen zu denken sei, hängt von dem Verhältnisse der Zustände ab. Gleiche Vorstellungen fallen in Eine Vorstellung zusammen; ihr Inhalt deckt sich, ihre Stärkequanta addiren sich. Heterogene Vorstellungen (im Sinne des §. 25) treten in eine Gesammtvorstellung zusammen, wobei jede ihr Stärkequantum behält, die Gesammtvorstellung aber ist Eine Intensität, Ein Zug und Akt des Bewusstwerdens, durch den Vereinbares vereint vorgestellt wird. Schwieriger wird die Anwendung auf entgegengesetzte Vorstellungen. Als gleichzeitige müssen sie in die Einheit des Gesammtzustandes gefasst werden, als entgegengesetzte aber können sie nicht in eine Einheit zusammengefasst werden. Doch dauert diese Unmöglichkeit nur so lange, als die Vorstellungen bleiben, was sie sind. Soll demnach die Unmöglichkeit der Vereinigung aufhören, so muss etwas an der Vorstellung geändert werden. Aber an der Vorstellung kann nur Inhalt oder Stärke geändert werden. Den eigentlichen Inhalt der Vorstellung ändern, heisst, ihr das Stattgefundenhaben eines andern Zusammenseins unterschieben, und ist somit ein Widerspruch in sich; denn die Vorstellung ist nur als diese vorhanden, und nie als eine andere. Folglich kann nur an der Stärke geändert werden. Aber auch die Stärke der Vorstellung ist durch das stattgefunden habende Zusammen gegeben und bestimmt; sie kann daher keineswegs als solche willkürlich vernichtet werden. Nicht die Intensität der Vorstellung selbst, sondern nur ihr Effect ist veränderlich. Die Veränderung in der Stärke der Vorstellung kann also nur den Sinn einer veränderten Wirksamkeit der Vorstellung andern gegenüber haben. Ist nun diese Wirksamkeit so weit gebunden oder herabgesetzt, dass sie bezüglich der andern Vorstellung als nicht vorhanden betrachtet werden kann, so ist die Vorstellung ihrerseits mit der andern verträglich geworden. Es wird somit der Gedanke nothwendig, dass entgegengesetzte Vorstellungen sich wechselseitig in ihrer Wirksamkeit so weit beschränken, dass sie unter sich vereinbar werden. Entgegengesetzte gleichzeitige Vorstellungen hemmen einander und gehen sodann in Eines zusammen.

Anmerkung. Der Paragraph lässt manche Unbestimmtheit übrig, die erst bei den einzelnen Problemen entfernt werden kann. Gegen einige Sätze des Paragraphs trat Waitz auf, der zwar die

Gleichzeitigkeit der Nerveneindrücke, aber nicht die Gleichzeitigkeit der deutlichen Perceptionen derselben zugibt. Es streiten sich die Reize um die Perceptionen (Lehrb. der Ps. p. 95), sie wirken gleichzeitig auf die Seele, aber nur Einer aus ihnen bestimmt den Zustand der Seele qualitativ (*ibid.* p. 75). Allein damit die Reize mit einander streiten können, müssen sie irgendwo beisammen sein; — in dem Organismus kann dies nicht der Fall sein, denn dort haben sie nebeneinander Platz, an einen Vorhof der Seele kann nicht gedacht werden: also muss dieser Streit in der Seele selbst vor sich gehen. Alsdann sind aber die streitenden Empfindungen wirklich ganz in der Seele; was fehlt dann noch der schwächeren zur Perception und worauf soll sie noch warten? Dass ihr zur Behauptung ihrer vollen Wirksamkeit die andere im Wege steht, ist richtig; aber die stärkere steht der schwächern nur darum im Wege, weil diese in voller Wirksamkeit ist, also vollkommen percipirt worden ist. Ueber diesen Punkt hinaus würde der Streit blosser Wortstreit. (Vergl. Lotzes Recens. Gött. gel. Anz. 1850. Nr. 153.)

A. Hemmung einfacher Vorstellungen.

§. 40. Begriff der Hemmung.

Die Hemmung ist die ganze oder theilweise Verminderung des Effectes einer Vorstellung, die Bindung ihrer Wirksamkeit andern gegenüber, die Aufhebung des wirklichen Vorstellens. Doch wird das Wort gleichzeitig für das Wirken und die Wirkung, für den Akt und das Produkt gebraucht. Demnach ist die Hemmung keineswegs die Vernichtung der Vorstellung, sondern die Vorstellung bleibt, und nur das Vorstellen hört auf (§. 20); der Zustand an sich bleibt, nur seine Wirksamkeit gegen andere wird aufgehoben. Für die Selbstbeobachtung erscheint die Hemmung als herabgesetzter Klarheitsgrad; aus diesem erkennen wir jene, und jene erklärt diesen. (Im Folgenden wird „Klarheitsgrad“ mit „Wirksamkeitsgrad“ als gleichbedeutend gebraucht.) — Die Hemmung ist gegenseitig, weil der Gegensatz gegenseitig ist. Bei jeder Hemmung sind zwei Punkte zu berücksichtigen: das Gesammtquantum des Gebundenen und das Verhältniss, in welchem die Hemmungsquanta der einzelnen Vorstellungen zu einander stehen. Das Erste ist die Hemmungssumme, die sich aus den Hemmungsantheilen der einzelnen Vorstellungen zusammensetzt, und das Zweite ist das Hemmungsverhältniss.

Anmerkung. Ueber den Begriff der Hemmung vergl. Drobisch: Erste Grundl. der math. Ps. Leipz. 1850 u. Wittstein:

Neue Behandlung der math. psychol. Probl. Hannov. 1845; über das Verhältniss der Hemmung zum Klarheitsgrade: Drobisch, *ib.* §. 33 u. Schilling am a. O. §. 22. Dieser letztere Punkt ist in neuester Zeit von Lotze angegriffen worden. Lotze bezweifelt nämlich die Abhängigkeit des Klarheitsgrades von der Stärke, und rechnet denselben mit zum Inhalte der Vorstellung. „Die Vorstellung des Schwächeren ist nicht die schwächere Vorstellung.“ (Ueber die Stärke der Vorstellung. Zeitschr. für Phil. 1853. p. 181 u. Art. Seele und Seelenleben in Wagners H. W. B. III, §. 36 u. 37.) In Verbindung damit entwickelt er einen eigentümlichen Begriff der Hemmung, demgemäss die Seele sich, einer elastischen Kugel vergleichbar, nach inneren Gesetzen von ihren Zuständen zu reinigen versuchte. (Vergl. auch Med. Psych. p. 476.) Wie wenig dieser Begriff sich mit dem hier dargestellten Wesen der Seele vertrage, bedarf keiner Auseinandersetzung. An sich besitzt jede Vorstellung eine absolute Klarheit, und in diesem Sinne ist die schwächere Vorstellung so klar wie die stärkere; aber wo sie mit anderen zusammenkommt, wird ihr durch das Zusammenwirken ein relativer Klarheitsgrad angewiesen und die Vorstellung des Stärkeren wird die stärkere Vorstellung. Gegen Lotzes Behauptung könnte man sich auch auf Webers Beobachtungen berufen (Art. Tastsinn p. 545). — Da jede Vorstellung den andern gegenüber eine bestimmte Wirksamkeit entwickelt, sagt man wohl auch in der gewöhnlichen Redeweise: die Vorstellungen haben Kräfte; besinnt man sich aber, dass diese Kraft keine Inhärenz der Vorstellung sei, so verbessert man sich und sagt: die Vorstellungen sind Kräfte; da sie dies aber nur sind, soweit sie mit andern zusammenstossen, schliesst man mit dem Satz: Vorstellungen werden Kräfte. — Naturphilos. Bedeutung des Begriffes der Hemmung. — Stellung der Hegel'schen Ps. zu dem Problem der Wechselwirkung und der Hemmung der Vorstellungen. (s. Rosenkranz am a. O. p. 111 u. p. 272.)

§. 41. Grösse der Hemmungssumme.

Die Hemmungssumme ist um so grösser, je stärker die sich hemmenden Vorstellungen und je mehr sie einander entgegengesetzt sind. Ersteres bestimmt die Extensität, Letzteres die Intensität des Gegensatzes. Dies führt zu dem Begriffe des Gegensatzgrades. In logischer Beziehung hat der Gegensatz freilich keine Grade; denn alles Entgegengesetzte ist zur strengen Einheit unvereinbar; und diese Unmöglichkeit hat keine Grade. Aber anders in psychologischer Beziehung: das gleichzeitige Zusammensein zweier entgegengesetzter Vorstellungen muthet der Seele den Versuch zu, beide, wie sie sind, zusammenzufassen, ein Versuch, der zwar immer misslingt, aber in dem Misslingen Grade

zeigt, denn nicht alle Vorstellungen sträuben sich gleichmässig gegen die Zusammenfassung. Der Versuch Weiss mit Schwarz im Bewusstsein zu vereinigen, stösst auf ein energischeres Widerstreben, als derselbe Versuch an Weiss und Grau wiederholt. Der Gegensatzgrad hängt somit vom Inhalte ab. Unser Denken zerlegt die einfache Qualität der Empfindungen in eine Mehrheit von Beziehungen, und führt so über das Verhältniss derselben Ansichten ein, die für die Empfindungen selbst zufällig sind. Die Empfindung des Grau ist nicht minder einfach, als die des Weiss oder Schwarz; aber Grau mit Weiss zusammengefasst, zeigt sich dabei in anderer Weise d. h. in anderer Beziehung und Richtung entgegengesetzt, als wenn es mit Schwarz zusammengefasst wird. In je mehr Beziehungen nun zwei Empfindungen, unbeschadet ihrer Einfachheit, entgegengesetzt gedacht werden, um so mehr entgegengesetzt wird ihr Inhalt gedacht, und, wo dieselben einander in allen Beziehungen widerstrebend erscheinen, wie Weiss und Schwarz, da ist der Gegensatz so gross wie möglich, und dieses Maximum wollen wir den vollen Gegensatz nennen. Der volle Gegensatzgrad wird als Einheit genommen, und alsdann sind alle übrigen Grade nur echte Brüche.

Anmerkung. Der Gegensatzgrad zwischen den Empfindungen kann nie als contradictorisch gedacht werden, denn dies würde das Vorhandensein eines rein negativen Gliedes voraussetzen, eine Form, welche die Empfindung nie annehmen kann. Demnach ist auch der volle Gegensatz nur ein conträrer und nie ein contradictorischer. Den Begriff der Hemmungssumme, der streng genommen nur eine mathematische Fiktion ist, stellte Herbart (Ps. als Wissensch. §. 42) auf, zeigte aber in dessen Anwendung auf die Probleme der mathematischen Psychologie die leicht erklärliche Neigung, die Hemmungssumme als etwas an sich, von den Vorstellungen gewissermassen unabhängig Bestehendes zu betrachten, was zu manchen unzweckmässigen Ausdrucksweisen Veranlassung gab. (s. Drobisch am a. O. §. 109). — Einwürfe gegen die Annahme von Gegensatzgraden s. bei Waitz, Lehrb. p. 96.

§. 42. Maximum der Hemmungssumme.

Um das Maximum der Hemmungssumme zu bestimmen, gehen wir von dem einfachsten Falle aus, dass a und b zwei in vollem Grade entgegengesetzte Vorstellungen, deren schwächere b sei, bedeuten. Offenbar ist, dass, wenn wir eine der beiden Vorstellungen in ihrer Wirksamkeit aufgehoben denken, die Vereinbarung der

Vorstellungen sofort möglich ist, da ein Widerstreben der andern einen Angriff von Seite der ersten voraussetzen würde, und wo die eine Vorstellung nicht wirkt, die andere nicht gegenwirken kann. Damit wäre also die Hemmung erschöpft. Bedenkt man nun weiter, dass dieser Forderung bereits mit der Bindung des *b* vollkommen Genüge geleistet worden ist, so ist es völlig unnöthig, in dem zu hemmenden Quantum über das Quantum von *b* hinauszugehen, und es bis *a* wachsen zu lassen; *a* und *b* bestimmen (als Quantitäten gedacht) Grenzen, aber *b* bestimmt die engere. Aendert man nun an der Voraussetzung das, was in ihr offenbar falsch war, nämlich die Fiktion der einseitigen Hemmung Einer Vorstellung, so hat diese Aenderung wohl auf die Vertheilung der Hemmungssumme unter die Vorstellungen, aber keineswegs auf die Grösse der Hemmungssumme Einfluss. Dass das Quantum *b* nicht von *b* allein getragen werde, ist demnach allerdings richtig, aber unberührt davon bleibt das Resultat, dass mit der Hemmung des Quantums *b* überhaupt der Forderung der Hemmung vollkommen entsprochen sei. Die Hemmung zwischen zwei vollkommen entgegengesetzten Vorstellungen ist also durch das Quantum gegeben, das dem Vorstellen der schwächeren Vorstellung gleichkommt. Wo der Gegensatzgrad geringer vorausgesetzt wird, ist in demselben Verhältnisse auch die Hemmungssumme geringer anzusetzen; der Gegensatzgrad, der nach dem vorigen Paragraph ein echter Bruch ist, wird zum Coeffizienten der vollen Hemmungssumme. Daraus kann leicht das Maximum der Hemmungssumme für mehrere voll entgegengesetzte Vorstellungen gefunden werden; denn hier tritt die Verträglichkeit erst da ganz ein, wo alle Vorstellungen mit Ausnahme der stärksten ganz gehemmt sind. Jeder Versuch, die Verträglichkeit unter einer andern Voraussetzung herbeizuführen, würde grössere Quanta von Hemmung als nöthig ist zur Folge haben. Da nun aber schon mit der genannten Annahme eine Vereinigung möglich ist, so bezeichnet sie die begehrte Grenze.

Anmerkung. Etwas verwickelter wird das Problem, wenn die mehreren Vorstellungen in verschiedenen Gegensatzgraden angenommen werden. Die Vorstellungen *a*, *b*, *c*, deren stärkste *a* und deren schwächste *c* sei, seien einander so entgegengesetzt, dass zwischen dem Paare *ab* der Grad *m*, zwischen *bc* der Grad *n*, und zwischen *ac* der Grad *p* bestehe, so hängt das Maximum der Hemmungssumme nicht blos von der Stärke der Vorstellungen, sondern auch von der

Grösse der Gegensatzgrade ab: *a* wäre mit *b* bereits bei der Hemmung *mb* verträglich (denn es bedarf nur dieses geringeren Quantums zur Verträglichkeit, und $mb < b$), und mit *c* bei der Hemmung *pc*; mit beiden also bei der Hemmungssumme $mb + pc$. (Indem sowohl *b* als *c* mit *a* verträglich wird, werden sie es auch unter sich, und durch Erschöpfung des beiderseitigen Gegegenstrebens gegen *a*, ist auch ihr Gegenstreben unter sich erschöpft.) Eben so wäre *b* mit den beiden andern Vorstellungen verträglich bei der Hemmungssumme $ma + nc$, und *c* bei $pa + nb$. Welche dieser drei Summen die kleinste sei, hängt nun weiter von den Werthen der Gegensatzgrade ab, aber so viel lässt sich allgemein sagen: die kleinste bezeichnet bereits die Möglichkeit der allseitigen Vereinigung. — Der Grundsatz über das Maximum der Hemmungssumme bei zwei voll entgegengesetzten Vorstellungen lässt sich auch auf anschauliche Weise, und zwar genetisch entwickeln. Wenn beide Vorstellungen gleich stark sind, so hemmt jede an der andern die Hälfte des Vorstellens, und die Hemmungssumme ist gleich der Stärke Einer Vorstellung. Jede Vorstellungsquantität zerfällt in zwei Hälften, deren eine von der gegenüberstehenden Vorstellung gebunden wird, die andere die gegenüberstehende Vorstellung bindet. Denken wir uns nun eine Ungleichheit des Vorstellens dadurch herbeigeführt, dass *a* um das Quantum ψ zunehme, so sieht man leicht, dass ψ nichts an der Grösse der Hemmung, sondern nur an deren Vertheilung zu ändern vermag. Denn das Stück von *b*, das durch ψ gebunden wird, hört auf, das adäquate Stück an *a* zu binden und genau, was an *b* mehr, wird an *a* weniger gehemmt. Oder: man versuche die Hemmungssumme als die Summe der Quantitäten beider Vorstellungen zu nehmen, so erfolgt eine allgemeine Bindung, und man erkennt sogleich, zu weit gegangen zu sein. Darum nehme man sie kleiner, und versuche es mit der doppelten Quantität der schwächern, ein naheliegender Gedanke, nach welchem *b* in *a* ein gleich grosses Stück binden würde, selbst aber von *a* ganz gebunden wäre (also unter obigen Voraussetzungen, und im obigen Sinne $= 2b$). Allein auch dieses Quantum ist zu gross, weil es nur unter der oben zurückgewiesenen Voraussetzung eines contradictorischen Gegensatzes zwischen *a* und *b* begreiflich würde. Also muss die Hemmungssumme kleiner angenommen werden, und schon hieraus folgt, dass sie nicht *a* gleichgesetzt werden dürfe. — Damit vergleiche man die feine Begründung dieses Satzes bei Drobisch am a. O. §. 37 u. 38. — Der Umstand, dass nicht sowohl die stärkere, als vielmehr die schwächeren Vorstellungen das Maass der Hemmung abgeben, kann zur Erklärung der bedeutenden Hemmungen benützt werden, die da eintreten, wo dunkle aber zahlreiche Vorstellungen unter sich und anderen klareren gegenüber in Wechselwirkung gerathen.

§. 43. Hemmungsverhältniss.

Jede einzelne Vorstellung wird um so mehr gehemmt, je

schwächer sie ist, und je stärker ihre Gegensatzgrade zu den übrigen Vorstellungen sind. Die Hemmung ist für die Vorstellung selbst ein Leiden, und je schwächer sie ist, um so weniger Widerstand leistet sie, um so nachgiebiger ist sie. Die Gegensatzgrade aber bestimmen die Intensität des Angriffs, und dieser ist für jene Vorstellung am Grössten, die am Meisten zu den andern entgegengesetzt ist. Nach geschehener Hemmung lassen sich zwei Grössen unterscheiden: das übrig bleibende und das gebundene Quantum vom Vorstellen; das erstere ist ein Rest, aber kein Rest der Vorstellung, sondern des Vorstellens. Es darf somit dieses Quantum nicht als ein von der Vorstellung abgeschnittenes Stück gedacht werden, vielmehr beharrt die ganze Vorstellung fort, nur mit verminderter Wirksamkeit, was sich dem Bewusstsein als verminderter Klarheitsgrad kund gibt. Aber alsdann scheint ein häufiger (auch von Waitz ausgesprochener) Einwurf berechtigt: wenn die ganze Vorstellung, also der ganze Vorstellungsinhalt, unverändert fortbesteht, besteht auch der in ihm enthaltene Gegensatz fort, und die Hemmung ist so lange nicht vollendet, als noch ein Rest da ist; werden sich die Reste verträglicher zeigen, als das ursprüngliche Vorstellen, da doch beide von derselben Qualität ausgehen? Ohne Zweifel; denn die herabgesetzte Klarheit, und, was dasselbe heisst, die eingetretene Dunkelheit macht die Vorstellungen verträglicher. Die Vorstellungen sind einander in gewissen Beziehungen entgegengesetzt (§. 41); der Beleuchtungsgrad ist nun aber so weit herabgesunken, dass diese Beziehungen nicht mehr geltend gemacht werden können, während andere Beziehungen aufrecht geblieben sind. So kann an einem Gegenstande bei zunehmender Dunkelheit wohl noch die Gestalt, aber nicht mehr die Farbe erkannt werden. Was weiter die andere Grösse, nämlich das Quantum gehemmten Vorstellens betrifft, so ist dieses eben so wenig ein Bruchstück der ganzen Vorstellung, sondern nur eine Thätigkeit, deren Effekt gebunden ist, für welche aber die Möglichkeit, wieder wirksam zu werden, stets vorhanden geblieben ist. Es bezeichnet, um sich paradox auszudrücken, ein Vorstellen, das eben nicht vorgestellt wird.

Anmerkung. Die mathematische Psychologie drückt den Inhalt des Paragraphes so aus: die Hemmungssumme vertheilt sich auf die Hemmungsantheile im umgekehrten Verhältnisse der Stärke, und im direkten der Gegensatzgrade der Vorstellungen. Dabei wird die Hem-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

mungssumme als allgemeine, alle Vorstellungen niederdrückende Nöthigung zur Hemmung betrachtet, und es ist in der That die einfachste Annahme, die einzelnen Vorstellungen im umgekehrten Verhältnisse ihrer Stärke der Hemmung entgegenstreben zu lassen. (Drobisch am a. O. §. 39.) Allein dieser Gedanke erscheint zunächst durchaus unberechtigt; denn die Hemmungssumme ist nichts ausser und über den Vorstellungen, und der einzelnen Vorstellung steht keineswegs die Hemmungssumme, sondern es stehen ihr die übrigen entgegengesetzten Vorstellungen angreifend gegenüber. Es kommt nun darauf an, ob man die Stärke dieses Angriffs den angreifenden Kräften proportional, oder für jede der angegriffenen Vorstellungen gleich zu setzen habe. Im ersten Falle würde das Hemmungsverhältniss etwas complicirter auszudrücken sein, als eben geschehen ist. Die zweite Annahme rechtfertigt sich durch die Betrachtung, dass die Wirkung jeder Vorstellung mit deren Stärke, aber zugleich auch mit deren Leiden (als dem Grunde ihrer Spannung) wachse, und dass, da das Leiden in demselben Verhältnisse zunimmt, in welchem die Stärke abnimmt, beide Einflüsse einander paralysiren. (s. Herbart, Ps. als Wissensch. §. 43.) Somit wäre die Wirkung jeder Vorstellung auf die andere, und also was wir den Angriff nannten, gleich. Alle Vorstellungen stehen unter gleichem Druck, aber jede widerstrebt ihm mit verschiedener Kraft. Daraus geht nun jene Ansicht hervor, welche die Hemmungssumme als die allgemeine Nöthigung zur Hemmung an die Spitze stellt, die einzelne Vorstellung nicht von einer, sondern von der Nöthigung treffen lässt, und die besondere Nöthigung der einzelnen Vorstellung erst aus der Verschiedenheit des Entgegenstrebens ableitet. Dies führt nun zu dem aufgestellten Satze. Die bisherige Bearbeitung der mathematischen Psychologie hat sich ausschliesslich der letztern Ansicht zugewendet.

§. 44. Folgerungen.

Bei der Hemmung zweier Vorstellungen kann es nie geschehen, dass eine derselben ganz gehemmt wird. Denn das Maass der Hemmung ist durch die schwächere Vorstellung bestimmt (§. 42), und dieses Quantum vertheilt sich auf beide Vorstellungen (§. 40); was demnach an der stärkeren gehemmt wird, bleibt an der schwächeren ungehemmt. — Wohl aber kann der Fall einer gänzlichen Hemmung bei drei Vorstellungen bezüglich der schwächsten eintreten. Denn hier ist das Maximum der Hemmungssumme grösser, als die schwächste Vorstellung, und da nun die schwächste am Meisten zu leiden hat, kann bei einem gewissen Verhältnisse der Vorstellungsquantitäten der Hemmungsantheil derselben ihrer ganzen Stärke gleich, ja möglicherweise selbst grösser als diese, ausfallen. Für die Bindung des gesammten Vorstellens nehmen wir die Be-

Bayerische Staatsbibliothek München

zeichnung „Verdunkelung“ an, und es ergibt sich aus dem früheren, dass eine verdunkelte Vorstellung (oder wie Stiedenroth sagte „die beruhigte Vorstellung“) nur als in allen Beziehungen verdunkeltes Vorstellen zu verstehen sei. Der Klarheitsgrad ist Null geworden, wir sind uns der Vorstellung nicht mehr bewusst, aus ihrem Vorstellen ist ein Streben vorzustellen geworden (§. 43). Dass von drei Vorstellungen nur Eine und zwar die schwächste verdunkelt werden könne (von vier Vorstellungen die beiden schwächsten), und dass diese Verdunklung auch bei gradweisem Gegensatze möglich sei, ergibt sich aus dem Gesagten unmittelbar. — Schwieriger scheint der Fall, wo die der Vorstellung aufgebürdete Hemmung mehr als die Stärke der Vorstellung beträgt. Mehr als ganz kann die Vorstellung nicht verdunkelt werden, und eine negative Stärke oder etwas ihr Aehnliches gibt es nicht. Da der Ueberschuss der Hemmung von der Vorstellung nicht getragen werden kann, und gleichwohl überhaupt getragen werden muss, so folgt, dass derselbe von den beiden andern Vorstellungen übernommen werden müsse. Allein diese Behauptung ist ganz geeignet, Zweifel gegen die gesammte Theorie der Hemmung zu erwecken, denn was zwingt die beiden Vorstellungen, die Bürgschaft für die Dritte zu übernehmen? Darum gehe man in die gemachte Voraussetzung etwas näher ein. Es seien a, b, c die abgestuften Stärkegrade der drei Vorstellungen a, b, c, und es sei der Hemmungsantheil des c um das Quantum ω grösser, als c selbst, also $c + \omega$, so ist offenbar, dass c ganz verdunkelt wird. Würde nun ω nicht von a und b getragen, so befänden sich a und b noch auf Klarheitsgraden, die ihre Vereinigung nicht zulassen. Denn a und b sind nur dann verträglich, wenn (unter Voraussetzung des vollen Gegensatzes) ihre Hemmungssumme $= b$ ist (§. 42); nun wäre dieselbe im vorliegenden Falle nur $b + c - (c + \omega)$, also $b - \omega$, folglich um ω zu klein. Soll also zwischen a und b die Vereinbarkeit eintreten, so muss die Hemmung derselben noch das Quantum ω in sich aufnehmen. Es hemmen sich demgemäss a und b genau so, wie wenn c gar nicht vorhanden gewesen wäre, und c nimmt aus der allgemeinen Hemmung so viel heraus, als es zu ihr selbst beigetragen hat. Eine Uebernahme der von c hinterlassenen Schulden tritt streng genommen gar nicht ein, sondern jeder Theil bezahlt nur, was er als solcher zu bezahlen hat, und man hat nur früher die Verthei-

lung schlecht berechnet gehabt. Ja es kann sogar, da, wo die Vorstellungen nicht voll, sondern gradweise entgegengesetzt sind, der merkwürdige Fall eintreten, dass *c* aus der allgemeinen Hemmung mehr für sich übernimmt, als das Quantum, um das es selbst die Hemmung vermehrt hat. Der Angriff, den *c* auf die andern Vorstellungen gemacht hat, ist unter Voraussetzung seines Gegensatzgrades *m* nur *mc*, und es vermehrt die Hemmungssumme zwischen *a* und *b* nur um *mc*; wird nun aber *c* verdunkelt, so verlor es seine ganze Wirksamkeit $= c$, und *c* ist grösser als *mc*. Das Stück nun, dass dieser Differenz gleichkommt, wird dem *a* und *b* an Hemmung erspart: diese verwenden gleichsam einen Theil der Kraft, den sie sonst einander entgegengekehrt hätten, zur gemeinsamen Bekämpfung des gemeinsamen Gegners. (Drobisch am a. O. §. 61 und 62.) Der Theil, den früher *c* den Vorstellungen unter sich zu vertheilen hinterliess, trägt hier das *c* selbst, und erspart ihn somit den beiden andern. Die Vorstellungen sind nun vereinbar geworden, und bleiben auf den betreffenden Klarheitsstufen, trotzdem, dass *a* und *b* weniger, *c* mehr gehemmt worden sind; sie sind vereinbar trotz des Widerstrebens von *a* und *b*, und dieser Umstand, der sich nun nicht in den Klarheitsgraden kund gibt, wird sich gleichwohl auf andere Weise kundgeben, wovon später.

Anmerkung. Die mathematische Psychologie drückt den dritten Satz des §. so aus: die Differenz zwischen dem Hemmungsantheil und der Stärke der schwächsten Vorstellung vertheilt sich, wo jener diese überwächst, auf die andern Vorstellungen wie eine neue Hemmungssumme. (Drobisch am a. O. §. 58. Herbart: Ueber die Möglichkeit, Mathematik auf Psychologie anzuwenden. Kleinere philosophische Schriften. II, p. 457.) Für die Bestimmung des Stärkeverhältnisses dreier Vorstellungen, bei dem die schwächste verdunkelt wird, hat die mathematische Psychologie eine höchst einfache Formel, deren Entwicklung zu den interessantesten Punkten derselben gehört. Herbart nannte den so bestimmten Werth des *c* die Schwelle (vielleicht besser die Grenze) des Bewusstseins, Drobisch den statischen Punkt. Beide Ausdrücke gaben unschuldiger Weise Gelegenheit zum Anstoss. Der Grundgedanke selbst ist in jeder Psychologie enthalten, und der Unterschied liegt nur in dem Grade der Präcision, mit der er gefasst wird. So sprach selbst Fries von einem „Horizonte der inneren Wahrnehmung" (Psych. Anthr. §. 21). Hegels Ausdruck „Schacht, einfache Nacht des Geistes, in der die Bilder vorhanden und nicht vorhanden sind" ist bekannt, und Rosenkranz umschrieb ihn als den „Hades, in dem die Vor-

stellung ruht.“ Die ältere Psychologie kam dadurch in Verlegenheit, dass sie sich zur Annahme von Vorstellungen gedrängt fand, deren man sich gar nicht bewusst ist, wodurch ihr das Bewusstsein zu einem Seelenvermögen wurde, das erst zum Vorstellungsvermögen hinzukommen musste, um das Vorstellen der Vorstellung zu bewirken.

§. 45. Anwendungen. Enge des Bewusstseins. Verhältniss der Stärke zur Menge der Vorstellungen. Erhöhung der Klarheit in Folge der Hemmung.

Wiewohl die bisher gemachten Voraussetzungen viel zu einfach sind, um sie mit den Erscheinungen des wirklichen Seelenlebens identificiren zu können, so gestatten die vorhergehenden Paragraphe doch schon einzelne Vorblicke in die Erklärung der verschiedenen Phänomene. Sehr deutlich sieht man, wie wenig dazu erforderlich ist, damit eine Vorstellung dem Bewusstsein völlig entschwinde. Sehr viele Vorstellungen gehen an uns beinahe spurlos vorüber. Unser Bewusstsein ist eng; der Ueberblick der Vorstellungen beruht mehr auf schneller Beweglichkeit, als weiter Umschau, und man wird dabei an die Pupille des Auges erinnert. Wo viele Vorstellungen sich drängen, da wird im Allgemeinen auch viel vergessen; das Erlernen einer neuen Sprache kostet manchen Menschen die Hälfte einer schon erlernten. Keine Vorstellung behauptet sich (wenn nicht modificirende Umstände eingreifen) lange in voller Klarheit, und selbst von den niedrigeren Graden muss sie allmälig weichen. Darauf beruht die Wirkung der Zeit. Der erste Stachel des Schmerzes legt sich sehr bald, doch geraume Zeit vergeht, bevor seine letzte Mahnung verschwindet. *Χρόνος καθαρεῖ πάντα γεράσκων ὁμοῦ.* (Aesch. *Eum. vs.* 276 b. Müller.) Aber je geringer der Klarheitsgrad ist, um so verträglicher wird die Vorstellung, und die Herabsetzung der Beleuchtung schützt die geschwächte Vorstellung vor gänzlicher Verdunkelung. Daraus wird erklärlich, dass eine grosse Zahl von Vorstellungen auf höchst geringen Klarheitsstufen fort existirt, und so gleichsam zwischen Licht und Dunkelheit schwebend sich erhält. Höchst bezeichnend ist in dieser Beziehung Leibnitzens Vergleichung: *est animus instar oceani, in quo infinita multitudo perceptionum obscurissimarum adest, et distinctae ideae instar insularum sunt, quae ex oceano emergunt.* — Besonders interessant ist das Gesagte dadurch, dass es uns erkennen lässt, wie die Menge der Vorstellungen deren Stärke nur unvollkommen zu ersetzen im Stande ist. Nehmen wir an, dem Vorstel-

len *b* stehen zwei qualitativ gleiche Vorstellungen, deren Stärkequanta *a* und *c* seien, gegenüber, so leiden alle drei im umgekehrten Verhältnisse ihrer Wirksamkeit. Vergleichen wir nun diesen Fall mit dem, wo dem *b* nur eine Vorstellung, aber mit dem Stärkequantum a + *c* gegenüber steht, so leidet diese letztere Vorstellung nur Einmal und um so weniger, je stärker sie geworden ist. Man braucht, um dies anschaulich zu machen, blos die Stärke der Vorstellungen gleich zu nehmen. (Denn unter dieser Voraussetzung verliert im ersten Falle jede einzelne ein Drittheil ihrer Stärke, die beiden gleichen also zusammen zwei Drittheile eines einzelnen Vorstellungsquantums, im zweiten verliert das Quantum *a* + *c* nur ein Drittheil und *b* zwei.) Die pädagogische Wichtigkeit dieses Resultates fällt in die Augen. Nicht geringere Anwendung verspricht der Schluss des vorigen Paragraphs. Man sah nämlich, dass von zwei entgegengesetzten Vorstellungen *a* und *b* mehr ungehemmt bleibt, als eigentlich bleiben sollte, weil dieser Ausfall an Hemmung von einer dritten Vorstellung *c* übernommen wird: *c* entzieht sich selbst dem Bewusstwerden, und hebt dafür *a* und *b* empor, und darüber kann *c* selbst verdunkelt werden. Die Vorstellungen *a* und *b* erscheinen somit klarer, als es mit deren Gegensatz vereinbar ist, und dieser Widerspruch gibt sich dem Bewusstsein als eine Spannung, also in der subjektiven Form eines Gefühles kund.

Anmerkung. Die elegante mathematische Darstellung der beiden letzten Bemerkungen s. Drobisch am a. O. §. 47, u. §. 61—63. Die Zeit wirkt wie eine dunkle Macht, indem sie immer neue Vorstellungen und in ihnen immer neue Gegensätze zu den vorhandenen bringt. Darin liegt ihr im Allgemeinen schmerzstillender Charakter, *χρόνος γὰρ εὐμαρὴς θεός*, tröstet der Chor die wehklagende Elektra (*Soph. Electr. vs.* 173), und denselben Gedanken wiederholt er im Ajas bei des Helden Abtreten (*vs.* 715. *vulg.*). — Der Paragraph enthält die Warnung vor einem naheliegenden Missverständnisse. Wären die drei Vorstellungen nicht gleichzeitig gegeben, sondern käme *c* erst zu den Resten von *a* und *b* hinzu, so ist die neue Hemmungssumme und der Hemmungsantheil nicht nach den Resten, sondern nach den ursprünglichen Stärkegraden zu bestimmen; denn die erste Herabsetzung des Klarheitsgrades von *a* und *b* kommt den Vorstellungen bei der zweiten Veranlassung zu gut, und muss in die zweite Herabsetzung eingerechnet werden. Der Einwurf, dass die Reste der älteren Vorstellungen dem *c* minder energisch widerstreben, als die ganzen Vorstellungsquanta, und daher die Hemmungssumme geringer anzuschlagen sei, ist durch §. 43 Anmerkung behoben. Uebrigens wird auf diesen Fall in der Folge zurückzukommen sein.

B. Verschmelzung einfacher Vorstellungen.

§. 46. Begriff der Verschmelzung.

Heterogene gleichzeitige Vorstellungen gehen in eine Gesammtvorstellung über. §. 39. Diesen Uebergang nennen wir Verschmelzung. Die Gesammtvorstellung ist ein untrennbares Ganze, Ein Zug, mit dem gleichzeitig ein Mehreres im Bewusstsein zusammengefasst wird (wie das, was wir uns unter dem Worte „Schnee" vorstellen): nach Aussen hin eine Einheit, nach Innen hin zerlegbar. Inhalt und Stärke der Gesammtvorstellung sind durch die Theilvorstellungen gegeben. Dabei ist es möglich, dass die letztern wieder unter sich verschiedene Klarheitsgrade besitzen, und alsdann ruht die Klarheit der Gesammtvorstellung auf der Klarheit ihrer hervorragendsten Theilvorstellungen (wie bei den Gesammtvorstellungen des Sehenden meistens auf den Gesichtsempfindungen. §. 29). — Die Verschmelzung hat Innigkeitsgrade. Zwar gibt es keine Grade der Heterogenität im Sinne der Gegensatzgrade (§. 41), sondern die Grade der Verschmelzung bezeichnen nur die verschmolzenen Quanta. Denn nur so viel kann von den Vorstellungen verschmelzen, als eben an Vorstellen vorhanden ist; die Menge des vorhandenen Vorstellens aber wird durch die Hemmung bestimmt, welche die Vorstellungen von andern gleichzeitigen erfahren. So können die heterogenen Vorstellungen a und α mit einander ganz verschmelzen, oder a wird erst durch b bis zu dem Reste r, und α durch β zum Reste ϱ gehemmt, und nun verschmelzen von den Vorstellungen nur die Quanta r und ϱ. Mit Rücksicht auf diese bald volle, bald bruchweise Verschmelzung der Theilvorstellungen, unterscheiden wir vollkommene und unvollkommene Gesammtvorstellungen. — Die Gesammtvorstellungen sind jene Gruppen von Empfindungen verschiedener Klassen, durch die wir die einzelnen Dinge der Aussenwelt denken, und deren Anordnung §. 35 näher beschrieben wurde. Die Einheit der Gesammtvorstellungen hat ihren Grund in der Gleichzeitigkeit der einzelnen heterogenen Vorstellungen, und wo sich diese Gleichzeitigkeit constant wiederholt, wo also z. B. mit einer bestimmten Gesichtsempfindung stets auch eine bestimmte Tast- und Geruchsempfindung gegeben ist, da nimmt die Verschmelzung an Innigkeit zu, die Gruppe löst sich immer mehr von anderen zufälligen Gleichzeitigkeiten ab, und die Glieder

haften haltbarer aneinander: es entstehen feste Complikationen neben den wandelbaren. Die Verbindung ihrer Glieder scheint uns dann keine zufällige, sondern eine von unserer jedesmaligen Setzung unabhängige zu sein, und so schieben wir den Gruppen der Empfindungen den Gedanken eines Seienden unter. In der Folge wird gezeigt werden, dass wir dieses Seiende als Aussending uns vorzustellen genöthigt sind. Auf diese Art entsteht der Schein der Einheit des Dinges und mit ihm eines der wichtigsten Probleme der Metaphysik. Der psychische Vorgang geht unbemerkt vor sich, und die Metaphysik findet durch denselben einen fertigen Widerspruch gegeben: das Behaupten einer Einheit, wo blosse Mannigfaltigkeit vorlag, das Setzen der Einheit des Seins hinter der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen.

Anmerkung. Verschmelzungsumme und Verschmelzungsverhältniss. Anwendung des Begriffes der Verschmelzung in der Naturphilosophie (s. §. 38). — Eine eigentümliche Ansicht über das Entstehen der Verschmelzungen gab in Verbindung mit seinem Begriffe der Hemmung Waitz, Lehrb. p. 106.

§. 47. Begriff der Hülfe.

Verschmolzene Vorstellungen sind einander Hülfen, d. h. sie unterstützen einander im Tragen der Hemmung. Die Gesammtvorstellung ist (als solche) eine untrennbare Einheit, innerhalb welcher jede Theilvorstellung sich mit den andern auf einem bestimmten Klarheitsgrade verbunden hat; es ist das Streben aller Theilvorstellungen dahin gerichtet, jede einzelne auf dem Klarheitsgrade zu erhalten, den sie im Augenblicke der Verbindung besessen hat. — Daraus folgt unmittelbar das Maass der Hülfe. Jede helfende Vorstellung wirkt nur bis zu jenem Quantum von Vorstellen, durch das sie mit der Hülfe beanspruchenden Vorstellung verschmolzen ist; weiter hinaus sind die Vorstellungen einander fremd. Die Hülfe geht so weit, als die Verschmelzung gegangen ist. Theilvorstellungen vollkommener Gesammtvorstellungen sind einander sonach Hülfen mit ihrer ganzen Stärke. Bei unvollkommenen Gesammtvorstellungen wird die Hülfeleistung beschränkt, und zwar offenbar durch eine doppelte Grenze: nämlich durch die Quanta der Wirksamkeit jeder von beiden Vorstellungen. Im Momente der Verschmelzung bietet a dem α nur das Quantum r an, aber dieses nimmt r nur in dem Verhältnisse $\alpha : \varrho$ auf; denn von α verschmilzt

mit r nur ein Bruchtheil, der sich zu dem Ganzen verhält wie $\varrho : \alpha$, und α existirt für a nur als ϱ, und nur in dem Verhältnisse $\varrho : \alpha$ nimmt a an den Schicksalen Theil, die das ganze α treffen. — Durch Hülfen wird also die Wirksamkeit der einzelnen Vorstellung vermehrt: die Vorstellungen werden Totalkräfte, und ihre Tragfähigkeit wird erhöht.

Anmerkung. Die Hülfe, die a dem α unter den obigen Bedingungen leistet, ist durch das Quantum $\frac{\varrho r}{\alpha}$, die des α für a durch $\frac{\varrho r}{a}$ bestimmt. Somit stellen a und α ihren Angriffen durch andere Vorstellungen beziehungsweise die Totalkräfte $a + \frac{r\varrho}{a}$ und $\alpha + \frac{r\varrho}{\alpha}$ entgegen. Gleichwohl ist die Totalkraft der Gesammtvorstellung nach Aussen nicht die Summe der beiden Totalkräfte ihrer Theilvorstellungen, sondern im Maximum nur $a + \alpha$, und nur in der Art und Weise wie die Wirksamkeiten der einzelnen Theilvorstellungen diese Totalsumme erschöpfen, zeigt sich der Einfluss der Verschmelzung. — Den Bruch $\frac{r\varrho}{\alpha}$ schlug Drobisch am a. O. §. 90 vor, $\frac{r\varrho}{a\alpha} \cdot a$ zu schreiben, und nannte dann ganz zweckmässig den Coeffizienten $\frac{r\varrho}{a\alpha}$ den Verschmelzungsgrad. Für vollkommene Gesammtvorstellungen ist der Verschmelzungsgrad gleich der Einheit (wie der volle Gegensatzgrad als Einheit gedacht wurde §. 41), und alle andern Verschmelzungsgrade sind bezüglich dieses echte Brüche.

§. 48. Anwendungen. Bildung. Vorzug des Menschen vor dem Thiere. Hemmung der heterogenen Empfindungen. Einfluss der Wiederholung.

Aus der Wirksamkeit der Hülfen wird es klar, wie selbst eine schwächere Vorstellung sich im Bewusstsein länger behaupten könne, als ihrem Stärkegrade angemessen ist, und wie hingegen Alles, was isolirt bleibt, in der Regel bald verloren gehe. Es zeigen sich hier die ersten Spuren der sogenannten intellektuellen Aufmerksamkeit. Bildung, — einstweilen noch blos im Gegensatze zur Rohheit genommen, — beruht auf Verschmelzung, und jedes Paar verschmolzener Vorstellungen kann als Bildungselement (im mechanischen Sinne) betrachtet werden, und gleich hier, wo von den Anfängen der Bildung die Rede ist, zeigt sich der Vorzug des menschlichen Seelenlebens vor dem des Thieres. Zwei Umstände begünstigen die Auffassung des Menschen vor der thierischen: die Mehrseitigkeit seiner Empfindungen und die Lang-

samkeit seiner Entwicklung; jene gibt seinen Verschmelzungen eine umfangreichere Basis, diese eine grössere Innigkeit. Die Empfindungswelt des Thieres ist durch das Vorwiegen Eines Sinnes, oder selbst ganz spezieller Richtungen innerhalb des Sinnes (§. 35.), eine einseitige; die Sinnesempfänglichkeit des Menschen ist relativ allseitig, und gerade das Vorwiegen der Gesichtsempfindung wird von besonders günstiger Bedeutung. Dem Menschen ist in dem vorhandenen Materiale der Empfindungen mehr Heterogenität und somit mehr Veranlassung zum Verschmelzen gegeben. Der psychische Charakter des Thieres bleibt Ungestüm, Blindheit, „Leidenschaftlichkeit," wie sich Vischer ausdrückte, und diese deutlich ausgesprochene Einseitigkeit macht das Thier zum natürlichen Symbole; die Verwendung des Thieres in der Fabel, und vielleicht auch dessen Erhebung zum Gegenstande des religiösen Cultus werden aus ihr erklärbar. Auch die bekannte Rohheit und die schwer zu bändigenden Ausbrüche der Taubstummen finden durch das Gesagte ihre theilweise Begründung. (Dem Blinden wird das ausfallende Gesicht in psychischer Beziehung durch das Tasten einigermaassen ersetzt; hingegen für die Gehörempfindung gibt die Körperempfindung durchaus kein Surrogat.) In den Auffassungen des Thieres ist fast nur Homogenes, in denen des Menschen ist mannigfache Heterogenität; darum ist das Thier schnell fertig, wo der Mensch verweilt und der Mensch will, was er angesehen hat, betasten, beriechen, verkosten, ihm wohl gar einen Ton entlocken. Aber selbst wo Mensch und Thier neben einander dem äusseren Gegenstande denselben Sinn zuwenden, stumpft sich aus gleichem Grunde die Empfänglichkeit des Menschen viel langsamer ab. Eben darum geht der Mensch in der einzelnen Empfindung weder geniessend noch leidend so ganz auf wie das rücksichtslose Thier. „Der Mensch ist das leichtsinnigste Thier, Alles reizt ihn." Mit der Vielseitigkeit des Menschen steht dessen langsame Reife in naher Verbindung: der Mensch bleibt am Längsten Kind. Die Entwicklung des Thieres ist tumultuarisch; in ihm hemmt sich fast alles Gleichzeitige, weil es fast nur Gegensätze enthält, und der spätere Moment findet nur geringere Fragmente des früheren. Aber der Strom des menschlichen Entwicklungsganges ist breiter, für den Menschen laufen gleichzeitig mannigfaltige Fäden neben einander, und verweben sich darum allseitig. Die geringere Hemmung ge-

stattet, Empfindungen aus früheren Momenten noch in spätere Anknüpfungspunkte zu Verschmelzungen abzugeben. (Wir sehen den Gegenstand nicht mehr, wenn wir ihn sehmecken; aber die Geschmacksempfindung trifft noch die Gesichtsempfindung in voller Klarheit.) Im Menschen ist somit die Verschmelzung des gleichzeitig und neben einander Gegebenen erweitert. Wie der verlangsamte Vorstellungsverlauf die Stärke der Verschmelzungen zu erhöhen vermag, sehen wir an der besondern Innigkeit und Zähigkeit, mit der gewisse Vorstellungsverbindungen bei Blödsinnigen an einander haften. (Damit hängt auch zusammen, dass aufeinanderfolgende Gehörempfindungen inniger mit einander zu verschmelzen scheinen, als aufeinanderfolgende Gesichtsempfindungen, weil, abgesehen von der grösseren Stärke der ersteren, die Succession im Hören weit langsamer ist, als im Sehen.) — Weiter erklärt der vorige Paragraph, woher häufig der Anschein einer Hemmung zwischen heterogenen Empfindungen entstehe. Die Rede, die ich höre, stört mich in dem, was ich lese. Allein diese Hemmung ist nur eine durch Verschmelzungen vermittelte: mit der Gesichtsvorstellung des Buchstabens ist die Gehörempfindung seines Lautes und mit diesen beiden Vorstellungen die Vorstellungsgruppe des durch den Laut Bezeichneten innig verschmolzen; ebenso führen die Empfindungen der gehörten Rede das Verständniss derselben herbei, und in den nun aufeinanderstossenden Vorstellungsmassen steckt ohne Zweifel mancher Gegensatz, dessen Hemmung sich nun auch auf die beziehungsweise heterogenen Vorstellungen verbreitet, und diese in eine Hemmung verwickelt, die ihnen ursprünglich fremd war. So schliesst man die Augen, um den volleren Eindruck eines Musikstückes zu erhalten; nicht aus dem Grunde, weil die beiden heterogenen Empfindungen einander unmittelbar hemmen, sondern weil in den Verschmelzungen beider Gegensätze enthalten sind. Aus gleichem Grunde stört, nach den bekannten Mittheilungen Bessels und Argelanders, scheinbar die Gesichtsempfindung aus der Beobachtung des den Meridian passirenden Sternes die Gehörempfindung des Pendelschlages. (Vergl. Drobisch, Empir. Psych. §. 50. und Lotze, Mediz. Ps. 429.). — Endlich nimmt die Innigkeit der Verschmelzung mit der Wiederholung der Gleichzeitigkeit der verschiedenen Vorstellungen zu,

weil durch das öftere Begegnen Verschmelzungen in höheren Klarheitsgraden wahrscheinlich werden.

§. 49. Verschmelzung der Reste.

Was hier von der Verschmelzung heterogener Vorstellungen gesagt wurde, gilt auch von der Verschmelzung der Reste nach geschehener Hemmung; denn mit der Hemmung hört die Unvereinbarkeit auf, und die Vorstellungen gehen mit den herabgesetzten Klarheitsgraden in Eines über. Das Gegenwirken der Vorstellungen ist gebunden, und was noch von dem Wirken übrig blieb, wird ein Zusammenwirken. Eigentlich wartet diese Verschmelzung nicht erst, bis die Hemmung fertig ist (denn dann käme sie, wie die Folge zeigen wird, nie zu Stande), sondern jene ist mit dieser gleichzeitig. Die Vorstellungen hemmen sich, so weit sie Gegensätze enthalten, und verschmelzen, so weit sie Vereinbares enthalten. Dass hier nur von Beziehungen und nicht von Bestandtheilen die Rede ist, versteht sich von selbst (§. 41). Die so entstandene Einheit kann anderen Vorstellungen gegenüber gewissermassen als unvollkommene Gesammtvorstellung betrachtet werden, nur mit dem Unterschiede, dass ihre Theilvorstellungen nicht heterogen, sondern homogen sind. Aus der Eigentümlichkeit dieser Verschmelzungen folgt, dass, wenn die verschmolzenen Vorstellungen in der Folge wieder zu höheren Graden der Wirksamkeit gelangen, sich sogleich die frühere Hemmung wieder erneuert, und zwar in dem Maasse, in dem die Wirksamkeit frei würde. — Von besonderem Interesse ist es, das Verhalten solcher nach der Hemmung verschmolzener Vorstellungen andern neu eintretenden gegenüber zu betrachten. Gesetzt a und b seien nach geschehener Hemmung auf die Reste r und s herabgesunken, und diesen gemäss mit einander verschmolzen. Nun erst mag zu ihnen die Vorstellung c hinzutreten: so ist vor Allen ersichtlich, dass c mehr gehemmt werden müsse, als es sonst, wenn es den unverschmolzenen Vorstellungen begegnet wäre, nöthig gewesen; denn die verschmolzenen Vorstellungen sträuben sich jetzt energischer gegen ihre Hemmung. Um was nun die letzteren weniger gehemmt werden, um das wird c mehr gehemmt, und so kann es hier leichter selbst bis zu einer gänzlichen Verdunklung des c kommen. Aber der Gewinn vertheilt sich auf a und b ungleichmässig; a leistet dem b mehr Hülfe, als

es seinerseits an Hülfe von b zurückerhält, (denn a leistet dem b das Quantum $\frac{rs}{b}$, und erhält von b nur das Quantum $\frac{rs}{a}$ als Hülfe). Hierbei verliert also jedenfalls das a, und es kann dieser (relative) Verlust so weit gehen, dass a nun der Verschmelzung wegen mehr gehemmt wird, als es im isolirten Zustande gehemmt worden wäre (was von dem Verhältnisse der Stärke der Vorstellungen, den Gegensatz- und Verschmelzungs-Graden abhängt.). Das Resultat ist somit, dass es für die Wechselwirkung zweier Vorstellungen einer dritten gegenüber keineswegs gleichgültig ist, ob dieselben einander zum Erstenmale begegnen oder nicht, und dass die neue Vorstellung den alten gegenüber im Nachtheil ist; wobei zugleich die Verschmelzung dieser einigermassen ihre ursprünglichen Verschiedenheiten ausgleicht.

Anmerkung. Die interessante mathematische Darstellung des Gesagten s. bei Drobisch am a. O. §. 93. u. 94. Die hier entwickelte Verschmelzung nannte Herbart die „Verschmelzung nach der Hemmung," was sie gleichwohl in Wirklichkeit nicht ist (s. Psych. als Wissensch. §. 67.); denn die Verschmelzung wartet nicht, bis die Hemmung fertig wird, sondern ist, wie diese, in der Natur der Wechselwirkung begründet. Die neueren Bearbeitungen der Herbart'schen Psychologie scheinen darum auch diesen Namen fallen gelassen zu haben. Uebrigens bediente sich Herbart des Ausdruckes Verschmelzung nur rücksichtlich der Reste homogener Vorstellungen, während er die Vereinigungen heterogener Komplikationen nannte. Beide zusammen nannte Schilling Associationen (am a. O. §. 24).

§. 50. Unterscheidbarkeit der Vorstellungen.

Auf dem Verhältnisse der Verschmelzung zur Hemmung beruht die Unterscheidbarkeit gleichzeitiger Empfindungen. Wo bei homogenen Vorstellungen nur Verschmelzung vorkömmt, ist die Unterscheidbarkeit gleich Null; wo voller Gegensatz, ist auch sie voll, und also der Einheit gleich zu setzen. Qualitativ gleiche Empfindungen werden unter sich gar nicht unterschieden, mögen sie gleichzeitig gegeben sein, oder einander unmittelbar folgen, dieselben oder verschiedene Wirksamkeitsgrade besitzen; denn sie sind für das Bewusstsein Eines: die Seele percipirt das Quantum na, und es ist (in dieser Beziehung) gleichgültig, ob man sich dieses Vorstellen auf mehrere Empfindungen vertheilt oder in Eine concentrirt denken will. Völlig entgegengesetzte Empfindungen sind im Momente ihres Eintrittes qualitativ gänzlich getrennt; sie

verschmelzen erst im Verlauf der Hemmung, und sind darum ursprünglich von einander vollkommen unterscheidbar. Zwischen diesen beiden extremen Voraussetzungen liegen die Gegensatzgrade. Die Nöthigung zum Verschmelzen ist für alle Vorstellungen dieselbe, weil sie ein Correlat der Einfachheit der Seele ist. Dieser Nöthigung steht das Sichsträuben der Gegensätze in den Vorstellungen entgegen. Es ist demnach noch so lange Unterscheidbarkeit vorhanden, als es der vereinigenden Tendenz nicht gelingt, das Gegenstreben der Vorstellungen zu überwinden, was wieder weiterhin nur unter der Voraussetzung möglich ist, dass sich die Nöthigung zur Vereinigung gleichsam in zwei Theile zerlegt; weil nur da, wo vier Kräfte wirken, zwei verdunkelt werden können, §. 44, und mit der Verdunklung beider Gegensätze durch die beiden fingirten Theile der vereinigenden Tendenz ist die Grenze der Unterscheidbarkeit erreicht. Hieraus folgt, das zunächst der Gegensatzgrad das ist, was die Unterscheidbarkeit bestimmt, denn er bestimmt die Energie des Sichsträubens der Vorstellungen. Doch ist der Gegensatz im Vortheil vor dem Drange zur Vereinigung, denn er ist zweimal, oder besser in zwei entgegengesetzten Kräften vorhanden, letzterer aber nur einmal, und muss sich überdies in zwei Theile zerspalten, wodurch er nach §. 45 an Wirksamkeit verliert. Darum hindert noch ein mässiger Gegensatzgrad die Vereinigung. Liegen zwei Töne auf der Tonlinie ganz nahe beisammen, wie z. B. Grundton und Sekunde, so unterscheiden wir sie im gleichzeitigen Vorstellen nicht mehr (ausser wir sind im Stande, ihre Gleichzeitigkeit, wenn auch nur scheinbar, in Succession zu verwandeln, wodurch wir freilich auch nicht sowohl die Töne selbst unterscheiden, als vielmehr nur der steigenden oder fallenden Tonhöhe bewusst werden). Auch die kleine Terz unterscheidet das ungebildete Ohr kaum, oder genauer: es unterscheidet die objektiven Bestandtheile derselben nicht, während es gleichwohl die subjektive Wirkung der Terz von der anderer Intervalle als wohl verschieden erkennt. Nur scheinbar hängt die Unterscheidbarkeit auch von der Stärke der Vorstellungen ab; streng genommen kommt es auf das Verhältniss der Kräfte, und nicht auf deren absolute Grösse an. Aber mittelbarer Weise hat es den Schein, als ob mit der geringeren Klarheitsstufe der Gegensatzgrad ein geringerer geworden wäre. Matt erleuchtete Farben sind schwerer zu

unterscheiden als helle; aber man bedenke, dass eben durch die Beimengung der Dunkelheit der Charakter der reinen Farben und deren Verhältniss verrückt worden ist: der Eindruck des dunkelgehaltenen Roth verhält sich zu dem gleichmässig verdunkelten Blau nicht mehr, wie der des reinen Roth zum Blau; also streng genommen hat man es hier nicht blos mit schwächeren, sondern mit ganz anderen Vorstellungen zu thun. Eben so verhält es sich mit der bekannten leichtern Unterscheidbarkeit der höheren Töne, verglichen zu den niedrigeren. — Nur darf die Nöthigung zur Vereinigung nicht als eine Kraft ausser und über den Vorstellungen gedacht werden, und am Wenigsten als ein der Seele innewohnender Trieb nach Einheit: sie kommt nicht zu den Vorstellungen hinzu, sondern steckt in ihnen. Die Vorstellungen sind nicht zuerst isolirt und sollen dann vereinigt werden, sondern sie sind gleich von Anfang her gleichzeitige Intensitäten desselben Wesens und durchdringen einander auf allen Punkten. Nur in dem Stücke der Vorstellung, in der nach der bekannten Fiktion der Gegensatz enthalten ist, wirkt diese Nöthigung nicht, sondern in dem andern, welcher der symbolische Ausdruck des Gemeinsamen ist: daher der Schein, als ob sie von diesem Theile ausginge, und es concentrirt sich gleichsam das Gegenstreben in dem einen, das Zusammenstreben in dem andern Theile. — Zu dieser ursprünglichen Unterscheidbarkeit kommt noch eine weitere im Verlaufe der Hemmung, und diese hängt nicht vom Gegensatzgrade, sondern von dem Fortschritt der Hemmung ab. Denn im Verlaufe der Hemmung hören alle Vorstellungen, auch die vollkommen entgegengesetzten auf, unterscheidbar zu sein, und das Verhältniss der gegenwirkenden Kräfte zu den vereinigenden ändert sich während des Vorganges der Hemmung. Darum hört auch die Unterscheidbarkeit der im vollen Gegensatze stehenden Vorstellungen auf; denn auch das vollkommen Entgegengesetzte stumpft sich ab, und erliegt dem wachsenden Streben zur Vereinigung. Es scheint sodann, als ob die letztere Nöthigung in dem Maasse wachsen würde, in dem das Gegenstreben abnimmt; eigentlich aber ist die Nöthigung immer dieselbe geblieben, verschafft sich aber nur spätere Geltung. Dass verdunkelte Vorstellungen sowohl unter sich, als zu anderen absolut ununterscheidbar seien, ergibt sich von selbst.

Anmerkung. Die hier betrachtete Verschmelzung nannte Herbart nicht ganz bezeichnend „Verschmelzung vor der Hemmung", und führte dieselbe auf mathematische Ausdrücke zurück, die zunächst eine Anwendung auf die Auffassung der musikalischen Intervalle zu versprechen schienen. Die eigentliche Frage nach der Unterscheidbarkeit der Vorstellungen nahm Herbart nicht auf. Man vergleiche hierüber: Psychol. als Wissensch. §. 71. u. 72. Hauptpunkte der Metaph. §. 13. und die Psychol. Bemerk. zur Tonlinie. Kleinere philos. Schriften. I, p. 331. Die Unterscheidung der Vorstellungen geschieht jedoch nicht blos dem Inhalte nach, sondern auch nach einem gewissen subjektiven Maassstabe, wie im Paragraph angedeutet wurde. Die zu unterscheidenden Vorstellungen spannen sich gegenseitig, und dieser Spannung werden wir uns durch ein Gefühl bewusst. Das Gefühl dient nur zur Entscheidung, ob in den Vorstellungen noch Gegensatz und wie viel des Entgegengesetzten in ihnen enthalten sei, und hierbei kommt es in der That auf die Stärke der Vorstellungen an.

§. 51. Anwendung auf Tastempfindungen, Körper- und Gesichtsempfindungen. Grenze der Unterscheidungsfähigkeit.

Der vorstehende Paragraph wirft Licht auf einige dunkle Partien des vorigen Abschnittes. Zwei Empfindungen, die einander nur wenig entgegengesetzt sind, werden nicht mehr unterschieden. Daraus entsteht der Schein, als ob Empfindungen bereits da schon qualitativ gleich wären, wo die entsprechenden Reize noch etwas divergiren. (§. 25.) Rücksichtlich der Tastempfindungen ist die Frage der Unterscheidbarkeit durch Webers treffliche Untersuchungen lebhaft angeregt worden. Zwei Tastempfindungen hören dann auf, unterscheidbar zu sein, d. h. fallen in Eines zusammen, wenn der Gegensatz ihrer Qualitäten zu gering ist; aber aus §. 31. ist bekannt, dass die Qualität der Tastempfindung nicht blos von der äussern Einwirkung abhänge, sondern dass selbst bei gleicher Einwirkung von Aussen die Reize in lokal verschiedenen Fasern zu entgegengesetzten Empfindungen führen. Es ist nun wohl denkbar, dass dieser Gegensatzgrad mit der Entfernung der Faserenden in bestimmtem Verhältnisse zunehme, und dass somit zu der Unterscheidung der Empfindungen eine gewisse Distanz der Angriffspunkte auf der Hautfläche nöthig sei. Diese Entfernung wird dort grösser sein müssen, wo die Fasern zerstreuter, kleiner, wo sie dichter beisammen liegen. Wenn auf der Zungenspitze die Entfernung der Cirkelspitzen von einer halben Linie

genügt, den beiden gleichzeitigen Empfindungen Unterscheidbarkeit zu verleihen, so ist auf der Mitte des Schenkels die sechzigfache Distanz dazu nothwendig. Handelt es sich um die Unterscheidung der verschiedenen Stärkegrade zweier Tastempfindungen, so ist es am Vortheilhaftesten, sie auf dieselbe Stelle wirken zu lassen, weil dadurch die Gleichheit der Qualität rein erhalten bleibt. Selbstverständlich nach dem Obigen wächst die Schwierigkeit dieser Unterscheidung mit der Länge der zwischeninneliegenden Zeit. (Vergl. Weber am a. O. p. 545.) Ganz ähnlich ist es mit der Unterscheidung gleichzeitiger Körperempfindungen und der Muskelempfindungen insbesondere. Die Elemente, aus denen sich eine angenehme oder unangenehme Empfindung zusammensetzt (§. 26), sind schlechterdings ununterscheidbar, und wo die Unterscheidung annäherungsweise versucht wird, nimmt die Betonung sogleich ab. Darum schmerzt manche schmerzhafte Empfindung bei dem Experimente mit ihr fast gar nicht. (Jeder Schmerz wird durch das Streben nach Zerlegung milder.) Gleichzeitige, stark betonte Körperempfindungen werden unter sich fast gar nicht unterschieden, weil ihnen das Feste entgegengesetzter Qualitäten abgeht. (Weber am a. O. p. 494.) Die Empfindungen aus dem sympathischen Nerven fallen fast immer zusammen, und gleichzeitige (nicht sehr verschiedene) Wärmeempfindungen in verschiedenen Gliedern können wir meistens nur nach wechselseitiger Berührung der Glieder unterscheiden. Die Gesichtsempfindungen des Gelb und Blau werden leicht unterschieden; wenn aber nach A. W. Volkmanns interessanten Versuchen derselbe Punkt der Netzhaut von gelbem und blauem Licht gleichzeitig getroffen wird, entsteht keiueswegs die Vorstellung des Grün, sondern ein Widerstreit beider Farbenempfindungen in schwer unterscheidbarer Weise. (Art. Sehen in Wagners H. W. B. III, p. 328.) — Die Grenze der Unterscheidungsfähigkeit nennt man wohl auch die Feinheit des Sinnes, und sie ist offenbar sehr verschiebbar, denn es macht sich bei ihr die ganze Breite der physiologischen und pathologischen Eigentümlichkeit der Individuen und des Individuums geltend. (Vergl. hierüber R. Lichtenfels, Ueber das Verhältniss des Tastsinnes bei Narkose des Centralorganes. Sitz.-Bericht der k. Akad. der Wissensch. in Wien 1851. p. 338.) Schon aus diesem Grunde mag die Unterscheidungsfähigkeit des Kindes eine sehr ge-

ringe sein. Aber auch die psychische Eigentümlichkeit des Empfindenden und seine innere Ausbildung bestimmt die Feinheit seines Empfindens durch den Einfluss der Uebung und der Aufmerksamkeit. Wahrscheinlich unterscheiden wir im Allgemeinen feiner, als sich nach den oben dargestellten Grundsätzen erwarten lässt. Wir haben uns nämlich für die Mannigfaltigkeit der Empfindungen gewisse Vorstellungen fester und reiner Qualitäten gebildet, erhalten dieselben in klarer Erinnerung, und zerlegen mit Rücksicht auf diese fixen Vergleichungspunkte die gegebene Empfindung. So unterscheiden wir zwei sinnlich ununterscheidbare Grade des Violett dadurch, dass wir sie auf unsere Vorstellungen von reinem Blau und Roth beziehen, und finden die eine Empfindungsqualität mehr mit dem Roth und weniger mit dem Blau vereinbar und die andere umgekehrt. Was aber hierbei unser Urtheil lenkt, ist nicht sowohl die Qualität der Empfindung, als vielmehr das subjektive Ergriffensein durch die bald grössere, bald kleinere Hemmung, und so unterscheiden wir eigentlich die Empfindungen nach ihrer Wirkung auf die ruhenden Vergleichungspunkte. Wer sich derlei feste Punkte erworben hat, unterscheidet da noch fein, wo Andere es nicht vermögen. (Beispiel: das Unterscheidungsvermögen mancher Aerzte für die spezifischen Gerüche gewisser Krankheiten und Krankheitsstadien.) In dieser Beziehung erhöht schon die Gewohnheit des Lokalisirens der Empfindnngen die Unterscheidbarkeit derselben. Auf diesem subjektiven Maassstabe beruht es auch, dass wir Empfindungen, die wir als gleichzeitige nicht mehr unterscheiden, als successiv noch zu unterscheiden vermögen. (s. §. 50.) Das Arpeggio lässt die Töne besser unterscheiden, als der Akkord; Gerüche prüfen wir immer nur successiv, und von den aufeinander folgenden Tastempfindungen des verschiedenen Druckes war bereits die Rede. Die Aufmerksamkeit wehrt zunächst dem verwirrenden Andrang der die reine Wechselwirkung des Gegebenen störenden Vorstellungen, und verwandelt weiter die simultane Auffassung der Empfindungen in eine von der einen zu der andern überspringende. Die Begleitung der Sinnesempfindungen durch Körperempfindungen dient dazu, die Feinheit der Unterscheidung bald zu erhöhen, bald zu verengen.

A n m e r k u n g. Beurtheilung der Theorie W e b e r s, dass zur

Unterscheidung zweier gleichzeitigen Tastempfindungen nicht blos die Verschiedenheit ihrer Verbreitungssphären, sondern noch das Dazwischenliegen einer dritten ungereizten Sphäre nothwendig sei. (am a. O. p. 537.)

C. Hemmung der Gesammtvorstellungen.

§. 52. Allgemeine Gesetze.

Da der Inhalt der Gesammtvorstellung durch den Inhalt der Theilvorstellungen gegeben ist, löst sich die Hemmung der Gesammtvorstellungen eigentlich in so viele einzelne Hemmungen auf, als Paare entgegengesetzter Theilvorstellungen vorhanden sind. Die Hemmungssumme zwischen den Gesammtvorstellungen ist also der Inbegriff der einzelnen Hemmungssummen. Der Verschmelzung wegen wirkt jede Theilvorstellung nicht blos im Verhältnisse der eigenen Stärke, sondern vermehrt durch die Hülfe der andern; und leidet nicht nur durch die ihr unmittelbar gegenüberstehenden, sondern wird auch als Hülfe in die Hemmungen der verschmolzenen Vorstellungen verwickelt. Der Hemmungsantheil jeder Theilvorstellung wird auf die Vorstellung selbst und auf die Hülfe, die sie von den andern erhält, vertheilt, und diese Vertheilung geschieht im direkten Verhältnisse der Kräfte, weil die beiden Bestandtheile der Totalkraft Ein Ganzes bilden, in welchem kein Theil das Leiden dem andern zuschiebt, sondern in welchem jeder in dem Maasse an dem allgemeinen Leiden Theil nimmt, in welchem er zu dem Ganzen beiträgt, also im Verhältnisse seines Wirkens. Der eine Theil der entfallenden Hemmung wird von der Vorstellung selbst, der andere wird von der helfenden Vorstellung getragen. Dafür leidet aber auch jede Vorstellung doppelt: einmal als solche, und ein zweites Mal durch ihre Hülfeleistung bei der Hemmung der mit ihr verschmolzenen; die Summe dieser beiden Hemmungsantheile gibt das wahre Leiden der Vorstellung an. Die Verschmelzung gewährt also der Theilvorstellung einerseits den Vortheil einer aktiven, andererseits den Nachtheil einer passiven Hülfeleistung, und von dem Verhältnisse dieser beiden Grössen zu einander hängt es ab, ob die Vorstellung im Ganzen durch die Verschmelzung gewonnen oder verloren hat. Da die Theilvorstellungen vollkommener Gesammtvorstellungen mit ganzer Kraft an einander haften, so

kann nie eine ohne die andere verdunkelt werden. Eine Gesammtvorstellung kann nie wieder in ihre einzelnen Theile zerschlagen werden, und die Verschmelzung dauert mit den Vorstellungen selbst fort, kann aber, gleich diesen, eine Zeitlang unwirksam gemacht werden. Denkt man sich die Klarheitsgrade der Theilvorstellungen zweier vollkommener Gesammtvorstellungen wechselweise proportionirt, so ergibt sich eine Proportionalität in den Hemmungsantheilen und den Resten, also im Ganzen eine gewisse Symmetrie, welche, wenn man noch die Annahme gleicher Gegensatzgrade der einzelnen Paare hinzufügt, zu einem besonders einfachen, den ursprünglichen Klarheitsgraden entsprechenden Verhältnisse sich steigert. (Herbart nannte solche Gesammtvorstellungen: ähnliche.)

Anmerkung. Man könnte einwerfen, dass hier überall die Wirksamkeit der Vorstellungen zu gross angenommen wurde, da jede Vorstellung nicht nur mit ihrer ganzen Stärke, sondern noch überdiess ein zweites Mal als Hülfe wirksam auftrete, also eigentlich über ihre Stärke hinaus wirke. Allein die Thätigkeit als Hülfe liegt schon in der Thätigkeit der Vorstellung als solcher eingewickelt, und ist nichts Zweites, Hinzukommendes. Die Vorstellung sträubt sich nur mit grösserer Energie, weil sie mit grösserer Macht, d. h. weil sie nicht blos im eigenen Gebiete, sondern gleichzeitig auch in jener Sphäre ihrer Wirksamkeit angegriffen wird, mit der sie in der andern verschränkt ist.

§. 53. Anwendung. Der Kontrast. Aehnliche Gesammtvorstellungen. Zunahme der Innigkeit in den Verschmelzungen.

Die auf Gesammtvorstellungen erweiterte Betrachtung gestattet uns, die Wirkung des Contrastes in zusammengesetzteren Formen, als §. 45, zu betrachten. Bei den vollkommenen Gesammtvorstellungen $a\,\alpha$ und $b\,\beta$ sei der Gegensatzgrad im Paare $a\,b$ grösser, als der zwischen $\alpha\,\beta$. Sind nun weiter die Stärkegrade der vier Vorstellungen einander wechselweise proportionirt, so lässt sich leicht zeigen, dass a durch die Verschmelzung mit α gewonnen, α dadurch verloren hat; denn α wird in den heftigeren Streit des a mit b verwickelt, während a seine Hülfe nur für eine minder energische Bekämpfung bietet (die übrigen Umstände sind durch die Proportionalität der Vorstellungen gleich gesetzt). Das Resultat ist daher, dass von a und b weniger, von α und β mehr ge-

hemmt wird, als von ihnen bei isolirtem Vorkommen gehemmt worden wäre; *a* und *b* verbleiben auf höheren Stärkegraden, als ihnen eigentlich gebührte: sie erscheinen in höherer Klarheit und erhalten sich in derselben trotz ihres Gegensatzes: — sie contrastiren. Das Bewusstwerden des Behauptens unangemessener Höhen erzeugt das bekannte Gefühl der Spannung bei dem Contraste. *α* und *β* heben die contrastirenden Vorstellungen, entziehen sich selbst aber der Beleuchtung; man kann sich denken, als ob die Vorstellungen *α* und *β* die contrastirenden Vorstellungen in das Bewusstsein einführten; dann aber selbst bescheiden zurückträten, um jenen freien Raum zu vergönnen. So tritt das Wort neben den angeregten Gedanken zurück, und überhaupt das Zeichen neben dem Bezeichneten (wobei freilich die Voraussetzungen verwickelter werden). Auch der schneidenden Wirkung der Ironie kann hier erwähnt werden: die verträglicheren, gemeinsamen Züge beider Bilder treten mehr zurück, damit die grell widersprechenden mit besonderer Klarheit an einander stossen. (Vischer, Aesth. §. 202.). Der Fall ähnlicher Gesammtvorstellungen trifft besonders gewisse ästhetische Vorstellungscombinationen, bei denen alles Gewicht darauf gelegt wird, dass die Zu- und Abnahme der Klarheit in allen Theilen gleichmässig vor sich gehe, und ein bestimmtes ursprüngliches Verhältniss rein erhalten bleibe, wodurch an die Stelle der scharfen Beleuchtung durch Contrast ein gleichmässiges wohlthuendes Colorit des Ganzen tritt. Interessant ist es endlich, die Innigkeit der Verschmelzung in Folge der Wirksamkeit der Gesammtvorstellung wachsen zu sehen. Es kann nämlich eine Theilvorstellung der unvollkommenen Gesammtvorstellung bei einem neuen Begegnen mit der ihr entgegengesetzten Vorstellung den Kampf aufs Neue aufnehmen, doch diesmal in Folge der erworbenen Unterstützung durch die anderen Theilvorstellungen mit günstigerem Erfolge, so dass sie sich nun, nach geschehener Hemmung, auf einem höheren Klarheitsgrade behauptet, als zuvor, und da nun die neue Verschmelzung für diesen höher liegenden Klarheitsgrad vor sich geht, hat sie an Innigkeit zugenommen, und so verstärkt die Wirksamkeit der Gesammtvorstellung die Innigkeit der Verschmelzung ihrer Theile. (Vergl. zu dem Ganzen Drobisch, Emp. Psych. §. 30. Math. Ps. §. 80.)

D. Bewegung der Vorstellungen.

§. 54. Begriff der Bewegung der Vorstellungen.

Schon der gemeine Sprachgebrauch, welcher auf die Wechselwirkung der Vorstellungen die Ausdrücke von verschiedenen Arten der Bewegung überträgt, weist darauf hin, dass in der bisherigen Betrachtung ein Punkt ganz unberücksichtigt geblieben ist, nämlich die Zeit, in der die Veränderung des Vorstellens vor sich geht. Ob nun wirklich jede Wechselwirkung der Vorstellungen in der Zeit verlaufe, lässt sich aus der blossen Beobachtung nicht schliessen; denn diese könnte schnelle Uebergänge mit absolut zeitlosen Sprüngen verwechseln (s. Rosenkranz am a. O. p. 106 u. 277). Allein jede Wechselwirkung besteht in einer Veränderung des vorhandenen Vorstellens, und das neue Quantum von Vorstellen ist der Vorstellung nicht gleich von Vornherein so andictirt, dass sie blos aus ihrem gegenwärtigen Vorstellen in das geforderte überzuschlagen brauchte (wie es auf den ersten Blick scheinen könnte); sondern es wird erst von der Vorstellung selbst erreicht, indem sie der Nöthigung zu dieser Veränderung nachgiebt. Nur diese Nöthigung ist gleich im Anfange der Wechselwirkung gegeben, nicht aber die fertige Veränderung selbst; zwischen dem anfänglichen und dem herbeizuführenden Zustande des Vorstellens liegt ein Continuum von Mittelzuständen, welche das Vorstellen durchgeht, indem es, der Nöthigung nachgebend, eine Reihe von eben so viel Versuchen des Gleichgewichtes durchmacht; welches letztere jedoch sich erst am Ende der Bewegung als deren Resultat einstellt. Die Vorstellung ist nichts Todtes, über das die hemmende Kraft frei verfügte, sondern sie setzt der Hemmung ihr Widerstreben entgegen. Diese zeitliche Veränderung des Vorstellens macht den Begriff der Vorstellungsbewegung aus, und da diese Veränderung nur in Vermehrung oder Verminderung bestehen kann, so gibt es nur zwei in der Richtung entgegengesetzte Bewegungen, welche durch die Ausdrücke des Steigens und Sinkens zu bezeichnen sind. Dem Bewusstsein geben sich dieselben als Zu- und Abnahme der Klarheitsstufe der Vorstellung kund. Die eben entstandene (zum Erstenmal vorhandene) Empfindung kann nur sinken; denn für eine Vermehrung des Vorstellens über die ursprüngliche Stärke hinaus gibt es keine Hülfen; die gesunkene kann aber wieder, jedoch nur bis

zu diesem Punkte, steigen. Durch die Einführung des Begriffes der Bewegung theilen sich die bei der Wechselwirkung der Vorstellungen zu betrachtenden Grössen in constante und veränderliche; erstere sind: die ursprüngliche Stärke der Vorstellungen, der Gegensatzgrad und das Produkt beider: die Hemmungssumme; letztere sind: die seit Beginn der Veränderung abgelaufene Zeit, das in ihr vollendete Quantum der Hemmung, und der Quotient beider die Geschwindigkeit. Die Geschwindigkeit nämlich ist bei der Bewegung der Vorstellungen eine veränderliche Grösse, und verändert sich selbst mit einer gewissen Geschwindigkeit; denn die Bewegung ist keine gleichförmige, sondern eine verzögerte. Der Grund der Abnahme der Geschwindigkeit liegt darin, dass im Anfange, aber auch nur im Anfange der Bewegung die volle Nöthigung wirkt; dann aber in dem Maasse abnimmt, in welchem die Veränderung vorrückt; denn die Nöthigung wird um so geringer, je mehr ihr bereits Genüge geschehen ist; jede Zunahme der Veränderung (oder genauer des veränderten Quantums) verringert die Nöthigung für den folgenden Abschnitt der Bewegung, und die verringerte Nöthigung verlangsamt den weiteren Fortschritt der Bewegung.

Anmerkung. Ueber den Begriff der Vorstellungsbewegung s. Herbart, Psych. als Wissensch. §. 74. Drobisch am a. O. §. 16 u. 17. Die Bewegung ist hier natürlich eine rein intensive, d. h. eine Aufeinanderfolge rein intensiver Stärkegrade, wie etwa die Zunahme des Wärmegrades, der Beleuchtung oder der elektrischen Spannung. Das Produkt dieser Bewegung ist somit auch kein räumliches, sondern ein Quantum von Veränderung eines inneren Zustandes. An diesem Produkte nun wird die Geschwindigkeit mit dem Maassstabe der Zeit gemessen. Die Geschwindigkeit der Bewegung ist hier der reine Ausdruck der zu der Bewegung nöthigenden Kraft, und das Wachsen und Fallen der Geschwindigkeit ist rein proportionirt der Zunahme und Abnahme der Nöthigung. Dadurch gestaltet sich unser Problem einfacher, wenigstens in solange man an der gewohnten Auffassung der Physik festhält, nach der in der gleichförmigen Bewegung nur eine momentane, in der beschleunigten eine Reihe fortwirkender Kräfte thätig ist. Für die Bewegung der Vorstellungen gibt es kein Trägheitsgesetz. (Vergl. Drobisch am a. O. §. 103.) — Ueber Lotzes Einwürfe (s. dessen Aufsatz: Ueber die Stärke der Vorstell., Zeitschr. für Philos. und phil. Kritik. 1853. p. 181) vergl. §. 39.

§. 55. Sinken der Vorstellungen.

Die Anwendung der allgemeinen Begriffe der Bewegung auf die Hemmung der Vorstellungen ergibt sich von selbst. Die Vor-

stellung sinkt allmälig, und sinkt mit verzögerter Geschwindigkeit. Eben desshalb hört auch das Sinken nie ganz auf. Die Nöthigung zum Sinken beendigt sich nie vollständig, weil die Abnahme derselben das Sinken und die Abnahme dieses wieder die Abnahme der Nöthigung verlangsamt. Je geringer die Nöthigung geworden ist, um so langsamer wird das Sinken, und je langsamer dieses geworden, um so geringer wird die Nöthigung des nächsten Momentes sein. Die sinkende Vorstellung hat ihre Bahn bald beinahe, nie ganz vollendet. Gleichwohl kann es zur Verdunklung der Vorstellung in endlicher Zeit kommen, dann nämlich, wenn der tiefste Punkt, zu dem die Vorstellung herabsinken soll, unter der Grenze ihres Vorstellens liegt (wenn die Vorstellung mehr verlieren soll, als sie an Stärke besitzt). Dieser tiefste Punkt wird nun freilich nur in unendlicher Zeit, d. h. nie erreicht; aber auf dem Wege zu ihm begriffen, berührt die Vorstellung plötzlich den Verdunkelungspunkt. Das Hemmungsverhältniss bleibt unter den sinkenden Vorstellungen ungestört, denn die Geschwindigkeit wird für jede einzelne Vorstellung durch deren Nöthigung zum Sinken, d. h. durch deren Hemmungsantheil bestimmt. In dieses ruhige Ausklingen der Vorstellungen greifen nun mannigfaltige Stösse beschleunigend und verzögernd ein. Wenn von mehreren gleichzeitig neben einander sinkenden Vorstellungen eine gänzlich verdunkelt wird (was, wie eben gezeigt wurde, plötzlich geschieht), so tritt eine neue Vertheilung der Hemmungssumme ein (§. 44), und die Vorstellungen wenden nun ihre Angriffe von der entschwundenen Vorstellung ab, und gegen einander zu, was eine plötzliche Beschleunigung ihres Sinkens zur Folge hat. Eben so kann für eine sinkende Vorstellung durch das Wegfallen ihres Gegensatzes die Nöthigung zum Sinken vermindert, ja nach Umständen dieses selbst in ein Steigen verwandelt werden. — Uebrigens gelten alle hier bezüglich des Sinkens entwickelten Sätze auch vom Steigen, da dieses als ein Sinken in entgegengesetzter Richtung betrachtet, und somit den Gesetzen des letzteren untergeordnet werden kann.

Anmerkung. Die einfachen und höchst anschaulichen Formeln s. bei Drobisch, am a. O. §. 104. „Unser Gemüth kommt bald beinahe, nie völlig in Ruhe.“ Das regelmässige Ausklingen des sich selbst überlassenen Vorstellungsverlaufes setzt eine Ungestörtheit durch neue Vorstellungen voraus: Reiz und Bedeutung der Einsamkeit.

Nun wird auch die Schwierigkeit der Selbstbeobachtung klarer, die, auf bewegter Grundlage stehend, es mit bewegten Objekten zu thun hat, und, indem sie die Vorstellungen zu fixiren bemüht ist, in ihre Bewegung abändernd eingreift. Durch das verschiedenartige Ausklingen der Vorstellungen bekommt das innere Leben jedes Einzelnen einen gewissen Rhythmus, der, soweit er durch die somatische Resonanz bedingt ist, unter den Gesichtspunkt des Temperamentes fällt. Wo Vorstellungen innig verschmolzen sind, ist die Verdunklung der einzelnen erschwert (§. 52): Bildung verhütet die heftigen Stösse, von denen im Paragraphe die Rede war (*εὔροια, vita secundo cursu defluens*).

§. 56. Zusatz. Bewegung successiv eintretender Vorstellungen.

Weit complicirter werden diese Bewegungen, sobald man sich zu den dem Gleichgewichte nahen Vorstellungen neu eintretende hinzudenkt. Um den einfachsten Fall vorauszusetzen, seien *a* und *b* zwei von dem Endpunkte ihrer Bewegungen nur sehr wenig entfernte Vorstellungen, zu denen nun plötzlich *c* hinzukommt, und zwar unter solchen Verhältnissen, dass dadurch für *a* und *b* die Nöthigung zu einem Weitersinken auf tiefere Punkte entsteht. Was ist die nächste Folge des Hinzutretens des *c*? Offenbar eine Vermehrung der Hemmung, und zwar vertheilt sich diese Vermehrung der Hemmungssumme wie eine Hemmungssumme überhaupt (und für *a* und *b* wie eine zweite Hemmungssumme) auf die vorhandenen Vorstellungen, und diese sinken insgesammt. Aber nun bemerke man wohl: würden die Vorstellungen *a* und *b* wirklich dieser Nöthigung zum Sinken vollkommen nachkommen, so würden sie über das Maass ihres Gleichgewichtes hinaus gehemmt werden, und sänken zu Punkten herab, die tiefer, als die durch das Verhältniss der drei Vorstellungen bestimmten Gleichgewichtspunkte lägen. Denn bei der neuen Vertheilung der Hemmung wird der Gegensatz von *a* und *b* zum zweitenmale in Rechnung gebracht, was irrig ist; denn die Vorstellungen haben sich bereits früher in das Gleichgewicht versetzt, und somit ihre Gegensätze ausgeglichen. Bliebe es bei der so bestimmten Stellung, so stünden *a* und *b* tiefer, *c* höher, als sich gebührte, und darum muss eine rückgängige Bewegung zu dem wirklichen Gleichgewicht zurückführen. Es ist dabei ohne Zweifel die einfachste Annahme, die Vorstellung zu ihrer neuen Gleichgewichtsstellung mit einer Energie streben zu lassen, die durch die Abweichung der ihr aufgedrungenen Stellung

von der ihr angemessenen Gleichgewichtsstellung gemessen wird, (welche Grösse jedoch für jeden einzelnen Moment der Bewegung einzeln zu berechnen ist). Das Verhältniss der Nöthigung zum Sinken und des Strebens zum Gleichgewichte bestimmt die Geschwindigkeit der einzelnen Momente der Bewegung. Für einen derselben werden beide bewegende Kräfte einander gleich; die Geschwindigkeit dieses Momentes wird Null, und die Bewegung hat hier ihren Wendepunkt. Ueber diesen hinaus verwandelt sich das Sinken in ein Steigen, und es folgt aus dem Gesagten unmittelbar, dass diese Wendung jedesmal bei Einer der Vorstellungen nothwendig, möglicherweise aber auch bei beiden eintreten müsse; weil nur durch diese Correktur die Verkürzung der beiden älteren Vorstellungen zu Gunsten der neu eingetretenen gehoben wird. Am Ende der Bewegung stehen wieder sämmtliche Vorstellungen ihren Gleichgewichtsstellungen sehr nahe, und die ganze zu Grunde gelegte Modifikation hat weder an den Hemmungsantheilen, noch an dem Hemmungsverhältnisse etwas geändert, sondern nur die Art und Weise, in der die Hemmung vor sich geht, getroffen. Die Vorstellungen sind nicht verträglicher geworden; nur wie sie zur Verträglichkeit gelangen, das ist hier anders geworden. — Bei dieser Gelegenheit kann es geschehen, dass für *b* (für die schwächere Vorstellung) der tiefste Punkt der Bewegung unter die Grenze der Wirksamkeit dieser Vorstellung zu liegen kam: alsdann wird die Vorstellung auf ihrem Wege dahin plötzlich verdunkelt, aber nur für eine Zeit (oder nur momentan), indem die Wendung ihres Sinkens in ein Steigen sie wieder über diese Grenze zurückbringt (H e r b a r t s sogenannte „mechanische Schwelle"). Es zerfällt sodann die ganze Bewegung in vier Stadien, deren erstes durch das Nebeneinandersinken des *a* und *b*, das zweite das durch den Eintritt des *c* beschleunigte Sinken beider, das dritte die Periode der Verdunkelung des *b*, das letzte das Steigen des *b* aus der Verdunklung empor nach dem neuen Gleichgewichtspunkte umfasst. — Unter anderen Voraussetzungen kommt es zu keinem Umschlagen des Sinkens in die Bewegung der entgegengesetzten Richtung, und es leuchtet ein, dass dieser Umstand von dem Verhältnisse der wirkenden Kräfte (also von den Quantitäten der Vorstellungen und den Gegensatzgraden) abhängen werde. Wenn neben diesen Bewegungen des *a* und *b* das sinkende *c* — und für *c* gibt es keine

andere Bewegung, als das Sinken — plötzlich verdunkelt wird, so erhalten die Bewegungen der beiden ersten Vorstellungen den im vorigen Paragraphe beschriebenen Stoss, und das eingetretene Steigen verwandelt sich vielleicht noch einmal in ein Sinken. — Eben so ergibt es sich von selbst, dass, wenn durch den Eintritt des *c* für eine (oder beide) der vorhandenen Vorstellungen eine Verminderung der Hemmung entsteht (s. §. 44), die betreffende Vorstellung nach einer vorübergehenden Periode des Sinkens höher emporsteigt, als ihr ursprünglicher Gleichgewichtszustand beim Eintritt des *c* gewesen war. — Was endlich den Einfluss der Verschmelzung von *a* mit *b* betrifft, so ist derselbe auch hier der §. 49 bezeichnete allgemeine: die neu hinzugetretene Vorstellung nämlich verliert durch die Verschmelzung der älteren am Meisten, und von diesen beiden ist die schwächere die begünstigtere.

Anmerkung. Die im Paragraphe enthaltenen Fälle lassen sich wohl nur in mathematischer Form präcis darstellen, wie sie denn auch ihren Ursprung durch mathematische Bearbeitung des Problems nicht im Mindesten verläugnen. Den im Anfange des Paragraphes angedeuteten einfachen Fall hat Wittstein auf bequeme Formeln reducirt. (Neue Behandlung des mathem. psych. Probl. Hannover 1845. §. 25.) Eine besondere Anschaulichkeit gewann Drobisch dieser Theorie durch den naheliegenden Gedanken einer geometrischen Darstellung, die nur bei völlig mangelndem Verständnisse ihres Zweckes Anstoss erregen konnte. Die auf einander folgenden Stärkegrade der sinkenden Vorstellung geben Linien, welche, auf die unendliche Linie der Zeit hingestellt, sogleich als Ordinaten einer durch die Höhenpunkte gezogenen Curve erscheinen, deren Abscissen auf der Zeitlinie gemessen werden. Die Gleichgewichtslinie wird zur Asymptote, der sich die krumme Linie der Bewegung in das Unendliche hin annähert. Besonders interessant wird diese Darstellung für die in der zweiten Hälfte des Paragraphes angedeuteten verwickelteren Fälle. (Drobisch am a. O. §. 123 u. 133.)

§. 57. Anwendung: Verhalten des Neuen zum Alten.

Die unter den einfachsten Voraussetzungen beschriebenen Bewegungen der Vorstellungen sind zwar nicht im Stande, das complicirtere Bild eines Affektes auszufüllen, indem zu den mannigfaltigen Störungen der ruhenden Vorstellungen durch neu eintretende noch der Eingriff von Reproduktionen in grossem Maassstabe so wie somatische Einflüsse hinzukommen; aber sie enthalten doch gewisse allgemeine, selbst in den verwickelten Gestaltungen

erkennbare, Umrisse. Jede neu eintretende Vorstellung stört die schwebende Ausgleichung der alten. Insoweit stört sie die Ruhe des Gemüthes, und die Bewegung hat etwas vom Charakter des Affektes an sich. Von dem Verhältnisse ihrer Stärke und ihres Gegensatzgrades zu den vorhandenen Vorstellungen hängt die Energie dieser Störung zunächst ab. Was nun unmittelbar erfolgt, ist immer ein Zurücktreten und Weichen des Alten, und für den ersten Moment ist das Neue in dieser Beziehung immer der begünstigte Theil: ein unbedeutendes Geräusch vermag die bedeutendsten Gedanken momentan zurückzudrängen. So wirkt das Neue, wie ein Reiz, das Alte anregend, und ein Theil dieser Erscheinung fällt unter die Gruppe dessen, was man den Reiz des Neuen nennt. Nun aber erfolgt die Reaktion, und in dieser zweiten Periode macht das Alte seine volle Gewalt geltend. Es setzt dem Störenden zwei eigentümliche Kräfte entgegen: das Streben, sich nicht über die neue Gleichgewichtsstellung hinausdrängen zu lassen und die durch die Verschmelzung erhöhte Widerstandsfähigkeit. Der erste dieser Umstände vermindert keineswegs, wie der zweite, den Hemmungsantheil der Vorstellungen, sondern verzögert nur die Geschwindigkeit des Herabfallens. Das Neue hat das Alte gespannt, und diese Spannung zeigt sich nur in wachsender Wirksamkeit. In dieser Rückwirkung kommt das spezielle Verhältniss der Vorstellungen zu vollem Einfluss. Sind die Gegensatzgrade des Neuen gegen das Alte besonders gering (nämlich ist ihre Summe noch kleiner als der Gegensatzgrad der beiden ältern Vorstellungen unter sich), oder ist überhaupt der Antheil, den *c* aus der neuen Hemmung für sich heraus nimmt, grösser, als der, den er zu ihrer Vermehrung beigetragen hat (§. 44), so folgt, dass die älteren Vorstellungen nach der zweiten Hemmung höher stehen müssen, als nach der ersten, weil sie bei der zweiten Hemmung durch die Nachgiebigkeit des *c* an Klarheit gewonnen haben. In diesem Falle hat sich das Sinken bald in ein über den ursprünglichen Gleichgewichtspunkt gehendes Steigen verwandelt, und das Alte hat durch die Störung sogar gewonnen. Alsdann hat das Neue das Bewusstsein nur streifend berührt, ist schnell in den Hintergrund getreten, und seine Störung diente nur zur Bekräftigung des Vorhandenen. Die Störung hat die Empfänglichkeit für das Bestehende erhöht, und die Aufmerksamkeit für dasselbe aufgefrischt. Ein einfaches Beispiel dürfte da gegeben

sein, wo eine ausklingende Tonmasse (etwa eine ablaufende Melodie) durch einen einzelnen neuen Ton vorübergehend angegriffen wird, und wo die Abweisung des Angriffes die Klarheit der angefochtenen Masse zu heben scheint. Weit verwickelter ist schon der Fall, wo ein sich abkühlender Affekt durch eine geringe Störung wieder angefacht wird. Bemerkenswerth ist noch, dass das Hervorheben der älteren Vorstellungen ein einseitiges oder ein mehrseitiges sein kann, d. h. dass nach Umständen eine Vorstellung oder beide sich zu erhöhten Stufen emporschwingen können. — Unter anderen Voraussetzungen ist die Herabsetzung der Klarheitsgrade der älteren Vorstellungen eine bleibende, und somit die Hoffnung auf ein Steigen über die ursprüngliche Stellung für sie abgeschnitten, und dieser Fall mag der häufigere sein. Das Alte hat durch das Neue an Helligkeit verloren, und es bleibt dabei unentschieden, ob Letzteres sich selbst in besonderes Licht versetzt, oder nicht. So weicht das Bedeutende nicht blos dem Bedeutenden, sondern allmälig auch dem Geringfügigeren, und die kleinen Geschäfte des Lebens sind der ärgste Feind der grossen Aufgaben desselben. Doch trennen sich bei diesem Zurücktreten des Alten noch zwei Fälle: entweder ein Theil des Alten tritt immer mehr zurück, ohne zu einer Wendung seiner Bahn zu gelangen, während der andere nach einem gewissen Maximum des Sinkens diese Bewegung mit der entgegengesetzten vertauscht — oder beide Theile wenden sich um, und beginnen wieder zu steigen, aber freilich nicht mehr zu ihren ursprünglichen Höhen zurück, sondern nach einer zwischen diesem höchsten und jenem tiefsten Punkte gelegenen Stellung. Der zweite Fall tritt jedesmal ein, wenn die neue Vorstellung schwächer ist, als die alten, und es ist selbst möglich, dass die Wendungen beider Vorstellungen gleichzeitig vor sich gehen. Selbst die bedeutendere Störung endigt in die Ferne hin mit einer (wenn auch einseitigen) Sammlung, bei der ich das Alte, wenn auch minder ausgesprochen, wiederfinde; auch aus dem nachhaltigsten Schrecken führt die Erholung wieder zurück, und der gewaltigste Eindruck des Neuen hat bald sein grösstes Maass erschöpft. Aber bei dieser tumultarischen, ausgleichenden Bewegung konnte eine der älteren Vorstellungen vorübergehend in Verdunklung gerathen: eine Rücksicht ist übersehen, eine Erfahrung vergessen worden. Doch dieses Vergessen ist nicht das bleibende Vergessen des §. 44,

sondern das Verdunkelte kommt hier von selbst im Verlaufe der allseitigen Bewegungen zurück; denn die Stellung der verdunkelten Vorstellung war ihrem wirklichen Gleichgewichtsverhältnisse unangemessen, und mit der Ausgleichung und Vollendung der Bewegung gelangt die Vorstellung wieder an die ihr gebührende Stelle. Sie war gebunden nicht in Folge ihres wirklichen Hemmungsantheiles, sondern im Widerspruch zu ihm, und muss, wie er sich herausstellt, wieder zum Steigen kommen. Es gibt zweierlei Vergessen: eines, wo das Vergessene scheinbar todt ist, und seine Wiederbelebung von der Gunst zufälliger Ereignisse erwarten muss, und ein anderes, wo es zwar nicht durch seinen Klarheitsgrad (denn dieser ist eben gleich Null), wohl aber durch seine Spannung (also in Form eines Gefühles) den Zustand des Bewusstseins mitbestimmt, und seine Rückkehr als ein Recht für sich in Anspruch nimmt. Ein vergessenes Ereigniss und eine im Drange des Handelns unterdrückte Maxime sind jede in ganz anderer Weise verdunkelt.

§. 58. Der Schlaf.

Es gibt auch eine von den Zuständen des Leibes ausgehende Verdunklung der Vorstellungen. Die gewöhnlichste Erscheinung dieser Art ist der Schlaf, von dessen Erklärung Reil mit Recht Aufschluss über die meisten Abnormitäten des Seelenlebens erwartete. Die Phänomene des Schlafes stellen sich in der Regel durch eine Reihe verschiedener Stadien dar, die am Einfachsten als Schläfrigkeit, Einschlafen, tiefer Schlaf, Schlaf mit Träumen und Erwachen bezeichnet werden. Die zweite Hälfte derselben ist keineswegs der ersten analog, und kann erst in dem folgenden Abschnitte der Psychologie ihre Stelle finden. — Die Schläfrigkeit gibt sich zunächst durch eine eigentümliche Modifikation der Gemeinempfindung kund (von der Purkinje ein treffliches, oft wiederholtes Bild entworfen hat. Wagners H. W. B. Art. Schlaf. III. 2. Abth. p. 420), als Müdigkeit und Abspannung, der die vorhergegangene Anstrengung meist nur unvollkommen entspricht: ein leiser und doch nicht zu bewältigender Druck verbreitet sich von den Schläfen aus über Auge und Ohr (doch um ersteres intensiver), und hüllt diese Sinne ein, eine ähnliche Empfindung des Gelähmt- und Gebundenseins stellt sich in den Gelenken ein, ein leichtes Frösteln durchläuft den Leib, besonders längs des Rückgrates, und erzeugt einen ge-

wissen Trieb zum Gähnen und Strecken der Glieder, jedem Bewegungsversuche stellt sich ein Widerstand entgegen, der Körper scheint mehr auf der Unterlage zu schweben, als auf ihr zu lasten, der Blick wird starr und doch unfähig ein Objekt zu fixiren, die Augenlieder werden schwer, die äusseren Objekte verschwimmen, Nähe und Ferne werden nicht mehr unterschieden, Schmerz und Lust treten zurück, und brechen nur in einzelnen Impulsen unbestimmt hervor. Die Vorstellungen verlieren allgemein, aber ungleichförmig, an Klarheit; die herrschenden Massen behaupten sich am Längsten, und hindern wohl selbst das Einschlafen. Allmälig wird die Flucht der Vorstellungen immer allgemeiner. Der Rhythmus ihrer Bewegungen ändert sich gänzlich: einige scheinen zu zögern; andere steigen oder sinken höchst beschleunigt, und fahren auf dem dunklen Grunde der übrigen blitzartig durcheinander; einzelne Bilder tauchen auf, und verschwinden eben so schnell (die Traumbilder b. Purkinje und Gruithuisen). Die plötzlichen Stösse und Ausgleichungen unterliegen bei der zunehmenden Abschliessung von Aussen mannigfaltigen Deutungen und Auslegungen. Die Vorstellungsreihen verwirren sich, stocken, laufen plötzlich wieder um einige Glieder weiter ab, woraus sich verschiedene dunkle Gefühle erheben: ein Kampf zwischen der Lust der Hingebung und jäher Unlust, bei dem die aufeinanderfolgenden Momente immer vorstellungsärmer werden, und das Interesse an der Aussen- und Innenwelt immer mehr erlischt; das Ganze geht in allgemeine Bewusstlosigkeit aus. — Was bei der Erklärung des Schlafes zunächst in das Auge fällt, ist die in ihm liegende Negation des Vorstellens. Allein diese Negation ist doch nur eine scheinbare, denn sie kann nur den Sinn einer Verdunklung haben, und verdunkelt können Vorstellungen nur wieder durch Vorstellungen werden. Soll demnach der Einfluss des Körpers eine Wirkung im Bewusstsein hervorbringen, so muss er die Form der Vorstellung angenommen haben. Damit scheint sich nun aber die Erklärung zu vereiteln, denn sie setzt an die Stelle eines Vorstellens ein anderes. Dem ist nun auch in der That so; aber das Entscheidende beruht darin, dass das neue Vorstellen durchaus dunkel ist, und dass Klares durch Dunkles, Volles durch Leeres verdrängt wird. Der vom Leibe ausgehende Druck ist somit als ein Inbegriff zahlreicher, an sich schwacher, elementarer Empfindungen zu nehmen, deren jede sich

dem bestimmten Bewusstwerden entzieht, die aber gleichwohl durch ihre Menge zu einer bedeutenden Wirksamkeit gelangen; welche letztere sodann nicht an ihnen selbst, sondern an der Hemmung der klaren, gegenüberstehenden Vorstellungen erkannt, und somit als Negation des Vorstellens aufgefasst wird. Dass dieser Anforderung die Beschaffenheit des Organismus vollkommen entspricht, leuchtet ein. In den einzelnen Nerven, oder vielmehr in deren Centralorgan, im Gehirne, mögen sich in Folge nicht näher zu bestimmender Einflüsse allmälig wachsende Gruppen dunkler, eigentümlicher Reize bilden (bei denen vielleicht der Gegensatz von animalem und vegetativem Nervenleben, oder von Gehirn- und Rückenmarkleben, vielleicht Umstimmungen des Blutes und vielleicht selbst tellurische und kosmische Einflüsse in Betracht kommen), welche zu allen sonstigen Reizen in einem gewissen Gegensatz stehen. Die nächste Folge davon wäre eine Umstimmung im Nervensysteme, und, dieser entsprechend, der eben beschriebene dunkle Empfindungscomplex, der vom Bewusstsein nothwendig als Modifikation der Gemeinempfindung gefasst würde. Doch hätte diese Wendung der Gemeinempfindung das Charakteristische, dass sie dem Bewusstsein der Eigentümlichkeit der somatischen Umstimmung wegen, als ein auf allen bestimmten Empfindungen und überhaupt auf allen Vorstellungen ruhender Druck, als Erschlaffung oder Erstarrung (also als Negatives, ohne doch selbst negativ zu sein), erschiene. (Vergl. Hagen, Art. Psychol. in Wagners H. W. B. II, p. 791.) Denn die Qualität der Empfindung wird durch die Qualität des Reizes bestimmt (§. 23); diese aber bildet einen Gegensatz zu allen andern Reizqualitäten, und hat desshalb den Schein der Reizlosigkeit, und darum hemmt die dunkle Modifikation der Gemeinempfindung alles Vorstellen, und wird von ihm gehemmt: wechselseitiger Kampf, in dem beide Theile eine gewisse Nachgiebigkeit bewähren (heftiger Schmerz hindert eine Zeitlang das Einschlafen, und das Einschlafen hebt allmälig über den Schmerz hinweg). Das Widerstreben der Vorstellungen gegen die dunkle Macht der Gemeinempfindung (deren störendes Eindringen in den bestehenden Vorstellungszustand nach §. 56 und 57 zu beurtheilen ist) und die Spannung, in welche sie versetzt werden, geben das Gefühl der Schläfrigkeit. Allein der somatische Druck rekrutirt sich fortwährend aus dem Leibe her, gleicht also seine Verluste schnell aus, was bei den Vorstellungen

nicht der Fall ist, denn der Eintritt neuer Vorstellungen ist erschwert, und die vorhandenen sinken immer tiefer herab. Eine gewisse Regelmässigkeit im Zurücktreten der Vorstellungen stellt sich (im Gegensatz zur Regellosigkeit des Traumes) dadurch heraus, dass die schwächeren zuerst, die stärkeren und herrschenden Massen zuletzt entschwinden, und somit eine gewisse Disciplin unter den Vorstellungen erhalten bleibt. Allein der Druck ist ein höchst zusammengesetzter, und wenn auch allen Vorstellungen, so doch nicht jeder in gleichem Grade entgegengesetzt, und dadurch kann manche selbst schwächere Vorstellung zufällige Gelegenheit, sich zu behaupten, ja möglicher Weise selbst zu steigen, finden, und neben dem geordneten Rückzug der einzelnen Massen gehen zahlreiche ungeordnete Plänkeleien herüber und hinüber. Daher die Mischung von Sammlung und Verworrenheit im Einschlafen, die Haller Verrücktheit genannt hat. Die Stösse und Schwankungen bei diesem allgemeinen Sinken sind aus dem Früheren leicht zu erklären; ihre Deutung gehört in die Theorie der Hallucinationen. Endlich läuft die ganze Bewegung in allgemeine Verdunklung aus, so dass das gesammte Bewusstsein von der dunklen, gleichsam vorstellungslosen Gemeinempfindung wie von sich ausbreitender Nacht ausgefüllt wird. Der Zustand des tiefen Schlafes ist somit kein absolut vorstellungsloser, was jedoch nicht schon ein unmittelbares Correlat des Begriffes des Geistes ist, wie häufig behauptet wurde. — Jedoch nicht immer entsteht der Schlaf auf so einfache, durch den Verlauf des organischen Lebens bestimmte Weise. Man kann durch Willkühr das Einschlafen herbeiführen, in so fern es nämlich gelingt, den beschriebenen Zustand willkührlich zu erzeugen: zunächst durch Absperrung von Aussen, sodann durch Annahme einer Lage, die dem Entstehen jenes Druckes unmittelbar oder mittelbar durch Association am Günstigsten ist, endlich durch Reproduktion der als Schläfrigkeit bekannten Umstimmung der Gemeinempfindung. Letzteres geschieht, indem man sich in ein vages Herumschweifen dunkler Vorstellungsmassen versetzt, und darin erhält, wodurch jede bestimmt vortretende Vorstellung sofort unterdrückt wird. Uebung vermag auch hier eine Virtuosität zu begründen, und gedankenschwache, traumhaft gestimmte Köpfe sind in dieser Beziehung im natürlichen Vortheile (Kinder, Kranke, die Orientalen). Eben so erregen alle Einflüsse Schläfrigkeit, welche den klaren Vor-

stellungsverlauf hemmen, ohne ihrerseits an dessen Stelle ein bestimmtes Vorstellen zu setzen: Zustände, welche durch die Menge dunkler Vorstellungen wirken, und das Bewusstsein zugleich ausfüllen und ausleeren wie die Langweile, die nur nimmt und Nichts gibt, gleichförmige Geräusche, monotone Farben, das träge Fixiren mattbeleuchteter Gegenstände, der Ablauf an sich unbedeutender, formeller Vorstellungsreihen u. s. w. — Die Sinne scheinen nicht gleich fest äusseren Eindrücken verschlossen zu sein. Am Tiefsten schläft wohl das Gesicht und der Geschmack, minder tief Gehör und Geruch, noch minder der Tastsinn und die Körperempfindung, vielleicht gar nicht das sympathische Nervensystem. Aber ausser dieser normalen Ungleichförmigkeit kann noch eine abnorme bestehen, bei der ein dem Schlafe sonst zugänglicher Sinn ganz oder beinahe wacht (oder erwacht ist), und darum besonders scharf empfänglich wird, während sich die übrigen abschliessen. Daraus wären vielleicht gewisse Erscheinungen des Schlafwandelns und gewisse auffallend einseitige Träume zu erklären. (Vergl. Gruithuisen am a. O. §. 560. Hartmann am a. O. p. 323. Brandis.)

Anmerkung. Der Begriff der Bewusstlosigkeit behält seine Schwierigkeiten, selbst wenn man die Continuität des Vorstellens nicht zum consecutiven Merkmal des Geistes macht. Die gewöhnliche Erklärung derselben aus einer Aufhebung des Zusammenseins der Seele mit dem Centralorgane oder aus der Verweigerung der organischen Begleitung der Seelenthätigkeiten (Stiedenroth am a. O. I, p. 52) langt nicht aus. Bewusstlosigkeit kann nur auf psychischem Wege zu Stande kommen, indem ein an sich dunkler Vorstellungscomplex die Klarheit des einzelnen Vorstellens verdüstert. Das Licht des Bewusstseins vertheilt sich gleichsam auf so viele Atome, dass jedes derselben dunkel bleibt. Die Bewusstlosigkeit des tiefen Schlafes ist nur ein spezieller Fall, und die ausgesprochene Voraussetzung erklärt eben so wohl die Bewusstlosigkeit in Folge der Ohnmacht, des höchsten körperlichen Schmerzes, des Schwindels, und besonders intensiver „entleerender“ Affekte. — Die Frage, ob das Seelenleben während des Schlafes bezüglich des wachen Zustandes als eine höhere oder niedere Stufe zu nehmen sei, bezieht sich eigentlich erst auf den Traum. Krause nannte es „das reinste und feinste Selbstleben des Geistes, ausser den geschichtlichen Beziehungen mit dem menschlichen Leibe, in dem der Geist den Leib an den Leib selbst zum Schlaf hingibt“ (am a. O. p. 372). Dagegen fasst die Hegel'sche Psychologie den Schlaf als ein Herabfallen auf niedere Stufen. Dualistische und mystische Theorien (Ennemosers „Abfall von der Liebe und Wahrheit“, Troxlers: „Das Wachen ist ein Traum der Seele,

der Schlaf ein Traum des Leibes.“). — Analogien des Einschlafens und des tiefen Schlafes in den Seelenstörungen. — Das Sterben. — Die niedrigsten Organisationen des Thierreiches scheinen einen festabgegrenzten Wechsel von Schlaf und Wachen nicht zu kennen; bei anderen fällt er in ausgedehnterer Weise mit den Jahreszeiten zusammen. — Liter. dieses Gegenstandes (vergl. insbes. Nudow, Versuch einer Theorie des Schlaf. Königsb. 1791, dann Purkinje, Gruithuisen, Locher). — Vergl. auch Aristot. *de somn.,* 1.

§. 59. Zusatz. Empfänglichkeit, deren Abstufung und Auffrischung.

Der bisherigen Betrachtung der Wechselwirkung wurde die Nachgiebigkeit der Vorstellung gegen ihren Hemmungsantheil zu Grunde gelegt, und diese Voraussetzung ist in der That vollkommen berechtigt, so lange man von der Fortdauer der körperlichen Erregung absieht. Lassen wir demgemäss den Nervenreiz nicht blos momentan mit der Seele in Wechselwirkung treten, sondern auch bei schon entstandener Empfindung eine Zeitlang fortdauern, so ist offenbar die nächste Folge, dass (wenn man noch der Einfachheit wegen den Reiz ununterbrochen in derselben Intensität beharrend annimmt) die Empfindung in dem Bewusstsein trotz der vorhandenen Gegensätze unverrückt auf derselben Klarheitsstufe sich behauptet. Denn der fortwährend gleichen Nöthigung zum Widerstreben der betreffenden einfachen Wesen entspricht der fortwährend gleiche Zustand des Widerstrebens in der Seele. Jede Verminderung in der Stärke der Empfindung stünde im Widerspruche mit den Bedingungen der Empfindung; eine Vermehrung aber anzunehmen ist man nicht berechtigt, weil die blosse Dauer des Zusammenseins die Unvereinbarkeit der zusammenseienden Wesen nicht vermehrt. Gleichzeitige gleiche Zustände addiren sich (§. 39), weil hier schon das Vorhandensein der Zustände vorausgesetzt ist; zu einer Addition auf einander folgender Einwirkungen kommt es aber nur so weit, als diese Einwirkungen wirklich statt finden, und die Nöthigung zu dem neuen Widerstreben ist durch das schon vorhandene Widerstreben erfüllt. So lange demnach eine Empfindung durch die Fortdauer ihres Reizes gedeckt ist, wird sie auf dem ursprünglichen, vollen Klarheitsgrade festgehalten. Hierin liegt durchaus kein Widerspruch zu den allgemeinen Hemmungsgesetzen; denn die Vorstellung bleibt nicht desshalb ungehemmt, weil sie von diesen Gesetzen dispensirt wird, sondern sie scheint ungehemmt zu bleiben, weil sie die jedesmalige Lücke sogleich wieder aus dem

somatischen Einflusse ausfüllt, und sich aus diesem gleichsam rekrutirt, wodurch die entgegengesetzten in ihren Stärkegraden abnehmenden Vorstellungen in immer ungünstigere Hemmungsverhältnisse gerathen. Es erklärt dies jene eigentümliche Eindringlichkeit festgehaltener Empfindungen (und träten sie auch blos als Modifikationen der Gemeinempfindung auf) anderen Empfindungen und Vorstellungen gegenüber, von der bereits der vorige Paragraph ein Beispiel gab, und die in den Seelenkrankheiten ihre grellste Aeusserung findet. — Man drückt diese Erscheinung gewöhnlich höchst ungenau dadurch aus, dass man bei fortdauerndem äusseren Eindruck die Klarheit der Empfindung wachsen lässt, was, wenn man hierbei an die unmittelbare, sinnliche Klarheit denkt, durchaus nicht der Fall ist. Auch das längste Ansehen verleiht dem Angesehenen keine mikroskopische Klarheit; wohl aber wird durch das Festhalten der Empfindung auf dem höheren Klarheitsgrade deren beurtheilende und zergliedernde Aufnahme möglich, und in dieser Beziehung entsteht der Schein, als erhöhte wirklich die blosse Fortdauer des Reizes schon unmittelbar die Klarheit selbst. Auch die Thatsache bildet gegen unsere Behauptung keinen Einwurf, dass manche unangenehme Empfindung schon bei blosser unverrückter Fortdauer sich in das Unerträgliche steigert; denn das Steigen der Betonung ist nicht zu verwechseln mit dem Steigen der Klarheit, von der hier ohnedies nur höchst beschränkt die Rede sein könnte: sondern das blosse Feststehen der elementaren Bestandtheile auf ihren Quantitäten erzeugt schon eine Steigerung der Spannung und darum einen wachsenden Schmerz. — Betrachten wir nun das Zusammensein einer somatisch festgehaltenen Empfindung anderen auf diese Weise nicht begünstigten Vorstellungen gegenüber, und erlauben wir uns dabei die Fiktion, dass die Lücke, welche durch den Hemmungsantheil eines Momentes in der Quantität der betreffenden Empfindung entsteht, nicht sogleich, sondern erst im nächsten Momente ausgefüllt werde, so leuchtet sogleich ein, dass diese Lücke Anfangs am Grössten sein, dann aber mit dem Sinken der entgegengesetzten Vorstellungen immer geringer ausfallen werde; da sich der Hemmungsantheil der Empfindung mit dem Sinken ihrer Gegensätze fortwährend verringert, und die Wiedereinsetzung des Vorstellens in den ursprünglichen Stand würde immer geringere Strecken durchzulaufen haben. Lässt man nun diese Fiktion fallen,

so sieht man, dass zwar der Klarheitsgrad der Vorstellung keinen derlei Oscillationen preissgegeben sei, dass aber die Anfechtung, welche die Vorstellung von den gegenüberstehenden erfährt, Grade haben werde, und zwar Anfangs am Heftigsten sei, dann zu immer geringeren Energien herabsinke. Das Bewusstwerden dieser Anfechtung und der Veränderung ihrer Intensitäten wird sich somit nicht im Klarheitsgrade, sondern auf subjektive Weise in einem Gefühle aussprechen: wir fühlen uns von der Vorstellung erst heftig, dann immer geringer ergriffen, und wir sagen wohl auch mit einem Identitätssatze, dass, je vertrauter uns der Klarheitsgrad einer Vorstellung werde, um so weniger Anfechtung die Vorstellung selbst in uns finde; denkt man sich dieses Ergriffensein als die Folge einer der Vorstellung entgegengebrachten Empfänglichkeit des Gemüthes, so erhält dieses Phänomen den bekannten Ausdruck der Abstumpfung der Empfänglichkeit, die wieder nur ein anderes Wort für den abnehmenden Reiz der Neuheit ist. Wenn die objektive Klarheit dieselbe bleibt, nimmt die Erregung des Gemüthes durch die Vorstellung fortwährend ab. Wer in einer Mühle die einzelnen Stösse vernimmt, wird bald die Gehörempfindung auf einem constanten, gleichsam ausgefüllten Klarheitsgrad haben, und bald keine weitere Störung mehr in ihr und durch sie bemerken. Vielleicht ist dies auch der Grund, wesshalb der Mensch so bald aufhört, von seiner Lebensempfindung, von der normalen Gemeinempfindung und den Ganglienreizen gestört zu werden. Soll demnach eine Empfindung fortfahren, uns in einer gewissen, erwünschten Erregung zu erhalten, so genügt es nicht, bei demselben Quantum von Reizung stehen zu bleiben, sondern es muss der äussere Impuls in entsprechender Weise gesteigert werden, und es ist bekannt, zu welchen Seltsamkeiten und Widernatürlichkeiten sich in dieser Beziehung die Lüsternheit versteigt. — Die abgestumpfte Empfänglichkeit kann wieder aufgefrischt werden. Dies geschieht durch Einführung neuer Gegensätze, durch Steigerung des äusseren Reizquantums und durch kurze, unregelmässige Unterbrechungen in der Einwirkung desselben. Zu jedem dieser Fälle bietet die Beobachtung mannigfaltige Belege.

Anmerkung. Hierbei wurde von der Abstumpfung im Organe des Empfindens abgesehen, die ohne Zweifel die Empfänglichkeit in noch engere Grenzen zurückweist. Herbart, der das Problem der

Abstumpfung der Empfänglichkeit ausführlich behandelte, fasste es als einen objektiven Vorgang an der Vorstellung selbst auf, und setzte in Verbindung mit den Principien seiner mathematischen Psychologie und mit Rücksicht auf den metaphysischen Begriff des unvollkommenen Zusammens für jede Vorstellung ein ideales und absolutes Maximum der Klarheit, dem sie sich während der Fortdauer ihres Entstehungsprozesses ununterbrochen annäherte, ohne es je zu erreichen. Die Entfernung des jeweiligen Klarheitsgrades von diesem Maximum gab die Empfänglichkeit der Vorstellung für diesen Moment, und die Vorstellung erschöpft ihre Empfänglichkeit nach denselben Gesetzen, nach welchen sich die Nöthigung zu einer Bewegung überhaupt erschöpft. (s. Psych. als Wissensch. §. 94 u. *de att. mens.* §. 6, wie auch Schilling am a. O. §. 48 u. 49.)

§. 60. Mathematische Psychologie.

Bei den einzelnen Partien dieses Abschnittes wurde auf die mathematische Darstellung hingewiesen, und diese Hinweisung setzt sich noch auf mehrere Probleme des nächsten Abschnittes fort. Diesen Anfängen einer mathematischen Psychologie liegt der Gedanke zu Grunde: jene Begriffe, zu welchen die Erklärung der Wechselwirkung der Vorstellungen nothwendig führt, der Art zu entwickeln, dass sich dieselben zu einer mathematischen Bearbeitung eignen. Die Begriffe, von welchen die mathematische Psychologie ausgeht, sind keine andern, als die von jeher in der Psychologie (ja selbst in dem gemeinen Sprachgebrauche) einheimischen der Gegenwirkung der Vorstellungen unter einander, und die damit zusammenhängenden der Stärke der Vorstellungen, ihres Gegensatzes, der Hemmung, Verschmelzung und Bewegung. Zeigt sich nun an diesen Begriffen ein quantitatives Verhältniss, d. h. lassen sie sich als Grössen auffassen, dann kann nicht gezweifelt werden, dass bei ihnen jene Betrachtungsweise berechtigt sei, der überhaupt alles Quantitative unterliegt. Die Vortheile eines solchen Verfahrens sind bei einem Hinblicke auf das Verhältniss der Mathematik zu den Naturwissenschaften leicht zu erkennen. Zudem ist die mathematische Spekulation von der philosophischen im Principe nicht verschieden, und das Eingreifen beider in einander längst nichts Neues mehr. Freilich wird nie die ganze Psychologie in der mathematischen Psychologie aufgehen, sondern die Grenzen der letztern sind durch die Voraussetzung quantitativer Verhältnisse genau bestimmt. Ueber das Wesen der Seele, über de-

ren Beziehung zum Leibe, über das Entstehen und die Qualität der Empfindungen kann die mathematische Psychologie nie Aufschluss geben; sondern der Punkt, wo sie in den Verlauf der Psychologie eingreift, ist durch die Ueberschrift dieses Abschnittes genau bezeichnet. Eine andere Grenze ist die mathematische Psychologie sich selbst zu geben genöthigt; denn schon die den einfachsten Voraussetzungen entsprechenden Formeln werden so verwickelt, dass der Gedanke einer mathematischen Darstellung ungleich zusammengesetzterer Phänomene, wie etwa des Denkens, Phantasierens, Wollens alsbald fallen gelassen werden muss. Eben so wenig wird die mathematische Psychologie je zur Berechnung irgend eines concreten Seelenzustandes führen können, noch auch nur je führen wollen, da Berechnen ganz ausserhalb ihrer Aufgabe liegt, die nur auf Entwicklung der allgemeinen Gesetze gerichtet ist. Die mathematische Psychologie macht demnach nur den Anspruch, einen ganz allgemein verbreiteten Gedanken so zu erfassen, wie er erfasst werden soll, nämlich in seiner ganzen Schärfe und Präcision; sie macht nur mit Ausdrücken wirklich Ernst, die in Jedermanns Munde sind, und wendet ihre Anschauungsweise nur da an, wo sie dieselbe durch die Natur des Problems geboten vorfindet. (s. J. Müllers, Handb. der Physiol. I, p. 729.) Die mathematische Psychologie hat demnach gar nichts gemein: weder mit den verschiedenen Erscheinungen der sogenannten mathematischen Philosophie (J. Wagner), noch mit der Philosophie nach mathematischer Methode, noch mit den (oft läppischen) Spielereien in mathematischen Phrasen (Schubert, Eschenmayer, wovon einige Proben in des Letzteren Psychol. 2. Aufl. Stuttg. u. Tüb. 1822 §. 87 u. 402) oder mit der modernen Zahlenmystik (s. Ennemoser, Geist des M. Stuttg. 1849. §. 35, 53, 76.). — Die Berechtigung der mathematischen Psychologie kann entweder im Principe geradezu verneint, oder in ihren Consequenzen verdächtigt, oder in den einzelnen Voraussetzungen bekämpft werden. Zu Ersterem ist jede Psychologie genöthigt, die eine Entwicklungsgeschichte der Seele zu sein behauptet; denn für diesen Standpunkt ist die Vorstellung nur etwas Sekundäres, und die Wechselwirkung der Vorstellungen nur „ein Spiel“, der Gang des Geistes selbst hingegen das Erste und Ursprüngliche, und die mathematische Psychologie höchstens eine halb geistreiche, halb barokke Auffassungsweise der Phänomene.

(s. Rosenkranz am a. O. p. 281 und M. Jacobi, Naturleben und Geistesl. Leipz. 1851. p. 148.) Vollends „überwunden“ erscheint die mathematische Psychologie überall da, wo die Mathematik selbst nur als etwas „Geringfügiges,“ Untergeordnetes und von der Philosophie durchaus Abhängiges betrachtet wird (Richers, Nat. u. Geist. Leipz. 1850. Fortlage, die versch. Richtungen in der bish. Psych. Allgem. Monatschr. 1850, II, p. 151.). Die Verdächtigung ist eine doppelte: sie gibt entweder die Gefahren zu bedenken, welche moralischen und religiösen Interessen (insbesondere der Freiheit des Menschen) aus der mechanischen Behandlungsweise der Psychologie entstünden, und kommt dabei auf F. H. Jacobis bekannten Ausspruch bei dem Erscheinen von Laplace's Mechanik des Himmels zurück (Werke, Leipz. 1812. II, p. 52); oder sie schildert das Unternehmen der mathematischen Psychologie doch wenigstens als Mangel an philosophischem Gemeingeist, der in der Ueberantwortung der Psychologie an die Mathematik liege. — Unter den auf die Frage selbst eingehenden Einwürfen nimmt passend jener die erste Stelle ein, welcher der Verbindung der Mathematik mit der Philosophie ein Verkennen beider Wissenschaften unterschiebt. Die Mathematik hat es mit Grössen zu thun, Grössen werden gemessen, das Messen setzt einen Maassstab voraus, dieser aber fehlt überall bei den Gegenständen der Psychologie. (Beneke, Fries, Scheidler.) Allein dass der Begriff der Grösse nicht von wirklich vorgenommenem Messen abhängig gemacht werden dürfe, zeigen schon die unendlichen Grössen der Mathematik, und der Mangel eines absoluten Maassstabes hebt wohl das Berechnen, aber keineswegs die Entwicklung von Wechselbeziehungen und Gesetzen auf. Die Quantitäten, welche die mathematische Psychologie voraussetzt, sind keine absoluten, sondern nur relative; sie werden an keinem dritten Maassstabe gemessen, sondern messen sich wechselseitig, und darum ist auch die Grössenbestimmung des Resultates nur eine relative, aber das Gesetz ist eben durch diese Relation ausgedrückt. (Erinnerung an die Trigonometrie). Für die Mathematik, fährt man nun fort, gebe es nur quantitative Verschiedenheit; die Psychologie finde aber qualitative Verschiedenheit vor: jede Vorstellung sei eine ganz eigentümliche, anderen unvergleichbare, denn jede Vorstellung werde durch die concurrirenden Umstände anders gestimmt: „die Vorstellung vom Tode

ist Morgens eine andere, als Abends.“ (Rosenkranz, Ueber die Psychol. als Naturwissenschaft. Monatschr. 1850. I, p. 157.) Durch die Uebertragung dieses mechanischen Gesichtspunktes in die Psychologie entstehe nur „eine feinere Nuance des Materialismus, eine potenzirte Ausgabe der Condillac’schen Theorie“ (Ahrens, Vorr. zu Krauses Anth. p. XXII). In der Psychologie endlich gälten die einfachsten Sätze der Mathematik nicht, wie z. B. nicht, dass, wenn *A* grösser als *B*, *B* grösser als *C*, auch *A* grösser sei als *C* (denn Einer kann ein besserer Schachspieler als der Andere, und dieser ein besserer als der Dritte sein, und doch kann die Partie zwischen dem ersten und letzten zum Vortheile dieses endigen. Fries Anthr. Vorr. zum II. B.). Die qualitative Verschiedenheit der Vorstellungen zu leugnen kann der mathematischen Psychologie um so weniger beifallen, als sie selbst ja nur auf den Gegensatz der Vorstellungen gegründet ist; dass weiter dieselbe Vorstellung durch „concurrirende Umstände“ in andere und wieder andere Wirkungsart versetzt werde, ist ja gerade der Punkt, von dem sie ausgeht; materialistisch kann eine Ansicht nie heissen, deren Basis die Einfachheit der Seele ist; und was schliesslich das citirte Beispiel betrifft, so erhält es durch die Anwendung auf sich selbst etwas Komisches. Weiter glaubt man an die Stelle jedes Einwurfes den historischen Verlauf selbst setzen zu können: die mathematische Psychologie wird sich selbst richten, weil sie durchaus unpraktisch ist, dies aber wird sie durch die ausserordentliche Verwicklung ihrer Formeln bei etwas complicirten Voraussetzungen und durch den Mangel jeder Controlle („sinnreiche Belustigung mit fingirten Grössen“ wie Fortlage sich am a. O. ausdrückte, womit freilich dessen späteres Urtheil, Genet. Gesch. der Philos. seit Kant. Leipz. 1852. p. 385, schwer vereinbar scheint). Darauf zu antworten muss natürlich der Geschichte der Wissenschaft selbst vorbehalten bleiben. Interessant ist es in dieser Beziehung, dass wenige Wochen nachdem Rosenkranz das Ende der mathematischen Psychologie prophezeit hatte (am oben a. O. p. 167), das bekannte Werk von Drobisch erschien. Endlich fand wohl der Gedanke der mathematischen Psychologie Beifall, aber die bisherigen Leistungen erschienen im Ganzen oder in einzelnen Punkten ungenügend, einseitig oder mangelhaft begründet (Suabedisson, Waitz, R. Wagner, Physiol. Br. 19, Fort-

lage, Lotze, Gött. Anzeig. 1852. N. 202 und Art. „Seele und Seelenleben“ in Wagners H. W. B. III, p. 252). Dass die bisherigen Versuche von zu einfachen Voraussetzungen ausgegangen, dass die Analogien mit anderen Problemen der angewandten Mathematik oft einseitig festgehalten worden seien, und dass desshalb die mathematische Psychologie der Gegenwart noch manchem Angriffe Raum gewähre, ist wohl kaum zu bezweifeln; aber wie man dies einer erst ihr Terrain untersuchenden Wissenschaft zu einem Vorwurf gestalten wolle, ist nicht einzusehen. —

Anmerkung. Historischer Ueberblick: Andeutungen vor Herbart: Lambert, Laplace, Wolf (s. bes. dessen *psy. emp.* §. 4), Fries (Neue Kr. der Vern. §. 5—8), Niesly. — Entwicklung des Gedankens bei Herbart — Herbartsche Schule: Wittstein, Drobisch. — Waitz — Fechner. — Vergl. zu dem Ganzen Waitz, Lehrb. p. 136—159, Drobisch, Beiträge zur Orient. über Herb. Syst. Leipz. 1834 p. 60 und (Lazarus) Mathem. Psych. Morgenblatt 1855. N. 21.

Vierter Abschnitt.

Von der Reproduktion.

§. 61. Begriff der Reproduktion.

Die Hemmung ist keine Vernichtung der Vorstellung, sondern nur die Bindung des Vorstellens. §. 40. Fällt diese weg, so wird die Vorstellung in dem Maasse des Wegfallens frei; das Streben vorzustellen verwandelt sich in ein wirkliches Vorstellen, und für die Beobachtung nimmt die Vorstellung wieder an Klarheit zu. Diese Rückkehr der verdunkelten Vorstellung in das Bewusstsein heisst deren Reproduktion. Als Bewegung betrachtet, ist die Reproduktion ein Steigen. Sie kann auf doppelte Weise herbeigeführt werden: entweder unmittelbar durch das Wegfallen des Gegensatzes, oder mittelbar durch Verstärkung des verdunkelten Vorstellens, das, den Kampf mit neu vermehrter Kraft beginnend, seinen Gegensatz zurückdrängt. Der erste Fall ist der einfachere, denn der zweite enthält jedesmal den ersten in sich. Zur Bezeichnung beider bieten sich die Ausdrücke unmittelbare und mittelbare Reproduktion von selbst an.

Anmerkung. Auch der Begriff der Reproduktion hat seine

Bedeutung für die Naturphilosophie. Wie die Vorstellung wieder in das Bewusstsein, so kann auch der verdunkelte Reiz im Nerven wieder zur Wirksamkeit gelangen. — Die zahlreichen Theorien der Reproduktion lassen sich in drei Gruppen bringen. Erstens: die Vorstellung entschwindet gänzlich, hinterlässt aber Spuren im Organismus, die das Zustandekommen einer neuen ähnlichen erleichtern (Geleise, Abdrücke, Spannungen): die Alten, Hobbes, Hartley, Des Cartes, Bonnet. (Dabei fasst jedoch diese Erklärungsweise das zu erklärende Faktum falsch auf.) Zweitens: von der Vorstellung bleiben Reste, die aber nicht selbst Vorstellungen sind, sondern blosse Dispositionen zu Vorstellungen, (Leibnitz, Plattner, Abel), „Angelegtheiten" (Beneke), Spuren (Bolzano), Residuen (Waitz), besondere Fähigkeiten (Reinhold). Drittens: die Vorstellung selbst ist in der Seele geblieben, und nur ihr Vorstellen kehrt wieder. (Crusius, Wolf, Fries.) Vergl. zu dem Ganzen: Bolzano, Wissenschaftsl. Sulzbach, 1837. §. 283 und Plattner, Aphoris. Leipz. 1793. I, §. 240. Stellung der Hegel'schen Psychologie zu dieser Frage. (s. Rosenkranz am a. O. p. 112 und die eigentümlich schwankende Darstellung bei Vischer, Aesth. §. 388.)

A. Unmittelbare Reproduktion.

§. 62. Allgemeine Gesetze.

Verdunkelte Vorstellungen kehren in das Bewusstsein zurück, sobald ihr Gegensatz (d. h. die ihnen entgegengesetzten Vorstellungen) wegfällt. Damit nun der Gegensatz wegfalle, muss eine Vorstellung in das Bewusstsein eingetreten sein, die ihn zum Weichen bringt, und diese neue Vorstellung ist, weil dem Gegensatze entgegengesetzt, in eben dieser Beziehung der verdunkelten Vorstellung gleich. Das Quantum des Sinkens des Gegensatzes bestimmt das Quantum des Steigens für die frei werdende Vorstellung; der Verlust der einen ist der Gewinn der andern. Die Hemmungssumme zwischen den ursprünglich vorhandenen Vorstellungen bleibt dieselbe; nur vertheilt sie sich in anderem Verhältnisse, und die neu eingetretene Vorstellung ist der „Unterdrücker des Unterdrückers", und wird dadurch zum Befreier des Unterdrückten. Die steigende ältere Vorstellung setzt sich zu der befreienden neueren sogleich in ein bestimmtes Verhältniss: beide verschmelzen, etwa nach vorausgegangener Hemmung. Die einfachsten Gesetze des Steigens der reproducirten Vorstellung, die am zweckmässigsten die freisteigende heisst, ergeben sich aus §. 55. Die freisteigende Vorstellung steigt mit abnehmender Schnelligkeit, und

erreicht schon desshalb nie ihre ursprüngliche Höhe (wozu noch kommt, dass wohl nur ausnahmsweise der ganze Gegensatz wegfalle). Es kann geschehen, dass durch dieselbe neu eintretende Vorstellung mehrere unter sich entgegengesetzte Vorstellungen gleichzeitig frei werden, welche nun, neben einander aufsteigend, unter sich eine wachsende Hemmungssumme, also eine Nöthigung zum Sinken, erzeugen. Mit dem Wegfallen des gemeinsamen Gegensatzes macht sich wieder die alte Unverträglichkeit geltend. Wichtig sind hierbei zwei Umstände: erstlich, dass bei zwei gleichzeitig frei steigenden Vorstellungen diese wechselseitige Nöthigung zum Sinken das Steigen wohl zu verzögern, nie aber in ein Sinken zu verwandeln vermag, denn die Nöthigung zum Steigen überwiegt (bei vollem und plötzlichem Wegfallen des Gegensatzes) jedesmal über die Nöthigung zum Sinken aus leicht begreiflichen Gründen; und zweitens, dass hierbei die freisteigenden Vorstellungen verträglicher sind, als ursprünglich in das Bewusstsein eintretende, d. h., die Reste, zu denen freisteigende Vorstellungen nach geschehener Hemmung emporsteigen, sind grösser, als jene, zu denen dieselben Vorstellungen, wenn sie als Empfindungen eintretend, sich gehemmt hätten, in Folge der Hemmung herabgesunken wären; denn bei freisteigenden Vorstellungen wächst die Hemmungssumme erst allmälig durch das Steigen der Vorstellungen selbst, und würde ihr Maximum erst dann erreichen, wenn die Vorstellungen ihre volle ursprüngliche Stärke wieder erreicht hätten, was nach dem Obigen nie der Fall ist. Eben desshalb kann auch eine schwächere Vorstellung, die neben den sinkenden Vorstellungen verdunkelt worden wäre, sich (innerhalb gewisser Grenzen) neben den gleichzeitig steigenden behaupten. Da endlich bei den freisteigenden Vorstellungen die Hemmungsverhältnisse dieselben sind wie bei den sinkenden, so folgt, dass der §. 45 erwähnte Fall des Contrastes auch hier seine Anwendung finden werde.

Anmerkung. Die unmittelbare Reproduktion hat Herbart einer besonderen sorgfältigen Untersuchung unterworfen: Lehrbuch zur Ps. §. 26; dessen Briefe über die Anwendung der Ps. auf die Päd. 14. ff. Drobisch, Emp. Ps. §. 52 u. Math. Ps. 7. Abschn. Die interessante Darstellung des letzten Satzes s. Drobisch, Grundl. der math. Ps. §. 141. Es versteht sich übrigens von selbst, dass, was hier allgemein als Gegensatz bezeichnet wurde, nicht Eine, son-

dern mindestens zwei Vorstellungen bedeutet. — Die Anwendung des Gesagten auf Verhältnisse des Zusammenlebens der Menschen im Sinne des §. 4 liegt besonders nahe.

§. 63. Anwendung. Erinnern und Wiedererkennen, leichte Verschiebbarkeit des Bewusstseins, Reproduktion durch heterogene Vorstellungen. Physiologische Einflüsse. Verschmelzung und Verträglichkeit der reproducirten Vorstellungen.

Vor Allen lässt uns die Selbstbeobachtung in dem entwickelten Vorgange der unmittelbaren Reproduktion leicht das Bild des Erinnerns und Wiedererkennens mit seinen mannigfaltigen Schwankungen und Graden der Entschiedenheit erkennen. Demgemäss ist zunächst an §. 57 anzuknüpfen. Dort hiess die eintretende Vorstellung, die das Gleichgewicht der vorhandenen stört, das Neue, und diese machten das Alte aus. Zu dem blos zeitlichen Verhältnisse kommt nun ein qualitatives: das Neue wird als bekannt oder unbekannt erscheinen. Ob eine Vorstellung bei ihrem Eintritte in das Bewusstsein etwas Entgegenkommendes, Anklingendes vorfindet, oder ob sie nur die zurückweisende Bewegung des §. 55. erzeugt, macht den Unterschied zwischen dem Anerkennen des Bekannten und Unbekannten aus. Das Fremdartige wirkt gewaltsam, gleichsam nur von Aussen her, und selbst das Staunen lässt kalt; hingegen hat jedes Wiedererkennen etwas Innerliches, Anheimelndes an sich, ist warm und lebendig. In welcher Weise nun die reproducirende und reproducirte Vorstellung wechselwirken, das bezeichnet den Charakter dieses Entgegenkommens. Damit beide Vorstellungen einander bestimmt entgegentreten, was am Entschiedensten in der Form eines Urtheiles geschieht, ist nicht blos jenes Verhältniss von Hemmung und Verschmelznng erforderlich, das §. 50 als Bedingung des Unterscheidens dargestellt wurde, sondern in der Regel auch eine gewisse Zeit, die der Vorstellung zur Erreichung eines höheren Klarheitsgrades vergönnt werden muss: es bedarf des Besinnens. Sind beide Vorstellungen völlig oder nahezu gleich, so fallen sie zusammen, und ein Gefühl der Förderung geht erst von dem neu eintretenden auf das bereits gehabte Vorstellen über, und sodann von diesem auf jenes in zunehmendem Maasse zurück. Ueberwiegt unter den Vorstellungen der Gegensatz, so wird die gehobene Vorstellung zugleich auch zurückgedrückt, und es tritt jener Fall ein, der §. 45 als Contrast bezeichnet wurde (bes. wenn die beiden contrastirenden Vorstel-

lungen als Gesammtvorstellungen gedacht werden §. 53), und überall da vorhanden ist, wo nur das eine Glied unmittelbar gegeben, das Andere aus der Erinnerung hinzu gefügt wird, wie durchaus bei der Ironie, und häufig bei dem Tragischen und Komischen. Endlich wo die reproducirende Vorstellung nicht blos Eine Vorstellung, sondern eine Mehrheit entgegengesetzter Vorstellungen gleichzeitig zum Steigen bringt, kommt es zu den bekannten Schwankungen, in welchen sich die einzelnen aufsteigenden Vorstellungen der eben eingetretenen als wachsende Prädicate anbieten, und einander diese bevorzugte Stellung streitig machen; was häufig nur einen dunklen, verworrenen Gesamteindruck erzeugt, bei dem man etwas als nicht ganz unbekannt findet, und doch zu keiner näheren Bestimmung der Bekanntschaft kommen kann, und wobei sich nicht selten die Klage ausspricht, man könne daraus „nicht klug werden." Hebt sich nun aus dem dunklen Gesammteindruck eine einzelne Vorstellung heraus, so verschmilzt sie mit der reproducirenden zu Einem Vorstellen, während die übrigen mit letzterer nur in abgestuften (durch die Gegensätze bestimmten) Graden verschmelzen. — Die Betrachtung mancher einzelner Punkte dieser Theorie gibt zu interessanten Bemerkungen Veranlassung. Vor Allem sieht man, dass bei der unmittelbaren Reproduktion die dem gegenwärtigen Bewusstsein ferner liegenden Vorstellungen vor den ihm näher liegenden, was die Höhe des Emporsteigens betrifft, begünstigt sind. Denn nimmt man die neu eintretenden Vorstellungen im Allgemeinen als ziemlich gleich stark an, so ist offenbar, dass diejenigen unter ihnen, welche zu den vorgefundenen Vorstellungen den stärksten Gegensatz bildet, diese auch am Meisten hemmen werde, wodurch wieder den ihr gleichen Vorstellungen der grösste Raum zum Steigen eröffnet wird. Was dem gegenwärtigen Vorstellungsbestande nahe liegt, wird am Leichtesten, was ihm fern liegt, am Bedeutendsten reproducirt. Das gegenwärtige Bewusstsein ist stets bereit, unter Vereinigung des neuen Eindruckes mit den erweckten älteren Erinnerungen sich zu verrücken, und mit entgegengesetzten Qualitäten auszufüllen. Darum ist die gegenwärtige Stimmung, ihrer qualitativen Seite nach, so flüchtig; Neid wie Mitleid regen sich schnell, und trüben die objektive Auffassung. Dabei zeigt sich, dass solche Gemüthszustände, in denen der gegenwärtige Bestand der Vorstellungen durch starke und

vielseitige Gegensätze erschüttert wird, besonders zahlreiche und oft seltsame Reproduktionen zu Stande bringen. (Affekte, besonders heftiger Schrecken, Delirien, der Moment des Ertrinkens u. s. w.) Weiter kann es zu einer scheinbaren Reproduktion durch heterogene Vorstellungen kommen. Eine einfache Vorstellung *a* kann nämlich durch andere Vorstellungen *b* und *c* verdunkelt erhalten werden, welche letztere wieder mit anderen heterogenen Vorstellungen complizirt sind. Tritt nun eine Vorstellung ein, die zwar nicht zu *b* und *c*, wohl aber zu deren Mittheilvorstellungen entgegengesetzt ist, so werden *b* und *c* in diese Hemmung, die ihnen eigentlich ihrer Qualität nach fremd geblieben wäre, mithineinbezogen, gerathen in ein Sinken, das weiterhin dem *a* Raum zum Steigen bereitet. Dies gibt ein Gegenstück zu der scheinbaren Hemmung heterogener Vorstellungen in §. 50, und erklärt zum Theile die zufälligen, oft ganz fremdartigen Einfälle. Nicht blos die bleibend verdunkelten, sondern auch die nur momentan verdrängten, auf der Rückkehr begriffenen Vorstellungen des §. 56. können reproducirt werden, und alsdann stürmt die freisteigende Vorstellung mit besonderer Gewalt und gleichsam stossweise in das Bewusstsein ein. Da die Höhe, zu der die reproducirte Vorstellung wieder emporsteigt, besonders von dem bleibenden Gegensatze abhängt, folgt, dass physiologische Hindernisse sich bei der unmittelbaren Reproduktion besonders geltend machen werden (die langsamen Köpfe, denen das Aufsteigen der Vorstellungen von Innen herauf und das freie phantasirende Spiel derselben nur in geringem Grade gelingt). Der Druck der Gemeinempfindung verhindert die Reproduktion vieler Empfindungen. Die reproducirte Vorstellung ist der Gefahr abermaliger Verdunklung vorzüglich Preis gegeben, und was sie davor zu schützen hat, ist die Verschmelzung mit der reproducirenden Vorstellung. Darum behaupten sich ganz schwach reproducirte Vorstellungen fast gar nicht im Bewusstsein, indem sie zu wenig Kraft besitzen, die gebotene Hülfe sich anzueignen (§. 47). Doch ist diese Verschmelzung auch im besten Falle immer nur eine theilweise, weil die Vorstellung (selbst abgesehen von der eintretenden Hemmung) nie bis zu ihrem Maximum emporsteigt. Daher gehen die wiederholten ähnlichen Empfindungen nicht in die Vorstellung eines einzigen Objektes über, sondern sind nur so weit Eines, als sie verschmolzen sind; über

die Verschmelzung hinaus ist auch das in ihnen Gleiche einander gleichgültig. Die alten Vorstellungen treten den neuen meist nur als eine Gesammtmacht entgegen, die aber gleichwohl nicht Eine Vorstellung, sondern das Resultat einer Mehrheit ist. Dieser Umstand wird für das Entstehen der Begriffe von grösster Wichtigkeit. Es führt dies aber auch zu der Erklärung der Macht der Wiederholung, die eben darin besteht, dass nach geschehener unmittelbarer Reproduktion jedesmal neue Verschmelzungen des abermals Gegebenen mit der Summe des früher gegebenen Gleichen eingeleitet werden, durch welche eine wachsende Totalkraft gebildet, und die Tragfähigkeit der Vorstellung erhöht wird. Ferner ist von besonderer Wichtigkeit, dass freisteigende Vorstellungen unter sich verträglicher sind, als ursprünglich eingetretene: das von Innen Kommende ist gleichsam minder widerstrebend, als die äusseren Eindrücke, und die Gedankenwelt ist minder hart, als die Aussenwelt. („Leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stossen sich die Dinge," Schiller). Der Traum und das Gebilde der Phantasie vertragen mehr Buntheit, als das Leben, und der Dichter darf in den Gegensätzen weiter gehen, als der Maler. Endlich ist es nothwendig, den Uebergang zu betrachten, den die Masse der sich verdrängenden Vorstellungen aus ihrem ursprünglichen gleichförmigen Vortreten zu der abgestuften Verschmelzung mit der reproducirenden Vorstellung nimmt, und den Herbart unter dem Bilde der Zuspitzung der anfänglichen Wölbung verstand. So sichtet die neue Empfindung aus dem Vorrathe der alten diejenigen aus, die ihr am ähnlichsten sind, und verschmilzt mit diesen zu einer ununterscheidbaren Einheit: die unangenehme Empfindung des erschwerten Athemholens wird als Last einer auf der Brust befindlichen Gestalt, das Summen im Ohr als Glockengeläute, die Umstimmung im Gangliensysteme als fremder Körper im Unterleibe aufgefasst.

Anmerkung. Die Anwendung des Gesagten auf pädagogische und ästhetische Fragen liegt nahe. In der ersten Beziehung hatte Herbart zuversichtliche Hoffnungen. Die Sokratische Unterrichtsmethode beruht zum grösseren Theile auf den freisteigenden Vorstellungen des Schülers, wobei der Fragende nur das Hinderniss entfernt. Gefahren der absoluten Neuheit beim Unterrichte. Staunen ist kein gutes Zeichen für den Lehrer. Die ästhetische Auffassung, die man gerne „das lebendige Erfassen" nennt, ruht gleichfalls zum

Theile auf den bei der Wahrnehmung frei werdenden Vorstellungen, doch tritt das Anklingen des Innern schon in der bestimmten Form des Erwartens, der Forderung auf, worauf später zurückzukommen sein wird. Aber auch das Dunkle, Unbestimmte befördert die unmittelbare Reproduktion, weil es den Gegensatz zurückdrängt, ohne seine Stelle durch etwas Bestimmtes auszufüllen: die Ferne der Landschaft, das Rieseln des Baches laden zum Phantasieren und zu Träumereien ein.

§. 64. Der Traum.

Der reinste Fall der unmittelbaren Reproduktion ist wohl das Erwachen aus dem tiefen Schlafe in Folge des wegfallenden Druckes, (wobei sich freilich an die unmittelbare Reproduktion sogleich die mittelbare anschliesst). Der vom Körper ausgehende Druck ist nämlich als der Gegensatz zu betrachten, und durch sein allmäliges (in der Beschaffenheit des Nervensystemes begründetes) Zurückweichen erhalten die einzelnen verdunkelten Vorstellungen gleichsam freien Raum und Gelegenheit zum Steigen. Die Periode des Kampfes beider Kräfte ist der Traum, und mit der gänzlichen Beseitigung des Druckes tritt das Erwachen ein. Was hierbei zunächst auffällt, ist, dass die Vorstellungen so aufsteigen werden, wie eben der Gegensatz zurücktritt; dieser aber tritt aus somatischen Ursachen nicht gleichmässig in allen Theilen, sondern höchst einseitig zurück. Daher die Zufälligkeit, Buntheit des Traumes, die das Träumen von den Bewegungen des Einschlafens unterscheidet. (§. 58.) Es ist durchaus nicht nothwendig, dass die herrschenden Vorstellungen die ersten sind, und am Höchsten steigen, wenn dies auch häufig geschehen mag (da sie gleichsam vom Hause aus die begünstigtsten sind, und selbst auch von Seiten des Organismus aus befördert werden können). Diese ungleichförmige Vertheilung des freien Raumes kann für einzelne Vorstellungen besonders vortheilhaft werden, und ihnen zu besonders hohen Klarheitsgraden verhelfen; aus der Einseitigkeit des Traumes geht dessen Lebhaftigkeit hervor. Die freisteigenden Vorstellungen hemmen sich. Dabei sind sie aber verträglicher, als es Empfindungen unter sich sein würden: das Phantastische des Traumes. Die mannigfachen Hülfen, die hierbei angeregt werden, bedürfen zu der Vollendung ihrer Wirksamkeit der Zeit, die ihnen aber in der allgemeinen Bewegung nicht vergönnt wird. Daher jene feinen regelmässigen Verschmelzungen, auf denen unser Vor-

stellen von Zeit und Raum beruht, nicht zur ungestörten Entfaltung zu kommen vermögen: die Bewegtheit des Traumes setzt sich über Zeit und Raum hinaus. Ueberhaupt werden wir uns im Traume mehr der Spannung und Bewegung der Vorstellungen, als ihres Inhaltes bewusst, weil der Charakter des Traumes tumultuarische, durch keine Disciplin herrschender Vorstellungsmassen gezügelte Beweglichkeit ist. Daher sein eigentliches Gebiet Gefühle und Begierden sind, (deren Intensität in der Regel gar nicht dem Vorstellungsinhalte angemessen ist; im Traume sind wir alle feig und empfindlich). Dabei brechen endlich einzelne wirkliche Empfindungen durch, werden die Ausgangspunkte weiterer (mittelbarer) Reproduktionen, die um so energischer und verworrener ablaufen, als ihnen die Controlle durch die andern Sinne abgeht. — Andererseits ergeben sich für den Traum gerade wieder gewisse Begünstigungen: zunächst schon durch die wegfallende Störung von Aussen, dann durch die strengere und tiefere Einheit, die in den Träumen liegt — „der Einheit des Feenmärchens, um welche sich mancher Dichter vergeblich bemüht, weil er das Wachen nicht los werden kann.“ Denn im Wachen ist die Aufeinanderfolge der Vorstellungen, so weit sie von äusseren Eindrücken abhängt, oder diese in sie gewaltsam eingreifen, vielfach dem Zufalle preisgegeben, während im Schlafe die Vorstellungen mehr durch ihren (wenn auch nicht klar vor das Bewusstsein tretenden) Inhalt wirken. Im Traume folgen die Vorstellungen ihrem eigenen, inneren Zuge, und darum sind wir im Traume alle trefflich dramatische Dichter („Der versteckte Poët.“ Schubert. s. auch Jean Paul, Vorsch. der Aesth. §. 57.), ja, streng genommen, Schauspieler, Zuhörer und Schauplatz zugleich. Mit dem Wegfallen aller jener willkührlich festgehaltenen Vorstellungsmassen, durch die der Wachende die Regungen gewisser Vorstellungen bindet, erwächst diesen Gelegenheit, sich geltend zu machen: die Lüsternheit regt sich, aber auch die mahnende Stimme des Gewissens. Der Druck der Gegenwart schwindet: wir leben in der Vergangenheit der Kindheit, der Verstorbene lebt mit uns, die Entsagungen der Wirklichkeit existiren nicht, der Traum tröstet und ist ein Seelenarzt, er spricht aus, und gewährt, was das Leben verweigert, und gleicht auch hierin dem Delirium des Seelenkranken. Damit hängt die bekannte Erfahrung zusammen, dass Träume am

Leichtesten wieder an Träume erinnern. Die Vorstellungsmasse des Ich, als die reichste und am Weitesten gegliederte, leidet im Traume am Meisten; denn sie, die des meisten Raumes zu ihrer Entfaltung bedarf, findet in der allgemeinen Bewegung den wenigsten vor, und wirft daher nur einzelne zufällige Fragmente in das Bewusstsein hinein, die zwischen den objektiv bleibenden Vorstellungen schwankend emporsteigen. Wir wandeln im Traume neben dem Fremden herum, geben uns selbst Räthsel, belehren uns, werden von uns selbst (aber unter der Maske eines Andern) beschämt. „Das Ich gibt sich rückhaltslos an das Bild hin.“ Andererseits bleibt oft noch im Traume ein Stück Selbstbeobachtung rege, und wir träumen uns dann selbst träumend. Doch wird der Erwachte den Zusammenhang der objektiv gewordenen Massen mit dem Ich in vielen Fällen leicht verfolgen können; das Ich war wohl verloren, aber keineswegs die Individualität: was im Traume unsere eigenen Gedanken sind, das spricht bald der Andere aus; was ich heimlich befürchte, das erräth der Gegner gewiss sehr bald. Der Kranke träumt allmälig auch von sich selbst als von einem Kranken, der Blinde als von einem Blinden und der Alternde als von einem Alten. Die mangelnde Aufnahme des Ich so wie die ausfallende Controlle tragen mit dazu bei, dass der Traum die einzelne Empfindung in das Weite hin vergrössert: mässige Wärme wird zum Brand, leichter Kopfschmerz zum zerspaltenen Kopfe. Eine weitere Förderung erwächst dem Traume dadurch, dass viele Vorstellungen im wachen Zustande Bewegungen hervorrufen, die Muskelempfindungen zur Folge haben, welche sich wieder in den weitern Gang der Vorstellungen verwirrend mischen, (wie z. B. beim Stotternden die schwere Zunge); während im Traume, wo es gar nicht oder nur fragmentarisch zu der Bewegung kommt, die störende Rückwirkung wegfällt, und der Verlauf der Vorstellungen beschwingter vor sich geht. (Tanzen, Schwimmen, Sprechen fremder Sprachen, wobei das Gesprochene nicht gehört wird, die „Pasilalie des Traumes.“) Dies erklärt schon zum Theil den beschleunigten Rhythmus des Traumes, der jedenfalls bedeutend schneller ist, als der des Wachens, und der seine Analogie in den Wahnvorstellungen des Wahnsinnigen und den Träumen der Aetherisirten hat. Da die ganze Basis des Traumlebens durch organische Einflüsse bedingt ist, so ist wohl einzu-

sehen, dass Träume häufig den momentanen Zustand des Leibes (besonders des sympathischen Nervensystemes) symbolisiren, und hierin eine wahrhaft prophetische Bedeutung annehmen können. (Constante Traumbilder bei nahenden und in den verschiedenen Stadien vorhandener Krankheiten. „Pathologische Träume." Esquirol. s. auch *Aristot. de divin. per somn.* 1.) Es gibt nur wenig bedeutungslose Träume für den, der sie zu deuten und zu benutzen weiss, und Aeskulap verkündigt sich noch immer den Träumenden. Der Traum hat in der Gegenwart keinen Platz, und wird darum auf die Zukunft bezogen; er steht ausser dem sichtbaren Causalnexus des Lebens, und gilt darum für ein Höheres und Freieres. — Das Erwachen hat seinen Grund entweder in der allmäligen Abnahme des Druckes durch die wieder nach Aussen hin geöffnete Thätigkeit des Organismus, oder durch den plötzlichen Wegfall desselben in Folge einer Empfindung oder eines Traumes. Dabei bestimmt nicht blos die Stärke der Empfindung deren aufweckende Gewalt, sondern auch ihre Beziehung zu der Reproduktion. Je mehr die Empfindung reproducirt, um so sicherer weckt sie: die Mutter weckt die leise Stimme des Kindes, den Geizhalz das betastete Geldstück, uns alle der Namensruf. Darum erweckt das erwartete Morgenlicht oder der erwartete Glockenschlag. Das nahe Erwachen gibt sich dem Traume gewöhnlich durch einen leisen Stoss, durch eine plötzliche Förderung kund: die Bangigkeit beschwichtigt sich, das Verworrene entwirrt sich, der Unsinn wird berichtigt. Der erste Akt des sich wieder sammelnden Selbstbewusstseins ist ein Zurückstossen der Traumbilder, und wenn das Erwachen schnell vor sich geht, so kann man wohl beobachten, wie das aufsteigende Ich mit dem Traumbilde zusammentrifft, darüber gleichsam erschrickt, und es als etwas Fremdes, gewaltsam Aufgedrungenes und Absurdes zurückweist. Die wache Wiedererinnerung an den Traum wird zum Theil durch die veränderte Gemeinempfindung abgeschnitten, und wo neben der Gemeinempfindung des Wachens eine abnorme des Schlafes constant wiederkehrt, trennen sich die Seelenzustände beider in gesonderte Reihen ab. Der Nachtwandler weiss, erwacht, von seinem Traumhandeln meistens nichts. Schon der Säugling träumt; aber erst das heranwachsende Kind spricht von seinem Traume. Der Morgenträume erinnert man sich leichter, als der Nachtträume. Abenteuerliche, Unheil verkündende Träume

werden besser gemerkt. Endlich, wer an Träume glaubt, hat Morgens immer zu erzählen. Derlei Traumerinnerungen schleichen nicht selten in den wachen Verlauf der Vorstellungen ein, und erregen daselbst Befremden.

Anmerkung. Es ist charakteristisch, dass zwei Tragödien, die in der Macht des Gewissens ihren Schwerpunkt haben, mit dem Preise des beruhigenden Schlafes beginnen. Aeschylus, Agamemnon. (*Στάζει δ'ἐν θ' ὕπνῳ πο καρδίας μνησιπήμων πόνος, καὶ παρ' ἄκοντας ἦλθε σωφρονεῖν. v.* 183 *ff.*) und Shakespeares Makbeth. Vergl. auch Lenaus interessantes Gedicht „Schlaflose Nacht.“ — Träume der Thiere — Eintheilung der Träume nach Sinnen (Purkinje.) — Gibt es Schlaf ohne Träumen? — Die Entdeckungen durch Träume (Reinhold.) — Der Traum bietet dem Materialismus wie dem Spiritualismus bequeme Anknüpfungspunkte; doch bleibt bei einer rein somatischen Erklärung des Traumes das Phantastische, Herumschweifende desselben mit dem geregelten Gange des gesunden Organismus schwer vereinbar (überdiess kommen Träume in Gesichtsbildern auch bei atrophisch gewordenem Sehnerven vor. Burdach.) Hegel'sche Psychologie: der Geist reagirt im Traume gegen die Natur innerhalb derselben; der Traum ist ein Naturakt der Seele. (s. Rosenkranz am a. O. p. 117. Michelet am a. O. p. 175. Vischer, Aesth. §. 390.) Aehnlich wie der Thierinstinkt zur Thiervergötterung im Alterthume geführt hat, so bildete sich in modernen Zeiten die bekannte Traummystik, die an G. H. Schuberts Namen geknüpft ist. „Der Traum ist der Grund des Schlafens und Wachens selbst, — der absolute Ausdruck des Verhältnisses von Geist und Körper, der dem Menschen eingeborene Urgrund.“ Troxler. Vergl. auch Ennemoser, Krause (§. 58). — Ansichten der Alten (berühmte Stelle bei Homer. Od. XIX, 560. Xenophon, *Cyrop. VIII,* 7, 3.). — Lit. Burdach, Purkinje, J. Müller, Gruithuisen (s. dessen Anthrop. §. 560.), G. H. Schubert, Fr. A. u. G. H. Carus. Viel Treffliches s. bei *Aristoteles de div. per somn.*

B. Mittelbare Reproduktion.

§. 65. Allgemeine Gesetze.

An die unmittelbare Reproduktion schliesst sich die mittelbare an, sobald die durch eigene Kraft aufsteigende Vorstellung P mit einer andern Π verschmolzen ist, der sie die angemessene Hülfe leistet, und für welche sie nunmehr eine günstigere Vertheilung der Hemmungssumme herbeiführt. Π steigt somit trotz des vorhandenen Gegensatzes, und sein Steigen ist in dem Steigen des P begründet: man kann als allgemeines Gesetz aufstellen, dass

jede unmittelbar reproducirte Vorstellung die mit ihr verschmolzenen Vorstellungen, und so jede Theilvorstellung ihre Gesammtvorstellung reproducirt. — Bei der mittelbaren Reproduktion sind vorzüglich zwei Punkte zu berücksichtigen: die Geschwindigkeit des Steigens und die Höhe, bis zu welcher die Vorstellung steigt. Was ersteren betrifft, so ist offenbar auch hier die Geschwindigkeit eine abnehmende, und darum die Zeit der Bewegung eine unendliche. Das Maass der Geschwindigkeit überhaupt geben die Quanta der Reste, durch welche die beiden Vorstellungen mit einander verschmolzen sind; denn diese bestimmen den Grad der Verschmelzung, (§. 47) und der Verschmelzungsgrad ist das Maass der zum Steigen nöthigenden Kraft. Hierbei ist wieder (was die Geschwindigkeit im Allgemeinen betrifft) der Rest des P die eigentliche hebende Kraft; denn er bezeichnet die Hülfe, die dem Π überhaupt geboten, und von diesem in einem bestimmten Verhältnisse angeeignet wird. Die Höhe, zu der Π emporsteigt, hängt hingegen von dem Reste des Π ab, durch den es mit P verschmolzen ist; weil P das Π nur bis zu dieser Intensität zu heben strebt, und mit der Erreichung derselben jedenfalls seine Wirksamkeit einstellen würde. Es kommt also schon aus diesem Grunde die mittelbar reproducirte Vorstellung nicht mehr zu ihrer vollen, ursprünglichen Klarheit zurück.

Anmerkung. Sind r und ϱ die beziehungsweisen Reste, durch die P und Π mit einander verschmolzen sind, so ist die Hülfe, die P dem Π gewährt, durch $\frac{r\varrho}{\Pi}$ ausgedrückt (§. 47). Fasst man nun $\frac{\varrho}{\Pi}$, das jedesmal ein echter Bruch ist, als Coëffizienten für r, so sieht man, dass die Schnelligkeit des Steigens im ersten Momente vorzüglich durch r bestimmt wird. Es geschieht also in der Regel, dass die beiden verschmolzenen Vorstellungen einander in verschiedener Schnelligkeit reproduciren (weil sie einander quantitativ verschiedene Hülfen leisten), was auf manches Phänomen Licht wirft. — Interessant ist es, die Geschwindigkeit der mittelbaren Reproduktion mit jener der unmittelbaren zu vergleichen. Würde Π durch das gänzliche Wegfallen seines Gegensatzes unmittelbar reproducirt, so wäre seine Nöthigung im ersten Momente der ganze frei gewordene Raum, also Π; bei der mittelbaren hingegen beträgt sie $\frac{r\varrho}{\Pi}$, was offenbar, wenn $r < \Pi$, oder $r = \Pi$, selbst kleiner als Π ist. In diesen beiden Fällen steigt also Π bei der mittelbaren Reproduktion

Anfangs langsamer, als beim Beginne der unmittelbaren. Allein unter Beibehaltung der Voraussetzung, das $r < \Pi$, ist die Schnelligkeit bei der mittelbaren Reproduktion gleichförmiger, als bei der unmittelbaren. Denn bei dieser fällt der freie Raum mit der Nöthigung zusammen (beide sind durch Π gemessen); bei jener aber ist die Nöthigung nicht der freie Raum ϱ (denn dieser ist gar nicht frei), sondern die Hülfe $\frac{r\varrho}{\Pi}$, und die Abnahme der Schnelligkeit ist vor der Verminderung des ϱ erst durch den Coeffizienten $\frac{r}{\Pi}$ bemessen (dieser aber wird durch die Annahme zum echten Bruche). Π verlangsamt, als solches, die Bewegung (ist eine Last), macht sie aber dafür gleichförmiger. Hieraus folgt, dass nach einiger Zeit die, Anfangs geringere, aber im Verlaufe langsamer abnehmende Geschwindigkeit der mittelbaren Reproduktion der, Anfangs grösseren, aber schneller verzögerten der unmittelbaren gleich kommen werde. Besonders interessant wird diese Betrachtung dadurch, dass wirklich jedesmal unmittelbare und mittelbare Reproduktion neben einander vorkommen, nämlich auf P und Π vertheilt. Vergleicht man nun die mittelbare Reproduktion des Π mit der unmittelbaren des P, so zeigt sich, dass letzteres zwar Anfangs immer schneller steigen werde, als ersteres, aber von diesem in endlicher Zeit (in der Geschwindigkeit) eingeholt werde, sobald nur $r < \Pi$. — Wird dieselbe Vorstellung zugleich mittelbar und unmittelbar reproduzirt, was recht wohl denkbar ist, so steigt sie nicht mit addirten Geschwindigkeiten, sondern nur mit der an sich grösseren; denn schon damit geschieht beiden Nöthigungen vollkommen Genüge, während für die summirte Geschwindigkeit eigentlich gar keine Nöthigung vorhanden wäre. In diesem Falle nimmt somit nicht die Geschwindigkeit, sondern nur die Sicherheit des Steigens zu, wovon später.

§. 66. Anwendung. Charakter der unmittelbaren Reproduktion. Das Zeichen, die Tropen.

Die unmittelbare Reproduktion verbindet das Gleichartige, die mittelbare das Heterogene; es ist diese somit die Reproduktion des Nichtzusammengehörigen, des Zufälligen und selbst des Barokken. Hierin erkennt man sogleich die Gewohnheit, die durch ihre innigen Verschmelzungen gleichsam den inneren, qualitativen Zusammenhang ersetzt, und darum die andere Natur heisst. Laut und Buchstabe sind einander ursprünglich fremd; durch die wiederkehrende Gleichzeitigkeit werden sie Eine Gesammtvorstellung, und theilen sofort ihr Schicksal in Hemmung und Reproduktion. Je öfter die Gleichzeitigkeit sich ereignet hat, um so inniger die Verschmelzung (§. 48) und um so schneller die wechselseitige Reproduktion. In derlei Fällen scheint es, als ob beide Theile aufhörten, einander zufällig

zu sein, und in nothwendiger Beziehung zu einander stünden; wo hingegen die Verschmelzung minder allgemein vorkommt, da behalten die Gewohnheiten des Einen für den Andern etwas Sonderbares, und können, wenn sie sich in die willkührliche Thätigkeit hemmend wie eine fremde Macht einmengen, Quelle des Komischen werden. — Aus der mittelbaren Reproduktion erhält die Theorie der Zeichen ihre psychologische Begründung. Das Zeichen ist dem zu Bezeichnenden heterogen, und die Verschmelzung hält beide zusammen. Je stärker diese, um so sicherer wirkt das Zeichen. Zuletzt wird das Zeichen blos zur einführenden Vorstellung (wovon §. 53 die Rede war). Dabei schwächt sich die Wirksamkeit des Zeichens ab, wenn es das zu Bezeichnende erst durch einen Umweg zu treffen vermag, d. h. wenn die mittelbare Reproduktion erst ein Zwischenglied zu heben hat. Die Muttersprache verschmilzt die Empfindungen, also, wie es scheint, die Dinge selbst mit dem Worte; die fremde Sprache hingegen reproducirt erst durch die Worte der Muttersprache hindurch. Daher der Reiz der Muttersprache, die mit dem Laute die ganze Frische der ersten Empfindungen und weiterhin die ganze Welt der Kindheit im Bewusstsein anregt. Darum spricht man auch etwas Anstössiges leichter in der fremden Sprache aus. Der Laut steht der Empfindung näher, als der Buchstabe; darum lernt der Knabe am Liebsten vor sich hinsprechend, und darum übersetzt sich der minder Gebildete das Gesehene erst in Gehörtes, und der Buchstabe gilt überall als todt neben dem lebendigen Worte. Als lebhaftestes Zeichen erkennt jeder seinen Eigennamen: der Name ist gleichsam das gehörte Ich, weil sich an ihn die meisten und bedeutendsten Verschmelzungen knüpfen. Er erweckt am Schnellsten aus dem Traume; bringt den Nachtwandler und den Kataleptischen zu sich; erschreckt und erfreut am Meisten; wird vom Kinde und Thiere aus der unverstandenen Rede zuerst herausgenommen, und seine Verstümmlung scheint das Ich selbst zu treffen. Auch bezüglich der Zeichen ist der Mensch vor dem Thiere begünstigt, für das die mittelbare Reproduktion durch die Einseitigkeit seines Seelenlebens bedeutend eingeschränkt wird. Für die niedrigsten Thierklassen gibt es gar keine Zeichen, und selbst bei den höhern überwiegt sichtlich das Stoffliche der Empfindung über deren Bedeutung. (Die Reproduktion bleibt bei der unmittelbaren stehen.) Die Sprache des Thieres

ist Naturausdruck, und wird höchstens nur fragmentarisch Zeichensprache im eigentlichen Sinne. Darum bleibt die Bildung des Thieres in der Dressur stecken. — Die mittelbare Reproduktion scheint in der ältern Pädagogik eine wichtigere Rolle gespielt zu haben, als in der neueren. Geschickt angewendet kann sie bedeutend wirken: der Zeuge, der sich bei den einzelnen Fragen nicht zu entsinnen vermag, antwortet sogleich, wenn der Faden der Begebenheit in der Erzählung klug bis zu dem bestimmten Punkte gelenkt worden ist. Ein Umweg, eine Wendung in der Reproduktion liegt auch den Tropen zu Grunde. Der Trope beginnt da, wo sich neben der ersten Bedeutung eine zweite festsetzt, und das Wort selbst mit jener verschmolzen ist, die darum als die ursprüngliche gilt. Je öfter nun die Reproduktion durch diese dreigliederige Reihe gegangen ist, um so mehr verschmilzt das Wort unmittelbar mit der zweiten Bedeutung, und der Trope hört auf, solcher zu sein; der ursprüngliche Boden weicht zurück, die Sprache büsst ihre Frische, Lebendigkeit, ihre Beziehung auf die Bilder der Dinge ein. Diese wieder zu gewinnen, wird eine willkührliche Tropenbildung eingeleitet, der aber die Naivität der unwillkührlichen abgeht, weil sie gezwungen ist, dem tropischen Ausdrucke einen Zusatz beizufügen, der den Wink und die Nöthigung enthält, nicht bei dem Ausdrucke selbst stehen zu bleiben. Weiter wirkt der Trope dadurch, dass er den Gang der Gedanken in Etwas unterbricht, ihn gleichsam in einer seitlichen Richtung durchkreuzt, und, sofern sein Gebrauch regelmässig wiederkehrt, der Rede selbst eine Art von Rhythmus verleiht. Es bezeichnet somit der Tropencharakter einer Sprache zwei weit auseinanderliegende Perioden derselben. (Man vergl. z. B. das Vaterunser Otfrieds mit den modernen Paraphrasen desselben.) Fasst man das Verhältniss beider Vorstellungen in das Auge (sieht also von der Reproduktion durch den Laut ab), so steht an der untersten Grenze die Metonymie: sie ist reine, mittelbare Reproduktion; denn sie hebt aus dem Paare bisweilen ganz heterogener Vorstellungen die Eine empor, und wirkt durch diese auf die andere; sie setzt ein Verschmolzensein voraus, dessen Ursprung ihr gleichgültig ist, und trifft somit den Inhalt gar nicht. Höher steht schon die Synekdoche: sie regt aus der Gruppe verschmolzener Vorstellungen nur Eine bestimmt an, und lässt die übrigen nur zu einem dunklen

Gesammteindruck kommen; aber die Glieder der Gruppe sind immer gleichartig, und, nach §. 63, theilweise unter sich verschmolzen; darum reproducirt sie dieselben gleichzeitig in doppelter Weise: in der ersten Beziehung unmittelbar, in der zweiten mittelbar. So wirkt die Synekdoche dadurch, dass sie dem Schneidenden des Begriffes aus dem Wege geht. Am Höchsten stellt sich die Metapher hin, die der reinen, unmittelbaren Reproduktion sehr nahe kommen kann: zunächst wirkt in ihr die Aehnlichkeit der beiden Vorstellungen, und nimmt diese Verschmelzung ihren Weg durch ein leises Contrastiren, so führt sie selbst ästhetische Verhältnisse ein. In dieser Beziehung verdeutlicht die Metapher, und kann eben dadurch tiefere Beziehungen offenbaren: die Metapher wird bedeutsam und gedankenvoll. Sind weiter mit den beiden gleichartigen Vorstellungen noch andere verschmolzen, so nähert die Metapher diese letztern einander, und stiftet neue Verbindungen. Weil sie auf dem Inhalte beruht, ist sie eigentlich gegenseitig, und verträgt die Umkehrung. (Aristoteles. Zahlreiche Beispiele bei Jean Paul und Schiller.) Will man endlich die Ironie als Trope gelten lassen, so ist sie eine stark contrastirende Metapher. — Der vorige Paragraph enthielt die Bemerkung, dass bei einem Paare verschmolzener Vorstellungen die Geschwindigkeit der wechselweisen Reproduktion sehr verschieden sein könne. So sehen wir, dass der Name schneller an die Person, das Wort schneller an den Gegenstand erinnert, als umgekehrt. (In die Muttersprache übersetzt man leichter, als aus ihr u. s. w.)

Anmerkung. Die reproducirende Gewalt historischer Orte schildert schon Cicero, indem er von Rom sagt: *tanta vis admonitionis inest in locis, id quidem infinitum in hac urbe: quocunque enim ingredimur in aliquam historiam vestigium ponimus. De Fin. V*, 1. Ludwig XIV. ertrug nicht den Anblick der Thürme von S. Denys, und baute desshalb Versailles. Göthes Gedicht: Verschiedene Empfindungen an Einem Platze. Gefahren des Besuchs der Irrenanstalt für halbgeheilte Kranke. Redseligkeit mancher Menschen, die Alles, was im Leben zusammenhing, auch in der Erzählung zusammenhängen lassen wollen. (Die Amme in Romeo und Julie.) Die sg. pädagogische Strafe. Beispiele schlechter Zeichen in Brunonis Bilderbibel. Ueber die Theorie des Zeichens vergl. auch Stiedenroth, Psychol. Berlin 1824. p. 95. — Will man die Regellosigkeit der mittelbaren Reproduktion in ihrem vollen, durch kein Eingreifen der Willkühr gestörtem Spiele kennen lernen, so beobachte man gewisse Fälle von

Tobsucht. (Die sogen. Zungentollheit.) — Die vier Aristotelischen Gesetze der Ideenassociation können leicht auf die beiden Arten der Reproduktion zurückgeführt werden (man vergleiche insbesondere *Arist.*, *de memoria*, 2, woselbst manche interessante Bemerkung). Im Allgemeinen wurde das Gesetz der mittelbaren Reproduktion früher entschieden ausgesprochen, z. B. schon von Maximus Tyrius, Vives u. A. Die Schwierigkeit, welche die ältere Theorie in der Erklärung dieser Gesetze fand, sobald sie aus der reinen Empirie herausgetreten war, ersieht man am Besten aus Tiedemanns Handbuch der Ps. p. 60 u. 61. Die Hegel'sche Ps. bewährte auch hier ihre Abneigung gegen „Gesetze" (s. Rosenkranz am a. O. p. 278). — Literatur dieses Gegenstandes: Görenz, Hissmann, Maass.

§. 67. Zusätze. Einfluss der Mehrheit reproducirender oder reproducirter Vorstellungen.

Die nächste Erweiterung des Gesagten besteht darin, dass man entweder statt der reproducirenden oder statt der reproducirten Vorstellung eine Mehrheit von Vorstellungen setzt. Die Vorstellung Π werde gleichzeitig von P_1, P_2, P_3.... gehoben, und dabei sei Π durch denselben Rest ϱ mit den verschiedenen Resten der P, also mit r_1, r_2, r_3,...., verschmolzen, so erhält offenbar Π verschiedene Hülfequanta, und sollte somit denselben durch verschiedene Geschwindigkeitsgrade entsprechen. Die Geschwindigkeit nun, mit der Π wirklich steigt, ist hier so wenig, wie im §. 65, die Summe aller einzelnen Geschwindigkeiten; denn indem Π der stärksten Nöthigung folgt, hat es bereits allen übrigen geringeren vollkommen Genüge geleistet, und in der Erfüllung der einen Forderung ist schon auch die Erfüllung aller anderen involvirt. Π steigt also nur mit der grössten der ihm ertheilten Geschwindigkeiten, und der Einfluss der übrigen hebenden Kräfte bezieht sich nur auf die grössere Sicherheit des Steigens bei etwa eingetretenen Hindernissen, und spricht sich in dem Gefühle dieser erhöhten Sicherheit also subjektiv aus. — Das Gegenstück ist da, wo dasselbe P durch seine verschiedenen Reste mit mehreren Π verschmolzen ist. Da die Geschwindigkeit des Steigens der Π von der Innigkeit der Verschmelzung (und insbesondere von der Grösse der Reste r_1, r_2, r_3) abhängt, werden sich die verschiedenen Π mit verschiedener Geschwindigkeit erheben, und ihre höheren Klarheitspunkte nach einander einnehmen: die gehobenen Vorstellungen werden successiv klar werden. So erinnert ein Zeichen nicht an alle seine Bedeutungen gleich schnell. Die Ungleichheit der Verschmelzungsgrade kann am Einfachsten so entstanden gedacht werden, dass

man *P* als freisteigend annimmt, und es allmälig mit den successiv eintretenden *Π* sich verschmelzen lässt, wobei jedes spätere *Π* das *P* auf höheren Klarheitsgraden antrifft, und die Verschmelzungsintensitäten eine wachsende Reihe bilden. Kommt nun *P* zum Zweitenmale in dieselbe Bewegung, so hebt es auf seiner untersten Stufe, also im ersten Momente, alle *P* mit gleicher Schnelligkeit, weil es allen die gleiche Hülfe anbietet; steigt es nun zu einer höheren Stufe, so werden blos jene *Π* beschleunigt, deren Verschmelzung mit *P* zuvor auf diesen höheren Stufen erfolgt ist; denn nur für diese *Π* hat die Vermehrung des Vorstellens in *P* eine Bedeutung. Dies geht nun so fort: die verschiedenen *Π* erhalten successiv stossweise Beschleunigungen ihres Steigens. Oder man kann sich umgekehrt das *P* sinkend denken, wodurch es in immer geringeren Resten mit den successiven *Π* verschmilzt: der Erfolg bei dieser rückgängigen Bewegung des *P* ist derselbe, wie oben; nur erhält dort das zuletzt hier das zuerst eintretende *Π* die stärkste Beschleunigung.

Anmerkung. Um die Fälle der mittelbaren Reproduktion nicht unnöthig zu verwickeln, wurde hier, wie in §. 65, von der Wirkung des vorhandenen Gegensatzes, so wie theilweise von der Allmäligkeit in der Hülfeleistung des *P* abgesehen.

§. 68. Reihenreproduktion.

Der vorige Paragraph führt zu dem Begriffe der Vorstellungsreihe, d. h. einer Mehrheit von Vorstellungen, die in einer bestimmten Ordnung ablaufen (und dadurch den Gegensatz zu dem Knäuel von Vorstellungen bilden). Bezeichnen wir nämlich die successiv in das Bewusstsein eintretenden *Π* mit *b*, *c*, *d*, *e*, und nehmen wir dieselben so an, dass wir von deren Gegensatz unter sich absehen können (also heterogen oder gering entgegengesetzt), lassen wir weiter *P* unter gleichen Voraussetzungen die erst eingetretene Vorstellung *a* sein, und setzen wir endlich alle Vorstellungen gleich stark: so stösst jede dieser Vorstellungen auf anderweitige im Bewusstsein vorgefundene Gegensätze, und geräth in Folge dieser sogleich in ein Sinken. In dem Momente des Eintretens des *b* ist von *a* nur noch der Rest *R* vorhanden, und das ganze, noch ungehemmte *b* verschmilzt mit diesem *R*. Im nächsten Momente tritt *c* ein, und findet *a* bereits zu dem tieferen Reste *R'*, und *b* zu dem Reste *r* herabgesunken. Das ganze *c* verschmilzt mit dem

Vorstellen des *ab*, in welchem die einzelnen Vorstellungen nur durch ihre Reste *R'* und *r* repräsentirt erscheinen. Setzt man dies nun weiter für *d*, *e*.... fort, so verschmilzt jede spätere Vorstellung mit dem aus dem früheren gebildeten Gesammtzustande (der, wenn die Vorstellungen heterogen sind, eine Gesammtvorstellung ist), in welchem die einzelnen Vorstellungen in abgestuften Wirksamkeiten stehen. Wendet man nun auf die Reproduktion der einzelnen Vorstellungen die obigen Gesetze an, so ergeben sich folgende Sätze. Erstens: Das Anfangsglied der Reihe reproducirt alle folgenden nacheinander, aber in voller, gleicher Klarheit. Denn *a* ist mit den folgenden Vorstellungen, und zwar mit jeder einzelnen in anderer, abnehmender Innigkeit, seinen abgestuften Resten entsprechend, verschmolzen; der Innigkeitsgrad aber bestimmt die Schnelligkeit der Reproduktion. §. 65. Hingegen sind die Reste des *a* alle mit den vollen noch ungehemmten Vorstellungen verschmolzen, und daher strebt *a*, die folgenden Vorstellungen zu ihren vollen, gleichen Klarheitsgraden emporzuheben. Zweitens: Das Endglied reproducirt die vorhergehenden gleichzeitig, aber in abgestuften Klarheitsgraden; denn die letzte Vorstellung reproducirt das, womit sie verschmolzen ist. Dies war aber die Gesammtgruppe aller vorhergehenden Vorstellungen, und nicht jede Vorstellung einzeln genommen; denn die letzte Vorstellung trifft die vorhergehenden nicht mehr einzeln, sondern bereits als Gesammtzustand an, und verschmilzt nicht mit jeder einzelnen, sondern mit allen durch einen einzigen Akt; daher hebt sie auch den ganzen Vorstellungsinbegriff durch einen einzigen Zug. In diesem Inbegriffe standen jedoch die einzelnen Vorstellungen auf abgestuften Klarheitsgraden, entsprechend dem Fortschritte der erlittenen Hemmungen; daher hebt die reproducirende Vorstellung die einzelnen Vorstellungen nur bis zu diesen abgestuften Klarheitsgraden. Drittens: Jedes andere Glied ist bezüglich der ihm vorangehenden ein letztes, und bezüglich der folgenden ein erstes Glied, und wirkt diesem gemäss. — Es ergibt sich also das Resultat, dass die Vorstellungen *a*, *b*, *c*, *d*, *e* vom Anfangsgliede aus angeregt eine Reihe, vom letzten aus angeregt einen Knäuel bilden.

Anmerkung. Der Anschaulichkeit wegen ist hier, wie bereits bisweilen im Vorhergehenden, statt „der Stärke der Vorstellungen" der „Klarheitsgrad", und statt der „abnehmenden oder gleich-

bleibenden Schnelligkeit" mit Rücksicht auf das Eintreffen in die vollen Klarheitsgrade „nacheinander und gleichzeitig" gebraucht worden. Dass in Wirklichkeit der Vorgang nie so einfach ablaufe, versteht sich von selbst. (Vergl. zu dem Ganzen: Herbart, Psych. als Wissensch. §. 100. Lehrb. zur Psych. 29. Schilling, Lehrb. der Psych. Leipz. 1851. §. 31. Aristoteles drückt sich in einer bekannten Stelle über die Reihenreproduktion richtig aus: *ὡς γὰρ ἔχουσι τὰ πράγματα πρὸς ἄλληλα τῷ ἐφεξῆς, οὕτω καὶ αἱ κινήσεις· καί ἐστιν εὐμνημόνευτα ὅσα τάξιν τινὰ ἔχει, ὥσπερ τὰ μαθήματα. de mem.* 2, *ed. Par. Didot* 1854. *p.* 497.) Der Schluss des Paragraphen führt zur Evolution der Reihe. Alle Vorstellungen sind gleichsam zu einem Knäuel eingewickelt; aber sie entwickeln sich alsbald, und aus dem Knäuel wird die Reihe. Nehmen wir somit als vierten Fall noch an, dass alle Glieder der Reihe gleichzeitig frei werden, so folgt, dass alle gleichförmig, also als Knäuel, zu steigen beginnen. Aber gleichwohl hört diese Gleichförmigkeit des Steigens bald auf; denn die erwachende Wechselwirkung der steigenden Vorstellungen hebt die Gleichförmigkeit des Steigens auf. Jede einzelne Vorstellung ist nämlich allen andern eine Hülfe, und wirkt auf sie nach den obigen Gesetzen. Es erhält nun wohl jede einzelne von allen andern eine Förderung; aber nur die Förderungen der nachfolgenden Glieder heben das Glied gleich im ersten Momente, und das erste Glied erhält nicht mehr, aber schnellere Hülfen, als das letzte, und mit der Hebung des *a* entwickelt sich der Knäuel. Wirkliche Verwirrung wäre somit nur dann, wenn mehrere Glieder der Reihe gleichzeitig reproduzirt, und die Reihe somit gleichzeitig in verschiedenen Punkten angeregt würde.

§. 69. Zusätze. Erweiterung der Reihenform. Schnelligkeit des Ablaufes, rekurrende Reihen, Schwankungen in den Reihenproduktionen, Sprünge.

Man sieht leicht, dass hierbei Alles auf die regelmässige Abstufung der Reste ankommt. Diese stellt sich nun wohl am Einfachsten bei successiv eintretenden Vorstellungen ein, kann aber auch bei gleichzeitigen Vorstellungen in Folge gradweiser Hemmung vorkommen. Die gradweise Hemmung aber setzt gradweise Gegensätze voraus. Wo also eine Mehrheit von Vorstellungen vorliegt, die (bei gleicher Stärke) abgestufte Gegensatzgrade enthalten, verschmelzen die Vorstellungen in Innigkeitsgraden, die den abgestuften Gegensätzen angemessen sind, und der Vorstellungsinbegriff nimmt, entsprechend angeregt, die Reihenform an. So stellen sich uns die verschiedenen Farbenqualitäten ganz mechanisch in eine Reihe, ohne dass sie vielleicht jemals gerade in dieser Weise aufeinander folgend wahrgenommen worden wären. Begriffe von regelmässig

steigendem Gegensatz ordnen sich zu einer Reihe, unabhängig von der Ordnung, in der sie aufgefunden worden sind. Eben darum bilden auch Geruch- und Geschmacks-Empfindungen, denen die feine Gliederung des Gegensatzes abgeht (bei dem Menschen wenigstens), keine oder nur fragmentarische Reihen. Schon in dieser Beziehung erweitert sich die Bedeutung des vorigen Paragraphen. Mit Beziehung auf diese Reihen erhält die einzelne Empfindung erst ihre Höhe und Tiefe, und es hängt diese somit von dem Inhalte ab. Bezüglich der Empfindungsklassen, bei denen es zu keiner Reihenbildung kommt, kann also auch von Höhe und Tiefe nicht die Rede sein. — Die Schnelligkeit des Ablaufens der Reihe hängt von der Innigkeit der gliederweisen Verschmelzung, und daher weiter von der Wiederholung ab. Bei längeren Reihen sind die ersten Glieder bereits verdunkelt, da die letzten eintreten; daher diese mit jenen nicht mehr verschmelzen. Alsdann wird die Reihe nicht mehr durch das Anfangsglied beherrscht; was ein offenbarer Uebelstand ist, dem zu entgehen, man gewöhnlich vorzieht, die längere Reihe in kürzere umzusetzen. — Ein Gegenstück dazu ist jene Reihenform, in der das letzte Glied wieder mit dem ersten verschmolzen ist, so dass die Reproduktion unaufhörlich im Kreise herumgeht. Kommt zu dieser Form noch die räumliche Auffassung, so erhalten wir die Vorstellungsweise dessen, was man Rund im weiten Sinne nennt; stellt sich die Reihe hingegen als Zeitreihe heraus, so entsteht in Folge des immer neu aufgenommenen Ablaufens derselben eine Art von Affekt, der am Besten als Schwindel bezeichnet wird, und die in sich zurückkehrende Kreislinie wird zum Symbol der Ewigkeit. — Jedes Glied ist unmittelbar nach seiner Reproduktion einem eigentümlichen Sinken preisgegeben, indem das gehobene Glied sogleich auf alle übrigen Glieder zurückwirkt, und seinerseits wieder durch den Druck der in diesen liegenden Gegensätze zum Zurückweichen gebracht wird, in welches es nun die mitverschmolzenen Glieder in bestimmtem Verhältnisse verwickelt. — Wird ein Glied nicht mit ganzer, sondern nur mit theilweiser Stärke reproducirt, so wirkt es auch nur bis zu diesem Grade; wodurch nicht blos die früheren, sondern auch alle jene späteren Glieder gleichzeitig reproducirt werden, deren Verschmelzungspunkte über dem gegenwärtigen Stärkegrade der Vorstellungen liegen, und die Reihe wird theilweise involvirt wiederkehren. — Endlich kön-

nen verschiedene Umstände Sprünge in dem Ablaufe der Reihe herbeiführen, und sie dadurch verderben, und es ist leicht abzuleiten, dass jene Glieder am Leichtesten ausfallen werden, die ursprünglich die schwächsten, oder die am Mindesten verschmolzenen waren, oder für welche gegenwärtig die meisten Gegensätze vorhanden sind. Vergl. zu dem Ganzen: Herbart, Briefe über die Anwendung der Psych. auf die Pädagog. (Kleinere Schr. II, p. 625.)

§. 70. Anwendung. Fortschritte der Bildung. Innigkeit der Reihen, Vortheile und Nachtheile der Reihenreproduktion.

Durch das Eintreten der Vorstellungen in die Form der Reihe erhält jenes Vorstellungsverhältniss, das wir §. 48 mit dem Namen der Bildung bezeichneten, eine weitere Ausdehnung. Der Fortschritt der Bildung führt überall zur Herstellung fester, ausgebreiteter Reihen; und abermals tritt die Begünstigung menschlicher Entwicklung deutlich hervor, die, unbeschadet ihrer Allseitigkeit, doch sich vorzüglich auf jene Klasse von Sinnesempfindungen stützt, welche vor allen andern durch ihre fein gegliederten Gegensatzgrade zum Eingehen in die Reihenform geeignet sind. Durch die Reihe und in ihr „lernt das Einzelne warten"; es wird zugleich Besonnenheit und Umsicht möglich, d. h. es wird das Bewusstsein vor Ueberfüllung bewahrt, und doch wird gleichzeitig seine Enge erweitert. Die Vorstellungsreihe gleicht der organischen Faser, die in ihren verschiedenen Punkten eine verschiedene Reizbarkeit besitzt. Je inniger die Glieder der Reihe zusammen hängen, um so mehr verliert diese den Charakter der Reihe, und alsdann stört die Zudringlichkeit der folgenden Glieder das entschiedene Beharren des vorausgegangenen. (Mechanisches Memoriren.) So drängt die Gewohnheit mit einer Gewalt, die sich, gleich der des fliessenden Wassers, erst da ganz verräth, wo der Ablauf gehindert ist. Erst die Störung lehrt uns die Innigkeit der Reihe erkennen. Die Umgebung, mit welcher der Mensch durch Reihen nach allen Richtungen hin verschmilzt, wird für ihn seine Welt, und aus ihr gerissen fühlt er sich in allen Richtungen gleichsam blos und wund. Der Naturmensch geht darüber wohl selbst zu Grunde. Köpfe mit klaren Vorstellungen und der Gewohnheit des Vergleichens und Verwebens sind zu allseitigen Reihenbildungen besonders geneigt; bestimmt dabei Temperament, Lebensweise und Beschäftigung eine langsamere Vorstellungsbewegung, so entstehen zähe und starre

Reihenbildungen. Melancholiker, Stubengelehrte, Bureauleute werden leicht Pedanten, und am Leichtesten wohl der Schulmann. Wo die Vorstellungen sich bunt durcheinander drängen, fallen die Reihen minder starr aus, und ihr Ablauf wird minder gebieterisch. — Der Pädagog kennt die Vortheile und Gefahren der Reihenreproduktion gar wohl: der langsam fortschreitende Unterricht gibt die festesten Reihen, und geht dem Staunen aus dem Wege. §. 63. Sprünge sind hier zunächst ebenso zu befürchten, wie sie andererseits, wo es gilt, den mechanischen Abfluss zu brechen, wünschenswerth, ja nothwendig werden. Verschiedene Reihen laufen mit verschiedener Geschwindigkeit ab, und innerhalb derselben Reihe können verschiedene Strecken eine verschiedene Geschwindigkeit enthalten. Ist nun im letzteren Falle eine gewisse Gleichförmigkeit in der Unterbrechung und Wiederkehr des Ablaufens vorhanden, so kommt man zu den Voraussetzungen, aus denen später der Rhythmus zu entwickeln sein wird. Ebenso sei noch des Reimes erwähnt, bei dem der Gleichklang zunächst eine unmittelbare Reproduktion des gleichklingenden Wortes einleitet, dieses aber am Ende einer Reihe steht, und daher die ganze Zeile als einen dunklen Gesammteindruck emporhebt. So wirft der wiederkehrende Reim ein flüchtiges Streiflicht zurück in die bereits aufgelaufene Reihe. Dass endlich die Involution und Evolution der Sitz mannigfacher Gefühle der Lust und Unlust werde, lässt sich schon hier erkennen. (Lust am behaglichen Erzählen und Verfolgen der Erzählung, Unlust bei plötzlicher Unterbrechung u. s. w.)

Anmerkung. Denkt man sich, eine eben ablaufende Reihe stosse in einem Gliede plötzlich auf einen heftigen Gegensatz (etwa auf eine solche Modifikation der Gemeinempfindung, die wie eine Negation alles Vorstellens aufgefasst wird, §. 58), so wird zunächst dieses Glied, dann aber werden auch die noch vorhandenen Reste der vorhergegangenen verdunkelt. Versucht man nun in der Reproduktion die Reihe vom Standpunkte dieses Gliedes aus zu überblicken, so muss es den Anschein haben, als verliefe die Reihe in immer dunklere und dunklere Glieder, je näher sie dem betreffenden Gliede rückte, und als würfe dieses in die Reihe einen Schatten zurück. Befragt man Jemanden, der eine heftige Gehirnerschütterung erlitten hat, um den Vorgang selbst, so wird ihm in der Erinnerung die Reihe der Ereignisse um so dunkler, je mehr sie sich dem unglücklichen Momente annähert, und seine Aussagen werden in dem Maasse unsicher; erst wenn es ihm gelingt, diesen Standpunkt zu verlassen, und die

Reihe von einem frühern Gliede aus abfliessen zu lassen, stellt sich der Zusammenhang wieder her, und selbst dann noch ziemlich unbestimmt, weil den Gliedern die zur Verschmelzung nöthige Zeit abging. (Ein Beispiel s. Allgem. Monatschrift. 1850. p. 129 und Griesinger, am a. O. p. 255.)

§. 71. Verhältniss der Reihen unter einander.

Gleichzeitig neben einander ablaufende Reihen wirken auf einander nach den allgemeinen Gesetzen des vorigen Abschnitts: sie hemmen sich, soweit sie entgegengesetzt sind, und verschmelzen, soweit sie gleich oder heterogen sind. Nur sind bei dieser Hemmung die Hemmungssumme und das Hemmungsverhältniss nicht fest, sondern von Glied zu Glied veränderlich, und eben so die Verschmelzungen nur gliedweise. Gleichzeitige Reihen stehen also einander bald im Wege, bald fördern sie einander; worauf ein grosser Theil der Wirkung des Aesthetischen beruht. Die Muskelempfindungen des den Umriss verfolgenden, oder durch die Fläche hinschweifenden Auges bilden eine Reihe, die mit jener der Gesichtsempfindungen der Farben und ihrer Beleuchtungsgrade gleichzeitig ist; die rhythmische Reihe des Taktes wickelt sich mit der Melodie und mit beiden vielleicht der Text des Liedes gleichzeitig ab. Der Knabe, der laut memorirt, bildet sich zwei heterogene, und darum verschmelzende Reihen, *ut duplici motu juvetur memoria,* wie Quintilian sagt, und beim Hersagen der Lektion fördert die Reihe der gehörten Worte die der innerlichen gelesenen. — Eine Reihe kann selbst wieder aus Reihen bestehen, und der Vortheil dieser Form wurde bereits §. 69 angedeutet. Es kann dies auf doppelte Weise geschehen: entweder läuft von jedem Gliede der gleichsam horizontal gedachten Hauptreihe eine Nebenreihe in vertikaler Richtung ab, oder die Nebenreihen sind zwischen je zwei Glieder der Hauptreihe eingeschoben. In dem ersten Falle repräsentirt jedes Glied der Hauptreihe selbst eine Reihe, die Reproduktion streift nur die Spitzen der letzteren Reihen, und diese kommen entweder gar nicht zur Entfaltung, oder es stockt während ihrer Entfaltung der Fortschritt in der Hauptreihe; im zweiten Falle ist die Reihe gegliedert, und der Fortschritt der Hauptreihe stockt während des Ablaufes der Nebenreihe nur scheinbar. Ein Beispiel des einen Falles sind die synchronistischen Linien im Strome der Völkergeschichten, des andern die Perioden in der ab-

laufenden Weltgeschichte selbst. In der binomischen Formel bilden die Exponenten die beiden Hauptreihen, die Coeffizienten die zwischenliegenden Nebenreihen; zwischen den Taktabschnitten laufen die ausfüllenden Tonreihen fort. — Haben mehrere Reihen ein Glied gemein, so kann man sie als sich durchkreuzend betrachten, und es wickeln sich bei der Reproduktion des gemeinsamen Gliedes die verschiedenen Reihen soweit in successivem Fortschritte ab, als das reproducirte Glied für sie Anfangsglied ist, und treten soweit als gleichzeitiger Gesammteindruck vor, als dasselbe für sie Endglied ist, woraus eine allgemeine Verwirrung entsteht. Der mechanisch Memorirende geräth bei dem Scheidepunkte der Reihen ins Stocken, das aber sogleich gelöst ist, sobald eine der sich durchkreuzenden Reihen eine besondere Hülfe gefunden hat. Dieses Zusammenfallen der Reihen zu hindern, denke man sich zwischen die Reihen von Glied zu Glied abermals Reihen eingeschoben, wodurch man Reihengewebe erhält, in denen Reihen mit Reihen durch Reihen zusammenhängen. Die Reihengewebe sind die höchsten Complikationen der Reihenreproduktion und das Werk der am Weitesten fortgeschrittenen Bildung. Die Begriffe und Sätze jeder Wissenschaft und weiterhin die Wissenschaften unter sich bilden derlei mehr oder weniger verzweigte und abgegrenzte Gewebe. Durch diese Form kommt den Vorstellungen höhere Regsamkeit zu, d. h. es wird der einzelnen Vorstellung ermöglicht, rasch und häufig reproduzirt zu werden, und selbst weithin reproducirend zu wirken (ihre passive und aktive Reproduktionsfähigkeit wird erhöht). Für den Gebildeten hat jede Vorstellung ihre Stelle im grossen Ganzen: keine drängt sich vor, und keine bleibt beziehungslos; jeder ist ihr Kommen und Gehen angewiesen. Heftige Stösse werden verhütet; das Ganze hebt und senkt sich gleichförmiger. §. 55. Vollendete Bildung ist eine Schutzwehr gegen die Einbrüche und Ausbrüche momentaner und vereinzelter Bewegung; sie verflacht die Bewegung, breitet sie aber dafür aus (ist dem Affekt ungünstig, befördert aber die Leidenschaft).

C. Verhältniss der Reproduktion zu der Empfindung.

§. 72. Reproduktion und Empfindung im Allgemeinen.

Die Reproduktion setzt überall ein Empfinden voraus; jene ist der abgeleitete, dieses der ursprüngliche Zustand. Allein sieht

man von diesem, nur für die Theorie vorhandenen, Unterschiede ab, so hat man die Thatsache vor sich, dass der Mensch in fast allen Augenblicken seines wachen Lebens wohl anzugeben im Stande ist, ob eine bestimmte Vorstellung eine Empfindung oder eine reproducirte Vorstellung sei. Jene pflegt er als ein Wirkliches dieser, als einer blossen Einbildung, entgegenzusetzen. Es frägt sich nun, welchen Ausgangspunkt für diese Trennung das Urtheil in dem Gegebenen vorfindet. Am Einfachsten scheint es, denselben in den Gegensatz der Richtungen zu setzen, in welchen die Vorstellung dem Bewusstsein zukommt: die Empfindung kommt von Aussen, die reproducirte Vorstellung von Innen. Aber das Bewusstsein weiss nichts von den Richtungen und Wegen, die aus dem Unbewussten in das Bewusste führen. Man versucht also den Inhalt der Vorstellungen zum Unterscheidungsgrunde zu nehmen. Aber die reproducirte Vorstellung hat keinen andern Inhalt, als die Empfindung, ja sie ist mit dieser eine und dieselbe Vorstellung, §. 61; die Reproduktion drückt der Qualität der Vorstellungen kein besonderes Merkmal auf. Consequent verfolgt man also die Verschiedenheit beider in ihre quantitativen Verhältnisse und die davon abhängigen Klarheitsgrade. Dass das reproducirte Vorstellen nie die Höhe des ursprünglichen erreiche, ist nun zwar in den §§. 62 u. 65 allgemein gezeigt worden; allein die Entfernung beider wird unter Umständen eine unendlich geringe, hört also auf, für die Selbstbeobachtung vorhanden zu sein. Die Vergleichung der Stärkegrade im Allgemeinen langt darum nicht aus, weil wir schwächere Empfindungen von stärkeren Reproduktionen wohl unterscheiden. Ferner ist es wohl wahr, dass die Empfindung sogleich mit einer gewissen Stärke auftritt, und sich bei Fortdauer des Reizes auf einer gewissen Höhe behauptet, während die reproducirte Vorstellung erst allmählig zu einer gewissen Klarheit kommt, und auf dieser Höhe nur kurze Zeit verweilt (also nicht die Zudringlichkeit der Empfindung besitzt); aber es bedarf keines Eingehens, zu zeigen, dass auch dieser Unterschied kein fester, allgemeiner sei; denn es ist nicht einzusehen, warum selbst die vollkommenste Erinnerung an ein bestimmtes Dreieck nothwendig minder klar bleiben müsse, als eine vielleicht nur flüchtige Wahrnehmung desselben. Würden blos die Stärkeverhältnisse entscheiden, so müssten Verwechslungen beider ungleich häufiger vorkommen. Man nimmt nun

schliesslich seine Zuflucht zu der wechselseitigen Controlle der Sinne unter sich. Empfindungen entstehen selten isolirt, sondern meist in Gruppen heterogener Bestandtheile (§. 35); tritt nun eine Theilvorstellung der Gesammtvorstellung in das Bewusstsein, so fragen wir nach der andern, und bleibt diese aus, so bestimmt uns dies, die Vorstellung selbst für reproducirt zu halten. Mir ist, als hörte ich die Stimme eines Verstorbenen; aber der Versuch, gleichzeitig seine Gestalt zu erblicken, seinen Leib zu betasten, misslingt, und daher war die Gehörempfindung blosse Einbildung. Allein eben dieses Beispiel zeigt das Unsichere der ganzen Behauptung. Denn erstlich schiebt sie die Frage nur um eine Instanz weiter, da sie unbestimmt lässt, woran wir an der controllirenden Theilvorstellung erkennen, ob sie blosse Erwartung, d. h. blos reproducirte Vorstellung, oder schon wirklich eingetretene Empfindungen seien (wenn ich mir die nahende Gestalt des Verstorbenen einbilde, so wird mir bald so sein, als ob ich seine Stimme hörte, woher weiss ich, das Letzteres blos Erwartung und nicht Empfindung sei?); zweitens, führen wir sehr häufig, ohne dass eine Controlle der Sinne möglich wäre, oder ohne dass sie im Mindesten versucht würde, die genannte Unterscheidung mit voller Bestimmtheit durch (z. B. selbst im Dunkeln unterscheide ich wohl die blos reproducirte Tastempfindung von der wirklichen); und drittens bleibt unerledigt, welcher Umstand uns eben bewegen soll, rücksichtlich einer Vorstellung die Controlle unserer Sinne anzurufen. Somit gibt auch diese Ansicht keinen festen Anhaltungspunkt, und doch muss ein solcher, wenn auch kein absolut verlässlicher, vorhanden sein; denn wir sehen, dass der Dichter das Bild seines Helden, der Geometer die mathematische Figur sehr klar vor sich hat, und selbst bei Verzichtleistung auf die Controlle durch die Sinne doch keinen Augenblick über den Ursprung dieser Vorstellung im Zweifel ist.

Anmerkung. Reproduktion und Empfindung mischen sich bunt durch einander, und beide Thätigkeiten greifen mannigfach in einander ein. Gleichzeitige Empfindungen und reproducirte Vorstellungen hemmen einander, und verschmelzen unter sich. Die Menge, Mannigfaltigkeit, Schnelligkeit und der Inhalt der reproducirten Vorstellungen hängt von den Empfindungen ab. Die auffallendsten Beispiele bietet die Ethnographie in dem Zusammenhange des Reproduktionskreises der Völker mit deren Empfindungskreisen.

§. 73. Lebhaftigkeit der Vorstellungen.

Da die Unterscheidung der Empfindung von der reproducirten Vorstellung weder im Inhalte noch in der Stärke der Vorstellungen begründet ist, so kann sie nur von der den Vorstellungen beigegebenen Begleitung ausgehen, und das Vorhandensein oder der Mangel dieser wird zum Entscheidungsgrund dienen. Fast alle nur etwas stärkeren Sinnesempfindungen sind nämlich mit der Körperempfindung eines bestimmten organischen Ergriffenseins verbunden (§. 34), die sich theils aus gewissen dunklen Muskelempfindungen der während des Empfindens vorgenommenen Bewegungen (häufig blossen Reflexbewegungen), theils aus Irradiationen des Reizes von sensoriellen auf sensitive Nervenfasern zusammensetzt. (So führt das Schauen nicht blos zu Gesichtsempfindungen, sondern auch zu den feinen Empfindungen der verschiedenen Bewegungen des Auges und zu den leisen Schmerzempfindungen, deren physiologische Vertheilung auf die Nerven des Auges noch zweifelhaft ist.) Diese begleitende Empfindungsgruppe ist das, was die Lebhaftigkeit der Empfindung ausmacht, indem sie der objektiven Empfindungsqualität eine innigere ihr anhaftende Beziehung zu dem Leibe und dessen Lebensprozesse beilegt. Bei der Reproduktion der Vorstellung selbst wird nun diese anhaftende Beziehung zwar (mittelbar) auch reproducirt, aber die Reproduktion gestaltet sich für sie höchst ungünstig. Für das Erste finden derlei Körperempfindungen in der Gemeinempfindung einen stets vorhandenen, schwer zu bewältigenden Gegensatz, wobei der Empfindung des organischen Ergriffenseins noch der Uebelstand im Wege ist, dass sie eigentlich ein Inbegriff zahlreicher schwacher Empfindungen ist. Zweitens kommt diesen Empfindungen der reproducirende Einfluss der Willkühr fast gar nicht zu Statten, weil sie ihrer Dunkelheit wegen dem Wollen keinen festen Angriffspunkt zu gewährem im Stande sind (wie denn auch schon bei dem willkührlichen Beobachten der Sinnesempfindung die Empfindung des organischen Ergriffenseins meistens zurückgedrängt wird). Drittens: enthält selbst die unwillkührliche Reproduktion einer Gruppe dunkler unter sich entgegengesetzter Empfindungen die Schwierigkeit, dass mit dem Steigen der einzelnen Elemente sogleich eine gegenseitige Nöthigung zum Sinken sich herausstellt (§. 62); je dunkler und je betonter die Empfindungen, desto schlechter gelingt ihre Reproduktion. Schmerzhafte Körper-

empfindungen können als solche fast gar nicht reproducirt werden; die Erinnerung an den heftigsten körperlichen Schmerz ist etwas verschwindend Geringes gegen die eben vorhandene Empfindung des Nadelstiches (s. Lotze am a. O. p. 477 und Stiedenroth am a. O. II, p. 9), und dem Gesunden ist es fast unmöglich, sich in die Empfindungen seiner Krankheit zurückzuversetzen. Das Resultat ist somit dieses: dass bei Reproduktionen der Sinnesempfindungen meist die begleitende Körperempfindung des organischen Ergriffenseins abgeschnitten wird, und dadurch erstere ihre Lebendigkeit einbüsst. Diesen Umstand (und nicht sowohl die Klarheit der reproducirten Vorstellung) nimmt unser Urtheil zum Ausgangspunkt bei seiner Aussage über den Ursprung einer bestimmten Vorstellung. Wo sich daher die Schätzung des Lebhaftigkeitsgrades noch gar nicht eingestellt hat, oder wo auch die Reproduktion der Empfindung des organischen Ergriffenseins eintritt, da hört die Unterscheidung auf, und die reproducirte Vorstellung wird als Empfindung genommen. Letzteres geschieht, wenn die Reproduktion der Sinnesempfindung der Art begünstigt wird, dass die Vorstellung besonders hoch emporsteigt, wodurch ihre Hülfeleistung der verdunkelten Körperempfindung gegenüber besonders zunimmt, z. B. bei heftigen Affekten (und insofern hängt die Lebhaftigkeit der Vorstellung von deren Stärke ab), oder wenn beide Empfindungen besonders innig verschmolzen sind, (aus diesem Grunde ist z. B. die blosse Vorstellung des Blitzes schon besonders lebhaft), oder wenn eine Umstimmung der Gemeinempfindung die Reproduktion der betreffenden Körperempfindung begünstigt (stabiles Unvermögen bei manchen Seelenstörungen, Empfindungen und Reproduktionen zu unterscheiden). Will man einer Reproduktion besondere Lebhaftigkeit verschaffen, so leitet man willkührliche Bewegungen in dem betreffenden Organe selbst ein, die dann zurückwirkend in uns die Empfindung des organischen Ergriffenseins erzeugen. So ziehen wir auf der einfarbigen Fläche vor uns mit dem Blicke die Umrisse eines vorgestellten Dreieckkes, und glauben am Ende selbst, ein wirkliches Dreieck vor uns zu haben; so begleiten wir die Vorstellung eines Wortes mit leisen Bewegungen der Stimmorgane, und gerathen zuletzt in Zweifel, ob wir es (abgesehen von der Gehörempfindung) wirklich ausgesprochen, oder blos vorgestellt haben; der Flötenspieler, der auf

einem Stäbchen die verschiedenen Bewegungen seines Spieles nachahmt, kann sogar leicht in Versuchung kommen, die blos vorgestellten Töne wirklich zu hören. (s. Bottex, Täuschungen des Bewusstseins, übersetzt von Droste. Osnabr. 1838. p. XX.) Heftige Gemüthsbewegung, Einsamkeit, Dunkelheit, körperliches Leiden können derlei Verwechslungen begünstigen, ja selbst für eine Zeit herrschend erhalten. Aeltere Psychologen setzten hierein etwas voreilig schon das Wesen des Wahnsinns (Hofbauer). Dass endlich die reproducirte Empfindung des organischen Ergriffenseins selbst wieder eine Bewegung des Leibes zur Folge haben werde, ist aus §. 38 leicht abzuleiten.

Anmerkung. Neben dieser psychologischen Erklärung der Lebhaftigkeit der reproducirten Vorstellung könnte man sich eine physiologische Erklärung in der Weise denken, dass die reproducirte Sinnesempfindung wie ein centraler Reiz den Sinnesnerven in Thätigkeit versetze, sich als solcher auf dessen peripherisches Ende übertrage, und von dort aus, indem er auf die sensitive oder motorische Faser irradiirte, wieder auf das Bewusstsein zurückwirke. Diese Erklärung ist aber keine der unsrigen widerstreitende, vielmehr erkennt man leicht, dass der angegebene physiologische Vorgang mit dem von uns beschriebenen psychologischen von gleichen Voraussetzungen ausgeht, auf gleiche Hindernisse stösst, und nach demselben Ziele strebt. Die Folge wird die Gleichberechtigung beider Erklärungsweisen ganz allgemein nachweisen. — Die reproducirte Empfindung ist durchaus nicht mit dem zu verwechseln, was man Bild der Empfindung, oder wohl unzweckmässig Vorstellung der Empfindung zu nennen pflegt. Eine Empfindung nachahmen oder abbilden, heisst, gewisse (physische oder psychische) Aeusserungen der Empfindung festhalten, und von ihnen aus die Reproduktion der damit verbundenen Empfindungen einleiten. Diese Copie der fremden Empfindung geschieht immer nur durch einen grösseren und dunklen Complex eigener Empfindungen, und sie kommt meist nicht über die ersten Versuche der Reproduktion hinaus. Wir stellen uns somit die fremde Empfindung nicht als eine umgrenzte Vorstellung, sondern vielmehr als einen Gesammtzustand mehr oder weniger allgemeiner Ergriffenheit, nicht als einen Inhalt an sich, sondern durch ihre Wirksamkeit vor. (Den Schrecken über einen bestimmten Schmerz, den Aufruhr in uns, die innere Flucht der Vorstellungen, die gänzliche Hingabe an ihn können wir besser reproduciren, als den eigentlichen Inhalt und Ton des Schmerzes selbst.) Der Kranke hat den Schmerz selbst, der Arzt das Bild des Schmerzes, und auch der Genesene wird, unfähig, den Schmerz selbst zu reproduciren, sich mit dem Bilde desselben gern zufriedenstellen. (s. Lotze, am a. O. 403—5). —

Abnormitäten der Gemeinempfindung erleichtern das Zustandekommen der Reproduktion (lebhafte Reproduktion des Trunkenen), oder erschweren sie vollends (Klagen der Melancholischen und Hypochondrischen über die fremdartige Beziehungslosigkeit ihres von keinen Empfindungen begleiteten Gedankenverlaufes, §. 38. s. auch Lotze am a. O. 412, 413 u. 437.); oder sie verwirren die Reproduktion der Art, dass ganz andere, unzugehörige Empfindungen wie eine störende Resonanz mittönen (bei gewissen Lähmungen).

§. 74. Sinnestäuschung im Allgemeinen.

Die Verwechslung der Reproduktion mit der Empfindung führt zu der Sinnestäuschung. Zwar dass der Sinn als solcher nicht täuschen könne, hat bereits Kant in einer berühmten Stelle gezeigt. (Anthr. §. 10.) Im Inhalte der Empfindung ist kein Irrthum möglich, d. h., wenn wir eines bestimmten Empfindungsinhaltes bewusst werden, so ist es gewiss, dass wir die bestimmte Vorstellung haben, und genau so haben, wie wir uns derselben bewusst werden; denn so lange wir nichts Anderes aussagen, sagen wir blos eine Identität und also eigentlich gar nichts aus. Wird nun gleichwohl bei der Empfindung von Täuschung gesprochen, so kann diese nicht in der Empfindung selbst, sondern sie muss in den Urtheilen liegen, die sich an die Empfindung anschliessen, und die, von der Grundlage des Empfindungsinhaltes ausgehend, etwas von ihm Verschiedenes hinzufügen. Diese Ueberschreitung der Empfindung und somit die Möglichkeit des Irrthums kann eine doppelte sein: entweder wir knüpfen an die bestimmte Empfindung einen jener Gedanken an, welche die Kategorien unseres sinnlichen Auffassens ausmachen, und statt zu sagen: ich bin mir des Empfindungsinhaltes *a* bewusst, sage ich: *a* ist eine wahrgenommene Eigenschaft oder ein wahrgenommenes Verhältniss; — oder wir nehmen den Lebendigkeitsgrad zum Ausgangspunkt des Urtheils, und sagen: die Vorstellung *a* ist eine Empfindung und keine Reproduktion. Wenn mein am Roth gesättigtes Auge nun im Weiss Grün sieht, und ich blos aussage, ich habe die Empfindung Grün, so bin ich von jeder Täuschung frei; wohl aber verfalle ich in dieselbe, sobald ich sage: dort jenes Dreieck ist grün. Wenn der Wahnsinnige blos sagen könnte, er habe die Vorstellung eines ihn verhöhnenden Dämons, wäre er im unangefochtenen Rechte; darin aber, dass er dessen Stimme wirklich zu hören aussagt, überschreitet er dasselbe. Beiderlei Urtheile nehmen in

der Sprache des gewöhnlichen Lebens noch dadurch eine andere Ausdrucksweise an, dass wir der Empfindung überall Aussendinge unterschieben, und, statt von jener, von diesen sprechen (§. 35). Darum spricht man sich im ersten Falle dahin aus: der Gegenstand dort hat die Eigenschaft oder das Verhältniss *a* (hat diese oder jene Farbe, Grösse, Bewegung, Entfernung u. s. w.), im zweiten: dort ist dieses oder jenes Ding („dort weiset mir der blutige Dolch den Weg"). So weit nun in diesen Urtheilen geirrt wird, so weit liegt eine Sinnestäuschung vor, und zwar im ersten Falle eine Illusion (Sinnestrug), im zweiten eine Hallucination (Sinnesvorspiegelung). Die Illusion legt einer wirklichen Empfindung unangemessene Prädikate bei; die Hallucination legt einer Vorstellung das unangemessene Prädikat „Empfindung" bei. In jener täuscht eine Eigentümlichkeit während des Empfindens über das vermeintlich Empfundene (z. B. die schnelle Bewegung über die Gestalt, die getrübte Beleuchtung über die Entfernung); in dieser täuscht eine Eigentümlichkeit der Reproduktion über die Auffassung der reproducirten Vorstellung. Darum sagt man gewöhnlich, die Illusion gehe von einem Aussendinge aus, die Hallucination von keinem. Die Illusion irrt in dem Wie und dem Was der Beziehungen einer wirklichen Empfindung, die Hallucination in dem Dass des Entstandenseins der Empfindung. Die Grenzlinie ist hier in keiner Richtung scharf trennend: eine, wie man sagt, „richtige, objektive" Empfindung kann bei ihrer Fortdauer in Sinnestäuschung übergehen, und diese kann als Illusion anfangen, und als Hallucination endigen (Beispiele beim Anblicke eines Portraits oder des eigenen Bildes im Spiegel. s. Leubuscher, Entstehung der Sinnestäusch. Berl. 1852 p. 47.) Ja man kann sagen, unsere Vorstellungen der Dinge an sich sind Hallucinationen, denn unser psychischer Mechanismus stempelt darin die subjektiven Erregungen zu objektiven Existenzen. Die Dinge, wie wir sie denken, sind blosse Gedankendinge, und stehen als solche nirgends in der Welt. Und wie unser Ding an sich nur Hallucination, so sind unsere Eigenschaften des Dinges nur Illusionen; sie erscheinen nur so, weil wir so sind. Nur soweit die menschliche Auffassung überhaupt berechtigt erscheint, und als richtig zugegeben wird, kommt es ihr zu, von Hallucination und Illusion als trügenden Ausnahmen zu sprechen.

Anmerkung. „Die Sinne betrügen nicht, nicht, weil sie immer richtig urtheilen, sondern weil sie gar nicht urtheilen". Kant. (s. auch die bezeichnenden Stellen bei Aristoteles, insbesondere *de anima. II*, 6, §. 2 *ed. Par. Didot* und *de sens.*, 4). Die Illusion steht der Psychologie fern; ihre Erklärung gehört in die Physik und Physiologie. Ihr reichstes Gebiet ist da, wo ein Organ in einer ausser seiner Gewohnheit liegenden Weise zu fungiren genöthigt wird. (Stereoskop und Pseudoskop). — Gespenstersehen ist mehr Illusion, Geisterseherei mehr Hallucination. — Die hier entwickelte Gegenstellung von Illusion und Hallucination hat im Allgemeinen Esquirol festgestellt; allein ihre blos relative Bedeutung darf nicht, wie häufig geschieht, überschätzt werden. Denn indem wir dem Dinge andere Eigenschaften beilegen, wird es ein anderes, und das neue Ding ist durch keine objektive Empfindung mehr gedeckt: wer in den Spiegel sieht, und darin das Bild eines Verstorbenen erblickt (wie nicht selten bei Maniacis), hat wohl nur die Eigenschaften des Aussendinges verwechselt, aber doch so, dass darüber das Ding selbst ein anderes geworden ist; denn die Dinge sind für uns nur das X hinter der Summe der Eigenschaften. Hierin liegt die psychologische Unsicherheit: von der physiologischen spricht der nächste Paragraph. Gewiss noch minder bezeichnend ist die Erklärung der Hallucination als eines subjektiven, centralen, und der Illusion als eines subjektiven, peripherischen Vorganges.

§. 75. Die Sinnesvorspiegelung insbesondere.

Der Charakter der Hallucination besteht in der Fortsetzung der Gewohnheit, gewisse Vorstellungen ihres psychischen Ursprunges zu entkleiden, und als Dinge in die Aussenwelt zu versetzen. Der Irrthum besteht nur darin, dass, was im Allgemeinen bei Empfindungen anstandslos geübt wurde, nun auch mit reproducirten Vorstellungen vollzogen wird, die freilich zuvor den Schein einer Empfindung angenommen haben müssen. Die Voraussetzung der Hallucination ist somit Lebendigkeit der Reproduktion. Dieser kann auf doppelte Weise entsprochen werden, und dadurch gelangt man zu einer Eintheilung der Hallucination. Der Ursprung kann nämlich entweder ein rein psychischer sein, wie einfach aus §. 73 hervorgeht, oder ein physischer, was etwas verwickelter ist. Zu dem Ende nehmen wir an, dass im Nerven oder im Centralorgane des Nervensystems ein „innerer Reiz" zu Stande komme, ohne dass ihm eine „Veränderung in der Aussenwelt" vorausgegangen wäre (und hierüber s. die Anmerkung); wobei offenbar ist, dass jeder Nerve seine Aussenwelt hat, und diese der Inbegriff der ihm

adäquaten Reize ausmacht. Dass nun ein solcher Reiz, wie jeder andere, zur Seele fortgeleitet als Empfindung percipirt werden müsse, folgt ohne Weiteres, da die Ursprungsstelle der Veränderungsreihe für die psychische Aufnahme ganz gleichgültig ist; und der gewöhnliche Sprachgebrauch ist so weit im Rechte, wenn er diese Art der Empfindungen die „subjektiven“ nennt. Der bisherige Vorgang ergäbe noch keine Hallucination; allein er setzt sich weiter fort. Die so entstandene Empfindung reproducirt die ihr ähnlichen älteren, und es entsteht der freilich ganz unbewusste Versuch, die neue fremdartige Empfindung aus den älteren bekannten irgendwie zu deuten. Die Empfindung muss so gefasst werden, wie der Mensch überhaupt seine Empfindungen fasst, und zu dem Ende muss sie ihren Namen erhalten, und dieser muss den bereits benannten Empfindungen entlehnt werden: die Empfindung wird vertauscht, und hier beginnt die Täuschung. Festgehalten muss vor Allem werden, dass diese Verwechselung nichts Willkührliches, sondern etwas rein Mechanisches, durch die Beschaffenheit der Vorstellungen absolut Bestimmtes sei. Leicht überrascht dabei ein gewisser Schein von Scharfsinn und Phantasie; Beides ist aber hier so wenig zu suchen, als bei dem Instinkte und im Traume, oder bei der Zweckmässigkeit in der Reflexbewegung. So lange der Blutandrang gegen den Sehnerven blos die Vorstellung des Roth und die Affektion des Hörnerven blos die eines unbestimmten Summens zur Folge hat, sind die subjektiven Empfindungen rein gefasst. Aber sobald das Eine als Blutstropfen, das Andere als Glockengeläute vorgestellt wird, ist die Täuschung fertig. Die reproducirte Empfindung fällt mit der subjektiven Empfindung zusammen, und diese überträgt ihre Lebhaftigkeit auf jene. Die eine der beiden Vorstellungen leiht ihren Namen, die andere leihet das Bewusstwerden des organischen Ergriffenseins, und beide existiren für das Bewusstsein nur als untrennbare Einheit. Die wirkliche Empfindung geht in der reproducirten auf, wird von dieser asorbirt, und trägt deren Betonung. „Die Seele übersetzt die Empfindungen in ihr Idiom“ (F e u c h t e r s l e b e n), und darum nimmt dieselbe subjektive Empfindung bei verschiedenen Menschen verschiedene Formen der Hallucination an, und die herrschenden Vorstellungen der Zeit haben hierin einen wohl nachweisbaren Einfluss. Die Hallucination und die Seelenstörung be-

stimmen ihren Inhalt scheinbar wechselseitig, weil in Wirklichkeit beide aus demselben Vorstellungsvorrathe schöpfen. Je mehr sich bei fortdauernder Seelenkrankheit der Vorstellungskreis verengt (Verrücktheit), um so häufiger werden die Hallucinationen; weil mit der Einseitigkeit des Standpunktes die Unsicherheit der Deutung zunimmt. Bisweilen kann das Zusammenfallen der beiden Vorstellungen bis in seine Ursprünge verfolgt werden. Erst stehen beide einander als Subjekt und Prädikat gegenüber. Der Druck ist, wie wenn Etwas auf mir läge; bald verschwindet das „Wie," und es drückt mich ein auf mir Sitzender, und zuletzt ist nur noch der auf mir Sitzende für mich vorhanden, und mein Gedrücktwerden wird als seine Bewegung gedacht. — Hallucinationen physischen Ursprungs kommen da am Häufigsten vor, wo Umstimmungen des Nervensystems zahlreiche und fremdartige Empfindungen veranlassen: in Nervenkrankheiten, während der Trunkenheit und während des Sterbens. Interessant ist dabei, dass gewisse Störungen des Nervenlebens von gewissen Hallucinationen in constanter Weise begleitet sind, während bei andern eine gewisse Zufälligkeit herrscht. Bekannt sind in dieser Beziehung die spezifischen Sinnesvorspiegelungen bei dem Säuferwahnsinn (Ratten, Schlangen, Mäuse im Unterleibe, Cesichtshallucinationen heller, verkleinerter Gegenstände), die aufsteigende Kugel bei Hysterischen, gewisse stereotype Hallucinationen nach dem Genusse der Belladonna, des Daturin u. s. w. Auch eine angeborene Disposition, nicht nur zum Halluciniren überhaupt, sondern auch zn Hallucinationen bestimmter Art, ist nicht selten (das *second sight* in Schottland). Vorübergehende Hallucinationen erregt: der Genuss geistiger und narkotischer Substanzen, grosse Hitze, Kälte, und nach neueren Erfahrungen auch das Ersteigen hoher Berggipfel. Bei Seelenkrankheiten und Seelenstörungen spielen Hallucinationen als Ursachen und als Symptome eine hervorragende Rolle. — Die psychische Entstehung der Hallucination beruht auf der Möglichkeit, dass die reproducirte Vorstellung die Lebhaftigkeit der Empfindung erreiche; und dies kann wieder indirekt durch physische Einflüsse herbeigeführt werden, insofern diese ein allgemeines oder partielles Zurücktreten der Gemeinempfindung zur Folge haben, oder durch rein psychische, wie insbesondere durch heftige Gemüthsbewegungen, die eine Vorstellung zu besonderer Höhe emportreiben. Von beiden war

bereits §. 73 die Rede. Hinzuzufügen ist noch, dass die Plötzlichkeit der Reproduktion, wo gleichsam der mechanische Gang in unbemerkbarer Schnelligkeit abläuft, und die Fremdartigkeit des Reproducirten der von Innen kommenden Vorstellung leicht den Schein eines Veranlasstseins von Aussenher verleihen: der plötzliche Einfall wird gleichsam zugerufen, der seltsame Gedanke scheint sich uns aufzudrängen, und in beiden Fällen steht die Vorstellung scheinbar ausser dem Causalnexus des inneren Lebens. Wie der Affekt momentan seine ganze Bewegung auf wenige Vorstellungen concentrirt, so kann auch eine langsam eingeleitete Durchkreuzung von Vorstellungsreihen einen einzelnen Punkt besonders hervortreiben: lang genährte, weit verzweigte Begierden können plötzlich in Hallucinationen ausbrechen; besonders wo das Begehren auf das Heben einer bestimmten Empfindung gerichtet ist (s. das Beispiel Herberts von Cherbury bei Bottex, am a. O. XXI.). Oefter mag dieses Losbrechen der Begierde im Traume statt finden (Tartinis Teufelssonate.). Bisweilen tritt die Hallucination plötzlich ein; bisweilen hat sie ihre Bildungsgeschichte, in die sich wohl immer somatische Einflüsse einmengen (Fasten, Erschöpfung durch geistige Anstrengung, Enthaltsamkeit von sinnlichen Genüssen.) Darum ist oft der Affekt lange vorüber, ehe die durch ihn bestimmten psychischen Hallucinationen eintreten (Fouquier-Thinville, der öffentliche Ankläger bei dem Revolutions-Tribunal). Ebenso verschwindet die Hallucination mit der Gemüthsbewegung, oder überdauert diese lange hinaus (Paskal, Spinelli); erwirbt sich allseitige Regsamkeit (§. 71), und kehrt wohl selbst periodisch wieder (was immer auf eine somatische Basis hinweist, s. Bottex, am a. O. p. XVII). Die einmal erworbene psychische Hallucination kehrt gern wieder, und Gewohnheit wirkt auch hier fördrned. Der einzelnen Hallucination folgt häufig eine Neigung zum Halluciniren überhaupt, und die Vorspiegelung der Sinne geht in immer weitere Kreise über. (Makbeths besonders lehrreiches Beispiel.) Wer zuerst mit einem Geiste gesprochen hat, spricht bald mit ganzen Heeren von Geistern, und ist zuletzt in allen Geschäften des Lebens von Geistern umringt. Was erst unter innerem Kampfe geschah, geschieht bald mit der Lust voller Hingebung, und was die Gewohnheit bei dem Einen thut, thut bei dem Andern die Nachahmungssucht, und manche Hallucinationen sind epidemisch

geworden (die historische Hallucination). Wenn das Halluciniren fortwährt, nimmt es nicht selten eine systematische Form an, und täuscht dann durch seinen inneren Zusammenhang (vergl. die von Leuret erzählte Geschichte des Bauern Martin). Wo die Phantasie besonders lebhaft und durch Uebung und Disciplin verfügbarer geworden ist, da können Hallucinationen willkührlich eingeleitet werden. Grosse Dichter und Künstler (Göthe, Tasso, Jean Paul, Walter Scott), lebhafte Mathematiker (Cardanus), klare Denker (Spinoza *epist.* 30 an Peter Balling) geben ziemlich zahlreiche Beispiele. Das wusste auch die Schwärmerei aller Zeiten, welche Hallucinationen nach bestimmten Regeln einleitet (*exstase de volonté*), und daraus eine eigne Kunst gebildet hat (*Bona. Traité du discernement des esprits*): — die Kunst der Entzückungen. (Vergl. Fries, Anthr. §. 114). | Merkwürdig ist dabei, dass ein gewisses dumpfes Brüten und Fixiren der sinnlichen Aufmerksamkeit auf einen Punkt, so wie rhythmische, Schwindel erzeugende Bewegungen allgemein als Vorbereitung zu Hallucinationen gelten. Doch ist es übereilt, bei Hallucinationen gleich von Seelenkrankheit zu sprechen, die selbst dann noch nicht nothwendig vorhanden ist, wenn die Hallucinationen für wirklich gehalten werden (obwohl dieser Fall schon der Seelenkrankheit sehr nahe kommt); die Seelenkrankheit geht erst aus der Beziehung hervor, in welche sich die Hallucination zu dem Ich versetzt. (Nikolai's berühmte Hallucinationen.) Ganz gesunde Naturen, wie J. Moser, Cellini und Göthe (Ritt nach Drusenheim) hatten Hallucinationen. Letzterer vermochte das vorgespiegelte Bild zu einer bestimmten regelmässigen Entfaltung zu bringen, der er wie einem heiteren Spiele behaglich zusehen konnte. (Müllers Handb. der Physiol. II, p. 569). — / Von den Sinnen halluciniren Gesicht und Gehör am häufigsten (der Vorrang zwischen ihnen ist streitig, doch scheinen die Gehörhallucinationen bizarrer zu sein), nach ihnen der Geruch. Es ist, als ob die Sinne, die der Mensch am Oeftesten befragte, auch am öftesten irrtümliche Antwort gäben. Neben den klaren Hallucinationen der Sinne stehen die dunklen Hallucinationen des sympathischen Nervensystemes, bei denen das Aussending gleichsam in den Leib hineingerückt wird (Thiere, Flammen im Unterleibe). Zu bemerken ist dabei, dass auch ein bereits der Aussenwelt verschlossener Sinn

noch hallueiniren kann: der Blindgewordene hat noch Gesichtshallucinationen, der Geruchlose Geruchshallucinationen. (Bottex, am a. O. p. 9. Leubuscher, am a. O. p. 32.) Der Ursprung kann hier, so lange der Nerve und sein centraler Apparat nicht ganz atrophisch geworden sind, ein physischer sein; in psychischer Beziehung wirkt die Abschliessung sogar noch fördernd (blinde Dichter). Die Hallucination beschränkt sich entweder nur auf Einen Sinn, oder ist, oder wird allgemeiner. Das Thier ist nicht frei von Hallucinationen, hallucinirt aber weniger, als der Mensch (was Drobisch zu einem Einwurfe benutzte, Emp. Psy. §. 46), weil es mehr bei der Unmittelbarkeit der Empfindung stehen'bleibt, und weniger auslegt und deutet. — Im Traume gehen Illusionen und Hallucinationen durch einander (Leubuscher am a. O. p. 37.): wenn die auf der Brust liegende kalte Hand als Glied einer Marmorstatue geträumt wird, so ist das eine Illusion; wenn in der Stille der Nacht von Sturm und Lärm geträumt wird, eine Hallucination. Die Hallucinationen des Traumes gehen sodann bald von physischen, bald von rein psychischen Anregungen aus, je nachdem der Traum leibliche Zustände symbolisirt, oder die Reproduktion in voller Lebendigkeit einleitet. Auch die vagen Bilder beim Einschlafen (§. 58) sind Hallucinationen, so wie die Gestalten, die der plötzlich Erweckte aus seinem Traume in die Welt des Wachens fortzusetzen pflegt. Die Verwandtschaft von Hallucinationen, Traum und fixer Idee hat neuerdings wieder Maury hervorgehoben (s. auch Fechners Centralblatt. 1853. Nr. 40). Endlich pflegt die im Momente des Sterbens vor sich gehende Auflösung des Leibes zu mannigfachen subjektiven Empfindungen zu führen, die sich sofort in einer Reihe meist heller, freundlicher Hallucinationen, bisweilen mit einem poëtischen Colorit aussprechen (Göthe, Herder, der Arzt Heim).

Anmerkung. Wenn im Paragraphe von physischem und psychischem Ursprung der Hallucinationen gesprochen wurde, so ist das in gewissem Sinne nicht streng zu nehmen; denn die Hallucination ist jedesmal beides: einer rein physischen Hallucination mangelte der Sitz der Täuschung, einer rein psychischen die Lebendigkeit. Wichtiger ist die Ungenauigkeit, die den Unterschied zwischen Illusion und Hallucination auch in physiologischer Beziehung unsicher macht, nämlich die Erklärung der subjektiven Empfindung durch den Wegfall des Aussendinges. Es schwankt hier der Begriff des Aussen-

dinges zwischen dem, was ausser dem Leibe und dem, was ausser dem Nerven liegt, in unbestimmter Weise, und dieser ganze Raum bezeichnet ein zwischen Hallucination und Illusion streitiges Gebiet. Ist ein Fleck auf der Cornea, ist eine Geschwulst, die den Nerven drückt, ist das sichtbar werdende Venengeäste des Auges für den Nerven ein Aussending oder nicht? (Vergl. Leubuscher am a. O. p. 43.). — Lit. Bottex (*sur les hallucinations. Lyon.* 1836), Michea, Maury, J. Müller. (Ueber phantastische Gesichtserscheinungen. Cobl. 1826.) Purkinje, Hagen (Die Sinnestäusch. Leipz. 1837), Leubuscher, Bird, Dietrich (s. Friedreichs Magazin 1831, Heft 17 und 1832 Heft 3). Vergl. zu dem Ganzen Lotze am a. O. §. 34.

§. 76. Verhältniss der Reproduktion der Vorstellungen zu den Thätigkeiten des Organismus.

Alles in diesem Abschnitt Gesagte gilt nicht blos von der Reproduktion der Vorstellungen, sondern lässt sich leicht verallgemeinern, und so auf die Wiederkehr gebundener Zustände in ihre frühere Wirksamkeit übertragen. Am Nächsten liegt hierbei wohl die Anwendung auf das Freiwerden verdunkelter Reize in der Nervenfaser. Freilich wird in diesem Falle nur an die unmittelbare Reproduktion zu denken sein, da der Nerve nur für homogene Reize einer bestimmten Classe empfänglich ist, und selbst innerhalb dieser Grenze wird der immerwährende Stoffwechsel des Organismus die Reproduktion gar mannigfach beschränken. Doch sprechen die Physiologen schon lange von einem Gedächtnisse und wohl auch von einer Einbildungskraft des Nerven, und erklären daraus einzelne auffallende Reproduktionen in abnormen körperlichen Zuständen auf eine ziemlich einfache Weise (z. B. in Delirien). Wird nun der verdunkelte Reiz reproducirt, so erzeugt er, wie jeder andere, eine Vorstellung in der Seele, jener gleich, welche dem ursprünglichen Reize entsprach, und wir erhalten, wie es scheint, eine dritte Art der Reproduktion, die eine besondere Anwendung auf die Theorie der Hallucination verspricht. Allein die Bedingungen, welche die Reproduktion des Reizes im Nerven voraussetzt, fallen genau mit jenen zusammen, unter welchen die Vorstellung im Bewusstsein reproducirt wird. Denn, damit der Reiz frei werde, müssen dessen Gegensätze d. h. die entgegengesetzten, eben vorhandenen Reize und vielleicht selbst eine Beziehung der Stimmung des Nerven gehemmt worden sein; da nun aber der Zustand des Nerven jedesmal durch den Zustand

der Empfindungen in der Seele zum Mindesten innerhalb der Gemeinempfindung repräsentirt ist, so wird der dem Aufkommen des verdunkelten Reizes günstige Zustand des Nerven jedesmal mit einem Zustande der Vorstellungen in der Seele gleichzeitig sein müssen, welcher für die Wiederkehr der Vorstellung vollkommen gleich förderlich ist. Es öffnen sich somit für diese Gruppe von Phänomenen zwei ganz gleichberechtigte Erklärungsweisen: die psychologische und die physiologische. Ja, genau genommen sollten in jedem Falle beide vereinigt werden; denn in dem Momente, in dem die Reproduktion der Vorstellung möglich wird, wird auch die Reproduktion des Reizes möglich, und es herrscht in dieser Beziehung eine Art von prästabilirter Harmonie, die ihren Grund in der Correspondenz der Nerven- und Seelen-Zustände hat. In Wirklichkeit also gehen beide Reproduktionsprozesse gleichzeitig neben einander vor, und nur für die Einleitung der Reproduktion sind die psychischen Verhältnisse der Vorstellungen günstiger, als die physiologischen der Nervenreize. Von Mendelsohn wird erzählt, dass er nach einer Nervenkrankheit in der Stille des Abends alle jene Worte, die ihm des Tages über stärker zugerufen worden waren, noch einmal zu hören wähnte (Bottex am a. O. p. XXI). Hier kann man die begünstigende Geräuschlosigkeit als Veranlassung der unmittelbaren Reproduktion, bald der Reize im Hörnerven, bald der Vorstellungen in der Seele auffassen. Das Bild des durch ein Fernrohr betrachteten Mondes verschwindet, wenn wir in das helle Zimmer zurückkehren; steht aber wieder klar vor uns, wenn wir, dieses verlassend, einen dunklen Gang betreten. Ein ähnliches Beispiel hat Henle mitgetheilt, und Fechner hat eine Zahl derlei interessanter Erscheinungen neuerdings, nach Henle's Vorgang, unter dem Namen des Sinnengedächtnisses zusammengestellt, und deren Verschiedenheit von den blossen Nachbildern des Reizes nachgewiesen (Centralblatt 1853. Nr. 40.). Aber auch hier ist die Bevorzugung der psychischen Anregung zu der Reproduktion von der physischen auffallend; denn ginge das subjektive Bild der Mondscheibe von Reproduktionen der Netzhaut aus, so könnte es, da es ohne Zweifel nicht blos auf Eine, sondern bei unvermeidlichen Verschiebungen auf verschiedene Stellen der reizbaren Fläche gefallen ist, keine so klare, festumgrenzte Erscheinung geben, wie beobachtet wurde. Ent-

fernterer Weise gehört die, schon Aristoteles bekannte, und bereits im vorigen Paragraphe erwähnte Erscheinung hieher, dass, wenn man aus einem Traum schnell erwacht, und die Augen gegen eine Wand wendet, man noch die Traumbilder gleichsam in dem Auge erhaschen kann. (*de insomn.*, 3.) Hier liegt eine jener Partien der Psychologie vor uns, in welcher Materialismus und Spiritualismus ihre gegenseitigen Theorien leicht mit einander austauschen können. (Man vergl. zu dem Ganzen: Hagens Theorie der Hirnbilder. Art. Psychol. in Wagners H. W. B. II, p. 732 und Lotze, Seele und Seelenleb. ebendas. III, p. 270).

Anmerkung. Da der jeweilige Gesammtzustand des Leibes in der Lebens- und Gemein-Empfindung seinen psychischen Abdruck hat, so folgt, dass die somatischen Stimmungen auf die Reproduktion der Vorstellungen hemmend, fördernd und modificirend einwirken, und zwar nicht blos, wie §. 73 bemerkt wurde, auf die Lebhaftigkeit, sondern auch auf die Klarheit, Menge und Mannigfaltigkeit der Produkte, so wie auf die Schnelligkeit und Leichtigkeit des Producirens. Schon ein leichter Katarrh macht das Besinnen trüb und schwerfällig. Gehirnerschütterungen vernichten das Gedächtniss in allgemeiner oder eigentümlich partieller Weise. Die überschnelle oder gestörte Entwicklung der Pubertät drückt die freie Beweglichkeit der Vorstellungen. Damit vergleiche man den Druck, der dem Vorstellungsleben des Thieres aus den ausserordentlichen und tumultuarischen Umwandlungen seines Leibes erwachsen muss. Bei vielen Raupenarten ändert sich selbst der Organismus des Gehirnes; aus dem winzigen schwarzen Würmchen wird binnen vierzehn Tagen die fingerlange, glänzende Seidenraupe. Dazu kommen noch die heftigen periodischen Reizungen und Triebe. Umgekehrt fördert mässige, besonders, wie es scheint, rüttelnde Bewegung des Leibes den Verlauf der Reproduktion. Ich muss gehen, wenn ich denken soll, sagte Rousseau. Aristoteles, der den Dichtern den Rath gibt, heftige Gebehrden vorzunehmen, um sich in Leidenschaft zu versetzen (*Poet.* 17), glaubt, die Seele werde weise durch das Sitzen (*Phys.* 7), und es bleibt merkwürdig, dass die einzige Bildsäule des Vaters der Peripathetiker (im Palast Spada) denselben sitzend darstellt. Xenophon und Göthe waren Lobredner des Reitens; Klopstock besang seine Schlittschuhe; Lenau und Mozart dichteten am Liebsten im Wagen fahrend, (s. auch ein interessantes Citat aus Bricheteau in Friedreichs Ger. Psych. p. 106.). Ein verworrenes Nachtönen des Nervensystemes greift verwirrend in die Reproduktion ein. — Umgekehrt wirkt die Reproduktion der Vorstellungen auf den Leib ein. Von der somatischen Macht der Einbildungskraft war bereits §. 19 die Rede. Plötzliche Reproduktion zahlrei-

cher und entgegengesetzter Vorstellungen kann Ohnmacht erzeugen; träten durch einen Zauberschlag alle verdunkelten Vorstellungen in das Bewusstsein, so wäre wahrscheinlich der Tod die augenblickliche Folge. Schreck, namentlich freudiger, hat schon Manchen getödtet. Leibnitzens unphilosophische Verwandte starb bei der Nachricht der Erbschaft. Die Ahnung des Todes bereitet oft den Tod selbst (Boerhave's bekannter Schüler). Cyrus stummer Sohn erhielt plötzlich die Sprache beim Anblick des Schwertes über dem Haupte seines Vaters. Ein ruhiger, fester Gang der Reproduktion stärkt auch den Leib: klares besonnenes Denken gilt als diätetisches Mittel so gut wie das heitere, leichte Spiel der Vorstellungen. (Kant, Von der Macht des Gemüthes. 4. Aufl. Leipz. 1851.) Ruhe des Gemüthes bewahrt vor Ansteckung (Göthe); der Umgang mit dem Säugling soll bei der Mutter die Milchsekretion vermehren. Kaiser Muley Moluk gebot während der Schlacht dem Tode, zu zögern. Ein Impuls von Innen aus heilt manche Lähmung, die jedem äussern Impuls widerstand. Furcht, Schreck, Schamgefühl, freudige Hoffnung sind bekannte Specifika (Herz, Boerhave): Conring genas von seinem Fieber aus Freude, Meibom zu sprechen. (Vergl. zahlr. Beisp. in den ältern medicinischen Schriften und in der Broschüre: Leben und Tod von R. Leipz. 1850).

Fünfter Abschnitt.

Von den Formen der Sinnlichkeit.

§. 77. Zeit und Raum.

Die Thatsache, die diesem Abschnitte zu Grunde liegt, ist die ganz allgemeine Erfahrung der Beobachtung, dass unsere Vorstellungen die Erscheinungsformen der Zeit und des Raumes annehmen, d. h., dass die Vorstellungen für unser Bewusstsein in die Verhältnisse des Nach- und Neben-Einander einzugehn vermögen. Dieses Phänomen ist ein reines Problem der Psychologie, und wohl zu unterscheiden von der metaphysischen Frage über Zeit und Raum an sich und über deren Verhältniss zu dem Ich und der Materie. — Vor Allem muss wiederholt werden, dass in der Empfindnng selbst Nichts, weder vom Nacheinander noch vom Nebeneinander liege. Denn in der Empfindung liegt nur deren Inhalt; dass aber *A* nach oder neben *B* sei, kann weder in *A* noch in *B* liegen, weil dann in der Empfindung etwas enthalten wäre, was ausser ihr ist. Es

bedarf demnach keines weiteren Eingehens, um ersichtlich zu machen, dass Zeit und Raum nur Formen, nur Verhältnisse zunächst der Empfindungen unter sich bezeichnen. Wie kommt aber die Form zu dem Inhalte hinzu? Am Nächsten liegt es nun wohl, sich diese Formgebung als einen zweiten Akt zu denken, durch den die Seele das Materiale der Empfindung auffasst und aufnimmt, und bekanntlich charakterisirt diese Entgegenstellung von Form und Materie die Ansicht Kant's über Zeit und Raum, welche jedenfalls das Verdienst hat, die Formen der Sinnlichkeit vom Inhalte der Empfindung getrennt zu haben. (Vergl. dazu Fries am a. O. §. 40. Krause am a. O. p. 35 u. 36 und Hagen, Art. Psychol. in W. H. B. II, p. 710.) Allein dieser Gegensatz ist zu weit getrieben; denn wäre die Form von den Vorstellungen selbst durchaus unabhängig und nur etwas von der Seele der Erfahrung Aufgezwungenes, so ist nicht einzusehen, warum bestimmte Vorstellungen nur in einer bestimmten Form erscheinen, warum z. B. die Seele die Tonreihe nur in zeitlicher, die Farbenskala nur in räumlicher Form, und zwar nicht blos im Allgemeinen, sondern jedesmal in ganz bestimmter, specieller Weise anschaue. Hieraus folgt, dass Zeit und Raum zwar nur Formen der Vorstellungen sind, dass aber diese Formen nichts Willkührliches, ausser den Vorstellungen Stehendes, sondern etwas durch die Vorstellungen selbst Bestimmtes sind; und dadurch erhält der frühere Satz eine genauere Formulirung: Zeit und Raum sind keine Qualitäten der Empfindung, gehen aber aus den Empfindungen mit Nothwendigkeit hervor; sie liegen nicht im Inhalte der einzelnen Empfindungen, sind aber eine Form, die sich durch einen nothwendigen Mechanismus überall da einstellt, wo eine Mehrheit von Empfindungen unter bestimmten Voraussetzungen im Bewusstsein in Wechselwirkung getreten ist.

Anmerkung. Kant nannte den Raum die Form des äusseren, die Zeit die des inneren Sinnes. Das Verhältniss der reinen Anschauung zu der Empfindung wurde nun von der Kant'schen Psychologie entweder so gefasst, dass beide auseinander blieben, und Zeit und Raum den rein subjektiven Antheil der Sinnesanschauung im Gegensatze zur Empfindung als dem Objektiven bezeichnen (Fries, am a. O. I, p. 101.), und alsdann müssten diese Anschauungen auch bei einem

Menschen vorhanden sein, der von Geburt aus aller Sinne beraubt wäre — oder man näherte beide Akte einander, so dass die jedesmalige zeitliche und räumliche Auffassung nur das Produkt wäre des Zusammenwirkens der sinnlichen Empfindung und des in Zeit und Raum gestaltenden Vermögens (Tourtual, am a. O. p. 23.). Allein der Grundgedanke ist in zwei Beziehungen ungenau. Warum fallen die Gehör- und Geruchsempfindungen als solche nur unter die Erscheinungsform des inneren Sinnes, da sich doch in ihnen und durch sie das Ding an sich nicht minder ausspricht, als durch die Gesichtsempfindung? Gehör- und Geruchsempfindungen werden durchaus nicht räumlich vorgestellt, wenn ihnen gleich auch in der ausgebildeteren Auffassung eine Beziehung auf den Raum ertheilt wird — warum wendet die Sinnlichkeit den Eindrücken der Organe bald diese, bald jene Seite zu, warum fasst das Gesicht seine Objekte flächenhaft, der Tastsinn körperlich? Die Beantwortung dieser Fragen durch die Hinweisung auf den Begriff des äusseren Sinnes führt zu einer Cirkelerklärung; die Ableitung der Raumanwendung unmittelbar aus der räumlichen Beschaffenheit der Sinnesorgane (Tourtual, am a. O. p. 147.) ist bereits wiederholt zurückgewiesen worden. Andererseits aber bemerke man, dass auch reine Begriffe, also Gegenstände des inneren Sinnes, unter sich in ein Verhältniss der räumlichen Anschauung treten; wie schon die bekannte logische Terminologie beweist, die keineswegs blos bildlich zu nehmen ist. Ja sogar jede Zusammenfassung von Begriffen nimmt für uns nothwendig die Form eines räumlichen Schemas an, wesshalb auch im Paragraphe statt „Empfindung" allgemeiner: „Vorstellung" zu setzen ist. Der Unterschied liegt nur darin, dass wir hinter den räumlich gefassten Empfindungen Existenzen denken, hinter dem räumlichen Schema der logischen Verhältnisse aber nicht. Allein dieser Umstand ist hier gleichgültig, denn er trifft nicht die Auffassungsweise, so weit sie räumlich ist, sondern so weit sie auf Empfindungen beruht oder nicht. Die räumliche Anschauungsweise ist keineswegs auf jene Vorstellungen beschränkt, die von dem Gedanken einer Aussenwelt begleitet werden, sondern ist die ganz allgemeine Eigentümlichkeit einer jeden deutlichen Zusammenfassung innerer Qualitäten, und jener einzelne Fall ist nun „die am Meisten ausgebildete Vorstellung eines Räumlichen, die wir haben." Vergl. Herbart, Psychol. als Wissensch. I, p. 360. Philos. Aphorism. §. 6. (Kleinere Schriften I, p. 475.) Waitz, Lehrb. §. 17. Stiedenroth am a. O. I, S. 241.

A. Von der zeitlichen Auffassung.

§. 78. Die Zeitreiche.

Die Frage nach dem Entstehen des zeitlichen Auffassens der Vorstellungen könnte in so weit als müssig erscheinen, in wie weit

die zeitliche Aufeinanderfolge derselben das zeitliche Auffassen selbst schon ausmachte. Allein successiv Vorstellen heisst noch nicht Successives vorstellen. Blieben die auf einander folgenden Vorstellungen unter sich völlig beziehungslos, so würden sie nie den Schein eines zeitlichen Abflusses annehmen, und eben weil jenes nirgends vorausgesetzt werden darf, kann dieses nirgends ausbleiben. Hierdurch ist nun auch der Ausgangspunkt für die Lösung dieses Problems fest bestimmt, nämlich die Vorstellungsreihe. Denn in der Reihe nehmen die einzelnen Glieder allseitige Beziehungen an, und die Verschmelzung zur Reihe ist das Gegenstück zur Isolirung. Allein die Reihe als solche ist noch nichts Zeitliches. Dazu ist nothwendig, dass man sich des Ablaufens derselben in einer bestimmten Richtung, vom Anfange zum Ende hin als eines Ablaufes bewusst werde. Einer Richtung des Ablaufens wird man sich aber nur dann bewusst, wenn in der Reihe ein Punkt festgehalten wird, in Beziehung auf welchen man sich des Fortschrittes in der Reproduktion der Glieder inne wird. Damit also die Reihe *A B C D E* als Zeitreihe erscheine, muss gleichzeitig *E* festgehalten, und die Reihe von einem Anfangsgliede aus angeregt werden. Durch das Festhalten des *E* ist der Standpunkt gewonnen, zu dem hin die Reihe abläuft, und auf den hin und in den hinein die Reproduktion vorrückt. Durch diese Beziehung auf ein stehendes Ziel erscheinen die successiven Glieder als Successives; und erst der Rückblick in die Reihe gibt ihr eine Richtung, macht ihre Glieder zu einem Nacheinander und sie selbst zu einer Zeitreihe. Jeder Versuch, der ablaufenden Reihe eine andere Richtung zu geben (und hier könnte nur von der entgegengesetzten Richtung die Rede sein), misslingt nothwendig, oder gelingt nur durch eine ganz neue Reihenbildung. Jeder Stillstand in der Reihe gibt sich sogleich als ein erzwungener kund. Dem Schüler ist die Reihe der Könige, deren Namen und Thaten er sich nacheinander einprägte, eine Zeitreihe, und jede Anforderung, diese Richtung der Reproduktion zu ändern, verwirrt ihn. Der Vortragende findet eine Erleichterung darin, den Stoff im Vortrage so gegliedert folgen zu lassen, wie die Gedanken in ihm nach einander entstanden sind. Die Melodie der nach einander gehörten Töne bleibt eine Zeitreihe; aber auch demjenigen, welcher eine Gallerie nur in einer Richtung durchwandert ist, werden sich die Gemälde

derselben, so lange er dem Mechanismus seiner Reproduktion keine Gewalt anthut, nur in der Aufeinanderfolge, also nur als Zeitreihe, darstellen. (Vergl. zu dem Ganzen Schilling am a. O. §. 32 und Stiedenroth am a. O. I, p. 261.)

§. 79. Weitere Ausbildung der Zeitform.

Durch Hemmung der einzelnen Zeitreihen entstehen leere Zeitreihen. Setzt man nämlich mehrere bestimmte Zeitreihen, die bei entgegengesetztem Inhalte doch ein gleiches Quantum von Nacheinander enthalten, als gleichzeitig ablaufend voraus, so wird, der Hemmung wegen, kein einzelnes Glied in besondere Klarheit vortreten können, und blos das Quantum des Ablaufes wird das Bewusstsein ausfüllen. (Von der möglichen Verschiedenheit im Rhythmus der Reihen wird noch einstweilen abgesehen.) So entsteht das Vorstellen einer Zeitreihe von bestimmter Länge, aber unbestimmtem Inhalt, die somit den Namen der leeren rechtfertigt. Das Jahr als blosses Nacheinander von Monaten oder Wochen ist ein Beispiel einer solchen leeren Zeitreihe. Je schärfer abgemessen, und je zahlreicher die einzelnen vollen Zeitreihen (und je gleichförmiger ihr Rhythmus), um so reiner und schärfer tritt die leere Zeitreihe heraus. (Stundenlehrer, Soldaten.) Die scharfe leere Zeitreihe einer Sekunde oder einer Minute haben die wenigsten Menschen. — Ein Gegenstand in der Mitte einer leeren Zeitreihe stehend wird als zeitlicher vorgestellt, d. h. als ein solcher, dem etwas vorausging, und etwas nachfolgte, ohne dieses Etwas irgend wie zu bestimmen. So denken wir uns die einzelnen Persönlichkeiten, die einzelnen Ereignisse im Strome der Geschichte, als bestimmte Bilder, vortretend aus der dunklen Zeitlinie. Diese Vorstellungsweise entsteht, indem die bestimmte Vorstellung (oder Vorstellungsmasse) den Durchkreuzungspunkt voller Zeitreihen abgibt, die, von ihr aus angeregt, sich abwickeln, dabei aber einander gliedweise so hemmen, dass nur der Ablauf selbst zum Bewusstsein kommt, und die bestimmte Vorstellung als in der Mitte einer leeren Zeitreihe stehend erscheint. — Die verschiedenen leeren Zeitreihen können sich blos noch durch ihre Länge und durch ihren Rhythmus unterscheiden. Spinnen sich nun gleichzeitig leere Reihen von verschiedenem Rhythmus ab, so stellt sich ein Gesammtresultat für unser Vorstellen heraus, in welchem sich das Spezifische und Cha-

rakteristische der einzelnen Rhythmen verwischt, und nur der ganz allgemeine dunkle Drang nach weiterem Abfluss übrig bleibt, ein mehr oder weniger reines Vorstellen des blossen Nacheinander — die Vorstellung der Zeit. — Laufen leere Zeitreihen von verschiedener Länge gleichzeitig ab, so wird die kürzere das Maass der längeren, und ein Stück dieser läuft über jene hinaus. Dadurch, dass der Ablauf der leeren Zeitreihe über den Abschnitt der kürzeren hinaus an der längeren leeren Reihe fortschreitet, wird die Abgrenzung der Zeit, diese letzte Determination, verwischt, und so entsteht das Bewusstwerden des durch eine Zeitreihe nicht erschöpften Ganges des Nacheinander; und dieses „Nach", das noch weiter über den Schluss der messenden Zeitreihe hinaus fortdrängt, führt gleichfalls zum Vorstellen der Zeit, welches Vorstellen mit dem durch Abstraktion entstandenen Begriffe der Zeit nicht zu verwechseln ist. Vereinigt man beide Betrachtungen, so nimmt die erste der Zeit jede bestimmte Schnelligkeit; die zweite jede bestimmte Länge des Ablaufes. Dies Vorstellen der reinen Zeit involvirt schon das Merkmal der Unendlichkeit, denn in dem Vorstellen des Nacheinander macht die Setzung je eines Punktes die Setzung eines nächsten nothwendig, und an jede Antwort knüpft sich eine neue Frage.

Anmerkung. Wiewohl im reinen Vorstellen der Zeit schon die Unendlichkeit enthalten ist, so wird man sich deren, d. h. der Ewigkeit, erst dadurch klarer bewusst, dass man dieselbe durch fortgesetztes Messen mit irgend einer leeren Zeitreihe zu erschöpfen versucht — ein Versuch, der jedesmal misslingt, weil nach jeder Messung das zu Messende noch ungemessen da steht. Jede Grenze, die in der Zeitlinie gesetzt wird, ist ein Moment, von dem aus die Zeit auf das Neue abläuft. (s. Stiedenroth am a. O. I, p. 262.) Diese immer neu aufzunehmende, nie beendigte Operation verläuft in ein Gefühl, das am Besten dem Schwindel verglichen wird. (Beisp. in der hebräischen Poesie und in Haller's berühmter Hymne an die Ewigkeit.) Das Symbol dieses unendlichen Fortschrittes ist möglicherweise ein doppeltes; fasst man nämlich bei dem Processe des Messens die zu messende Zeit in das Auge, so wird es die unendliche gerade Linie; hebt man das immer erneuerte Anknüpfen des Endes der leeren Zeitreihe an deren Anfang hervor, so wird es die in sich zurückkehrende Kreislinie (die verschlungene Schlange). s. §. 69. Vielen Völkern ist die Ewigkeit nur der Kreislauf grösserer Zeitperioden. — Das Gesagte führt die Theorie des Rhythmus etwas weiter. Der Rhythmus setzt Gliederung im Ablaufe der Reihe

voraus. §. 70. Es treten in der Reihe Punkte hervor, welche die Verschmelzung auf gewisse Strecken hin beherrschen; von ihnen geht der Ablauf aus: sie werden die Arsis, und zwischen ihnen liegt die Thesis. Was die Hebung ausmacht, ist entweder die längere Dauer oder die stärkere Betonung. Der Verschmelzungsgrad bestimmt die Schnelligkeit, mit welcher die beherrschten Glieder zu ihren höchsten Punkten gehoben werden, und die Regelmässigkeit besteht darin, dass entweder die mehreren Glieder schneller, oder die wenigeren langsamer dahin gebracht werden. So rückt die Reihe zwischen je zwei Hebungen um das gleiche Quantum weiter. Dieses Quantum wird nun zur leeren Zeitreihe, die, fortwährend angeregt, fortwährend abläuft, und indem sie abläuft Erwartungen fordernd ausspricht. Nun kann sich wieder diese Reihe selbst gliedern, und es treten zwischen die Hebungen an den Enden Hebungen zweiten Ranges in die Mitte. Auf die Dauer hin würde der Rhythmus unerträglich, wenn er die Hauptsache wäre. Die Musik wie die Metrik haben mehrfache Mittel, diese Monotonie zu unterbrechen. (Distichon und Nibelungenstrophe.) Die rhythmische Auffassung wird für uns leicht zur Gewohnheit, und für jedes Geräusch wird der Versuch einer rhythmischen Gliederung unternommen. Endlich ist es noch wichtig, dass der Rhythmus im gesprochenen Worte mit dem Rhythmus der Inspiration und Exspiration zusammenstösst, und diesem entweder entspricht (Trochäus), oder widerspricht (Jambus), woraus die Eigentümlichkeit desselben hervorgeht. Vergl. W a i t z, Lehrb. §. 38 und H a r l e s s, Art. Temperament in W a g n e r s H. W. B. III, p. 597.

§. 80. Zusätze. Zeitreihe des Lebens, Erinnerung und Ahnung, allgemeines Werden.

Das Bewusstsein verschiedener auf einander folgender Momente bildet eine Zeitreihe. Denn der Vorstellungsinbegriff, der das Bewusstsein eines Momentes ausmacht, ändert sich von Moment zu Moment hin so, dass der Verschmelzungsgrad mit der Zeitstrecke abnimmt. Zu diesem Gesammtausdruck des Gleichzeitigen gibt die Gemeinempfindung den Grund, auf dem die einzelnen klareren Vorstellungen hervortreten. Jeder folgende Augenblick stört den Zustand des früheren und zwar in dem Maasse, als er Entgegengesetztes bringt. (§. 59.) So wird diese Reihe vom letzten Gliede aus überblickt bis zu der Zeitreihe, die jeder Einzelne d e n G a n g s e i n e s L e b e n s nennt, und die bei Jedem ihren (durch Temperament, Alter, Beschäftigung u. s. w.) bestimmten Rhythmus hat. Diese Reihe ist eine continuirliche, und die Lücken, welche in der Reihe des Lebens durch bewusstlose Momente (wie durh tiefen Schlaf) erzeuget werden, existiren für die Vorstellungsreihe des Lebens gar nicht; denn der Erwachende knüpft seine Vorstellungen genau da wieder

an, wo sie vor der Bewusstlosigkeit abgebrochen wurden. Das letzte Glied dieser Reihe ist für die jeweilige Auffassung derselben die jedesmalige Gegenwart. Sie wird als Standpunkt festgehalten, und erhält zunächst von dem abgelaufenen Leben nur einen dunklen Gesammteindruck, der sich aber sogleich in bestimmte Zeitreihen auflöst, sobald ein Glied der Reihe bestimmter emporgehoben wird. Derlei Rückblicke stellen sich also von selbst überall ein, wo die Gegenwart auf Gegensätze stösst, d. h. wo der Abfluss des Lebens in Stockungen geräth. Taucht aus dem dunklen Gesammteindrucke ein bestimmtes Glied auf, so werden wir uns bewusst, dass zwischen ihm und der Gegenwart eine Zeitreihe liege, und zwar von ihm aus in diese hinein ablaufe: es wird als Vergangenes vorgestellt. So erinnert die Gegenwart an die Vergangenheit, und alle Reproduktionsgesetze, Aehnlichkeit und Contrast insbesondere, spielen dabei ihre Rolle. Aber eben dadurch werden wir uns erst recht der Länge der dazwischen liegenden Zeitreihe selbst bewusst, und dass die Kinder uns alt machen, ist eine bezeichnende Redensart. Tritt uns plötzlich ein Gegenstand entgegen, der mit einer lange vergangenen Epoche unseres Lebens verschmolzen ist, so hebt er unsere ganze seitherige Biographie vor uns empor. (Ein bekannter Anregungspunkt ist der letzte Tag des Jahres, der als Endglied die Reihe des Jahres gleichzeitig hebt, und die Reproduktion des Anfangsgliedes einleitet. s. Drobisch, Emp. Psych. §. 59.) — Ebenso lässt uns die Gegenwart die Zukunft ahnen. Eine Zukunft gibt es für den Menschen nur in so weit, als er sich gewisse Vorstellungen gebildet, und an das Ende einer künstlich bereiteten Zeitreihe gesetzt hat. Regt nun die Gegenwart ein Glied dieser Reihe an, so werden wir uns bewusst, dass von dem Jetzt aus ein mehr oder minder bestimmtes Quantum von Nacheinander ablaufen müsse bis zu jener Vorstellung, die somit, auf die Gegenwart bezogen, über ihr hinausliegt, d. h. als Zukunft erscheint. Zukunft ist nur ein anderer Name für in der Vergangenheit Geschehenes, und darauf beruht, was Aristoteles die επιστήμη ἐλπιστικὴ genannt hat (*de mem.*, 1.). Wo derlei Reihen stark und verwebt sind, geht wohl die Gegenwart in der Zukunft auf, und Köpfe der Art sind häufig zu finden. Ueberhaupt leben wir alle mindestens eben so viel in Vergangenheit und Zukunft, als in der Gegenwart. — So mischt sich in alle unsere inneren Thätigkeiten der Gedanke des allgemei-

nen Abflusses der Zeit, und in so fern alles Einzelne das Bewusstsein der Gegenwart mitbestimmt, wird es in die Zeitreihe mit verflochten, und es steht nichts fest (wodurch somit die Reihenbildung abermals erweitert wird). Auch das Momentane bekommt so seinen Punkt auf der allgemeinen Zeitreihe. Vorstellungen, die sich ohne Beziehung auf den Fortschritt des ganzen Bewusstseins gehemmt hätten, werden nun durch diese selbst aus einander gehalten, und in die Zeitform versetzt. Die Zeit wird immer mehr zum allgemeinen Gesetze, zur Macht ausser uns und über uns. Wie aus den Empfindungen die Dinge werden, so wird aus der Zeit eine Weltordnung. Der Zeitgedanke nimmt dann wohl eine religiöse Wendung, und die Zeit wird zur herrschenden Gottheit.

Anmerkung. Auf der Vorstellung der Zukunft beruht die Erwartung. Wir erwarten etwas dann, wenn in einer Reihe von dem durch die Gegenwart festgehaltenen Gliede andere Glieder als Künftiges ablaufen. Die Gegenwart regt somit fortwährend Erwartungen an, und indem die Zeitreihe des wirklichen Lebens langsam vorschreitet, eilt ihr die Reproduktion fortwährend voran, kehrt zu ihr zurück, und spinnt sich von da ab wieder mit zunehmender Geschwindigkeit weiter. Dieses wachsende Drängen der Reproduktion theilt sich nicht selten dem Organismus mit, und bricht in Instinktbewegungen hervor (Auf- und Abgehen, Spielen mit den Fingern u. s. w.). Die Erwartungen sind mehr oder minder bestimmt, was von der Klarheit der Reproduktion abhängt; sie sind dringend oder geduldig, was zunächst von der Geschwindigkeit der Reproduktion abhängt; sie sind abgegrenzt oder unbestimmt verlaufend, was wieder von den Endgliedern der Reihen abhängt. Bleibt das Erwartete aus, so spannt sich die Erwartung immer mehr. Der Mangel des Gegebenseins in der Gegenwart wirkt wie ein Gegensatz (denn er hält dem zweiten Gliede den Gegensatz des ersten vor), drückt das erwartete Glied herab, und regt dadurch die ganze Reihe zur vollen Kraftentfaltung an. So kann eine dunkle, scheinbar unbedeutende Erwartung mächtig wirken. Der Müller erwacht, wenn die Mühle stehen bleibt, das Kind, wenn das Lied der Wärterin schweigt; Jemand erwachte, da der Pendelschlag der Uhr, an die ein Dieb angestossen hatte, stockte. Ein grosser Theil der ästhetischen Wirkungen beruht auf dieser Spannung der Erwartung (der sich verlangsamende Rhythmus des Feierlichen). Tritt statt der erwarteten eine entgegengesetzte Vorstellung ein, so ist die Erwartung getäuscht, und die eingetretene Vorstellung wird zurückgestossen und verabscheut. So kann an sich Angenehmes dadurch verhasst werden, dass es an einer Stelle steht, wo Anderes erwartet wurde. (Auffallende Beispiele bei Geschmacksempfindungen, die durch die Täuschung der Erwartung scheinbar einen entgegenge-

setzten Ton annehmen.) Das Zuhören des musikalisch Gebildeten ist ein immerwährendes Aufnehmen, Verfolgen, Spannen, Verlieren, Wiederaufnehmen und selbst Getäuschtwerden bestimmter Erwartungen. (Die Fuge und ähnlicherweise die Betrachtung der Arabeske, die Purkinje „Augenmusik“ nannte, das Verfolgen des Fadens oder der Fäden einer Erzählung, der sich abspinnenden Charaktere im Drama und Roman.) Erwartungen greifen oft störend und modificirend in den Verlauf der Empfindungen ein, und verderben nicht selten die Reinheit der Beobachtung und des Experimentes. Wir lesen selten ein Wort wirklich zu Ende, sondern erwarten, und ergänzen die späteren Buchstaben aus den früheren. So gleiten wir über manchen Druckfehler unbemerkt weg. Das Kind, das lesen lernt, kürzt sich durch ein solches Erwarten und Errathen die Mühe des Weiterlesens nicht selten ab. (Drobisch, Emp. Ps. §. 39.)

§. 81. Messen der Zeit.

Wir messen entweder die eben abfliessende, oder eine bereits abgeflossene Zeit. Im ersten Fall wird die Geschwindigkeit des Abfliessens, im zweiten die Länge des Abgeflossenen gemessen, und in beiden Fällen bedienen wir uns eines subjektiven Maassstabes. Was das Abfliessen selbst betrifft, so werden wir uns desselben um so weniger bewusst, je weniger Stockungen eintreten; Stockungen aber treten ein, sobald sich zwischen die Glieder der Reihe unbestimmte und ungelöste Erwartungen einschieben. Das dadurch entstandene peinliche Gefühl der Leere, des Ausbleibens und der Zusammenhanglosigkeit ist die Langeweile. Die Zeit scheint länger zu weilen, indem die Glieder ihrer Reihe durch eingeschaltete leere Zeitreihen aus einander gehalten werden. Die Vorstellung A sinkt auf einen Rest R' herab: was ist in diesem Moment in das Bewusstsein eingetreten? Nichts (zum Mindesten Nichts von Bedeutung). Wir bezeichnen diese leere Stelle durch einen Punkt. A sinkt auf einen noch tieferen Rest R'' herab; abermals nichts Neues, und abermals ein Punkt, u. s. fort bis zum Eintritte des B, das nun von A durch eine leere Zeitreihe getrennt ist, deren jeder Punkt eine unbestimmte und ungelöst gebliebene Erwartung ausdrückt. Dieselbe Rede kann zwei Hörer aus zwei entgegengesetzten Gründen langweilen: den einen, weil sie ihm zu hoch ist, und er ihr nur sprungweise zu folgen vermag; den andern, weil sie ihm zu trivial ist, und er sich von ihr fortwährend entfernt, und zu ihr zurückkehrt; Beide fühlen ihren Erwartungen Gewalt angethan. Kleine Kinder und Wilde werden darum wenig von

Langeweile geplagt. (Vergl. Drobisch, Emp. Psych. §. 61. Lotze am a. O. 436. Stiedenroth am a. O. p. 266.) Langeweile entleert scheinbar das Bewusstsein; denn es weicht bei ihr das Klare dem Unklaren: die einzelnen bestimmten Vorstellungen tauchen nur auf, um andern, unbestimmten Platz zu machen; das Gegebene wird von dem Erwarteten verdrängt, die Erwartung selbst ist aber ganz dunkel. So wird alles monoton und träg Aufeinanderfolgende langweilig, weil es, ohne selbst zu besonderer Klarheit zu kommen, doch nichts Anderes aufkommen lässt. Darin grenzt die Langweile an die Schläfrigkeit. Aber auch das absolut Bunte, Wirre wird langweilig, weil es betäubt. Die unregelmässigen Hemmungen vereiteln die Verschmelzung zur Reihe, und da die Klarheit des Einen die des Andern verwischt, so bleibt doch am Ende nur eine mehr oder weniger dunkle Stelle übrig, und solche dunkle Punkte schieben sich zwischen die einzelnen hell gebliebenen Glieder ein. Hingegen verfliesst die Zeit unbemerkt, also scheinbar schnell, wenn möglichst bestimmte Erwartungen angeregt, und entweder ganz oder theilweise so gelöst werden, dass aus der Lösung sogleich neue bestimmte Erwartungen hervorgehen. Je mehr wir uns in den Inhalt der Zeitreihe vertiefen, je weniger wir also an deren Reihenform denken, um so unbemerkter fliesst die Zeit, um so weniger Gefahr der Langweile. Darum hat sich wohl noch niemand träumend gelangweilt; denn im Traume geht das Ich in dem objektiven Vorstellungsverlauf rückhaltslos auf, und eine Zeitbemessung findet fast gar nicht Statt. Die kurzweilige Erzählung muss so gesponnen sein, „dass Eines aus dem Anderen fliesst“, und das Gespinnst der Reihen so von Knoten zu Knoten zu verweben, macht die Kunst des Erzählens aus. (Die Odyssee als bleibendes Muster.) Mässige Abwechslung im Gespräche kürzt die Zeit; übermässige zerreisst den Faden der Unterhaltung. Endlich hat auch der subjektive Rhythmus, den das Leben für jeden Einzelnen annimmt, Einfluss auf die Beschaffenheit seiner Erwartungen und seines Erwartens. (§. 70.) — Eine abgelaufene Zeitreihe erscheint in der Erinnerung um so länger, je mehr bestimmt unterscheidbare Glieder sie enthält. So kann gerade, was in der Gegenwart kurz schien, als Vergangenes lang erscheinen; aber nothwendig ist das keineswegs: eine Gesellschaft greift oft verzweiflungsvoll von einem heterogenen Stoffe zum andern, und bleibt gleichwohl und gerade dess-

halb langweilig; in der Erinnerung erscheint sodann ein solcher Abend gleichfalls lang. Die Gegenwart wird nach der Art des subjektiven Erwartens, die Vergangenheit nach der Art der objektiven Erfüllungen beurtheilt. Je gleichförmiger die Beschäftigung, desto weniger bestimmte Unterscheidbarkeit enthält sie, desto kürzer erscheint sie als Zeitreihe in der Erinnerung: drei Stunden in Ausarbeitung eines mathematischen Aufsatzes zugebracht, erscheinen später kürzer, als eben so viel Stunden mit dem Schreiben heterogener Briefe ausgefüllt, und von Langweile war man in beiden Fällen gleich weit entfernt. Die Meilen einer Reihe kürzen und verlängern sich in der Erinnerung nach der Mannigfaltigkeit des Gesehenen (Kant); für die Erinnerung scheint ein Jahr aus der Jünglingszeit länger, als ein Jahr aus dem Mannesalter. Das Leben selbst scheint bei dem Rückblicke lang oder kurz nach der Fülle der auseinander liegenden Thaten (*vitam extendere factis*), und so hat das Leben sein inneres Maass, und darum scheint die Spanne des Traumes weit länger, als die gleiche Zeitstrecke im wachen Zustand. Was manchen Zeitreihen endlich noch besonders das Ansehen der Länge gewährt, ist der Umstand, dass ihre Anfangsglieder bereits verdunkelt sind, bevor die letzten Glieder zum Ablaufen kommen. (s. §. 69.)

Anmerkung. Bemerkenswerth ist, dass uns die Glieder einer abgelaufenen Reihe streng genommen nicht im Nacheinander, sondern im Nebeneinander, die Reihen selbst also nicht sowohl als Zeitreihen, wie vielmehr als Raumreihen erscheinen (Zeitraum, wovon später). — Durch das Einschieben leerer Zeitreihen zwischen zwei bestimmte Töne entsteht das scheinbare Hören der Pausen. — „Die lange Weile nimmt der an Wechsel der Empfindungen gewöhnte Mensch als Leere in sich wahr, indem er den Lebenstrieb doch womit auszufüllen bestrebt ist.“ Kant, Anthr. §. 58 u. 59.

B. Von der räumlichen Auffassung.

§. 82. Die Raumreihe.

Aus der Zeitreihe eine Raumreihe bilden, heisst das Nacheinander der Glieder in ein Nebeneinander verwandeln. Fixiren wir zu dem Ende erst die Thatsache der räumlichen Auffassung. Von einer Raumreihe, d. h. dem Vorstellen einer Mehrheit von Nebeneinanderseienden, fordern wir zweierlei. Erstlich wird gefordert, dass, wenn Ein Glied der Reihe *A B C D E*, also etwa *C*,

reproducirt wird, es sich in der Reproduktion zunächst zwischen zwei andere, hier zwischen *B* und *D* hinstelle, und dass an diese beiden Nachbarglieder sofort sich die übrigen in abnehmender Klarheit anreihen, so dass die Klarheit von *C* auszustrahlen scheine. Die zweite Forderung ist die, dass, wenn die ganze Reihe reproducirt wird, sie nicht als dunkler Gesammteindruck auftrete, sondern dass alle Glieder gleich klar simultan sich vor uns hinstellen, und als etwas Ruhendes nebeneinander verbleiben. — Es kommt demnach in der ersten Beziehung darauf an, den einseitigen Ablauf der Reproduktion für jedes Glied in ein Heben der Nachbarglieder und in der zweiten den allgemeinen Abfluss in ein Stillstehen zu verwandeln. Da nun der Gang der Reproduktion durch die Verschmelzung der Glieder bestimmt ist, so muss diese modificirt werden. In der Zeitreihe verschmilzt jedes Glied in voller Klarheit mit dem vorhergegangenen, in abgestuften Resten mit den folgenden; in der Raumreihe muss daher jedes Glied in volller Klarheit mit allen, sowohl der vorhergehenden als der nachfolgenden, verschmelzen, diese aber müssen die Verschmelzung in abgestuften Klarheitsgraden eingehen. Das heisst mit anderen Worten: *C* muss sowohl für *ABC* als für *CDE* ein letztes Glied sein. Aber insofern *C* ein letztes Glied für *ABC* ist, wird es für *CDE* ein erstes, und umgekehrt (wenn die rückläufige Reproduktion über *C* nach dieser oder jener Seite hin hinausgeht); *C* ist also sowohl für *ABC* als *CDE* zugleich erstes und letztes Glied. Dadurch ist nun der ersten Forderung Genüge geschehen. Denn wird nun *C* reproducirt, so hebt es als letztes Glied *AB* und *DE* gleichzeitig, aber zu abgestuften Klarheitsgraden, und da es für beide ein erstes Glied ist, geht neben dieser Reproduktion noch eine zweite von *C* ruckweise aus, und die Vorstellungen erhalten von *C* aus neue Hebungen, und zwar im ersten Momente *B* und *D*, im zeiten *A* und *E* u. s. w. An *C* schliessen sich also mit der meisten Klarheit und der schnellsten Hebung aus dem gleichzeitigen Vortreten *B* und *D* an, und *C* wird zwischen ihnen vorgestellt, weil die Reproduktion von *C* aus, was Klarheit und Bewegung betrifft, in zwei Richtungen (die eben von *C* aus bestimmt erscheinen, §. 78) fortschreitet, und in beiden Beziehungen zunächst und gleichförmig *B* und *D* trifft (während die Wechselwirkung von *B* und *D* nur durch *C* geht, was bei der Zeitreihe nur in Einer Richtung der Fall ist). Aber

diese Voraussetzung erfüllt auch bereits die andere Forderung. Denn werden alle Glieder gleichzeitig frei, so geht von jedem Gliede die eben beschriebene doppelte Hebung aus, nämlich die gleichzeitige aller andern Glieder, und eine nach beiden Seiten hin fortschreitende. Diese letztere geht wellenförmig nach den Endgliedern, wird dort gleichsam reflektirt, durchkreuzt sich wieder in den mittleren Gliedern und paralysirt so ihre Hebungen. Am Ende wird jedes Glied gleich gehoben und hebt gleichförmig die andern, weist den andern ihre Stelle an, und erhält von ihnen seine Stelle angewiesen; keines drängt einseitig zu den andern, und wird nicht von ihnen verdrängt: es steht Alles nebeneinander. — Es bleibt nun blos noch die Frage übrig, wie die vorausgesetzten Verschmelzungen zu Stande kommen können. Sie können bei gleichzeitig, wie bei successiv gegebenen Vorstellungen eintreten. Ersteres, wenn wir auf den Satz, mit dem §. 69 anfing, zurückgehen, wo gezeigt wurde, dass auch simultane Vorstellungen in Folge gradweiser Hemmung in abgestuften Resten verschmelzen. Ist nun diese Abstufung für jede einzelne Vorstellung eine nach zwei Seiten hin regelmässige, so regt jede Vorstellung die andern nach beiden Seiten hin als letztes (und eben desshalb beziehungsweise als erstes) Glied an. So stellen wir die verschiedenen Farbenqualitäten ganz mechanisch in eine Raumreihe, weil jede bezüglich aller andern als Anfangs- und Endglied nach zwei Seiten hin (wenn man das Farbendreieck ausser Augen lässt) betrachtet werden kann und muss. Einfacher noch ist der zweite Fall, wo die gradweise Verschmelzung in der Succession des Eintrittes der Vorstellungen ihren Grund hat. Die Reihe braucht dann nämlich blos zweimal und zwar in entgegengesetzten Richtungen aufgefasst worden zu sein, denn durch diese umgewendete Wiederkehr wird jedes folgende Glied zum vorangehenden, und die Einseitigkeit der früheren Verschmelzungen wird durch die Einseitigkeit der späteren behoben. So gehen wir mit dem Auge und der tastenden Hand längs der Mannigfaltigkeit der Gegenstände auf und ab. Die Auffassung wendet sich bei dem letzten Gliede um, und diese Wendung wird darum als solche und nicht als Fortsetzung der Reihe vorgestellt, weil die neu eintretenden Vorstellungen sich als schon dagewesene dadurch manifestiren, dass ihnen die Reste des gleichen früheren Vorstellens im Sinne des §. 63 entgegenkommen. Man wird sich bewusst, wieder inner-

halb der früheren Reihe, aber in entgegengesetzter Richtung vorzuschreiten (denn der Eintritt jedes neuen Gliedes hebt die ganze frühere Reihe empor, und verschafft dadurch dem neuen Gliede seinen Platz an einer Stelle der Reihe; womit zum Theil Lotze's Einwurf, Art. Seele und Seelenleben in Wagners H. W. B. III, p. 177 beseitigt ist).

Anmerkung. Das räumliche Vorstellen muthet uns zu, eine Mehrheit gleichartiger Vorstellungen gleichzeitig vorzustellen, ohne es zu einer Hemmung der einzelnen kommen zu lassen. Dies scheint dem Grundgesetze der Wechselwirkung der Vorstellungen zu widersprechen. (§. 39.) Allein dagegen bemerke man, dass die Wechselwirkung keineswegs aufgehoben, sondern nur dahin modificirt ist, dass dem allseitigen Drange zur Hemmung eine allseitige Verschmelzung entgegenwirkt, und dass die Vorstellungen nur desshalb zu stehen scheinen, weil die Nöthigung zum Sinken für das einzelne Glied durch die von allen andern ausgehende Nöthigung zum Aufsteigen paralysirt wird. Die Vorstellungen streben gleichzeitig einander zu verdrängen und festzuhalten, und darum bleibt das Ganze ein Ganzes. Gleichwohl ist dieser Zustand ein den Vorstellungen unangemessener, und dieser Umstand wird sich dem Bewusstsein nicht als Veränderung in den Klarheitsgraden, sondern auf subjektive Weise, also durch ein Gefühl, offenbaren, wovon später.

§. 83. Von der räumlichen Auffassung durch das Gesicht.

Vergleicht man nun, bevor die weitere Ausbildung des Raumvorstellens verfolgt wird, die einzelnen Sinne bezüglich ihrer Auffassungsweise, so charakterisirt sich vor Allen der Gesichtssinn, als der raumentwickelnde Sinn. Unterscheiden wir, um in den verwickelten Untersuchungen der physiologischen Psychologie den Ueberblick zu behalten, die Auffassungen des ruhenden Auges von denen des bewegten. Dass die Gesichtsempfindung auch schon bei ruhendem Auge gleich ursprünglich ihre Qualitäten in räumlicher Weise auffasse, wird aus nachstehender Betrachtung höchst wahrscheinlich. Jede Faser des Sehnerven erhält und leitet ihren eigenen Reiz gesondert. Sind nun sämmtliche so entstandene elementare Empfindungen qualitativ gleich, so kommt es ohne Zweifel zu keinem räumlichen Vorstellen. Das Kind, dessen Gesichtsfeld vollkommen gleichfarbig ist, erhält nur einen Gesammteindruck, einigermassen vergleichbar der Gemeinempfindung, und auch der Erwachsene fühlt sich bei einem solchen Anblick gleichsam von einer Art musikalischer Stimmung ergriffen. Aendern wir

also die Voraussetzung, und geben wir dem Gesichtsfelde eine gewisse Buntheit. Hier bietet sich uns eine physiologische Thatsache zur weitern Verfolgung an. Jede Primitivfaser scheint nämlich einen gewissen, wenn auch engen Bezirk auf der Netzhaut zu beherrschen, den man sich am Einfachsten als Kreis denken kann. Es empfielt sich weiter die Annahme, diese Verbreitungskreise benachbarter Fasern in mannigfachen Durchkreuzungen verschlungen vorauszusetzen. Es vermengt sich sonach in jeder Faser der ihr Ende unmittelbar treffende Reiz mit denen der nächsten Umgebung; wobei jener freilich bedeutend vorwiegt, und diese gleichsam nur mitanklingen. (Aber gleichwohl ist diese Vermengung nicht mit einer Mischung zu einem Mittleren zu verwechseln, wie A. W. Volkmanns Experimente bezüglich des Gelben und Blauen beweisen.) Die Folge ist nun, dass die durch Perception der Reizzustände benachbarter Fasern in der Seele entstandenen Empfindungen eine gewisse qualitative Beziehung zu einander annehmen, und das sich, abgesehen von der Qualität des lauttönenden Reizes, während der Hemmung die Gleichheit des Anklanges bei der einen mit der Qualität der andern als Streben zur Verschmelzung äussert. Der Anklang des Gleichen wirkt gleichsam als anziehende Kraft; er weist den elementaren Empfindungen eine Stelle an (denn er bezieht die eine auf die andere), und entwirrt so das Chaos zu einer Reihe, die eben der verschiedenen Richtungen in der Abstufung der Verknüpfungen wegen unzweifelhaft eine Raumreihe ist. Wird die Buntheit zu gross, so tritt Verwirrung ein, und es kommt, besonders leicht bei dem Kinde, ein dunkler, betäubender Gesammteindruck zum Vorschein, der selbst das geübtere Auge bei dem ersten Anblick unangenehm zu afficiren pflegt. Hierbei ist nun weiter zu berücksichtigen, dass, wenn die Raumauffassung des Auges bereits zur Gewohnheit geworden ist, auch einfarbige so wie sehr bunte Gesichtsfelder räumlich vorgestellt werden, und dass die Auseinanderlegung der zusammenfallenden Elemente in eine Reihe uns von dem unklaren Zusammenfallen der Bestandtheile des Empfindungscomplexes befreit (wozu freilich noch die mannigfachen Bewegungen des Auges hinzukommen). — Deutlicher als bei dieser, keineswegs unangreifbaren, Hypothese, tritt die Raumbildung bei bewegtem Auge hervor. Da bekanntlich nur ein Theil der Netzhaut in höherem Grade reizbar ist, so ist das Feld des völlig deutlichen

Sehens ziemlich eng, und darum eine immerwährende Neigung des Auges zu Bewegungen (höchst wahrscheinlich Reflexbewegungen) vorhanden. Indem nun der Blick um ein Differentiale seitwärts hinrückt, hat sich das Gesichtsfeld um etwas geändert, und denkt man sich diese Verrückungen mit einer nicht allzugrossen Geschwindigkeit fortgesetzt, so entsteht eine Mehrheit von Bildern, deren Gegensatz mit der Entfernung zunimmt, die also mit einander verschmelzend, eine Reihe bilden. Da nun weiter das Auge denselben Weg, in entgegengesetzter Richtung sich zurückbewegend, beschreibt, so tritt jene Umkehrung der Auffassung ein, welche im vorigen Paragraphe als die Umbildung zu der Raumreihe bedingend bezeichnet wurde. — Demgemäss geben sowohl die elementaren Empfindungen Eines Auges, als auch die beider Augen Ein räumliches Gesichtsfeld, und man hat im zweiten Fall sich dieses Gesichtsfeld nicht erst aus den zwei Gesichtsfeldern der beiden Augen entstanden zu denken (s. §. 28). Doppelt kann ein Gegenstand nur dann gesehen werden, wenn die beiden von ihm vorhandenen gleichen Gesichtsvorstellungen mit verschiedenen Gliedern der Raumreihe des Einen Gesichtsfeldes verschmelzen, d. h., wenn ihnen verschiedene Stellen in demselben eingeräumt werden. Dieser Punkt hat eigentümliche, gegenwärtig noch kaum aufzuklärende Dunkelheiten. Es scheint, dass dabei Muskelempfindungen mit im Spiele sind. Wir werden uns jeder Stellung des Auges durch eine eigene Muskelempfindung bewusst (weil jeder Stellung eine bestimmte Spannung der Muskel zukommt), und es scheint, dass homologen Stellungen der beiden Augen absolut gleiche Muskelempfindungen entsprechen. Wird nun ein Gegenstand durch das eine Auge fixirt, so verschmilzt dessen Gesichtsvorstellung *a* mit der bestimmten Muskelempfindung *α*, und wiederholt sich diese Complikation genau eben so im andern Auge, so ist für das Bewusstsein keine Möglichkeit des Auseinanderhaltens beider vorhanden, und sie fallen an Einer Stelle des Hintergrundes dem *α* entsprechend zusammen. Wird aber der Gegenstand bei verschiedener Stellung der beiden Augen gesehen, so verschmilzt *a* hier mit *α*, dort mit *β*, und erhält nun für die Raumreihe der Muskelvorstellungen (von welcher im nächsten Paragraphe) zweierlei Beziehungen. So erhielte die oft wiederholte Hypothese von den „identischen Netzhautpunkten" eine neue, eigentümliche Bedeutung. (Vergl. Volkmann, Art.

Sehen in Wagners H. W. B. III, p. 326 und Tourtual a. a. O. S. 178 u. 234.) Schwanken die Muskelempfindungen, so schwankt auch die Auffassung zwischen Einfach- und Doppeltsehen (wie bisweilen bei Kurzsichtigen). Fallen auf homologe Stellungen der Augen verschiedene Gesichtsvorstellungen, d. h., verschmilzt mit demselben *α* hier ein *a* und dort ein *b*, so werden beide wohl zur Einheit der Raumanschauung, aber nicht zur Einheit der Farbenempfindung verbunden (vergl. dazu die räthselhafte Erscheinung bei Volkmann am a. O. p. 328).

Anmerkung. Zur Rechtfertigung der im ersten Satze ausgesprochenen Hypothese vergleiche man: Burdach, Umrisse einer Phys. des Nervens. Leipz. 1844. §. 25. J. Müller am a. O. I, p. 523 u. 606, dann II, p. 325. Lotze am a. O. p. 374. Valentin, Grundriss der Phys. des M. 2. Aufl. Braunschw. 1847. p. 308. Volkmann, Art. Nervenphysiol. in Webers H. W. B. II, p. 569 und ebendaselbst Art. Sehen III, p. 267 u. E. H. Weber, Art. Tastempfind. ebendas. III. 2. Abth. p. 531. Sie setzt voraus, dass man zu der Erkenntniss gekommen sei, dass die Raumform nur aus der Beschaffenheit der Empfindungen selbst abzuleiten sei (Lotze, Waitz). Nahe kommt der hier entwickelten Ansicht Lotze, der die Gesichtsempfindung von einem gewissen „Lokalzeichen" begleitet annimmt, das an die Affektion der einzelnen Netzhautstellen eine gewisse lokale Nebenbestimmung knüpft (am a. O. p. 378, und in dem Art. Seele und Seelenleben am a. O. p. 177, wo Lotze sich der Kantischen Ansicht nähert. Dass diese letztere, wenn sie aus ihrer Allgemeinheit heraustrat, zu einer der hier entwickelten ähnlichen Theorie geführt hat, sieht man besonders charakteristisch bei Tourtual am a. O. S. 188 u. 203).

§. 84. Räumliche Auffassung durch das Tasten und den Muskelsinn.

Bei der Raumauffassung durch das Tasten sind mehrere Fälle zu unterscheiden. 1) Wird eine Anzahl an einander liegender Fasern in gleicher Weise gereizt, wie wenn man die Hand auf eine Steinplatte legt, so sind gleichwohl die einzelnen elementaren Empfindungen nicht qualitativ gleich, sondern, wie §. 31 gezeigt wurde, entsprechen dem gleichen Angriff von Aussen innere Ungleichheiten in den Empfindungen der verschiedenen Fasern, und §. 51 wurde hinzugefügt, dass der Gegensatz mit der Entfernung der Angriffspunkte (abgesehen von den übrigen Umständen) zu wachsen scheine. Die wachsenden Gegensatzgrade nun leiten eine nach mehreren Seiten hin abgestufte Verschmelzung, und somit die

Form des Raumes ein. Da die tastenden Organe zumeist elastisch sind, so ist auch der Reiz an den verschiedenen gedrückten Stellen von verschiedener Intensität. Ein Druckbild, das sich über eine grössere Reizfläche verbreitet, besitzt in verschiedenen Theilen eine verschiedene Deutlichkeit (was insbesonders von der verschiedenen Dichtigkeit der Faserenden abhängt). Doch ist die Tastempfindung bei ruhendem Organe immer undeutlicher, als bei bewegtem (analog zum ruhenden Auge). Darnach kann leicht die Auffassung erklärt werden, welche dann entsteht, wenn sich der drückende oder reibende Gegenstand längs der Tastorgane hinbewegt. 2) Wirken auf die verschiedenen Angriffspunkte auch qualitativ verschiedene Reize ein, so setzt uns die bekannte Annahme der sich durchkreuzenden Verbreitungsbezirke benachbarter Fasern in Analogie zu dem bei dem Sehen mit ruhendem Auge Gesagten. 3) Bewegt sich die tastende Fingerspitze über eine in allen Punkten gleich glatte und harte Fläche, so entsteht die räumliche Form nur durch die begleitenden Muskelempfindungen. Von diesen nämlich gilt es, dass den verschiedenen Stellungen des Gliedes während der Bewegung verschiedene fein entgegengesetzte Qualitäten entsprechen, die um so mehr an Gegensatz zunehmen, je mehr sich die neue Stellung von der früheren entfernt hat. Diese elementaren Empfindungen verschmelzen somit zu einer Reihe, und da die Bewegung auf und ab unternommen wird, leitet sich die Verschmelzung nach beiden Richtungen ein, und die Reihe wird zur Raumreihe. An die einzelnen Glieder dieser Reihe knüpfen sich nun die einzelnen Tastempfindungen nach dem Gesetze der Gleichzeitigkeit an, und kommen dadurch mittelbar in die Raumform. „Je beweglicher ein Glied ist, um so feiner sein Raumsinn.“ (Weber.) Das Auge kann noch eine Bewegung von Einem Hundertel (nach Hueck von einem Zweihundertel) Linie vornehmen. Dass sich die Muskelempfindung bezüglich des Auges so besonders ausbildet, hat seinen Grund in der feinen Empfänglichkeit der Netzhaut, die ungleich mehr als irgend eine andere Fläche feste Grenzpunkte zum Abmessen der Bewegung darbietet. Wenn bei dem Tasten häufig erst die Muskelempfindung die Gliederung der Tastempfindungen vollbringt, so vollbringt die Gesichtsempfindung wieder die feinste Gliederung der Muskelempfindungen des Auges. Die Muskelempfindung bildet sich an den distinkten Empfindungen des Gesichtes und Tastens aus; der

ausgebildete Muskelsinn wirkt wieder auf die Auffassungen des Tast- und Gesichtssinnes zurück. 4) In allen diesen Fällen ist wohl zu bemerken, dass das Tastorgan mit der Oberfläche des Leibes zusammenfällt, diese selbst aber räumlich vorgestellt wird. Denn der Tastsinn hat das Eigentümliche, das das tastende Glied für ein zweites Glied betasteter Gegenstand werden kann (wie es für das Gesicht Objekt der Empfindung ist). Die Raumform des Gliedes wird sodann auf den damit betasteten Gegenstand übertragen, und dieser an jenem gemessen, was nach Webers interessanten Beobachtungen zu mannigfaltigen Täuschungen über Grösse, Gestalt und Lage des Betasteten führt. — Neben den beweglichen Sinnen der räumlichen Auffassung steht der unbewegliche zeitentwickelnde Sinn des Gehörs. Eine Verschmelzung gleichzeitiger Empfindungen ist hier schon darum unmöglich, weil alle Fasern gleich afficirt zu werden scheinen, und die gleichzeitigen elementaren Empfindungen in eine intensive Einheit zusammenfallen. Nacheinanderfolgendes läuft aber für das Gehör nur in Einer Richtung ab. Hier pflegt nun der erste Anblick einen Einwurf hervorzurufen: Man kann, heisst es, ein Musikstück recht wohl auch von der letzten Note zu der ersten herabspielen, oder eine gelesene Erzählung vom letzten Blatte zum ersten zurück durchlaufen, wird nun dadurch die Melodie oder der Gang der Begebenheiten etwas Räumliches? Soll hier „Räumliches" nur so viel als „räumlich Aufgefasstes" bedeuten, so hat es in der That keine Schwierigkeit, die Frage zu bejahen. Das Musikstück wird zu einer Tonreihe, in der die Töne neben einander stehen, wie die Noten am Papiere, und die Erzählung wird zum „Strome der Zeit", in dem die einzelnen Begebenheiten nebeneinander ihren Platz haben; beide werden zum Zeitraume. (Freilich geht durch diese Umkehrung die Melodie als solche verloren, denn die Umkehrung der Melodie ist die Aufhebung der Melodie, wie die Umkehrnng der Erzählung die Aufhebung der Erzählung ist.) Aber mit der räumlichen Auffassung ist durchaus nicht die Existenz als Räumliches behauptet. Die Gehörempfindung wird nicht so projicirt wie Gesichts- und Tastempfindungen; denn Töne werden wohl auch auf Aussendinge bezogen wie Farben und Härtegrade, machen aber nicht das Aussending so unmittelbar aus wie diese, und hierin liegt der Unterschied, und keineswegs in den Auffassungsformen selbst. (Allein dadurch,

dass man das Gehörte auf einen tönenden Gegenstand bezieht, und diesen als solchen in den Raum versetzt, nimmt die Gehörempfindung nichts Räumliches an, wie Harless meinte.) Der Geruch folgt dem Gehör, und der Geschmack kann nur soweit den Schein der räumlichen Auffassung annehmen, als mit seiner Funktion Tast- und Muskelempfindungen verbunden sind. (Galvanische Reizung des Gaumens gibt eine absolut raumlose Geschmacksempfindung.) In beiden Sinnen ist überdies die Reihenform äusserst beschränkt. (§. 69).

Anmerkung. Der Blindgeborene construirt seine Raumvorstellung nur nach den Tast- und Muskelempfindungen, die „ihm die Muttersprache, uns fast nur Uebersetzungen sind." Wie weit er in dieser Beziehung kommt, ist bekannt. (s. Waitz, Lehrbuch §. 27. Lotze, Med. Psych. p. 361.). Da das Tasten viel langsamer vorschreitet, als das Sehen, und da überdies schon das ruhende Auge mehr umspannt, als die ruhende Hand, so fällt die Raumreihe des Blinden kürzer aus, als die des Sehenden (§. 69.). Der Blinde tastet den Raum durch, und empfindet ihn durch die Muskelempfindungen, der Sehende durchfliegt ihn mit dem Blicke; daher es dem Blinden schwer wird, sich längere Raumreihen (z. B. die Häuserreihe einer Gasse) vorzustellen: Unsicherheit, Zaghaftigkeit desselben bei erweiterten Raumauffassungen. In der räumlichen Auffassung des Blinden steckt noch viel Zeitliches (seine Räume sind häufig nur Zeiträume), wenn auch Hagen zuweit ging, da er den Raum des Blinden geradezu mit der Zeit identificirte. (am a. O. p. 718.)

§. 85. Weitere Ausbildung des Raumvorstellens.

Die räumliche Auffassung entwickelt sich zunächst völlig analog zu der zeitlichen. Aus Raumreihen, die dasselbe Quantum von Nebeneinander enthalten, entsteht durch Hemmung die leere Raumreihe von bestimmter Länge (z. B. die Vorstellung der Linearmeile). Da die Glieder einer Raumreihe keinen Ablauf haben, sondern neben einander stehen, hat die Raumreihe keinen Rhythmus im Sinne der Zeitreihe. Ein Gegenstand wird im Raume vorgestellt, wenn er als Etwas gedacht wird, neben dem Anderes ist, ohne dies Andere irgendwie zu bestimmen. Diese Vorstellungsweise entsteht, indem die Vorstellung eines Gegenstandes der Mittelpunkt eines Gewebes von Raumreihen wird, die, gleichzeitig angeregt, einander wechselseitig am klaren Hervortreten hindern. So stellt man sich eine Stadt mit dem Nebengedanken eines dunklen Umgebungsraumes vor. Kommen leere Raumreihen von ver-

schiedener Länge zusammen, so wird die eine durch die andere gemessen. Bei dieser Gelegenheit wird man sich bewusst, dass die eine Raumreihe über die Grenzen der andern kürzeren Reihe hinauslangt, und das Vorstellen des Raumes sprengt die Grenze der leeren Raumreihen, die dadurch den Charakter unbestimmt gestreckter Reihen annehmen. So kommt es zum Vorstellen des Raumes, in dem Nichts als ein Nebeneinander enthalten ist, und das mit dem Begriffe des Raumes nicht zu verwechseln ist. Der Raum rein vorgestellt wird als Unendliches vorgestellt; wiewohl man sich der Unendlichkeit des Raumes erst durch die nie zu beendigende Operation des Messens klarer bewusst wird. Es ist hier, als ob erst die Unendlichkeit der Zeit, in welche die Wiederholung der einzelnen Versuche des Messens fällt, ihre Unendlichkeit dem Raume leihen würde, und es ist gewiss, dass viele ältere Völker ihre Raumunendlichkeit nur durch die Unendlichkeit der Zeitreihe gedacht haben. In dieses Verhältniss des unendlichen Raumes verwickelt sich der Mensch mit seinen Empfindungen nicht minder, als in jenes des unendlichen Zeitflusses (§. 80.), und jeder Lebensmoment fällt für die Betrachtungsweise des Menschen auf einen Punkt der Zeitlinie wie in eine Stelle des Universums. Es entsteht der Gedanke, als ob nur Ein Raum, nämlich der unendliche, wirklich wäre, und alle einzelnen Raumreihen nur Theile und Ausfüllungen etwas desselben bildeten. Allein jener unendliche Raum ist weder ursprünglich Gegebenes, noch etwas wirklich Existirendes, sondern nur ein leeres Vorstellungsgewebe, das wir uns selbst geflochten und wie ein Netz über Alles geworfen haben. Ja, streng genommen ist dieses Gewebe gar nicht d e r, sondern nur e i n Raum, und der Raum, in den wir die Aussendinge stellen, ist nicht der einzige; denn das räumliche Schema, durch das wir die Begriffe einer Wissenschaft und weiterhin das Ganze aller Wissenschaften denken, hat mit jenem Raume nichts zu thun, und hat in ihm keinen Platz. Die Metaphysik hat diesen Gedanken wieder aufzunehmen und zu prüfen.

Anmerkung. An die Stelle des Rhythmus tritt bei der Raumreihe die Symmetrie. Ist nämlich die Raumreihe von bedeutenderer Länge, so zerfällt ihre Auffassung in Bestandtheile, die einander successiv folgen. Bei dieser zeitlichen Auffassung des Räumlichen, die für uns die Vorstellung der Bewegung enthält, entstehen Erwar-

tungen; die Raumreihe nämlich wird gegliedert, und das Auge, das den Gang dieser Gliederung in den früheren Theilen gleichsam erkannt hat, und merkt, fordert ihn sofort in den folgenden. Wird diese Forderung erfüllt, so vollendet sich die Auffassung ungehindert und schnell; wird sie nicht erfüllt, so wird der Blick zweifelhaft, geht zurück und wiederholt den Versuch auf das Neue; bleibt sie ganz unbestimmt und ungelöst, so entsteht Langeweile. Wo aus einer weiten Ebene unbedeutende, zerstreute Unterbrechungen hervorragen, da schieben wir leere Raumreihen ein: Gefühl des Wüsten, Oeden, Unausgefüllten. Wie in Folge dessen die Pause scheinbar gehört wird, wird die Lücke scheinbar als solche gesehen.

§. 86. Fläche, Gestalt und Körper.

Für die Raumform gibt es noch eine weitere Ausbildung, die in der Zeitform keine Analogie findet. Raumreihen können nämlich ein Gewebe bilden, was bei Zeitreihen nie der Fall sein kann. Denn wenn sich auch verschiedene Zeitreihen in Einer Vorstellung durchkreuzen, so laufen sie doch von ihr nicht in verschiedenen Richtungen ab, sondern fallen, da es für sie nur eine Richtung gibt, jedesmal in Eine Reihe zusammen (wie die Reihe der Töne in einem Liede mit der der Worte zusammenfällt). In der Raumreihe stehen die einzelnen Glieder, im Strome der Zeitreihe schwimmen sie herab. Ein eigentliches Zwischen (§. 82) findet bei der Zeitreihe nicht Statt, und daher fehlt den gleichzeitigen Zeitreihen das Merkmal zwischengeschobener Reihen, das den Begriff des Gewebes constituirt (§. 71.). Bei sich durchkreuzenden Raumreihen würde durch die Reproduktion des Mittelpunktes das ganze Reihensystem angeregt, und so genommen entstünde blos die Vorstellung des Mittelpunktes in einem dunklen Umgebungsraume (§. 85); allein wo zwischen den Reihen wieder Reihen stehen, da verhindern sie das Zusammenfallen der angeregten Raumreihen zu dem dunklen Umgebungsraume. Denn so gut die Glieder einer Reihe nebeneinander stehen, können sich auch die verschiedenen Reihen unter sich im Verhältnisse des Nebeneinanders befinden. So entsteht das Vorstellen der Fläche. Jede Fläche ist ein Gewebe von Raumreihen, und jedes klar vorgestellte Gewebe nimmt die Flächenform an (z. B. die verschiedenen Farbenqualitäten nehmen als solche die Form eines Dreieckes oder eines Kreises an). Es bedarf blos eines Rückblickes, um einzusehen, dass die elementaren Empfindungen, aus denen sich der

Complex des Gesichtsfeldes oder des Tastbildes zusammenstellt, immer die Form der Fläche annehmen werden. Das ruhende Auge sieht, so weit es überhaupt Raum sieht, Flächen; denn für jede elementare Reizgruppe gibt es nicht blos zwei, sondern mehrere benachbarte, und in jedem Elemente der Empfindung durchkreuzen sich somit mehrere Raumreihen, deren jedes Glied wieder seine Raumreihe zu den Gliedern der andern hin construirt. Das bewegte Auge kommt zum Vorstellen der Fläche, indem es in mannigfaltigen netzartigen Bahnen an dem Gegenstande auf und ab wandelt. Einfarbige Flächen werden wohl ursprünglich nicht als Flächen gesehen, nehmen aber in der Folge diese Form an, wozu wohl zumeist die Bewegungen des Auges die Veranlassung geben. — Es erhellt aus dem Gesagten, dass der ästhetische Charakter der Fläche von der Art und Weise der Auffassung abhängt, und so mannigfaltig wie diese selbst ist. Dies führt zu dem Vorstellen der Gestalt. Das ruhende Auge sieht eigentlich keine Gestalten; wo wir den Blick starr vor uns ruhen lassen, verschwimmt Alles zu einer ununterbrochenen Fläche, und verwickelte Gestaltenverschlingungen zerlegen wir nur durch mannigfache Bewegungen des Blickes. Das Gestaltensehen schneidet die einzelnen Gegenstände erst aus dem allgemeinen Gesichtsfelde heraus, und grenzt sie gegen das Uebrige ab. Durch die Grenze wird die Gestalt selbst nach Aussen hin isolirt, und in sich selbst zusammenhängend. Die Gestalt ist die abgegrenzte Fläche. Frägt man nun nach dem Entstehen des Vorstellens der Grenze, so muss vor Allem wiederholt werden, dass die Grenze als solche weder gesehen, noch betastet und überhaupt gar nicht empfunden werde. Es kommt vielmehr dadurch zu Stande, dass der über eine Fläche hingleitende Blick plötzlich auf einen Gegensatz stösst, der ihn in der Verfolgung seiner Bahn hemmt, und zurückwirft: der Blick erschrickt, und prallt zurück. Dies setzt zunächst einen Unterschied der Farben (oder auch nur der Beleuchtungsgrade) voraus: das einfarbige Gesichtsfeld ist gestaltlos, und wo benachbarte Farben durch feine Uebergänge in einander überfliessen, misslingt die Gestaltauffassung. Die Farbengrenze ist die ursprüngliche Grenze. Die Zurücklenkung des Blickes an der Grenze macht die abgegrenzte Fläche zu einem Inneren, und indem nun die Bewegung des Auges nach den verschiedenen Richtungen immer auf dieselbe Re-

flexion stösst, erscheint die ganze Fläche als etwas Abgegrenztes. Die Grenze ist die Stelle der grössten Hemmung, des ärgsten Widerstreites und darum des meisten Effektes und Reizes. Dies wird für den Blick eine Veranlassung, jene Richtung zu verfolgen, welche sich von allen übrigen durch die erhöhte Anregung unterscheidet, und das ist die Richtung der Grenze. Der Blick balancirt längs der Grenze zwischen den Neigungen nach Innen und Aussen hin. Für den Blick ist die Grenze freilich keine mathematische Linie, sondern er oscillirt ihr entlang zwischen den beiden entgegengesetzten Farbenqualitäten, und erhält sich dadurch auf der Höhe der stärksten Erregung, von der aus jede Ablenkung in einen Zustand geringerer Spannung führt. Je länger nun diese Richtung eingehalten wird, und je öfter sie eingeübt wurde, um so reiner wird sie, d. h. um so mehr nähert sie sich dem Vorstellen der Linie an. Aber indem der Blick die gewonnene Richtung mit wachsender Schnelligkeit und Genauigkeit verfolgt, geschieht es, dass er plötzlich die Grenzlinie verliert, denn diese weicht von der bisherigen Richtung ab. Das Auge, das längs einer Linie des Dreieckes in bestimmter Richtung hinzieht, fährt, bei dem Scheitel angelangt, über die Linie hinaus, verlässt in diesem Augenblicke das Bereich der Anregung, fühlt sich leer und in seinem Interesse gestört, und irrt nun herum, bis es, um den Winkel herumbiegend, die erwartete Grenze und in ihr die zweite Seite des Dreieckes wiederfindet. So widerholt sich in jedem Scheitelpunkte eine gewisse plötzliche Enttäuschung (einem Stosse vergleichbar), ein Verlieren, ein Suchen (bestimmt durch die Grösse des Winkels), und die Befriedigung eines Wiederfindens. Ist nun die Gestalt regelmässig, so bilden die drei Momente eine, sich nach gleichen Zeiträumen in gleicher Weise wiederholende, feste Gruppe von Nacheinander; das Auge merkt das Gesetz dieser Succession, und es kommt zu jenen bestimmten Erwartungen, deren Lösung und Wiedererzeugung den Gegensatz zu der Langweile abgibt (§. 81). Darauf beruht das ästhetische Interesse an regelmässigen Gestalten. Das Auge lernt die Richtung und die Störung derselben schätzen, und fordert die Wiederkehr dieser Quanta; es übt seine praktische Geometrie. Bei dem Kreise wird die Richtung sehr bald erkannt, leicht gemerkt, und leicht innegehalten, schwerer schon bei der Elipse, und noch schwerer bei

der Parabel. Der ästhetische Charakter des Kreises ist heitere Anmuth, der Elipse edlerer Ernst, der Parabel vielleicht schon dunklere Tiefe. (Architektonische Bedeutung.) Je stumpfer die Winkel eines regelmässigen Polygons, und je grösser somit die Zahl seiner Seiten, um so geringer sind die Störungen in dem Hingleiten des Blickes längs der Peripherie, um so gleichförmiger die Bewegung, und um so näher kommt die Auffassung jener des Kreises. Aber gerade dieses unverrückte Festhalten der gewonnenen Richtung oder der gleichen Abwechslung der Richtungen kann den an energischere Unterbrechung und Ablenkung bereits gewöhnten, wohl auch verwöhnten Blick zu unbestimmten Erwartungen veranlassen, die, da sie ungelöst bleiben, Langeweile erzeugen: Monotonie grosser, regelmässig umgrenzter Flächen. (Einfluss des herrschenden Geschmackes: der antike Baustiel und die Renaissance; Verwöhnungen des Auges.) Hierzu kommt noch ein wichtiger physiologischer Umstand: Das Auge ist in Folge der Stellung seiner Muskeln nicht geeignet, jede Richtung gleichmässig zu verfolgen. Der freie Blick bewegt sich leichter in krummen, als in geraden Linien, leichter horizontal, als vertikal, leichter nach Abwärts, als nach Aufwärts, leichter gegen den inneren, als den äusseren Augenwinkel. (Vergl. L o t z e am a. O. 332.) Dies Alles wirkt mit auf den Charakter der Auffassung. Die gerade Linie thut dem Sehen Gewalt an, „Tiefe erregt die Angst der Existenz, Breite wirkt elegisch“ (V i s c h e r, Aesthet. §. 91.), das symmetrische Gliedern geschieht ungleich stärker der Breite als der Länge nach (die theilende Linie ist vertikal, nicht horizontal, antike und gothische Architektur), und die vertikale Zeile ist der horizontalen gewichen. (Auch ist der horizontale Durchmesser des Gesichtsfeldes grösser, als der vertikale.) Dazu kommt noch, dass das Auge stets eine Tendenz äussert, dem stärkeren Reize so zu folgen, dass dessen Bild auf die empfindlichste Stelle der Netzhaut falle (L o t z e am a. O. 311.). Dieser Umstand kann eine Ablenkung des Blickes von der Grenze, so wie ein Fixiren an gewissen Stellen der Grenze zur Folge haben. Selbst nachdem das Auge die Gestalt umspannen und umziehen gelernt hat, folgt es gerne noch dem Reize der intensiveren Farbe. Liegt ein dunkler Gegenstand auf heller Unterlage, so wird die Grenze mehr von dieser aus gegen jenen gezogen, und das Dunkle scheint mehr Unter-

brechung des Hellen, als selbstständige Gestalt zu sein. Endlich ist ersichtlich, dass in Folge dieser mannigfaltigen Linien von einer Grenze zu der andern und an den Grenzen hin das Vorstellen eines Mittelpunktes immer mehr angeregt werde, und dass dies bei den regelmässigen Gestalten am Lebhaftesten geschehe (wodurch zugleich die Monotonie der Peripherie gemildert wird). Hierin liegt der für die ästhetische Zusammenfassung des Ganzen wichtigste Punkt, und mit dieser Beziehung der Gestalt auf ihr inneres Centrum ist die Auffassung vollendet. *Inter objecta sensus,* sagte Descartes, *illud non animo gratissimum est, quod facile sensu perspicitur, neque etiam difficillime, sed quod non tam facile, ut naturale desiderium, quo sensus feruntur in objecta, plane non impleat, neque etiam tam difficulter, ut sensus fatiget.* (s. auch Aristot. *Poet.*, 7.) Bei dem Flächensehen leitet die Muskelempfindung die Richtung, welche sodann die Gesichtsempfindung gleichsam ausfüllt: die Bewegung ist das Abstrakte, der Farbenreiz gibt die sinnliche Seite. — In ähnlicher Weise verbindet sich auch bei den Auffassungen des Tastens die Muskelempfindung mit der eigentlichen Tastempfindung. Versetzen wir uns desshalb zunächst auf den Standpunkt des Blindgeborenen. Dass die Tastempfindungen aus einem continuirlichen über eine grössere Hautstelle verbreiteten Drucke analog zu dem Gesichtsbilde die Flächenform annehmen werden, ist bereits angedeutet worden. Lassen wir nun das tastende Glied sich bewegen, so fällt sogleich auf, dass, während die Bewegung des Blikkes nur nach zwei Dimensionen möglich ist, dem freitastenden Gliede noch eine dritte Dimension offen steht. Die Muskelempfindungen Einer Bewegung bilden eine Raumreihe. §. 84. Wird dieselbe Bewegung von demselben Anfangsgliede, d. h. von derselben ursprünglichen Stellung des Gliedes aus, aber in anderer Richtung, unternommen, so entsteht eine zweite, von der früheren qualitativ unterscheidbare Raumreihe. Die beiden Reihen würden zusammenfallen, wenn nicht das Auf- und Abfahren des Gliedes zwischen den beiden Richtungen gliedweise auseinander haltende Zwischenreihen einschieben und dadurch das Gewebe der Flächenvorstellung construiren würde. Gesetzt, alle Richtungen dieses Gewebes fielen, wie wir vom Standpunkte unserer Ausbildung sagen, in eine horizontale Ebene, und nun mit einmal sinke das tastende Glied in eine unter dieser Ebene liegende Richtung.

Das Heben und Sinkenlassen des Gliedes gibt den Muskelempfindungen eine Qualität, die ohne Zweifel von der des blossen Hin- und Herfahrens in derselben Ebene ganz verschieden ist. Zwischen diese als neu anerkannte Raumreihe und die Fäden des früheren Gewebes werden nun abermals Reihen eingeschoben, und aus den qualitativen Gegensätzen dieser Reihen entsteht die Vorstellung des Körpers mit der darin enthaltenen dritten Dimension. So konstruirt sich jedes Glied im Maasse seiner Beweglichkeit sein räumliches Universum, und die Muskelempfindung jedes Momentes bezeichnet die Stelle, welche das Glied in diesem Raumganzen eben einnimmt. In diese Raumbeziehungen wird die nun entstandene Tastempfindung hinein verlegt, und aus der Stellung des Gliedes, oder vielmehr aus der Combination der Gliederstellungen wird die Körpergestalt des Betasteten bestimmt. Die Lükken zwischen den tastenden Stellen werden da, wo sich bereits feste Gestaltenschemen gebildet, und mit bestimmten Gliederstellungen verknüpft haben, nicht als Lücken vorgestellt, sondern im Sinne der vorhandenen Tastempfindungen durch wirklich unternommene oder nur versuchte oder auch nur eingebildete Bewegungen ausgefüllt. Betastet man eine Fläche mit den ausgespreizten Fingern und stellt man dabei die Hand in eine bestimmte dem Flächenauffassen angepasste Configuration ihrer Glieder, so erhält man nicht die Vorstellung von fünf getrennten Flächen, sondern von Einer continuirlichen Fläche. Ist die Stellung der Glieder eine ungewöhnliche, der freien Muskelbewegung widersprechende, so führt diese Ergänzung der Flächen- und Körperauffassung zu manchen Irrthümern, deren bekanntestes Beispiel das Doppelttasten eines Kügelchens zwischen dem gekreuzten Zeige- und Mittelfinger ist (s. Aristoteles, *de insomn.*, 2.). Die ausserordentliche Mannigfaltigkeit der Auffassungen erklärt sich hauptsächlich daraus, dass die tastenden Extremitäten eine sehr reich abgestufte Beweglichkeit besitzen, und dass somit das Werkzeug des Tastens bald im Ganzen, bald in höchst fein gegliederten Partien gebraucht werden kann. So hat jedes Glied des Fingers, der Finger als Ganzes, die eigentliche Fingerhand, die Hand, der Ober- und Unter Arm u. s. w. jedes für sich seine eigentümliche Beweglichkeit und je eines kann mit der Ruhe oder Bewegung je eines anderen combinirt werden. Steigt man zu

einzelnen Beobachtungen herab, so erkennt man deutlich, wie die Flächenauffassung der ruhenden Hautstellen und die Körperauffassung der Muskelempfindungen aus dem bewegten Gliede in einander eingreifen, und sich wechselseitig ergänzen. Durch ruhendes Tasten aufgefasste Flächen werden durch Bewegung tastender Glieder wiederholt aufgefasst: so durchwandert der Daumen die Fläche, welche die ruhenden vier Finger der eigentlichen Fingerhand vermittelten; oder ein Glied hält den Ausgangspunkt fest, während die andern fortschreiten, wie wenn der Daumen unverrückt bleibt, indessen sich die Fingerhand von ihm entfernt. Mit dem Auffassen bestimmter Gestalten durch den Tastsinn ist es ähnlich wie mit dem durch das Auge. Kommt der tastende Finger über den Rand der Kante hinaus, so hört die Tastempfindung auf; wird sie nun wieder begehrt, so ist es bei dem Herumtappen der tastenden, aber gesunkenen Hand leicht möglich, dass zwar dieselbe Tastempfindung wiederkehre, aber die Festhaltung und Verfolgung derselben durch eine Reihe anderer Muskelempfindungen geschehe, die sich von den frühern qualitativ unterscheidet, und soweit diese als Richtungen galten, nun als eine dritte neue Richtung erkannt wird. Auch für das Tasten hat die Kante besonderen Reiz, denn sie ist die Grenze zweier Flächen von verschiedenen Richtungen, und bietet den Spielraum zu dem Abschweifen in die eine wie in die andere hin. In der Ecke des Würfels stossen drei Kanten zusammen, die gleichzeitig betastet werden können (Vorzug der menschlichen Hand), darum steht der tastenden Hand von ihr aus gleichsam eine Welt von Richtungen offen, die alle im Tastgebiete bleiben. Von der Ecke aus kann nur Eine Kante verfolgt werden, aber das dahin wieder zurückgekehrte Glied kann die zweite oder dritte Kante aufnehmen, und diese Ordnung beliebig abändern. Von jeder dieser drei Reihen geht der Uebergang in die beiden andern; sie werden also selbst wieder neben einander vorgestellt, und da der Gegensatz der Reihen als Gegensatz der Richtungen gefasst wurde, so geben die zusammenstossenden Kanten drei verschiedene Richtungen neben einander. So entsteht das Vorstellen bestimmter Körpergestalten, und in dieser Beziehung hiess der Tastsinn häufig auch der Körpersinn. Bald greift auch die Thätigkeitssphäre der einen Hand in die der andern ein: die eine fixirt einen Punkt, die an-

dere geht von ihm in verschiedenen Richtungen aus, Muskelempfindungen ziehen die Linie zwischen ihnen, Tastempfindungen füllen sie aus. Für den Blindgeborenen wird dies von der grössten Wichtigkeit; bei dem Sehenden begleitet das Auge die tastende Hand, eilt ihr voraus, fixirt einzelne Punkte, und misst von diesen aus den zurückgelegten Weg. Dadurch verschmelzen mit den einzelnen Tastempfindungen einzelne Gesichtsvorstellungen der betasteten Stelle und mit den Muskelempfindungen des bewegten Gliedes Muskelempfindungen des Auges. Der mit dem Tasten verbundene Muskelsinn führt in die Flächenvorstellung des Gesichtsinnes die dritte Richtung ein, er sendet in sie sein Senkblei aus, und rückt ihre Theile vor, oder in die Tiefe zurück. Dabei controllirt und emendirt er die Auffassung des Gesichtssinnes: die Fläche, die dem Auge der perspektivischen Verkürzung wegen kleiner erscheint, erweitert der Tastsinn auf das gebührende Maass: er macht misstrauisch gegen den Gesichtssinn. Dadurch wird aus dem blossen Flächensehen jenes tastende, perspektivische Sehen, das dem Erwachsenen so eigentümlich wird, dass er sich davon gar nicht lossagen kann. (Das Kind und der Wilde betrachten den Kupferstich ganz anders, als der gebildete Mann.) Die Kunst der Perspektive besteht darin, eine Flächengestalt vorzulegen, die auf unser Organ einen Eindruck macht, möglichst ähnlich jenem, den die wirkliche Körpergestalt auf das Sehen und Tasten gleichzeitig ausübt. Sie betrügt den Tastsinn durch den gleichen Gesichtseindruck, und ihre vorzüglichsten Mittel sind darum: die Fälschung der scheinbaren Grösse und die des Helligkeitsgrades. Bei dem Sehenden greift also der Tast- und Muskelsinn mannigfach in die Auffassungen des Gesichts ein. Wahrscheinlich ist dabei, dass die tastende Hand jedesmal vorzugsweise von dem Auge der entgegengesetzten Seite geleitet werde; wenigstens entspricht bei den meisten Menschen der beweglicheren rechten Hand das schärfere linke Auge. (Tourtual, am a. O. S. 273.) Gleichwohl hat der Sehende die Neigung, die Auffassungen des Tastsinnes (dessen Functionen gesehen werden) in Auffassungen des Gesichtssinnes zu verwandeln, und diese Uebersetzung und Umdeutung führt zu den §. 84. angedeuteten Täuschungen. Damit hängt wohl auch zusammen, dass geheilte Blinde über das Taubwerden ihrer Fingerspitzen klagen, und es dem Jucken nach geheilten

Wunden vergleichen. (Vergl. ein interessantes Beispiel bei Clemens, Ueber die stellvertretende Thätigkeit der Sinne. Deutsch. Museum. 1852. S. 417.)

Anmerkung. Ueber das Auffassen durch den Tastsinn vergl. bes. Tourtual, am a. O. S. 190—208. Die ungenaue Ausdrucksweise des Paragraphen, welche die auffassenden Sinne gleichsam personificirt, kann leicht in eine genauere Redeweise verwandelt werden. Dass hier nicht von der Bildung der abstrakten Begriffe der Dimensionen der Fläche und des Körpers die Rede war, versteht sich von selbst. Ein Uebelstand ist hier wie in dem ganzen Abschnitte, dass in einander verschlungene, gleichzeitig verlaufende Vorgänge getrennt und nach einander erklärt werden mussten. Eine Specialuntersuchung des Gestaltenauffassens würde für die Aesthetik und Pädagogik einen wichtigeren Beitrag liefern, als man im Allgemeinen zu vermutheu geneigt ist. Man vergleiche zu dem hier Gesagten die in der Grundansicht von uns abweichende Darstellung bei Waitz, Lehrb. §§. 24, 26, 27 u. 37. Lotze, Ueber die Beding. der Kunstschönheit. Gött. 1847, Hagen, Art. Psychol. a. a. O. p. 717, dann die betreffenden Stellen bei Oerstedt, Zeising u. s. w. Das Gestaltensehen und das tastende Sehen müssen gelernt werden; der Zeichner sieht ganz anders als der Nichtzeichner (Herbarts A B C der Anschauung). Der glücklich geheilte Blindgeborne Cheseldens sah Anfangs Alles nur als Fläche und in verworrenem Ganzen; eine schmerzliche, anstrengende Betrachtung liess ihn erst aus der Buntheit der Farben die einzelnen Gestalten herausschneiden. Der von Dr. Franz Operirte unterschied die Kugel nicht von der Scheibe, den Würfel nicht vom Quadrate, und der perspektivische Anblick eines Körperwinkels setzte ihn in Verlegenheit. Die Aehnlichkeit zwischen der Reihe der Muskelempfindungen beim Umtasten einer Gestalt mit der Fingerspitze und beim Umschreiben derselben mit dem Blicke kann es möglich machen, dass ein sehend gewordener Blindgeborner sogleich in dem Gesichtsbild der Pyramide oder der Kugel das ihm bereits bekannte Tastbild der betreffenden Gestalt wiedererkennt. (Der von Dr. Franz Operirte gab bei diesen Urtheilen an, von einem Gefühle in den Fingerspitzen geleitet zu werden. *Phil. Transact.* 1841. *p.* 66.) Diese Frage stellte einst Molineux an Locke, (*Essay on hum underst. Lond.* Ausgabe 1817. I. p. 124) und beide verneinten sie vom Standpunkte ihrer Psychologie aus. (Vergl. das Nähere bei Volkmann, Art. Sehen am a. O. III, p. 268; Waitz, am a. O. p. 249; Lotze, am a. O. 362; Drobisch, Emp. Psych. §. 42, Rosenkranz, am a. O. p. 92 und Tourtual, am a. O. p. 265.). Ob schon das ruhende Auge ursprünglich Gestalten sehe, ist zweifelhaft. Noch zweifelhafter ist es, den Accommodationsprozess des Auges zu der Deduktion des Bewusstwerdens der dritten Dimension durch das

blosse Sehen zu benutzen. Denn abgesehen von der grossen physiologischen Dunkelheit dieses Vorganges bliebe unerklärlich, wesshalb die Reihe der Muskelempfindungen während des Accommodirens gerade als aus der Fläche des Gesichtsbildes herausgehend erkannt werden sollte, da an ein Einschieben von Raumreihen zwischen sie und das Flächengewebe nicht zu denken ist, und der Schluss von der längeren oder kürzeren Reihe jener Muskelempfindungen auf die weitere oder geringere Entfernung des gesehenen Gegenstandes vom Auge bleibt, so lange das Tasten nicht mit einbezogen wird, durchaus ungerechtfertigt. (Gegen Tourtual am a. O. p. 213.)

§. 87. Vom Messen des Raumes, die Grösse.

Das Messen der Raumreihe geschieht nach denselben Grundsätzen, die bei dem Messen der Zeitreihe in Betracht kamen; denn die eben abfliessende Raumreihe unterscheidet sich während des Abfliessens in Nichts von der Zeitreihe; die abgeflossene Zeitreihe aber überblicken wir als ruhenden Zeitraum (§, 81). Die Auffassung einer eben ablaufenden Raumreihe, d. h. das Messen eines gegebenen Raumes scheint um so länger, und erzeugt um so mehr Langeweile, je mehr unbestimmte, ungelöste Erwartungen sich zwischen die einzelnen Glieder einschieben. Die Leere in der Zeit wird zur Leere im Raume §. 85. Anm. Die Reihe der Muskelempfindungen schreitet erwartend fort; aber ihr kommt auf weite Strecken keine Gesichts- oder Tastvorstellung entgegen. Hierauf beruhen die bekannten Mittel, einer Linie oder Fläche den Anschein besonderer Grösse (Ausdehnung) zu verleihen. Es geschieht dies auf einem Umwege Man erschwert, verlangsamt die Auffassung des Raumes, und die verzögerte Auffassung wird als Vergrösserung auf das Aufzufassende übertragen. Erschwert wird die Auffassung dadurch, dass man die einzelnen Glieder gleichsam abschwächt, auf geringere Klarheit und geringere Gegensatzgrade herabsetzt, wodurch das Entstehen und die Erfüllung bestimmter Erwartungen erschwert wird, und darum scheint das Einfarbige, Dunkle, Ungegliederte (aber auch das Grelle und sehr Bunte) weiter ausgedehnt. (Das Meer, einfarbige Kleidung, Schattirungen, leere Strassen, die verschneite Gegend scheint weiter ausgedehnt, als die sommerliche.) Oder: man ordnet die ersten Glieder so, dass aus ihnen bestimmte Erwartungen hervorgehen, zögert aber in den folgenden mit der Lösung derselben. Die früheren Theile geben das Maass; nach dem die spätern ihrer Gliederung nach

nicht gemessen werden können, und darum wirkt der während der Auffassung veränderte Rhythmus verändernd auf die Grössenschätzung des Aufgefassten. (Der Belveder'sche Apollo scheint grösser durch eine gewisse Abweichung von der allgemeinen Proportionalität.) Oder endlich: man verbindet Beides, indem man aus den ersten Gliedern die Erwartung einer Raumreihe von bestimmter Länge hervorgehen lässt, und gleichzeitig die folgende eintönig und gleichförmig ablaufen lässt, so dass die Leerheit dieser durch die Bestimmtheit jenes Maasses doppelt fühlbar wird. (Beisp. an der Säule.) Im ersten Falle fehlt das Maass, im zweiten ändert es sich während des Messens, und es wird mit einem verfälschten Maasse gemessen, im dritten wird dem an sich schwer Messbaren ein fremdes Maass aufgedrungen. Es ist bald schwer, den Maassstab herauszubekommen, bald ihn zu behalten, bald das begonnene Messen durchzuführen. Die beiden letzten Umstände benutzt die Kunst überall, wo sie ästhetisch Grosses darstellen will, indem sie nämlich in ihre Werke einen gewissen eigenen Maassstab hineinlegt, und zum Messen mit demselben nöthigt; was zu einer Reihe von Versuchen führt, die fortgesetzt in das beschriebene schwindelartige Gefühl endigen. (§. 69 und §. 79 Anm.) Wir müssen mit dem Maassstabe messen, und dieser Maassstab will das Messen nicht zu Ende bringen. In der Reihe der Versuche sind die ersten Glieder bereits verdunkelt, während die späteren eintreten. (§. 81.) Die Bäume der „heroischen“ Landschaft erhalten eine gewisse ideale Grösse durch die neben sie hingestellte verkleinerte Staffage des Menschen. Der Dichter will das Jahrhundert nach Herzschlägen, Worten, Gedanken messen, und dann erscheint es in der That unermesslich. Dieser innere Maassstab des Kunstwerkes hat nichts mit dem äussern gemein. Auch die in verkleinerten Dimensionen copirte Statue des Moses von Michel Angelo bleibt darum gross, und schon Pausanias tadelt mit Recht den Kallimachos, der die Ausdehnung des Olympischen Zeus gemessen hatte. — Hingegen je bestimmter die Erwartungen und je regelmässiger und vollständiger deren Lösung, desto kleiner scheint der Gegenstand in der Auffassung und durch sie. Gleichförmig wiederkehrende Absätze in der Gliederung, also strenge Symmetrie, und Beibehaltung des gewonnenen Grundmaasses verkleinern scheinbar. (Die antike Baukunst.) Die Peterskirche in

Rom macht einen verhältnissmässig geringen Eindruck; doch erscheinen ihre berühmten Thore in ihrer vollen Grösse, sobald man eine menschliche Gestalt durch sie hindurch schreiten sieht; die ägyptischen Pyramiden wirken am Grossartigsten auf eine mittlere Entfernung. (Ganz dieselben Grundsätze gelten auch von dem Abschätzen einer Menge.) — Was nun den Maassstab für eine abgelaufene und in der Erinnerung gleichzeitig mit allen ihren Gliedern vor uns tretende Raumreihe (und also auch für einen Zeitraum) betrifft, so dient als solcher jenes dunkle Gefühl der Spannung und der Unzulänglichkeit, von dem §. 82 die Rede war. Soll nämlich eine Reihe in allen Gliedern gleichzeitig vorgestellt werden, so machen sich die Gegensätze derselben bemerkbar, ohne dass es jedoch zu einer wirklichen Herabsetzung der Klarheit kommen kann, und dieser Zustand des Vorstellens spricht sich auf subjektive Weise aus: wir fühlen die Schwierigkeit, das gleichzeitige Vorstellen zu umfassen (was schon Kant bemerkte, wenn er alle Grössenschätzung der Natur ästhetisch nannte, Kr. der Urth. §. 26). Es ist nun leicht einzusehen, wovon der Grad dieser Schwierigkeit abhängen werde. Je mehr bestimmt vortretende, und von einander unterscheidbare Glieder (und das Erste hängt von der Klarheit, das zweite vom Gegensatzgrade ab) die Reihe enthält, um so länger scheint sie. (§. 81.) Die bunte Fläche gilt (nachdem die Auffassung fertig geworden ist) in der Erinnerung im Allgemeinen für grösser, als die einfarbige, und der Gegensatz, auf den §. 81 aufmerksam gemacht wurde, findet auch hier seine Anwendung: gerade was in der Auffassung gross erschien, kann in der späteren Vergegenwärtigung klein erscheinen. Die monotone Fläche, deren Auffassung besondere Schwierigkeiten hatte, wird in der Folge fast ohne Grössenschätzung, als blosser Gesammteindruck vorgestellt; die mässig unterbrochene behält ihre subjektive Grösse auch für den zusammenfassenden Ueberblick. Wo die misslingende Auffassung in Schwindel auslief, läuft auch die reproducirte Reihe in dunkle Glieder aus, was ihre Grössenschätzung erweitert. Sind die Glieder unter sich ununterscheidbar, oder gehen sie wechselweise in einander über, so schrumpft die Reihe für den Rückblick zusammen, und man muss entfernte Glieder derselben gleichzeitig hervorheben, um sich ihres Reihencharakters bewusst zu werden. Derselbe Gegenstand mit verschiedenen Stel-

len der Hautfläche betastet, erscheint verschiedentlich gross (ein Körnchen ist für die Zungenspitze grösser, als für den Finger; zwei Cirkelspitzen, die sich mit constanter Oeffnung über längere Strecken der Haut hinbewegen, scheinen bald an einander, bald aus einander zu rücken §. 51), und im Allgemeinen schätzt der Gesichtssinn grösser, als der Tastsinn. Geheilte Blindgeborne finden die gesehenen Gegenstände grösser, als sie ihnen vordem bei dem Betasten vorgekommen waren. (S. die berühmten Experimente Cheseldens bei Lotze, am a. O. p. 425, womit zu vergl. Waitz, Lehrb. p. 262 und Drobisch, Emp. Psych. §. 42.) Dass endlich längere Raumreihen in der Reproduktion nur successiv überblickt werden können, folgt aus dem Gesagten, und das Gesichtsfeld der Erinnerung ist nicht minder beschränkt, als das des Auges.

Anmerkung. Das Messen geschieht durch den Gesichts-, Tast- und Muskelsinn. Die Muskelempfindung bezeichnet den Fortschritt in der Auffassung; Gesicht- und Tastvorstellungen füllen sie aus. Durch das wechselseitige Verflochtensein dieser drei heterogenen Vorsellungsgruppen controllirt ein Sinn den andern, und dadurch wird insbesondere manche Täuschung des Gesichts aufgehoben. Wo das Quantum des Gesehenen dasselbe ist, da bietet noch häufig das Tasten und das bewegte Ansehen eine Verschiedenheit. So wird die verkleinerte Copie von dem Original, die perspektivische Grösse von der wirklichen (§. 86.) unterschieden. Die Reihe der Muskelempfindungen — und deren Grösse braucht nicht immer dem Quantum der wirklichen Drehung des Auges genau proportionirt zu sein — bestimmt das, was wir absolute Grösse des Gegenstandes nennen. Wahrscheinlich lässt sich hieraus das bekannte Grösser- und Kleiner-Sehen bei manchen Nervenkrankheiten ableiten. Andererseits sind wir über die Länge der Reihe von Muskelempfindungen des Auges wenig Bestimmtes zu sagen im Stande, sobald dieselbe von gar keinen Gesichtsempfindungen begleitet ist (§. 84.), z. B. wenn man das Auge im Finstern oder bei geschlossenen Liedern bewegt. Auf der Verbindung beider mit der Reproduktion leerer Raumreihen beruht das Augenmaass. (Wir messen gleiche Abschnitte auf einer Linie, indem wir dem Auge für jeden Theilungsstrich dieselbe Stellung geben, und nun den Abschnitt durch gleiche oder ungleiche Muskelempfindungen zurücklegen.) — Ein solches Verschmolzensein von Gesichts- und Muskelempfindungen scheint auch den interessanten Beobachtungen zu Grunde zu liegen, die A. W. Volkmann in neuester Zeit über die blinde Stelle im Auge gesammelt hat. Dass bei ruhendem Auge diese Partie keinen Einfluss auf das Gesichtsfeld ausübe, folgt theilweise schon aus §. 28. Dass aber weiter eine

Linie, deren mittleres Stück auf den blinden Fleck fällt, oder die wohl gar an dieser Stelle unterbrochen ist, gleichwohl nicht verkürzt erscheint, dass ein weisses Quadrat, dessen Mitte von einer dunklen Scheibe bedeckt ist, als volles Quadrat erscheine, dürfte — soweit von dem Einflusse des anderen Auges und der Irradiation abgesehen wird — blos durch die messende Bewegung des Auges zu erklären sein (Weber, Die Lehre vom Tastsinne und Gemeingefühl. Braunschw. 1851. p. 148—156 und Volkmann, Sitzungsber. der Leipz. Soc. 1853. p. 27—50.). — Auch bei der Grössenschätzung sind physiologische Einflüsse von Bedeutung. Die Ausdehnung in vertikaler Richtung scheint grösser, als die gleiche in horizontaler, und eine weisse Figur auf dunklem Grunde breitet sich merklich aus, während sie bei umgekehrtem Verhältniss zusammenschrumpft. — Durch die Verbindung des Sehens mit Grösseschätzungen wird dasselbe ein „messendes Sehen", das neben dem tastenden Sehen des vorigen Paragraphes, und verbunden mit ihm vorkommt. Das Vorwiegen des einen über das andere bei den verschiedenen Völkern und die dadurch begründete Neigung zur Plastik oder Baukunst, hat ein hohes kulturhistorisches Interesse (s. Vischer, Aesthet. §. 404.). — Auf dem Gefühle der Anstrengung, ja Unmöglichkeit des Zusammenfassens stark contrastirender Bestandtheile einer Reihe beruht die Wirkung des Erhabenen, welches sich von dem blos äusserlich Grossen dadurch unterscheidet, dass dieses nur auf der Unzulänglichkeit des Messens mit einem äusserlich gegebenen Maassstab, jenes aber auf innerem Gegensatze beruht. Das Grosse kann nur nicht mit dem bestimmten Maasse ausgemessen werden; das Erhabene ist jedem Messen feindlich, über jedes Maass hinaus und heisst von dieser Erhebung erhaben. Das Erfassen des Grossen endigt in Schwindel (oder wie Kant die oft erwähnte Operation beschrieb: „ein Traum, dass Einer einen langen Gang immer weiter und unabsehbar weiter fortgehe, und der mit Fallen oder mit Schwindel endigt"), jenes des Erhabenen in ein Bewusstwerden tieferer Lösung des Widerstreites. Gleichwohl verwechselt Theorie und Praxis der Kunst beide ziemlich häufig. „Das Erhabene", sagte Kant an einer klassischen Stelle, „thut der Einbildungskraft, d. h. dem Versuche des Zusammenfassens im Vorstellen Gewalt an." (Kr. der ästh. Urth. §. 23.) — Da die Reihen, mit denen gemessen wird, in der Regel dieselben sind, mit denen die Gestalt erfasst wird, so gehen beide Vorgänge meistens in Einen Akt über. Der Blick, der die Entfernungen und Grenzen misst, fasst zugleich auch die Gestalt zusammen. Indem die Entfernung zweier fortlaufenden Grenzen als fortdauernd gleich gemessen wird (was durch Muskelempfindungen geschieht), erscheint die Gestalt parallel begrenzt. Ebenso misst der Blick die regelmässige Erweiterung der Schenkel eines Winkels, indem er, vom Scheitel ausgehend, fortwährend zwischen die divergirenden Linien Reihen von Muskelempfindungen einschiebt. So geht weiter das Auge zwischen dem Scheitel des Drei-

eckes und dessen Basis fortwährend auf und ab, und ändert dabei fortwährend nach einem bestimmten Gesetze die Richtung seiner Bewegungen. Derlei Beispiele können leicht gehäuft werden; sie dienen dazu, zu zeigen, dass überall das Messen die Gestaltung vollendet.

§. 88. Zeitraum und Bewegung.

Von Verbindungen der zeitlichen und räumlichen Auffassung war bereits an mehreren Stellen die Rede. Wird Zeitliches räumlich vorgestellt, so kommt man zur Vorstellung des Zeitraumes; Räumliches wird zeitlich vorgestellt in der Bewegung. — Wenn eine Reihe, die ausdrücklich als Zeitreihe erkannt worden ist (§. 78), zum Ablaufen in entgegengesetzter Richtung gebracht wird — was einer durchaus neuen, künstlich eingeleiteten Auffassung bedarf — so verliert sie den ursprünglichen Charakter des Zeitlichen, und nimmt den des Räumlichen an, wobei jedoch der Nebengedanke an die frühere Form mit reproducirt wird. Im Zeitraum wird das neben einander stehend vorgestellt, was früher als Nacheinander abfloss. In den Perioden der Geschichte, die man sich nach beiden Richtungen hin zwischen den Epochen flüssig gemacht hat, ruhen die einzelnen Helden und Begebenheiten neben einander wie die Standbilder einer Gallerie. Wo entweder die zweite, rückläufige Reproduktion fehlt, oder wo die erste Reihe nicht ausdrücklich als Zeitreihe gefasst wurde, bleibt das Vorstellen des Zeitraumes aus. Aus dem letzteren Grunde geben die Reihen des auf- und abgehenden Auges keinen Zeitraum, sondern nur eine Raumreihe. Wo dies jedoch durch eintretende Rückblicke oder Erwartungen der Fall ist, da stellt sich die Reihe zunächst als Zeitraum, und erst nach Unterdrückung des Anklanges von Zeit, als Raumreihe dar. Die Hin- und Herreise erscheint dem Heimgekehrten als Zeitraum, und erst indem er den Gedanken des Nacheinander zurückdrängt, tritt das Gesehene als reine Raumreihe vor. So wird, was ursprünglich Zeitraum war, häufig zur Raumreihe, und dies gilt insbesonders von den leeren Zeiträumen. Die Stunde, die zunächst nur ein Zeitraum zwischen zwei Epochen war, wird als Wegstunde zum Maasse räumlicher Entfernung. Umgekehrt wird die Zeit am Raume gemessen, worauf der Gedanke der Uhr — von der grossen Weltuhr des Sternenhimmels bis zur Sand- und Taschenuhr herab — beruht. Denn man denkt sich das Nebeneinander des Raumes in einem Nacheinander zurückgelegt, und dies führt zum Vorstellen der

Bewegung. — Die Bewegung fasst räumliche Elemente in eine zeitliche Form, und darum bemerkte Tourtual, dass eine Aenderung in der Geschwindigkeit die Bewegung scheinbar bedeutender abändere, als eine Veränderung in der Richtung. Der einfachste Fall der Bewegung ist dann vorhanden, wenn sich ein Gegenstand vor unserem Auge an einem Hintergrunde vorüberbewegt. Die Vorstellung des Gegenstandes verschmilzt für jede seiner Stellungen mit der seiner nächsten Umgebung; indem nun der Gegenstand vorrückt, ändert er seine Umgebung theilweise: früher Verdecktes kommt zum Vorschein, früher Sichtbares wird verdeckt, und es ist leicht zu ersehen, dass benachbarte Stellungen das meiste Gemeinsame haben werden. Je weiter sich der Gegenstand von seiner früheren Umgebung entfernt, um so unklarer wird die ihn begleitende Erinnerung an dieselbe: jede spätere Vorstellung ist mit immer geringeren Resten der Vorstellungen aus den früheren Umgebungen verschmolzen. Es bilden somit die auf einander folgenden Auffassungen des Gegenstandes eine Zeitreihe. Aber jedes Glied dieser Zeitreihe steht mit einem Gliede des Hintergrundes, der bereits als Raumreihe erkannt worden ist, in Verbindung, und so wird das Nebeneinander des Hintergrundes auf das Nacheinander der Stellungen bezogen. In der Folge wird auf die Spannung zurückzukommen sein, die dieses Spiel der Hemmungen erzeugt, in welchem die Vorstellung des Bewegten gegen die allgemeine Hemmung ringsum siegreich anstrebt (welches Streben sich als ein Begehren nach dem bewegten Gegenstand ausspricht). Bei der Verrückung des Gegenstandes rückt auch dessen Bild auf der Netzhaut von der Stelle des deutlichen Sehens weg, fällt auf minder erregbare Partien oder entschwindet selbst ganz. Um nun der begehrten Vorstellung desselben wieder Klarheit zu gewinnen, muss das Auge in bestimmter Richtung bewegt werden, und der Blick verfolgt den bewegten Gegenstand durch eine Reihe von Muskelempfindungen. Durch diese Muskelempfindungen (zu denen auch die aus Bewegungen des Kopfes, Halses u. s. w. hinzukommen) werden wir dessen inne, dass wir uns bewegen, und in ihnen ist ein Anhaltspunkt gegeben zur Unterscheidung von dem Falle, wo bei ruhendem Auge die Gegenstände sich an uns, oder wir uns an ihnen vorüberbewegen. In der Gruppe der hierhergehörigen Modifikationen kommt es zwar immer zu dem Vorstellen einer Bewegung, aber das die Auffassung beglei-

tende Urtheil legt die Bewegung bald uns, und hier entweder dem Auge oder dem Kopfe oder dem ganzen Leibe, bald unserem Standpunkte, bald dem Gegenstande, bald dem Hintergrunde und bald einer Combination dieser Elemente bei, und wird dadurch Veranlassung mannigfacher Illusionen. Gehen wir an dem Gegenstande vorbei, so sind wir uns der eigenen Leibesbewegung durch zahlreiche Muskelempfindungen bewusst, erkennen uns also als das Subjekt der Bewegung und die Dinge ringsum scheinen zu ruhen. Fahren wir in einem Schiffe (oder selbst in einem Wagen), so werden wir uns der eigenen Bewegung durch gar keine (oder nur geringere) Muskelempfindungen bewusst, und dann geschieht es leicht, dass die Gegenstände am Ufer vorbeizugehen, und wir zu ruhen scheinen. Aehnlich mag es dem Kinde ergehen, das herumgetragen wird. (Dem fahrenden Kinde scheinen die in derselben Richtung Gehenden trotz aller Anstrengung des Vorwärtsschreitens zurückzugehen.) Dabei nimmt oft der Hintergrund eine der Bewegung des Gegenstandes entgegengesetzte Richtung an: auf der ersten Eisenbahnfahrt bewegen sich die entfernten Gegenstände schneller, die näheren langsamer, und es kommt zu einer betäubenden Halbkreisbewegung mit wechselndem Mittelpunkte und in zur Fahrt entgegengesetzter Richtung. Sind wir, obwohl gegenwärtig ruhend, noch von der Empfindung des Vorwärtsbewegtwerdens beherrscht, so erscheint uns ein in entgegengesetzter Richtung ankommender Gegenstand als ruhend, und wir bewegen uns an ihm im Sinne der früheren Bewegung vorbei (was man in Bahnhöfen bei dem Begegnen mit entgegenkommenden Zügen leicht beobachten kann). Ob wir nun das Prädikat der Bewegung dem Gegenstande oder seinem Hintergrunde beilegen, hängt von verschiedenen Umständen ab. Behält bei ruhendem Auge die Vorstellung des Gegenstandes ihre volle Klarheit, während sich die Auffassungen des Hintergrundes zu einem mehr oder weniger dunklen Gesammteindruck verwirren, so halten wir den Gegenstand für ruhend und seinen Hintergrund für bewegt. Umgekehrt, wenn die Raumreihe des Hintergrundes klar bleibt, und nur nacheinander in den einzelnen Gliedern gestört wird, was zu dem ersten Falle führt. Verrücken wir dabei das Auge, und übersehen wir allenfalls die Muskelempfindung, so wird das Urtheil schwankend. Bewegen sich vor dem ruhenden Auge mehrere Gegenstände in verschiedenen Richtungen, so be-

ginnen die Versuche des Messens der wechselnden Entfernungen, und mit dem Misslingen derselben stellt sich leicht Schwindel ein (z. B. wenn man dem Spiele der Fische in einem Becken zusieht). Bewegt sich der Gegenstand und sein Hintergrund, so wird die Bewegung bald Einem, bald Beiden, bald dem Betrachtenden zugesprochen. Noch verwickelter wird die Annahme, wenn der Grund in mehrfache Abstufungen, etwa in Vorder-, Mittel- und Hintergrund zerfällt, und wohl noch die Bewegung des eigenen Leibes hinzukommt. Bewegt sich an uns das ganze Gesichtsfeld ohne vortretende Einzelgegenstände in constanter Weise, etwa rhythmisch vorüber, so übertragen wir die Bewegung in umgekehrter Richtung auf uns, werden sodann, um das vermeintlich gestörte Gleichgewicht zu erhalten, zu der immer lebhafteren Reproduktion entsprechender Muskelempfindungen getrieben, welche, begleitet von einem gewissen Gefühle der Machtlosigkeit, zu den bekannten Erscheinungen des Schwindels führen, die jedoch sogleich intermittiren, sobald es gelungen ist, einen unbewegten Punkt zu fixiren. (Vergl. Purkinje, Beob. u. Vers. zur Phys. der Sinne. Berlin 1825.) Diese Andeutungen genügen, um das Bedürfniss einer eingehenden Monographie dieses Gegenstandes höchst fühlbar zu machen. (S. Lotze am a. O. 338 u. 378, Waitz, Lehrb. §. 25 u. Tourtual am a. O. S. 244.)

Anmerkung. Wenn in der Reihe *A B C D E* die Mittelglieder verschiedene Combinationen ihrer Ordnung eingehen, oder wohl gar von drei anderen Vorstellungen abgelöst werden, so entsteht die Vorstellung der leeren Entfernung zwischen *A* und *E*, von der alsdann die Vorstellung dieser Entfernung als eines leeren Zeitraumes nur ein spezieller Fall ist. — Indem der bewegte Gegenstand fortwährend seine Umgebung wechselt, kommt es zu einer Hemmung der einzelnen Umgebungen, die sich so weit fortsetzen kann, dass der Gegenstand zuletzt ohne jede bestimmte Umgebung vorgestellt wird: die Vorstellung des isolirten Gegenstandes, die jenem des Gegenstandes im Raume (§. 85) sehr ähnlich ist. Darum lösen sich für das Kind aus dem Gesammtbilde seiner Umgebung zuerst die Vorstellungen jener Gegenstände heraus, die es in ihrer Bewegung wechselnde Verschmelzungen mit andern eingehen sieht; dem Wilden erschien Ross und Reiter als etwas Unzertrennliches, und selbst manchem Gebildeteren wird es schwer, ein bestimmtes Angesicht von jedem Zusammenhange mit dem Rumpfe isolirt sich vorzustellen.

§. 89. Die Anschauung.

Ueberblicken wir die Phänomene dieses Abschnittes, so zeigen sie uns ein mannigfaltiges Eingreifen bestimmter Formen in das Bewusstwerden des Empfindungsinhaltes. Aber diese Formen sind weder etwas Ursprüngliches, das von den Empfindungen nur ausgefüllt würde, noch etwas Willkührliches, das ihnen zugesprochen oder abgesprochen werden könnte, sondern sie entwickeln sich, einem psychischen Mechanismus zufolge, nothwendig und allgemein, weil die Bedingungen ihres Entstehens nothwendig und allgemein sind. (Somatische Abnormitäten bilden also keinen Einwurf.) Hierbei drohet der Psychologie, welche die gleichzeitigen Akte in successiver Reihenfolge darstellen muss, eine doppelte Abirruug von ihrer Bahn. Die Selbstbeobachtung nämlich gehört einer spätern Periode der Entwicklung an, als jene ist, in welche die Entstehung der Raum- und Zeitvorstellungen fällt; sie findet grösstentheils das bereits fertig vor, was die Theorie hier als werdend darzustellen hat. Damit ist nun der Schein gegeben, als wären die verschiedenen Phänomene der Zeit- und Raumvorstellung nur Seiten einer und derselben Thätigkeit, die allenfalls im Wesen der Seele selbst begründet gedacht werden könnte. Die Gestaltung und Grössenschätzung liegt dann schon in der allgemeinen Raumauffassung, die Vorstellung der Succession ist schon in den successiven Vorstellungen enthalten, und Zeit und Raum sind apriorische Kategorien unserer Erfahrungen. Andererseits findet die Psychologie alle hier behandelten Vorstellungen längst durch die mathematischen und physikalischen Wissenschaften zu Begriffen ausgebildet, und geräth nun in die ähnliche Gefahr, ihre Gegenstände von dem logischen Schema dieser Gedanken abhängig zu machen. Im ersten Falle wird dem psychischen Phänomen eine zu hohe, im zweiten eine zu geringe Bedeutung, in beiden eine Beziehung beigelegt, die ihm nicht zukommt. — Wählen wir nun, um den hier dargestellten Fortschritt der Empfindung zu bezeichnen, den Ausdruck: Anschauung, so kommen wir dem gewöhnlichen Sprachgebrauche der Psychologie nahe, der das Auge nicht blos Farben sehen, und das Ohr nicht blos Töne hören lässt, sondern jenes Gestalten und Maasse, und dieses Melodien und Pausen anschauen lässt. Doch mit der Anschauung ist unser wirkliches Auffassen der Dinge noch immer nicht erschöpft, denn ihr fehlt noch Eines: der Gedanke

des Aeusseren im Gegensatz zur Innenwelt, und das Entstehen dieses Gedankens zu erklären, wird somit zu unserer nächsten Aufgabe.

Anmerkung. Die gesammte Theorie dieses Abschnittes kann aus zwei entgegengesetzten Principien von der Psychologie ganz ausgeschieden werden. Sie wird überflüssig, wenn man in (oft uneingestandener) materialistischer Weise die räumlichen und zeitlichen Anschauungen geradezu mit den räumlichen und zeitlichen Funktionen des Sinnesorganes identificirt; oder wenn man vom spiritualistischen Standpunkte aus Zeit und Raum als dem Wesen des Geistes fremd, und nur als untergeordnete Schöpfung desselben betrachtet. Bequem ist ein solches Ignoriren schwieriger Probleme in der That, wie nicht minder die halb mystische Ausdeutung der Zeit und des Raumes, von der eine Probe bei Ennemoser, Geist des Menschen in der Natur. Stuttg. u. Tüb. 1849. §. 31. Auch die Hegel'sche Psychologie war wenig geneigt, in diese Probleme einzugehen, deren eigentümliche Beschaffenheit ihr durch ihr Princip verloren gegangen war. (Vergl. Michelet, Anthr. u. Psych. p. 273.) Es bedurfte der nachdrücklichen Anregung von Seite der neueren Physiologie (E. H. Weber, R. Wagner, Lotze, zum Theil Hagen u. a. m.), um diese Fragen wieder in ihre ursprüngliche Berechtigung einzusetzen. Hat man sich nach Ausschluss jener beiden eben bezeichneten Ansichten von der Nothwendigkeit einer eingehenden Erklärung überzeugt, dann bleibt wohl keine Wahl, als die Anschauungsformen aus den Beziehungen der Empfindungen selbst, also aus deren Verschmelzungen, abzuleiten. Hierbei wird freilich der Einwurf laut, dass nicht einzusehen sei, wie jemals aus dem Vorstellen abgestufter Verschmelzungen die Vorstellung des Raumes hervorgehen könne. (Waitz, Lehrb. p. 206.) Allein diesem Missverständnisse liegt die Schwierigkeit zu Grunde, auch die räumliche Auffassung nur als einen intensiven Akt der Seele zu denken. Das Vorstellen des Raumes ist nichts Räumliches, und der Schein der Extensität kann nur aus Verhältnissen von Intensitäten hervorgehen, weil im Bewusstsein nirgends etwas Anderes gegeben ist, als die intensiven Zustände der Seele. Das Vorstellen des Raumes thut uns Gewalt an (§. 82), aber nicht weil es selbst räumlich ist, sondern weil die intensiven Zustände, aus denen es besteht, einander in Spannung versetzen. Man ist zu schnell bereit, den Raum zu etwas von Aussen her Eindringenden machen, und übersieht dabei, dass auch die von Innen kommenden Gedanken in ihren Wechselbeziehungen die Form der räumlichen Anordnung annehmen. Waitz leitet die Raumvorstellung aus dem Streite gleichzeitig gegebener Empfindungen um die gleichzeitige klare Perception ab (am a. O. p. 172 u. s. f.), und hat somit das unläugbare Verdienst, von physiologischen Thatsachen aus eine psychologische Erklärung angestrebt zu haben. Auch Lotze nähert sich einzelnen hier ausgesprochenen Ansichten auf eigentümliche Weise

(am a. O. p. 293). — Endlich bemerke man, dass ganz so wie aus bestimmten Raumreihen leere entstehen, auch das Vorstellen der einzelnen Zahlen zu Stande komme. Die Zahl bezeichnet nur ein Quantum von Mehr oder Minder, dem jede qualitative Ausfüllung gleichgültig ist. Die Vorstellung der Zahl bildet sich aus den gleichen Vorstellungen des Zählens. Dabei wird der Inbegriff der Zahlen selbst zu einer Reihe ausgebildet, deren Lücken ergänzt werden, und die nach beiden Seiten hin in das Unendliche verlängert wird. Ja, die Mathematik lehrt, zwischen je zwei benachbarte Glieder dieser Reihe wieder Reihen (und bisweilen Reihen von irrationalen Grössen) einzuschieben. Interessant bleibt es, die Länge der Zahlenreihe, die, fern von aller mathematischen Bearbeitung, sich selbst überlassen zu Stande kam, zu prüfen, und es ist bekannt, dass sie bei den meisten wilden Völkern in die Vorstellung einer unbestimmten Menge (Herrde, Stachelschwein, Roggen) ausläuft, sobald sie die natürlichen Mittel des Fixirens (Finger, Hand, Fuss) überschritten hat. Psychologisch genommen entstehen die Zahlen gewiss nicht oder doch nur, wo eine geregelte Ausbildung der Reihe beginnt, aus der Einheit, wie Kant gewollt hat (Herbart, Psych. als Wissensch. §. 116. Schilling am a. O. §. 36. Stiedenroth am a. O. I, p. 250.), sondern die Einheit ist nur eine Zahl neben anderen Zahlen.

C. Vom Lokalisiren und Projiciren.

§. 90. Vom Lokalisiren.

Es ist Thatsache der Selbstbeobachtung, dass wir die Empfindungen uns nicht als intensive Veränderungen des Bewusstseins vorstellen, sondern als Vorgänge an gewissen Stellen des Leibes. Wir verlegen unsere Empfindungen aus der Seele in den Leib, und weisen ihnen daselbst bestimmte Sitze an. Dieses Fixiren der Empfindungen an eine bestimmte Stelle des Organismus nennen wir das Lokalisiren derselben. Vor Allem ist die Ueberzeugung fest zu halten, dass diese Erscheinung keine ursprüngliche, nicht weiter zerlegbare sei, sondern auf einem mechanischen Vorgange des Vorstellens beruhe, der als solcher der Erklärung bedürfe. Empfindungen sind Vorstellungen, Vorstellungen sind rein intensive Zustände der Seele; daher, wenn man schon überhaupt bei den Empfindungen nach einem Wo fragen will, die Antwort einzig sein kann: in der Seele. Gegeben ist die Empfindung in ihrem bestimmten Inhalt, und in dem Inhalte der Empfindung liegt durchaus kein Bewusstwerden des Nerven, durch welchen der Reiz der Seele zugeleitet worden ist. §. 25. (S. auch Waitz, Lehrb. p. 180.

Lotze, am a. O. p. 337. George, Die fünf Sinne. Berlin 1846. p. 12.) Dazu kommen nun noch zahlreiche Erfahrungen, die auf ein allmäliges Zustandekommen des Lokalisirens hinweisen. Das Kind (selbst nach dem Säuglingsalter) vermag die Stelle des Schmerzes oft gar nicht, oder nur sehr beiläufig anzugeben; der (in höherem Grade) Blödsinnige jammert über den Schmerz, ist aber ausser Stand, das davon ergriffene Glied zu bezeichnen. (Somit kann selbst das erworbene Lokalisiren wieder verloren gehen.) Hauser hielt seine Ohren für etwas zu seinem Leibe gar nicht Zugehöriges. Wir alle werden schwankend, sobald es sich um die genauere Fixirung der Empfindung an einem im Innern des Leibes gelegenen, unseren Sinnen minder zugänglichen Punkt handelt. Ja, wir stehen nicht an, Empfindungen in Regionen zu verlegen, die mit gar keinem Nerven versehen sind. Operirte empfinden den Schmerz in Gliedern, die sie längst gar nicht mehr besitzen (was nach J. Müller selbst das ganze Leben lang geschehen kann). Während der Amputation ist das Glied jenseits der Schnittfläche der Sitz des heftigsten Schmerzes. Bei der künstlichen Nasenbildung aus der Stirnhaut wird die Berührung der neuen Nase eine Zeit lang noch auf die Stirne versetzt, und dieser Irrthum erst nach und nach verbessert. Endlich, wovon im nächsten Paragraphe die Rede sein wird: wir verlegen unsere Empfindungen nicht blos an Stellen des Leibes, sondern selbst in solche äussere Gegenstände, die uns gleichsam zu einer Fortsetzung unseres Leibes geworden sind. Alle diese Unsicherheiten und Täuschungen im Lokalisiren aber kämen unmöglich vor, wenn die lokale Beziehung etwas Ursprüngliches, im Empfindungsinhalte Gegebenes wäre. — Jedes einzelne Glied und in Folge dessen der ganze Leib wird als Raumreihe vorgestellt. Diese räumliche Auffassung geschieht, wie jede andere, durch Gesichts- und Tastvorstellungen, die allenfalls von Muskelempfindungen begleitet sind. Aber sogleich verräth sich eine sehr bestimmte Eigentümlichkeit. Bei einem gewissen Herumtasten mit der Fingerspitze (von der ich aber als solcher noch gar nichts weiss) erhalte ich nur Eine, bei einem andern zwei Tastempfindungen u. s. w. (Was die Anerkennung der Mehrheit betrifft, entscheidet §. 50.) Betaste ich nun Etwas, was nach dem uns gewöhnlichen Sprachgebrauch ein Aussending heisst, so habe ich nur die Tastempfindung, die derselbe Sprachgebrauch die Empfindung des tastenden Gliedes

nennt, während, wenn ich mein eigenes Glied betaste, ich mich tastend und betastet nenne (und die zweite Tastempfindung ist häufig von einer Körperempfindung begleitet). Denken wir uns das Herumtasten fortgesetzt, so gibt die Bewegung des tastenden Gliedes zunächst eine Reihe von Muskelempfindungen, und dass diese sofort die Form einer Raumreihe annehme, und dass in Folge dessen auch die sie ausfüllenden Tastempfindungen räumlich angeschaut werden, ist §. 84 gezeigt worden. Es stellt sich somit eine feste Reihe von Tastempfindungen heraus. Diese genügt vollständig für den einen Fall; für den anderen aber geht eine weitere Complikation dadurch vor sich, dass die zweiten Tastvorstellungen (die der betasteten Stellen), wie sie eben eintreten, mit den Gliedern jener Reihe verschmelzen. Das Erste ist somit die Raumreihe der Muskelempfindungen, das Zweite die Raumreihe jener Tastempfindungen, die, ohne zu intermittiren, gliedweise mit den Gliedern der ersten Reihe gleichzeitig sind, und das Dritte sind die weiteren Tastempfindungen, die zeitweise kommen und ausbleiben (je nachdem das Tasten den Leib oder ein Aussending berührt), uud desshalb zwar keine Reihe bilden, aber doch mit den gleichzeitigen Gliedern jener Doppelreihe verschmelzen. Ganz Gleiches gilt von den Raumreihen des Gesichtes. Ich sehe zunächst meinen Leib wie alles Andere; aber wenn in der Gesichtsvorstellung des Aussendinges eine Veränderung an einer Stelle angeschaut wird, so bleibe ich bei dieser Anschauung ganz objektiv; wird aber eine Veränderung an einer Stelle meines Leibes angeschaut, so ist mit der Gesichtsvorstellung eine Körperempfindung (in Folge dieser Veränderung) gleichzeitig. Ich verfolge die Fliege in der Luft, sie setzt sich an die Wand, das gibt eine blosse Gesichtsvorstellung; sie fliegt auf, und setzt sich auf meinen Arm; das sehe ich, empfinde aber gleichzeitig den Kitzel oder den Stich. — Dadurch ist nun für die Art, wie wir die einzelnen Empfindungen auffassen, eine wichtige Veränderung nach zwei Seiten hin eingetreten. Wird nämlich in der Folge eine Empfindung der zweiten Gruppe reproducirt, so wird sie nicht mehr beziehungslos oder isolirt vorgestellt, sondern sie bekommt eine Beziehung auf die befestigte Raumreihe, deutet auf ein Glied derselben und dadurch auf die ganze Reihe hin: sie wird in das räumliche Vorstellen derselben hineinverwickelt. Die Raumreihe selbst hingegen wird durch die sich an-

schliessenden Tast- und Körperempfindungen gleichsam bevölkert, bekommt durch sie, und namentlich durch die letzteren, ein weitere innigere Beziehung (§. 34), und verläuft für uns mit erhöhtem Interesse. Die einzelne Empfindung wird auf die Raumreihe und die Raumreihe auf die Empfindung (und weiter auf den Empfindenden) bezogen. Die Empfindung bekommt einen Platz, die Raumreihe eine Beziehung auf das Befinden des Tastenden. Beide begegnen sich gleichsam, schliessen ihr Bündniss, und bezeichnen dieses konstante Begegnen durch das Denkmal einer Leibesstelle. Es zieht sich ein immer dichteres Netz solcher Raumreihen über die ganze Oberfläche des Leibes hin, macht sie dadurch zur Grenzfläche zwischen Gleichgültigem und Interessantem, und jedes Tasten, das aus dieser Fläche heraustritt, bleibt beziehungslos, d. h., es ist von keiner zweiten (innigeren) Vorstellung begleitet. Ja selbst in die Tiefe des Leibes dringt diese Vorstellungsweise ein, soweit nämlich der Leib ein Eindringen der Sinnesthätigkeit gestattet. (Hagen, Art. Psychol. in Wagners H. W. B. II, p. 717.) Aus derlei Versuchen, aus dunklen Associationen, aus einer gewissen unbestimmten Proportion, aus Erfahrungen bei Bewegungen des Leibes und aus fragmentarischen anatomischen Kenntnissen setzt sich das Lokalisiren im Innern des Leibes zusammen, und bleibt, wie so viele pathologische Beobachtungen zeigen, höchst schwankend und unsicher. — Durch Tasten und Besehen (im Spiegel) bilde ich mir die Raumreihe der Zähne *A B C D E*. Indem ich diese Reihe abermals tastend durchgehe, entsteht bei dem Gliede *C*, d. h., bei dem Betasten Eines Zahnes, die Schmerzempfindung α, so verschmilzt α mit *C*; — habe ich nun wieder den Schmerz α, so flattert er nicht mehr ganz beziehungslos vor meinem Bewusstsein, sondern α reproducirt das *C*, und durch *C* die Reihe und α hat also seine bestimmte Stelle in der Raumreihe der Zähne; die Raumreihe aber hat ihre Beziehung auf einen bestimmten Schmerz erhalten. Ich habe die Schmerzempfindung β. Ich schüttle die Hand, den Fuss, β bleibt unverändert; ich schüttele den Kopf, β wird sogleich auffallend heftiger: der Schmerz wird zum Kopfschmerz. Die das Angesicht betastende Hand berührt bei einer gewissen Stellung das Auge, und dieser Druck gibt eine Körperempfindung; die Empfindungen beim Sehen mögen nun wohl immer etwas von der Qualität dieser Körperempfindung an sich haben, sie reproduciren diese Druckempfin-

dung, und bekommen durch sie eine Stelle in der ursprünglichen Raumreihe. Dass dabei die Empfindungen aus verschiedenen Stellen des Leibes selbst bei gleichem Angriff von Aussenher, unter sich feine qualitative Gegensätze enthalten, ist auch von physiologischer Seite her öfters ausgesprochen worden. In die Qualität jeder Empfindung tönt Etwas von der lokalen Beschaffenheit des Angriffspunktes mit hinein, und gibt ihr eine unsagbare Modifikation (was aber durchaus kein unmittelbares Bewusstwerden der peripherischen Ursprungsstelle ist, sondern nur die Erkenntniss derselben vermittelt). Etwa in ähnlicher Weise nimmt der Ton etwas vom Charakter des Instrumentes an, wodurch selbst musikalisch gleiche Töne noch unterschieden werden. Man bemerke nun weiter, dass das tastende und das betastete Glied ihre Rollen austauschen können, wodurch in der Folge nicht blos das passive, sondern auch das aktive Glied die Begleitung einer lokalen Beziehung annimmt. Zwei Umstände erweitern die einmal begonnenen Lokalisirungen: die grosse, organisch bedingte Beweglichkeit des Kindes, und die willkührlichen, oft systematischen Versuche des Erwachsenen. Das Lokalisiren befreit das Bewusstsein von dem dunklen Zusammenfallen der gleichzeitigen Empfindungen, beschränkt die Gewalt der Gemeinempfindung §. 36 (die aber selbst nicht lokalisirt wird), erhöht das Unterscheidungsvermögen der Empfindungen (§. 51), und wird die Quelle zahlreicher Sinnestäuschungen (§. 74). Das Lokalisiren mengt sich in die räumlichen Anschauungen, weil das tastende Glied als Fläche und die Tastempfindung als Empfindung in dieser Fläche vorgestellt wird. In Folge dessen wird die Gestalt des Betasteten aus der Gestalt der Angriffsstelle auf der tastenden Fläche erschlossen, was abermals zu Verwechslungen Veranlassung gibt. (§. 84.) Stark betonte Empfindungen werden ungenau lokalisirt; dass aber auch das Lokalisiren minder betonter Empfindungen ziemlich unsicher werde, sobald die gewohnte Beihülfe des Gesichtes entzogen wird, haben W e b e r s neuere Versuche in auffallender Weise dargethan. In nervenärmeren Regionen sind wir häufig auf ein blos versuchsweises Lokalisiren angewiesen, indem wir Empfindungen in verschiedenen Theilen dieser Region erregen, und deren Inhalt mit der zu lokalisirenden Empfindung so lange vergleichen, bis wir zu einem zustimmenden Urtheile gelangen. Nachdem man das Lokalisiren der Empfindungen geübt hat, beginnt man auch

ganze Gruppen von Seelenthätigkeiten nach den begleitenden Körperempfindungen zu lokalisiren, und so entsteht die, oft von der Psychologie übereilt ausgedeutete Erscheinung, als ob das Denken im Kopfe und das Fühlen in der Brust vor sich ginge.

Anmerkung. Aus der etwas ungenauen Redeweise des Paragraphen droht dem Verständnisse selbst wohl keine Gefahr. Dass das Lokalisiren einer besonderen Erklärung bedürfe, ist von der neueren Physiologie wohl ziemlich allgemein zugestanden worden. (Weber, Hagen, Domrich, Budge, Lotze u. A.) Lotze drückt sich darüber mit dem Gleichnisse aus, dass „die Seele der Empfindung ihren Ort nach deren Qualität bestimme, wie wir etwa auf einer Messe die Nationalität der Fremden nach ihrem Aussehen und nicht nach dem Thorzettel bestimmen.“ (Seele und Seelenleben in Wagners H. W. B. III. p. 174.) Von den älteren Psychologen vergleiche man insbesondere Tiedemann am a O. p. 420, von den neueren Waitz am a. O. §. 19. Diesen gegenüber ging die neuere Psychologie dem Probleme häufig dadurch aus dem Wege, dass sie ohne Weiteres die Seele wirklich da empfinden liess, wo der Reiz seine Stelle hat. Wo der Gedanke der Identität von Leib und Seele zu Grunde lag, hatte dies freilich für den ersten Blick keine besondere Schwierigkeit, führte aber zu weiteren bedenklichen Fragen. (Man vergleiche eine naive Stelle bei Eschenmayer am a. O. §. 31, dann auch Autenrieth, Ans. über Nat. und Seelenleben. Stuttg. und Augsb. 1836. p. 411, Krause am a. O. p. 38 und Lindemann, Die Lehre vom Menschen. Zürich 1844. §. 41.) Einfluss des Spiegels auf das Lokalisiren. — Die Erinnerung an die qualitative Beschaffenheit der Empfindungen aus einem bestimmten Gliede gehört nun fortan mit zu der Gesammtvorstellung, durch welche dieses Glied vorgestellt wird.

§. 91. Vom Projiciren.

Mit dem Lokalisiren der Empfindungen in die verschiedenen Stellen des Leibes geht das Projiciren d. h., das Umbilden derselben zu Aussendingen gleichzeitig vor sich. Der Mensch bleibt nämlich, wie die einfachste Beobachtung zeigt, nicht dabei stehen, seine Empfindungen zu Funktionen des Organismus zu machen, sondern er fasst sie als Eigenschaften auf, die von den Dingen ausser ihm getragen werden. Das Blau wird weder als intensive Energie des Bewusstseins, noch als Vorgang im Auge, sondern als Farbe eines äusseren Objektes vorgestellt, und aus dem Blau wird in unserer Redeweise ein Blaues; ebenso werden die Arten des Widerstandes, welche die tastende Hand erfährt, zu Härtegraden des Betasteten, und die constanten Gruppen heterogener Empfindungen, von denen

§. 35 und §. 46 die Rede war, werden als Complexe von Eigenschaften eines ausser uns Seienden gefasst. — Zweierlei ergibt sich aus dem Früheren unmittelbar: erstlich, dass das Projiciren nichts Ursprüngliches, sondern ein zu der Empfindung hinzukommender Vorgang, und zweitens, dass es nur ein durch das Lokalisiren nothwendig gewordener Fortschritt sei. Was nämlich den ersten Punkt betrifft, so schrieb man häufig (besonders vom physiologischen Standpunkte aus) der Seele eine Tendenz zum Objektivisiren ihrer Empfindungen zu, was offenbar nur eine und zwar überdies eine ungenaue Redensart ist, durch welche das Problem wohl unvollkommen anerkannt, aber nicht im Mindesten gelöst ist. Das Kind in der ersten Lebensperiode projicirt, so weit unsere Beobachtungen gehen, seine Empfindungen eben so wenig, als der geheilte Blindgeborene seine ersten Gesichtsempfindungen projicirt. Das Kind schliesst die Augen nicht vor dem sie bedrohenden Gegenstande, und wendet das Ohr nicht dem schallenden Körper zu. (Waitz, Grundl. p. 97.) Cheseldens Sehendgewordener glaubte, die Gesichtsbilder drängen auf ihn ein; andere halten die Dinge für auf ihren Augen liegend, und der von Franz Operirte versetzte die Gegenstände, nachdem er von dem Schielen seines linken Auges geheilt war, noch eine Zeitlang zu sehr nach Rechts (s. Waitz, Lehrb. p. 251 und Grundl. p. 98. Lotze am a. O. p. 419. Volkmann, Art. Sehen am a. O. III, p. 344), wobei zu bemerken ist, dass der Blindgeborene das Lokalisiren gewisser, das Sehen begleitender Körperempfindungen in das Auge bereits gelernt, und sich durch das Tasten genaue Raumvorstellungen gebildet hat. Auch für den Erwachsenen, dem das Projiciren zur anderen Natur geworden ist, kommen Momente vor, wo ihm die äusseren Gegenstände wie ein verschwimmendes Traumbild unmittelbar an das Auge zu rücken scheinen: in dem halbbewussten Zustande vor und nach einer Ohnmacht, während des Schwindelns, bei dem Aufblicke während des angestrengten Denkens (Waitz Lehrb. p. 71). Der Mensch geht im Projiciren nicht selten so weit, dass er manche Empfindungen voreilig in die Aussenwelt verlegt und zu Gegenständen macht, deren Setzung er später aufzugeben gezwungen ist. Ohne Projiciren gäbe es kein Halluciniren (§. 75). Die §. 75 erwähnte bekannte Erscheinung des Adergeflechtes im Auge nimmt meist die Form einer Einwirkung von Aussen her an. Diese Thatsachen

bestätigen somit vollkommen, was schon aus dem Begriffe der Empfindung gefolgert werden konnte. §. 25. — Dass mit dem Lokalisiren gewisser Empfindungen auch die Nöthigung zum Projiciren anderer gegeben sei, lässt sich leicht aus den Voraussetzungen des vorigen Paragraphes nachweisen. Jene Tastversuche, bei denen die Glieder der entstandenen Raumreihe mit den vereinzelten zweiten Tast- und Körperempfindungen verschmolzen, wurden die Veranlassung einer Wechselbeziehung der einzelnen Empfindung auf die Raumreihe und der Raumreihe auf das Interesse des Empfindenden. Setzen wir nun abweichend von der Voraussetzung des Lokalisirens die Tastempfindung an das eine Ende einer Reihe von Muskelempfindungen, deren anderes Ende mit der bereits lokalisirten Empfindung eines Leibesgliedes verschmolzen ist. Offenbar muss die Tastempfindung nun von meinen Leibe durch eine Raumreihe getrennt erscheinen, denn von meinem Gliede geht zu der Tastempfindung eine Reihe von Muskelempfindungen hin und zurück. Die Empfindung wird von mir durch eine gewisse, von keinen andern Tastempfindungen ausgefüllte Strecke entfernt, also ausser mir gedacht, und wird dadurch ein Aeusseres. Zunächst freilich ist die Empfindung noch in das tastende Glied lokalisirt; aber ich ziehe dieses zurück: die Tastempfindung verschwindet. Die Empfindung wird an eine Stelle versetzt, die zunächst nur eine Stellung meines Gliedes war, aber von der gegenwärtigen Stellung dieses Gliedes durch eine Raumreihe getrennt ist. Für die Erinnerung bleibt die Empfindung, obwohl Empfindung eines Gliedes, doch für mich etwas Aeusseres. Um zu der Tastempfindung zu gelangen, muss ich eine und zwar diese Bewegung machen; habe ich sie gemacht, so komme ich nothwendig zu der Tastempfindung; verrücke ich die Stellung des Gliedes, so entschwindet die Empfindung sogleich. Die Empfindung verliert immer mehr den Bezug auf die Leibesstellung, und gewinnt die allgemeinere auf eine Stelle im Raume. Die Empfindung bleibt am Ende der Raumreihe kleben, während sich das tastende Glied weg bewegt und von ihr befreit. Eine Unterstützung gewährt dabei dem Tasten der Gesichtssinn. Der Blick construirt Raumreihen, die von Gliedern des Leibes ihren Ausgang nehmen. Habe ich nun bereits gelernt, den Anblick eines Gliedes mit dem Gedanken zu begleiten, dieses Glied sei der Sitz einer bestimmten Empfindungsgruppe, und rücke ich nun mit dem Blicke von dem

Bilde dieses Gliedes hinaus zu den Bildern, denen diese Beziehung auf mein Interesse nicht inhärirt, so erkenne ich diese als Etwas, das neben meinem Gliede befindlich ist, und von ihm allenfalls durch einen Bewegungsraum getrennt ist d. h. als Aeusseres. Nicht in den Bildern, sondern in dem Vorhandensein oder Mangeln ihrer Deutung auf mein Interesse liegt der Unterschied, und der Blick schiebt blos die Bilder des Gleichgültigen neben die Bilder des Bedeutungsvolleren. Beide Sinne wirken nun vereint: meiner Hand, die von meiner Brust aus den Weg zu der Stelle der Tastempfindung hin zurücklegt, folgt mein Blick gleichmässig, und wo früher die Tastempfindung vereinzelt stand, steht nun das verschmolzene Paar der gleichzeitig angelangten Empfindungen. Dieser Versuch wiederholt, gibt dasselbe Resultat. Es entstehen bestimmte Erwartungen, und sie werden in bestimmter Weise befriedigt. Die Gesammtvorstellung bewährt sich an ihrer Stelle constant (§. 46), und durch das Verschmelzen ihrer Theile wird nun mit einem Zuge eine gewisse Farbe und ein gewisser Widerstand vorgestellt. Zu dem Scheine des Ausser mir kommt nun noch der Schein der Einheit im Mannigfaltigen. Die Mannigfaltigkeit ist nur die der Eigenschaften; die Einheit ist der unbekannte Träger der Eigenschaft. Der Versuch ist frei, sein Resultat ist gebunden: ich kann die Empfindungsgruppe nicht ändern, ihr, an der Stelle angelangt, nicht den Eintritt in das Bewusstsein verweigern: ich erkenne mich im Haben desselben gebunden, und darum bezeichnet die Gesammtvorstellung etwas von meinem Vorstellen Unabhängiges — ein Seiendes. Die ausser mir liegende Einheit des Mannigfaltigen wird eine Existenz, und das Ding in der Aussenwelt ist (für die Psychologie) fertig. In diesem psychologisch einfachen Vorgange ist jedoch für die Metaphysik ein verwickeltes Problem gesetzt; denn die Metaphysik hat hinter dem Scheine das Sein zu suchen (§. 4), und frägt dabei nach der Berechtigung des Aussendinges; sie fordert den vorgefundenen psychischen Produkten ihren Heimatsschein ab. Das einmal befestigte Projiciren wird immer ausgedehnter. Zwar der Ton wird nicht in dem Sinne, wie die Farbe oder Härte projicirt, d. h. nicht zur Eigenschaft des Dinges gemacht (§. 84), aber die Anschauungen gewisser Veränderungen an den Dingen durch Gesicht und Tasten sind mit dem Entstehen gewisser Gehörempfindungen konstant gleichzeitig, und das Aufhören jener ist mit

dem Aufhören dieser gleichzeitig: Gleichzeitigkeit wird zum inneren Causalnexus, die Veränderungen an den Objekten sind die Ursache der Töne. Die Wege im Raume zu mir her und von mir weg, welche die Gegenstände sichtbar wandeln, wandeln unsichtbar die Töne und, wie leicht hinzugefügt werden kann — die Gerüche. So nimmt die Gesammtvorstellung des Aussendinges immer mehr Züge an, und das stets Gleichzeitige durchdringt sich immer inniger. — Was wir Aussending nennen, ist nichts, als die Personifikation unserer Empfindungsgruppe, und in diesem Sinne nur ein systematisches, fortgesetztes Halluciniren. Der jeweiligen Empfindung wird das Aussending vorgeschoben, und vor jeder neuen Empfindung steht das Aussending als der Inbegriff der gehabten Empfindungen. Die Empfindungen kommen und gehen, das Aussending bleibt, und bewacht deren Stelle; ich wende mich erwartend zu ihm zurück, und finde es; es war da vor meiner Empfindung: es ist die Ursache meiner Empfindung. Das Aussending ist unser Geschöpf, aber wir werden seine Sklaven. Die Wirkung der Vorstellungen wird zu der Ursache des Vorstellens. Wir wenden uns noch einmal dem Aussendinge zu, es verweigert eine der erwarteten Theilvorstellungen, und gibt an deren Stelle eine andere: das Ding ist geblieben, aber es hat eine Eigenschaft geändert, und damit kommen wir in einen neuen Widerspruch. Das Aussending wird räumlich aufgefasst, weil die das Aussending bildenden Sinne die raumbildenden Sinne sind, und die Aussendinge stellen sich in den Raum, füllen ihn in bestimmter Weise aus und stossen in ihm an einander. Die Anschauungen der Aussendinge und ihrer Veränderungen fallen in die allgemeine Zeitreihe des inneren Lebens, und somit ergiesst sich der Strom der allgemeinen Zeit auch mittelbar über den Raum, und so entwickelt sich überall im grossen Umfange die Innenwelt zur Aussenwelt. Die Verbindung der Projektion mit dem räumlichen Anschauen hat noch eine andere wichtige Seite. Die Vorstellungsweise des Raumes thut unserem Bewusstsein gewissermassen Gewalt an (§. 82), denn sie zwingt uns, eine Mehrheit von Vorstellungen in einer der Wechselwirkung scheinbar widersprechenden Klarheit gleichzeitig zu umfassen, und das Gefühl dieser Spannung erzeugt uns den Schein eines Ergriffenseins, das weiterhin auf ein Aeusseres deutet. „Die Intensität des Bewusstseins hat (scheinbar) für die Räumlichkeit der Vorstellungen keinen Platz“ (Schilling,

am a. O. §. 34), und darum ist stets die Neigung vorhanden, das räumlich Aufgefasste als ein Aufgedrungenes zu fassen. Diese Forderung bekommt nun durch den Gedanken des Projicirens erst ihren rechten Sinn, und die Antwort, welche dieses gibt, macht erst recht jene Frage klar. Für den inneren Widerspruch ward der Grund im Aeusseren gefunden (s. auch Waitz, Lehrb. p. 173 und 179). — Lokalisiren und Projiciren laufen neben einander her und greifen mannigfach in einander ein. Wir lokalisiren nicht selten unsere Empfindungen in Aussendinge, wenn eben ein Aussending durch anhaltende und innige Verbindung mit unserem Leibe ein Glied desselben geworden ist (was ein wichtiger Beitrag zum vorigen Paragraphen ist). Der Fechter empfindet den Stoss nicht in der Faust, sondern an der Spitze des Degens, der Chirurg tastet mit dem Ende der Sonde, der Blinde befühlt die Dinge mit seinem Stabe, und jedes Werkzeug wird handlich, sobald es Sitz von Empfindungen wird. Andererseits wird das Leibesglied zum Aussendinge, sobald es die Empfindlichkeit (Reizbarkeit) verliert. Besonders merkwürdig ist es, wo sich zwei Glieder begegnen, zu beobachten, wie bald eines dem andern, bald eines vorherrschend zum Aussendinge wird. Das nervenärmere Glied ist dem nervenreicheren, das unbewegte dem bewegten, das abgestumpfte dem frischen gegenüber Aussending. (S. Webers Untersuchungen über die Wärme, am a. O. p. 557.). Stärker betonte Empfindungen werden wohl (wenn auch unbestimmt) lokalisirt, aber nicht projicirt, denn der Schmerz bleibt an dem zurückgezogenen Gliede kleben, und löst sich somit von ihm nicht ab, wie der Empfindungsinhalt.

Anmerkung. Die Frage, welche Vorstellungen überhaupt projicirt werden, ist durch den Paragraph erledigt. Projicirt werden zunächst jene Tastempfindungen, die am Ende gewisser Reihen von Muskelempfindungen stehen, und somit hat Weber recht, wenn er das Projiciren von dem Bewusstwerden einer Bewegung abhängig macht (am a. O. p. 491.). Die Gesichtsempfindung als solche wird mit weit geringerer Energie projicirt, denn das Gesicht fasst das Aussending objektiv wie den eigenen Leib auf, und das Gesichtsbild des Aussendinges rückt nur deshalb heraus, weil es neben einem Bilde vorgestellt wird, das ich als Bild meines Leibes weiss. Gehör-, Geruch- und Geschmacksempfindungen werden nur mit Bezug auf bereits vorhandene Projektionen projicirt. Körperempfindungen werden nur da projicirt, wo sie mit Tastempfindungen zusammenhän-

gen (z. B. Wärmeempfindungen). Die dunklen Empfindungen des sympathischen Systems, und die Gemeinempfindung als Ganzes werden gar nicht projicirt. Reproducirte Vorstellungen, die als solche erkannt sind, werden darum nicht projicirt, weil für sie alle Bedingungen des Projicirens fehlen. (Sie kommen und verschwinden nicht mit gewissen Stellungen eines Gliedes.) — Von Physiologen haben des Projicirens besonders erwähnt: Joh. Müller (am a. O. II, p. 268.) E. H. Weber (besond. in dem Art. Tastsinn und Gemeingef. in Wagners H. W. B. III, 2. Abthlg. p. 482.) Hagen (in dem öfter citirten Art. p. 720.), Lotze (am a. O. 360) u. A., von Psychologen besonders Waitz. (s. auch Stiedenroth am a. O. II, p. 38.) Die Krause'sche Psychologie verdarb sich durch die Annahme des Urleibsinnes zum grössten Theil das Verständniss des Projicirens wie des Lokalisirens (s. Lindemann, a. a. O. p. 239.). Einen Einwurf gegen das allmälige Zustandekommen der Projektion gibt scheinbar das Thier ab, das wenige Stunden nach seiner Geburt sich bereits auf die nährende Mutter zubewegt, ohne durch zuvor eingeübte Bewegungsversuche zur Erkenntniss derselben als eines Aeusseren gekommen zu sein. Allein diese Erscheinung ist eine Folge der Einmengung des Instinktes, und die Dunkelheit derselben eignet sich wenig zu einem Einwurfe gegen die klareren Vorgänge bei dem Menschen. So wenig als die Biene nach einem bestimmten geometrischen Plane baut: so wenig scheint auch diese Thätigkeit sich bei dem Thiere aus denselben Elementen zusammenzusetzen wie bei dem Menschen. Die Natur, misstrauisch gegen den Entwicklungsgang des Thieres, bildete hier sorgsam vor, was sich der Mensch erst in seiner Weise erwerben muss. — Man muss diesen ganzen Abschnitt wohl überblicken, um klar zu erkennen, wie wenig ursprünglich jene räumliche Anschauung ist, welche der Materialismus voreilig als die einzige ursprüngliche Erscheinungsform behauptet. — Endlich leistet auch der Gebrauch des Spiegels seinen eigentümlichen Beitrag zum Projiciren, denn er zeigt uns ein Aussending, das zugleich für den Betrachtenden kein Aussending sein soll. Eine Monographie des Spiegels wäre in dieser Beziehung ein wünschenswerther Beitrag, und zwar nicht blos für die Psychologie.

§. 92. Die Wahrnehmung.

Durch die Projection wird die Anschauung zur Wahrnehmung. Die Wahrnehmung ist somit die Empfindung, verbunden mit dem Bewusstwerden, das Empfundene sei ein Aussending. Der Wahrnehmende versetzt sich in den Mittelpunkt der Aussenwelt, deren einzelne Objekte von seinem Leibe durch Raumreihen verschiedener Länge getrennt sind. Diese Raumreihen bezeichnen ihm die Entfernungen der Dinge von ihm, und werden zunächst durch die Reihen der Muskelempfindungen vorgestellt, welche die

Bewegung eines leichter beweglichen Gliedes vom Leibe aus bis zu den Objekten hin successiv erzeugt. Der Linie dieser Bewegungen geben die möglicherweise aufstossenden Tastempfindungen und die Gesichtsempfindungen des begleitenden und vor und nach schweifenden Blickes die wechselnde Färbung. Die Längen der so durchflochtenen Raumreihen werden nach §. 87 geschätzt, wobei die bekannten Täuschungen interveniren. Das Auge, das sich in diesem Erfassen der Entfernungen übt, findet bald ein gewisses Gesetz heraus, nach dem es uns die Entfernungen einseitig schätzen lehrt. Die relative Grösse des Gegenstandes und sein relativer Helligkeitsgrad geben dabei bekanntlich den Ausgangspunkt, und dass hierauf die Wahrnehmung bewegter Gegenstände von grösstem Einfluss sei, ist leicht ersichtlich. Die schnelle Anwendbarkeit dieses Maasses verschafft demselben ein entschiedenes Uebergewicht, und führt die bekannte Gruppe der Illusionen herbei, die unter dem Namen der perspektivischen begriffen werden. In ähnlicher Weise werden auch Gehör und Geruch zur Schätzung der Entfernung verwendet, nachdem sie einmal mit dem Vorstellen des Aussendinges in Verbindung gekommen sind. Das Bewusstwerden des häufigen Widerspruches dieses Verfahrens mit dem des Tastens und des Muskelsinnes, begründet die controllirende Thätigkeit der letztern. Wie zwischen das Centrum des Leibes und die peripherischen Aussendinge, so werden auch zwischen diese selbst Entfernungen eingeschoben, und zwischen ihnen gemessen. Dass endlich mit der Ausbildung der Empfindung zur Wahrnehmung die Höhe erreicht worden sei, auf der sich die ästhetische Anschauung der Welt geltend zu machen anfängt, wird bald gezeigt werden. (Vergl. Schilling, am a. O. §. 19. Ein Anticipiren einzelner hier berührter Punkte in §. 86 und 87 war wohl unvermeidlich.)

Sechster Abschnitt.

Von der Intelligenz.

A. Vom Gedächtniss.

§. 93. Begriff und Eigenschaften des Gedächtnisses.

In dem Strome des Lebens, der sich aus dem Bewusstsein

der successiven Momente zusammensetzt, steht jede einzelne Vorstellung mit ihren Verschmelzungen unter dem fortdauernden Einfluss des Vorstellungsganzen der jedesmaligen Gegenwart. Dieses letztere liegt nämlich auf der einzelnen Vorstellung wie ein Druck, insofern es zu ihr Gegensätze enthält, wie eine Beförderung, insofern es ihre Reproduktion einleitet, und daher häufig in verschiedenen Beziehungen wie beides zugleich. Die Vorstellung macht von der jedesmaligen Gelegenheit der Reproduktion Gebrauch, aber jedesmal einen anderen, weil die Gelegenheit jedesmal eine andere ist. Das Bild dieser fortschreitenden Wechselwirkung kann so in zwei Beziehungen zerlegt werden, dass man einerseits der Vorstellung ein gewisses Bestreben beilegt, ihre ursprünglichen Verhältnisse, also insbesonders ihre ursprünglichen Verschmelzungen unverändert zu behaupten, d. h. bei jeder Reproduktion sich in dieselben sogleich wieder zu versetzen — andererseits den auf einander folgenden Durchschnitten des Zeitstromes die Gewalt zuschreibt, die ursprünglichen Verhältnisse zu lockern, aufzulösen und durch neue zu ersetzen. Man kann dies so ausdrücken, d a s s j e d e V o r s t e l l u n g i h r G e d ä c h t n i s s b e s i t z e, und dass diesem gegenüber das V o r s t e l l u n g s g a n z e der auf einander folgenden Lebensmomente sich a l s E i n b i l d u n g s k r a f t Geltung verschaffe. Das Gedächtniss wäre demgemäss die Fiktion eines Vermögens der Vorstellungen, unverändert reproducirt zu werden, und würde sich insbesonders in dem Behaupten der ursprünglichen Verbindungen wirksam beweisen. Jede Vorstellung hat ihr Gedächtniss, oder bekommt es vielmehr, und es gibt so viele Arten von Gedächtniss, als Arten von Vorstellungen. Die Vollkommenheit des Gedächtnisses besteht in den Eigenschaften der vollkommenen Reproduktion: nämlich in der Deutlichkeit und Schnelligkeit, zu denen noch das charakteristische Merkmal der Treue (welche die Dauerhaftigkeit einschliesst), hinzukommt. Diese Eigenschaften werden bestimmt durch die Stärke, Menge und Mannigfaltigkeit der Vorstellungen, durch die Grade ihres Gegensatzes und ihrer Verschmelzung, und bei höheren Entwicklungen des Seelenlebens durch den Einfluss der willkührlichen Aufmerksamkeit. Die Bedeutung der Reihen, der Reihengewebe und der räumlichen Anschauungsform ist leicht aus dem früheren abzuleiten. Eine Einwirkung somatischer Umstände findet hier in doppelter Weise statt: mittelbar in so weit,

als die maassgebenden Beschaffenheiten der Vorstellungen und des Vorstellens vom Organismus abhängen, und (in gewisser Beziehung) unmittelbar, insofern die Gemeinempfindung hemmend, fördernd und abändernd in den Verlauf der Reproduktion einzugreifen vermag. So hat das Vorwiegen Eines Sinnes oder Einer besonderen Richtung innerhalb desselben das Hervortreten eines Gedächtnisses zu Folge, das nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche ein ganz spezifisches genannt werden müsste, so wie andererseits bald das Gedächtniss im Allgemeinen, bald ganz spezifische Arten desselben durch somatische Abnormitäten verloren gehen. So wenig Schwierigkeiten der letztere Fall im Allgemeinen genommen bietet, so unnachweisbar wird im einzelnen Falle der Zusammenhang zwischen dem körperlichen Momente und der Vorstellung, wenn auch die wunderlichen Beispiele von einem reinen Vergessen der Substantiva oder Verba mit Recht Misstrauen erwecken. (Einen interessanten Fall hat neuerdings die allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie 1852. p. 262 mitgetheilt.) — Nirgends zeigt sich die Unzulänglichkeit der alten Theorie der Seelenvermögen auffallender, als bei dem Gedächtnisse, das in seinen verschiedenen Aeusserungen unter die Individuen zu verschieden vertheilt ist, als dass an dessen Einheit festgehalten werden könnte. Man zerschlug es somit in eine bedeutende Zahl einzelner Gedächtnisse, und sprach von Ort-, Namen-, Zahlengedächtniss u. s. w. Aber eine sorgfältigere Beobachtung hätte diese Zertheilung noch viel weiter führen müssen; denn neben dem Farbengedächtnisse müsste noch ein Gestaltengedächtniss, neben dem Tongedächtniss ein Gedächtniss für den Rhythmus gesetzt werden, und selbst diese müssten noch weiter unterschieden werden, so dass am Ende jede Gruppe von Vorstellungen und Vorstellen ihr eigenes Gedächtniss bekäme. Diese einzelnen Arten, deren wechselseitige Verhältnisse durch die Trennung ziemlich unbegreiflich geworden waren, wurden nun dem Erkenntnissvermögen untergeordnet, wodurch wieder die weitere Schwierigkeit entstand, das Gedächtniss der Gefühle, des Wollens u. s. w. zu erklären. So kam man häufig zu dem merkwürdigen Widerspruche: einmal, das Gedächtniss als Gruppe eigener Seelenvermögen anzunehmen, und dann weiterhin noch einmal jedem Seelenvermögen sein Gedächtniss beizugesellen,

und das Gedächtniss wurde für die ältere Psychologie zum Proteus, der überall zu suchen und nirgends zu finden war.

Anmerkung. In manchen Krankheiten ist plötzlich eintretende Amnesie ein Zeichen des nahenden Todes; manche Krankheiten wirken wieder günstig auf die Entwicklung des Gedächtnisses. Diese und zahlreiche andere Erfahrungen haben dem Materialismus allezeit einen bedeutenden Einfluss auf die Theorie des Gedächtnisses verschafft. (Man s. z. B. Aristoteles *de mem.*, 1.) Der moderne Materialismus wird hierbei freilich über die Berechnungen des vorigen Jahrhunderts lächeln können, die bald im Gehirne den Platz für die Vorstellungen suchten, und deren 205452 auf Eine Faser fanden, bald der Zeit nach für ein fünfzigjähriges Leben „nach Abzug der Schlafenszeit“ 1577880 herausbrachten. — Die älteren Theorien betrachteten das Gedächtniss gewöhnlich blos als das Vermögen, gehabte Vorstellungen aufzubewahren, und setzten es in dieser Beziehung dem Erinnerungsvermögen entgegen. In dieser Weise unterschied schon Aristoteles die μνήμη von der ἀναμνησις. Bisweilen wird das Verhältniss beider so bestimmt, dass es sich als das der unmittelbaren Reproduktion zur mittelbaren ausdeuten lässt. — Dass das Gedächtniss des Morgens und in der Jugend am Kräftigsten sei, und dass der Greis sich bisweilen lebhaft seiner Kindheit, aber nicht mehr des gestrigen Tages erinnere, sind bekannte Erscheinungen. — Einfluss der Sprache auf das Gedächtniss (Hegel). Hat die Schreibekunst dem Gedächtnisse geschadet? (Plato, Leibnitz.)

§. 94. Arten des Gedächtnisses.

Die alte berühmte Eintheilung des Gedächtnisses bei Kant (Anthr. §. 32) in mechanisches, ingeniöses und judiciöses gibt noch immer eine zweckmässige Unterscheidung an die Hand. Der Grund der unveränderten Reproduktion kann nämlich zunächst in der Stärke und Wiederholung der Vorstellung liegen. Die Vorstellung, deren Gedächtniss ein blos mechanisches ist, entscheidet ihre Reproduktion durch ihre sinnliche Kraft. Sodann sichern Verschmelzungen die Treue der Reproduktion, diese können aber zufällige oder nothwendige sein, je nachdem sie entweder aus dem blos zufälligen Begegnen der Vorstellungen im Bewusstsein hervorgegangen oder ausschliesslich durch den Inhalt der Vorstellungen selbst bestimmt sind. Jenes gibt das ingeniöse, dieses das judiciöse Gedächtniss. Das ingeniöse Gedächtniss, das Kant das ungereimte genannt hat, fasst Heterogenes zusammen, und merkt Töne an Farben und Zeitliches am Räumlichen; es erhält aber seinen Uebergang in das judiciöse: durch den glücklichen Einfall,

in welchem der Witz das zufällige Zusammentreffen auf innere Beziehungen ausdeutet, uud durch die systematische Construktion, in welcher die zufälligen Einzelnheiten auf ein entgegengehaltenes nothwendiges Schema zurückbezogen werden. So ist es ein guter Fund, dass in den Ziffern des Todesjahres Karl des Grossen (814) eine gewisse Aehnlichkeit mit der Sanduhr, dem Speere und dem Pfluge entdeckt wurde, und dass diese Symbole eine weitere Beziehung haben. Der andere Fall führt zu den Bildern der Mnemotechniker. Das judiciöse Gedächtniss geht auf die Vorstellungen selbst ein, deckt qualitative Verwandtschaften auf, und verbindet durch Urtheile, ohne die Umwege des vorigen, und ist darum das deutlichste und treueste Gedächtniss. In dieser Beziehung gilt, wie Drobisch bemerkt hat, der berühmte alte Satz: *tantum scimus quantum memoria tenemus* auch umgekehrt. Nur ist das judiciöse Durchdenken des zu Merkenden nicht überall anwendbar, weil nicht jeder gegebene Stoff der Construktion zugänglich ist. — Das praktische Bedürfniss hat allenthalben bei fortschreitender Anhäufung des Wissenswerthen den Wunsch eines künstlichen Gedächtnisses neben dem natürlichen erzeugt. Auf dem Gedanken dieser *memoria artificialis* beruht die Mnemotechnik, deren Mittel theils psychisch, theils physische sind. Zu den letzteren gehören: eine gewisse Diät, Arzneien, Geheimmittel, die, wie bekannt, noch in der neuesten Zeit ihr Publikum nicht ganz verloren haben. (Ueber die Zaubertränke aus den späteren Zeiten des römischen Kaiserthums s. *Ammian. Marcellinus hist. XVI,* 5. Alkuin warnte in dieser Beziehung die Franken vor der Trunkenheit.) In psychischer Beziehung hat man besonders das Memoriren von Reihen im Auge, und hier ist schon das blosse Verwandeln der zu merkenden Einzelheiten in eine Reihe ein gutes mechanisches Mittel (von dem schon Aristoteles bemerkt: *ἔστιν εὐμνημόνευτα, ὅσα τάξιν τινὰ ἔχει, ὥσπερ τὰ μαθήματα*; vergl. *Aristot. de memoria et reminiscentia cap.* 2.). Die Hauptstärke der mnemonischen Kunst besteht aber darin, jedes zu merkende Element in ein Bild zu bringen, oder mit einem deutlicheren Bilde zu vertauschen (symbolisirende Mnemotechnik), die Bilder in eine gewisse Reihe zu stellen (topologische Mnemotechnik), und sodann die erste Reihe an der zweiten gleichsam abzulesen. So werden die Ziffern in Buchstaben verwandelt, die Buchstaben zum

Worte zusammengestellt, und nun durch das Wort die Zifferreihe reproducirt. Dagegen macht sich in theoretischer Beziehung sogleich der Einwurf eines Umweges, der, statt zu erleichtern, häufig erschwert, in praktischer die Befürchtung geltend, das die schematische Reihe (die *τόποι*) bei öfterer Benutzung an Anwendbarkeit verlieren werde. Im besten Falle bleibt das an der künstlichen Reihe Gemerkte etwas Sekundäres, Fremdartiges, Auswendiges, das von ihr gehoben, aber sogleich auch fallen gelassen wird, ohne zu einem inneren Zusammenhange zu kommen. Doch scheint das absolut verwerfende Urtheil der neueren Psychologie (s. z. B. Rosenkranz, am a. O. p. 324), das mit der günstigen Aufnahme mnemonischer Künstler bei dem grossen Publikum in Widerspruch steht, zu weit zu gehen, da der Umweg durch die mnemotechnischen Mittel in einzelnen Fällen durch die Einseitigkeit des Gedächtnisses compensirt werden kann. Demnach ist der Mnemotechnik nicht jeder Nutzen unbedingt abzusprechen.

Anmerkung. Historischer Ueberblick der Mnemotechnik nach drei Perioden. Ueber die Mnemotechnik der Alten herrschen wohl zum Theil noch überspannte Ansichten. Aristoteles, der jedoch keine eigentliche Mnemotechnik geschrieben zu haben scheint, erwähnt ihrer als einer besonderen Kunst (*de anima. III,* 3). Plato legt im Phädrus dem Themos den oben angedeuteten Einwurf gegen die Gedächtnisskunst als zunächst gegen die Schreibekunst gerichtet in den Mund: *῾ατε διὰ πίςιν γραφῆς ἔξωθεν ῾υπ᾽ ὰλλοτρίων τύπων, οὐκ ἔνδον αὐτοὺς ῾υφ᾽ αὐτῶν αναμιμνήςκομενους.* Die Hauptstelle über die antike Mnemotechnik ist das dritte der Bücher *ad Herennium. c.* 16 — 27. Die *loci* sind demgemäss Vorstellungen von Gegenständen, die leicht von der *memoria naturalis* gefasst und behalten werden können: Säulengänge, Gebäude u. s. w., dürfen weder zu gross, noch zu klein, weder zu hell, noch zu dunkel sein, und bilden eine feste, durch geringere Zwischenräume getrennte Reihe. Die *imagines* sind *formae quaedam et notae et simulacra ejus rei, quam meminisse velimus, ut equi, leones, aquilae.* Diese *imagines* muss man nun *certis in locis collocare.* Die *loci* sind die Wachstafel, die *imagines* sind die Buchstaben, die Vertheilung derselben ist die Schrift, und das Aussprechen das Lesen. Die *imagines* sind doppelt: *rerum et verborum.* Cicero geht ziemlich leicht über die Mnemotechnik weg. (*de orat. II, c.* 86 — 88.) Quintilian urtheilt über die Mnemotechnik fein und richtig: er verlacht Jemanden, der für die zwölf Zeichen des Thierkreises 360 *imagines* erfunden hatte, als *jactationem hominis circa memoriam sua potius arte, quam natura gloriantis* (*Inst. I,* 1. §. 22), und schliesst mit

den trefflichen Worten: *Si quis tamen unam a me maximamque artem memoriae quaerat, exercitatio est et labor: multa ediscere, multa cogitare, et, si fieri potest, quotidie, potentissimum est.* (*ib.* §. 27. Einige feine Bemerkungen über das Gedächtniss s. auch XI, 2). Für das Mittelalter zählt Aretin im fünfzehnten Jahrhunderte allein über fünfzig Schriftsteller auf. Fast alle bedeutenden Köpfe beschäftigten sich mit Mnemotechnik: Raimund Lullus, Petrus Ravennas, G. Bruno, Celtes, Schenkel (der den meisten Ruhm erreichte), Döbel, Hartlieb (der erste in deutscher Sprache). — Moderne Mnemonik. — Literatur. — Das schwierigere aber, wie schon Themistokles klagte, wichtigere Gegenstück wäre eine Amnestonik.

B. Von der Einbildungskraft.

§. 95. Begriff und Eigenschaften der Einbildungskraft.

Die Einbildungskraft ist das in den Vorstellungen liegende Vermögen, die Reproduktion umzugestalten. Diese Umänderung der reproducirten Vorstellung kann offenbar nicht deren Inhalt, sondern nur die Form betreffen, und findet demnach nur bei zusammengesetzten Vorstellungen Statt. Es ist daher irrig, wenn man — mit Hinblick auf die menschliche Freiheit — der Einbildungskraft eine absolut schöpferische Kraft beilegt (wie z. B. Ennemoser und Krause es gethan, s. dagegen eine gute Stelle bei Stiedenroth am a. O. I, p. 174.), sondern bezüglich der Qualität ist die Einbildungskraft gebunden: einen ganz neuen Geruch, eine ganz neue Farbe kann sie nicht produciren. (Tentens.) Ihr Gebiet sind die Complikationen der Vorstellungen, also jene Vorstellungsgruppen, welche als die Merkmale eines Dinges gelten, die Reihen und ganz besonders die Formen der Anschauungen. Dass die Einbildung über Zeit und Raum hinausgehe, wird gewöhnlich als deren charakteristischer Zug hervorgehoben. Man bemerke wohl, dass bei jeder Reproduktion einer etwas zusammengesetzteren Vorstellung die veränderte Reproduktion eine grössere Wahrscheinlichkeit besitze, als die unveränderte, (wenn nicht durch besondere Einflüsse die Unveränderlichkeit der Reproduktion gesichert worden ist). In dieser Beziehung hat man mit Recht gesagt, dass schon die blosse Ferne in der Zeit wie im Raume die Anschauungen verklären. Indem nun die Einbildungskraft die Vorstellungen aus ihren früheren Verbindungen loslöst, und neuen zugänglich macht, befreit sie dieselben von der ursprünglichen

Gebundenheit, entrückt sie dem Boden der Wirklichkeit (wie man das durch die Empfindung Gegebene zu bezeichnen pflegt), und „lüftet das Joch der Nothdurft.“ Die Einbildungskraft macht die Vorstellungen flüssig, was für die weitere Ausbildung der Intelligenz von grosser Wichtigkeit wird; denn die Einbildungskraft ist hierin gewissermassen die Vorschule des Denkens (Göthe). — Die eigentümliche Vollkommenheit der Einbildungskraft besteht in der Neuheit ihrer Produkte. Wie das Gedächtniss, so wird auch die Einbildungskraft der Willkühr dienstbar, und hierin besteht die Zucht derselben (von welcher später). Die Einbildungskraft hängt, gleich dem Gedächtnisse, von den mannigfaltigen Verhältnissen der Vorstellungen und des Vorstellens ab, und man hat sie in dieser Beziehung treffend das „Klima des Gemüthes“ genannt. Temperament, Geschlecht, Alter und individuelle Leibesbeschaffenheit wirken dabei mittelbar ein. Vor Allem kommt es darauf an, was und wie empfunden wird. Jenes wird durch die Umgebung und insbesondere durch den landschaftlichen Charakter der Natur bestimmt, und dabei scheint eine gewisse Mitte zwischen völliger Einförmigkeit und betäubender Buntheit, zwischen eintöniger Veränderung und gewaltsamer Bewegung der Entwicklung der Einbildungskraft am Meisten zuzusagen. (Das Meer, Gebirge.) Das Unbestimmte, Nebelhafte, Veränderliche in der Anschauung kann in der Reproduktion nicht festgehalten werden, und unterliegt umgestaltenden Ausdeutungen am Leichtesten. (Steppen-, Wüsten-, Bergvölker.) Das Gestaltlose wird nur durch Umwandlung in eine Gestalt gemerkt. Das Wie der Einbildung wird zunächst durch physiologische Umstände bedingt, unter denen das Vorwiegen einzelner Sinne obenan steht. Ein gewisses harmonisches Verhalten derselben, Frische und Gesundheit, ein Maass nervöser Erregbarkeit und Rückwirkung und eine günstige Stimmung der Gemeinempfindung machen zusammen die Voraussetzung aus, die Göthe „glückliche Sinnlichkeit“ genannt hat. Die Auffassung in den Anschauungen muss von brütendem Verweilen und leichtfertiger Flüchtigkeit gleichweit entfernt bleiben. Zu heftige Eindrücke widerstreben der Umformung (und darum hat die Einbildungskraft nicht an dem Gegenwärtigen, sondern an Vergangenheit und Zukunft ihren Stoff). Um eine Schlacht poëtisch zu beschreiben, sagte Tieck, darf man keine gesehen haben. Aber auch ein zu schnelles denken-

des Zersetzen des Angeschauten bindet die Einbildung. Zu viel Bewegung lässt es zu keinen klaren Verbindungen kommen (Jean Paul). Einsamkeit nach heftiger Aufregung treibt die Einbildungskraft auf ihren Gipfel. — Die Einbildung ist die ursprüngliche Form der Reproduktion. Je lockerer die Verbindungen der Vorstellungen unter sich, und je weniger ruhende Gedankenkreise die Reproduktion des Einzelnen beherrschen, um so mehr Einbildung. Daher ist die Jugend die Zeit der Einbildung bei dem einzelnen Menschen wie bei den Individualitäten der Völker, und daher die Zügellosigkeit der Einbildung bei lebhaften und zugleich ungeregelten Köpfen. Je mehr man bei der Auffassung erstaunt war, um so grösser die Gefahr einer Verfälschung in der Reproduktion.

Anmerkung. Aktive Fieber, Wärme, geistige Getränke steigern die Einbildungskraft; atonische Fieber, Hunger, Säfteverlust wirken niederdrückend. Die häufig als so wunderbar geschilderte Einwirkung der Einbildung auf den Körper ist keineswegs eine spezifische, sondern ist aus dem allgemeinen Zusammenhange somatischer und psychischer Reproduktion zu erklären (§. 76). Gedächtniss und Einbildungskraft stehen nicht in dem oft geschilderten Gegensatz der Seelenvermögen. Beide theilen sich bisweilen in die verschiedenen Vorstellungskreise des Menschen, und, nach Zeiten wechselnd, wohl auch in denselben Vorstellungskreis. Die Willkühr hält einzelne Glieder einer Vorstellungsreihe fest, und überlässt die übrigen dem allgemeinen Spiele. Die Einbildungskraft ist das Produkt des Lebenslaufes und der Reflex des jeweiligen Momentes desselben, und darum ist die Einbildungskraft, wenn auch in geringerem Grade, einseitig wie das Gedächtniss. (Drobisch, Emp. Psychol. §. 40 u. 118.) Einen eigentümlichen Begriff der Einbildungskraft entwickelt Lindemann (Anthrop. Zürich. 1844. §. 255.), wornach sie als Vereingliedung des Geistes mit dem Leibe, als „Geistleib“ bezeichnet, und in ihrer Wirksamkeit den Gesetzen der Freiheit und Gebundenheit gleichzeitig untergeordnet wird. — Der Paragraph bietet einen bequemen Standpunkt dar, um das durch die ganze Psychologie verbreitete Problem der Wechselwirkung von Leib und Seele zu überblicken. Der Einfluss des Organismus auf das Seelenleben zeigt sich nämlich sowohl bezüglich des Entstehens und des wirksamen Fortbestehens, als auch endlich der Wiederkehr der Vorstellungen. In der ersten Beziehung spricht er sich zunächst in der Lebensempfindung (§. 19.), dann in den einzelnen Empfindungen aus, deren Inhalt, Stärke und Ton (§. 25 u. 26.) von somatischen Momenten abhängen. Bei der Wechselwirkung der Vorstellungen ist die Gemeinempfindung jedes Zeitabschnittes als eine Grösse von höchst verschiedenem Werthe mit in

Anschlag zu bringen, und ihr Einfluss auf die wirksame Fortdauer der einzelnen Vorstellungen zu bestimmen. Das klare Vorstellungsleben jedes Augenblickes steht unter dem Drucke des somatischen Reflexes, und was von der Negation des Vorstellens beim Einschlafen gesagt wurde (§. 58.), gilt ganz allgemein: auch der völlig Wache wird sich solcher Verschiebungen des somatischen Druckes fortwährend bewusst, und fühlt sich bald in eine Art von Schläfrigkeit versunken, bald zu klarerer Vorstellungsbewegung erwacht. Dies führt sofort zu dem dritten Punkte: der *influxus physicus* bestimmt die Lebhaftigkeit (§. 73), Klarheit und Schnelligkeit der Reproduktion, und in den beiden letzten Beziehungen macht er sich wieder besonders bei der unmittelbaren Reproduktion geltend (§. 63.). Fasst man nun dies Alles zusammen, so wird die Bedeutung körperlicher Zustände für die Phänomene des Gedächtnisses und der Einbildungskraft auch weit von allen materialistischen Begründungen entfernt vollkommen deutlich.

§. 96. Arten der Einbildung.

Die Einbildungskraft löst, erweitert und verwechselt die Verbindungen, wornach sie als abstrahirend, determinirend und combinirend erscheinen kann. Die abstrahirende Einbildungskraft lässt in der Reproduktion verschmolzener Vorstellungen eine oder mehrere aus, und reinigt so die Vorstellungen von zufällig anklebenden Umgebungen (und für sie ist jede Verschmelzung zufällig). Diese Loslösung findet nun, wie Fries richtig bemerkt hat, in extensiver und intensiver Beziehung statt, d. h., es wird sowohl in der Raumreihe eines Ganzen ein Glied ausgelassen (z. B. die Vorstellung eines Menschen ohne Kopf), als auch in der Gruppe der Merkmale eines (eine Eigenschaft) unterdrückt (z. B. die Vorstellung eines geschlechtslosen Menschen). Die so entstandenen Vorstellungen nannte man sonst meistens Gemeinbilder (Schemata), weil sie das mehreren Bildern Gemeinsame in sich enthalten, und gleichsam das Vorstellen des normalen Durchschnittes sind (s. die bekannte Stelle in Kants Kr. der ästhet. Urth. §. 17). Sie sind ein Produkt der Hemmung, welche das Klarwerden einzelner Theilvorstellungen verhindert, während sie das der andern unberührt lässt, und es hängt somit ihr Entstehen von der Beschaffenheit und dem Reichthum der Wahrnehmungen ab. Die Gemeinbilder gehen in Begriffe über, deren Stelle sie bei vielen Menschen vertreten (s. Erdmann, am a. O. §. 100), und von denen sie sich nur dadurch unterscheiden, dass sie Bilder, d. h. Anschauungen

im Sinne des §. 89 sind. In den Wahrnehmungen der verschiedenen Menschengestalten wechselt die Grösse, und dieser Wechsel kann nun auf doppelte Weise aufgefasst werden: entweder ich lege die verschiedenen einzelnen Wahrnehmungen gleichsam übereinander, und verschaffe mir dadurch den Gesammteindruck ihres durchschnittlichen Maasses im Gemeinbilde; oder ich stelle die einzelnen Wahrnehmungen neben einander in eine Reihe, und durchlaufe diese, wodurch ich der Zu- und Abnahme der Grösse bewusst werde. Die letztere Operation wird nun über die beiden Endpunkte der Reihe hinaus fortgesetzt, und das aus den vorhandenen Gliedern gewonnene Gesetz dient zur Bestimmung neuer Glieder. Das so abstrahirte Bild hat als solches kein Maass, denn es ist von den räumlichen Beziehungen seiner Welt losgelöst, und darum bereit, in jede Vergrösserung oder Verkleinerung einzugehen: es schwillt an, oder schrumpft zusammen. Das Gemeinbild des Menschen führt zu dem Kanon der menschlichen Gestalt, in dem die Veränderung der Einzelnheiten zum Abschluss gekommen ist; aus den verschiebbaren Einzelnbildern aber entstehen die Riesen und Zwerge. Und wie die Einbildung von dem Maasse der räumlichen Wirklichkeit befreit, so nicht minder von dem allgemeinen Abflusse der Zeit: nicht blos in der griechischen Sage bleiben Götter und königliche Frauen ewig jugendlich. — Die determinirende Einbildungskraft schiebt in eine Mehrheit verschmolzener Vorstellungen neue Glieder ein, ergänzt die Lücken, und verlängert die Reihen. Hierher gehören die verschiedenen Zusätze und Ausschmückungen, die manche Menschen ohne jede bestimmte Absicht den Wahrnehmungen in der Reproduktion hinzufügen, und die sie zuletzt von diesen zu trennen nicht mehr vermögen (Selbsttäuschung durch Einbildung). Wenn wir einen Roman lesen, so füllen wir die Umrisse, die der Dichter nothwendig leer gelassen, mit Erinnerungen aus unseren Erlebnissen aus. In derlei Determinationen steckt oft eine poëtische Ader, die sich nicht anderweitig Luft zu machen im Stande war. Wo ein Gerücht durch vieler Menschen Mund geht, schwillt es bekanntlich lawinenartig an. Die Phantasie, sagt Jean Paul, macht alle Theile zum Ganzen, und alle Welttheile zu Welten; sie totalisirt Alles, auch das unendliche All. Dieser Zug der Einbildung, das Unbestimmte zu bestimmen, wurde oft als deren Hauptcharakter ange-

geben. — Die combinirende Einbildungskraft verbindet Beides, und hat darum den grössten Schein absoluter Neuheit für sich, wesshalb sie auch die producirende heissen kann. Sie findet sich (von den eigentlichen Träumen abgesehen) am Reinsten in den Spielen der Kinder: in den wachen Träumereien (Reverien) der Erwachsenen und in den alten Volksmärchen. Die Art und Weise, wie das Gemeinbild der menschlichen Gestalt gebildet, und weiterhin combinirt wird, hat ein hohes kulturhistorisches und ästhetisches Interesse. (Die Riesen und Zwerge, die Mischungen von Thier-, Pflanzen- und Menschengliedern. Hesekiel's Gesichte. Die Griechen und die Germanen). Das eigentliche Gebiet der combinirenden Einbildungkraft sind somit die freisteigenden Vorstellungen. Wo der Gegensatz wegfällt, regen sich die Erinnerungen: das sich überlassene Kind reproducirt allerlei Elemente von Gesichtsbildern, und tappt in deren Wechselbeziehungen herum; der vom Fixiren bestimmter Gedankenkreise losgespannte Mann überlässt sich dem Zuge seiner Erinnerungen und den unwillkührlichen Versuchen derselben, in Gruppen zusammen zu schiessen; das Volk gibt sich in gewissen Stadien seiner Entwicklung der Reproduktion seiner historischen und religiösen Erlebnisse hin. Der Abend als die Zeit der unmittelbaren Reproduktion ist auch die Zeit der combinirenden Einbildung. Fr. A. Carus beschrieb diese Tendenz der Einbildungskraft etwas emphatisch als das Urgesetz derselben: Vereinigung des Zerstreuten (am a. O. I, p. 180). Auch die poëtische Phantasie gehört hierher, ist aber bei Weitem nicht blosse Einbildung, und steigt nicht blos zu Gemeinbildern, sondern zu Begriffen empor, wovon später (s. Kost, System der Seelenwissensch. Leipz. 1840. I, p. 130.).

Anmerkung. Der Sprachgebrauch ist bezüglich des Unterschiedes der Phantasie von der Einbildungskraft sehr schwankend. Im Allgemeinen bezeichnete man sonst mit Phantasie jede lebhafte Reproduktion; während man jetzt die Phantasie auf das Aesthetische zu beschränken pflegt. Aeltere Psychologen bezogen wohl jede Reproduktion auf die Einbildungskraft. (Scheidler, Hartmann u. A.). Eintheilungen der Einbildungskraft in der Hegel'schen Ps. (insbesondere bei Rosenkranz, am a. O. p. 275), und bei Krause (am a. O. p. 97). Ueber den eigentümlichen Aristotelischen Begriff der *φανταοία* vergl. man die Stellen: *de anima III*, 3. §. 6. *ed. Par. Didot.*, dann *ibid.* §. 9., wo ihre Thätigkeit als *τὸ δοξάζειν*

ὅπερ αἰσθάνεται μὴ κατὰ συμβηβεκός beschrieben wird, *ib.* §. 13 und besonders *de mem.*, 1., wo die *φαντάσματα* genannt werden: *τῆς κοινῆς αἰσθήσεως πάθος.* — Ob der berühmte Kanon des Polyklet ein Gemeinbild oder blos ein Verzeichniss der Proportionen, d. h., ob er die wirkliche Bildsäule eines absolut geschlechtslosen Menschen, oder nur das niedergeschriebene Register der aus beiden Geschlechtern abstrahirten Verhältnisse gewesen sei, ist streitig. Die Frage ist auch in psychologischer Beziehung interessant (s. dazu Quandt, Geben die Proportionslehren Aufschluss über das Geheimnissvolle der Schönheit? Allgem. Monatschr. 1854.)

C. Vom Denken.

§. 97. Begriff des Denkens.

Alle Verbindungen der Vorstellungen, die bisher dargestellt worden sind, waren für die Vorstellungen selbst in gewissem Sinne zufällig; denn ihr Zustandekommen beruhte auf der Gleichzeitigkeit des Verschmelzenden, bei welcher der Inhalt der Vorstellungen selbst gleichgültig war. Dass mit der Vorstellung *A* die Vorstellung *B* verschmilzt, ist eine Folge der Begegnung beider im Bewusstsein, und wie *A* dem *B*, so konnte es an dessen Statt einem *C* oder *D* begegnen. So treten die Vorstellungen in zufällige, man könnte sagen historische Gruppen zusammen, und der einzelnen Vorstellung klebt ein zufälliges Gefolge von andern an. Dass eine weitere Entwicklung des Seelenlebens über derlei Verbindungen hinauszugehen habe, ist in dem unmittelbar Vorhergehenden bereits angedeutet worden: das judiciöse Gedächtniss merkt nicht blos nach zufälligen Verhältnissen, und die Einbildungskraft macht die Vorstellungen flüssig und stellt sie in Gemeinbilder zusammen. Die Verbindung der Vorstellungen hört auf, blos zufällig zu sein, sobald sie sich nach dem Inhalte der Vorstellungen richtet; denn was durch den Inhalt der Vorstellung bedingt ist, ist für die Vorstellung selbst nothwendig (ein Unterschied, der schon zwischen unmittelbarer und mittelbarer Reproduktion gemacht wurde. §. 66.). Die Vorstellung der Philosophie kann für Jemanden mit der Vorstellung einer bestimmten Person verschmolzen sein; aber diese Verbindung ist zufällig, denn im Inhalte der Vorstellung Philosophie liegt so wenig eine Hindeutung auf irgend eine Persönlichkeit, als umgekehrt. Für mich ist wohl eine (psychologische) Nothwendigkeit da, beide Vorstellungen zu verbinden;

aber diese Nothwendigkeit ist nicht durch die Vorstellungen an sich, abgesehen von ihren (subjektiven) Zuthaten gedeckt. Dass hingegen die Vorstellung der Philosophie mit jener der Wissenschaft in einem Verhältnisse stehe, ist durch den Inhalt und nur durch den Inhalt beider gerechtfertigt, und wird nothwendig, sobald man zu einer Verdeutlichung des Inhalts gelangt ist. Dieses Verbinden der Vorstellungen, ausschliesslich ihrem Inhalte nach, ist das Denken, und das in Vorstellungen liegende Vermögen, derlei Verbindungen einzugehen, der Verstand. Das Denken verwandelt überall das historisch und psychologisch Gewordene in logisch Gefordertes, das Zufällige in Nothwendiges und das Individuelle, Subjektive in Allgemeines, Objektives. Darum heisst das Denken kalt, weil es sich im Gegensatze zu den Bewegungen des Gefühls von dem Mittönen der anhängenden Vorstellungen losgelöst, und dadurch ausser den Zusammenhang des psychologischen Lebensprozesses versetzt hat; aber es hat seine eigentümliche Wärme, die freilich erst dann fühlbar wird, wenn es seine Produkte selbst in Reihengewebe gebracht hat. Doch kommt dem Denken noch in einem anderen Sinne Objektivität zu. Die successiven Wahrnehmungen desselben Gegenstandes bilden eine Reihe, in der neben den bleibenden Bestandtheilen mannigfach wechselnde auftreten. Das Denken, indem es diese Reihe zusammenfasst, scheidet diese letztern, als das Zufällige, aus, und hält jene als das Nothwendige fest. Jene entscheiden in der Folge darüber, ob der Gegenstand derselbe geblieben ist; sie machen das Wesen des Gegenstandes aus (wovon später das Nähere). So dringt das Denken scheinbar in die Objekte selbst ein, und erfasst sie. Die Verbindungen, in welche das Denken diese, das Wesen der Dinge enthaltenden Gedanken, d. h., die zu ihrer Eigentümlichkeit gehörigen Beschaffenheiten, versetzt, erscheinen als objektive Gesetze, und in das Denken kommt die Objektivität des Erkennens. Das Denken geht also dahin, die Vorstellungen auf ihren reinen Inhalt zu beschränken, und in dieser Beziehung setzt das Denken die Vorstellung an sich — den Begriff, voraus, und strebt weiterhin die Vorstellungen in Verbindungen zu bringen, die von diesem Inhalte allein abhängig sind, und wird dadurch zum Urtheil und Schluss.

Anmerkung. Der Mensch erkennt sich, den Aussendingen

gegenüber, in einem doppelten Verhältnisse: in seinem Wahrnehmen ist er abhängig von den Aussendingen, und wird sich dessen bewusst (§. 91); in seinem Denken findet er die äusseren Dinge abhängig von seinem Gedanken. Die Empfindung endigt in die Wahrnehmung, d. h. in die Anerkennung eines vom Empfindenden Unabhängigen; die Wahrnehmungen kommen und gehen, hinter ihnen, den wechselnden und zufälligen, steht das Ding als das Bleibende, Nothwendige. Aber bei dem Wechsel der Wahrnehmungen zeigt sich ein qualitativ im Bewusstsein bestehender Inhalt, er ist das Bleibende und Nothwendige über den einzelnen Wahrnehmungen, er ist der Kern, von dem die einzelnen nur flüchtige, getrübte Manifestationen sind. In dem allgemeinen Wechsel und der Flucht der Erscheinungen sind nur zwei ruhende Punkte: das Ding ausser mir, das hinter meiner Empfindung steht, und mein reiner Gedanke von dem Dinge. Jeder von beiden bietet sich der Spekulation als fester Ausgangspunkt an, und einen dritten gibt es offenbar nicht: der Realismus geht durch die Besonderheit der Empfindung, der Idealismus durch die Allgemeinheit des Denkens zur Erkenntniss des Objektes; jenem ist das Denken das Letzte, diesem das Erste. Die Versuchung liegt nahe genug, das Postulat des Empfindens mit der Forderung des Denkens zu identificiren, und den alten Knoten des metaphysischen Dualismus zu zerhauen: das, wovon ich mich im Wahrnehmen abhängig fühle, ist eben das, was ich durch den Gedanken unabhängig setze, die Nothwendigkeit des Seins ist die Nothwendigkeit des Gedankens. Jede dieser drei Construktionen hat ihre psychologische Berechtigung, und die Geschichte der neueren Philosophie hat es erreicht, die Bedeutung dieser psychologischen Thatsachen für die Probleme der Metaphysik neben einander durchgeführt, und geprüft zu haben. Die Psychologie hat genug gethan, wenn sie die Ausgangspunkte selbst bezeichnet hat. Der bei dieser Gelegenheit unternommene Versuch, das Denken seiner formalen Eigenschaft zu entkleiden, und es in seine höchste Allgemeinheit zu treiben, hat der Psychologie den Begriff des reinen, leeren Denkens aufgebürdet, das „kein Denken eines bestimmten Gegenstandes sein will, und eben als Allererstes das Sein selbst ist". (Hegel, Sämmtl. Werke. Berl. 1832. III, p. 67.). Ein solches Denken existirt aber für die Psychologie durchaus nicht; es beruht auf einer Verwechslung des reinen Begriffes des Denkens mit dem Denken des Phänomen, und wurde schon von Tiedemann bezeichnend „die blosse Grimasse des Denkens" genannt. Inwiefern dasselbe als metaphysische Fiktion Geltung erhalten könnte, gehört nicht hierher. — Belegstellen zu dem Gesagten s. Rosenkranz, am a. p. 328, Erdmann, am a. O. §. 111, Drobisch, Emp. Psych. §. 114, Stiedenroth, am a. O. I, p. 139, Tiedemann, am a. O. p. 89 und (Allihn,) *Antib. log.* 2. Aufl. Halle 1853. §. 11. — Von der modernen Verachtung des formalen Denkens s. ein treffliches Beispiel: Richers,

Nat. und Geist. Leipz. 1850. — Das Denken des Thieres im Gegensatze zu dem spekulat. Denken (Rosenkranz, am a. O. p. 200, Vischer, am a. O. §. 289).

§. 98. Entstehen der Begriffe.

Die erste Aufgabe des Denkens besteht darin, die Vorstellung von ihren zufälligen Verbindungen abzulösen, und isolirt festzuhalten. Dass diese Ablösung nur in einer Hemmung des einer Vorstellung gleichsam Anklebenden bestehe, ist ohne Weiteres einleuchtend. Der einfachste Fall ist der, wo dieselbe Wahrnehmung öfter wiederkehrt, jedesmal aber von anderen Wahrnehmungen begleitet ist. Das gleichzeitig Wahrgenommene verschmilzt in bekannter Weise, und jede spätere Wahrnehmung reproducirt die früheren. Bei dieser Reproduktion wird das in den Wahrnehmungscomplexen Gleiche unmittelbar, das mit diesem Verschmolzene mittelbar gehoben. Der in den Begleitungen der gleich wiederkehrenden Wahrnehmung liegende Gegensatz geht in eine Hemmung über, die sich zwar der Verschmelzungen wegen über den ganzen Complex verbreitet, am Wirksamsten aber die entgegengesetzten Bestandtheile trifft: die ganzen Complexe gerathen in Spannung, die entgegengesetzten Elemente aber setzen sich in ihrer Klarheit herab. Während dieser Hemmung verschmilzt das den Complexen Gemeinsame (§. 63), und äussert sich gleichsam als die anziehende Kraft, wie andererseits in den Gegensätzen die abstossenden Kräfte liegen. Die entgegengesetzten Glieder machen sich den Vorrang streitig, und hindern sich wechselseitig im Steigen, und der Eindruck des Ganzen wird nur durch das Gemeinsame bestimmt. Je allseitiger und je eingehender diese Hemmung ist, um so reiner löscht sich das, was in den Begleitungen wechselweise entgegengesetzt ist, aus, und um so reiner tritt nun die einzelne Wahrnehmung hervor. Das ganze Phänomen setzt nichts Anderes voraus, als die Wiederkehr von Vorstellungsinbegriffen, die gleiche und entgegengesetzte Bestandtheile enthalten. Es ist demnach durchaus nicht auf die Wiederholung derselben Wahrnehmung mit wechselnden Verschmelzungen beschränkt, sondern erstreckt sich auch auf Wahrnehmungen verschiedener Gegenstände, so weit diese nur etwas Gemeinsames an sich haben. Die Hemmung trifft sodann statt der Begleitungen die Gegensätze in den coordinirten Wahrnehmungen selbst, und es lösen sich die gemein-

samen Merkmale von den zufälligen ab. Das Produkt dieses, einen bestimmten Vorstellungsinhalt von seinen psychischen Verhältnissen isolirenden, Prozesses ist der Begriff. — Was am Auffallendsten hervortritt, ist, dass der Begriff keine fertige, abgeschlossene Vorstellung ist, wie man gewöhnlich meint, sondern das Vorstellen des Gemeinsamen einer Vorstellungsgruppe, und darum heisst der Begriff ein Inbegriff. Das Vorstellen des Begriffes ist die Summe des Vorstellens aller Glieder der Gruppe; weil aber ein Theil dieses Vorstellens sich gegenseitig bindet, wird das Vorstellen des Begriffes nur durch das Gemeinsame bestimmt. Drobisch sagt richtig: Begriffe sind mehr Forderungen an unser Vorstellen, als Vorstellungen selbst. Und eben desshalb darf der Begriff als nichts ausser und neben den Vorstellungen, oder gar ihnen gegenüber Bestehendes, Selbsständiges gedacht werden, denn er hat sein Dasein nur mit und in den Vorstellungen. Gleichwohl kann ich den Begriff als Ganzes von den einzelnen Gliedern der Gruppe unterscheiden (was, nebenbei bemerkt, einen Einwurf gegen die materialistische Erklärung des Denkens abgibt, s. Lotze, am a. O. p. 415). Der Begriff begreift in sich und umspannt das einzelne Vorstellen. Damit ist die berühmte alte Streitfrage gelöst (Hume und Berkley gegen die gewönnliche Ansicht), ob die Begriffe als allgemeine Vorstellungen neben den andern individuellen Vorstellungen existirten oder nicht (eigentlich nur eine Wiederholung des berüchtigten Sophisma des Sorites). Die Verneinung schien sofort das Vorhandensein allgemeiner Begriffe überhaupt zu bedrohen. Das Allgemeine kann nicht klar vorgestellt werden, ohne speciell zu werden; es hat als Allgemeines keine selbstständige Existenz. Wie sieht das Dreieck aus, das weder geradlinig, noch sphärisch, weder gleichseitig, noch ungleichseitig ist? Das zu beantworten, ist in der That unmöglich, weil eben das Wesen des Allgemeinen darin besteht, nicht besonders zu sein. Wenn ich mir das Dreieck im Allgemeinen vorstelle, so stelle ich mir in Wirklichkeit alle einzelnen Dreiecke vor, doch so, dass keines der andern wegen bestimmt hervortreten kann, und dass ich in den Gesammteindruck nichts von den Gegensätzen der einzelnen, sondern nur das Bewusstwerden des Gemeinsamen aufnehme. — Der Begriff ist demnach das Bewusstwerden des einer Mehrheit verschmolzener Vorstellungen Gemeinsamen. Was die Logik Begriff nennt,

ist ein psychologisches Ideal. Wir denken in dem wirklichen Denken den Begriff durch seinen Umfang; die Logik fordert, ihn durch seinen Inhalt zu denken. Würden die Begriffe wirklich durch ihren Inhalt gedacht, dann wären die allgemeinsten am Leichtesten zu denken, was bekanntlich durchaus nicht der Fall ist. Für die Logik ist der Begriff ein Fertiges, genau Abgegrenztes, für die Psychologie mehr ein Vorstellen, als eine Vorstellung; für die Logik ist er eine Einheit, für die Psychologie ein Gemeinschaftliches. (Vergl. zu dem Ganzen: Herbart, Psych. als Wissensch. §. 120. Lehrb. zur Psych. §. 179. Lehrb. zur Einleit. in die Philos. §. 5 u. §. 34. Drobisch, Emp. Psych. §. 15—17. Schilling, am a. O. §. 9. Stiedenroth, am a. O. I, p. 246. Tiedemann, am a. O. p. 116.)

§. 99. Zusätze. Schwierigkeit im Denken allgemeiner Begriffe, Eines unter Vielen, Unvollkommenheit der Begriffe, Begriff und Sprache. Begriffe als Maassstab der Cultur.

Vor Allem wird aus dem vorigen Paragraphe die Schwierigkeit wohl begreiflich, welche in dem Denken der Begriffe liegt, und die sich bei minder geübten und logischer Bildung entbehrenden Köpfen jedesmal sehr deutlich verräth, sobald es sich um etwas allgemeinere Begriffe handelt. Die theilweise Hemmung, die in der Gruppe liegt, versetzt die ganze Gruppe in Spannung, und es gehen innerhalb derselben mannigfache Versuche von Steigen und Sinken herum. Daher das Schwanken, in dem sich die einzelnen Bestimmungen wechselseitig verdrängen, und keine bestimmt zur Klarheit gelangen lassen. Die Forderungen der Logik thun unserem Denken Gewalt an. Aber es gibt ein Mittel, sich der Unlust, die in dieser Anstrengung liegt, einigermassen zu entziehen. Man lenkt die Aufmerksamkeit auf ein einziges Glied der Gruppe, hebt dieses hervor, und lässt dabei die übrigen in einen dunklen Gesammteindruck zusammenfallen. Die Gruppe wird nur durch ein Glied vorgestelt, dieses aber von dem dunklen Bewusstwerden eines Ganzen begleitet. So wird statt des allgemeinen Begriffes Eines unter Vielen gedacht, und der gemeine Mann spricht lieber von einem Menschen, als dem Menschen. Setzt man dieses Verfahren durch mehrere Glieder fort, so kommt man zu der Vorstellung „Jeder", d. h. je-der (*qui-libet*), wodurch die Gruppe zur Reihe wird, in der je ein Glied den Gedanken desselben Ganzen

anregt. Das Beispiel erfreut neben dem allgemeinen Begriff, indem es uns aus der beschriebenen Spannung befreit, und berühmt ist Newtons Ausspruch: *in addiscendis scientiis exempla plus prosunt, quam praecepta.* — Es bedarf keines besonderen Nachweises der Unklarheit und Undeutlichkeit der auf die beschriebene Weise entstandenen Begriffe: ihr Bildungsprozess ist insofern zufällig, als das Eintreten der einzelnen Wahrnehmungen zufällig ist. Die Ausbildung der Begriffe geschieht durch Urtheile, welche sofort die Vermittlung des psychisch Gegebenen mit dem logisch Geforderten einleiten. Ein eigentümliches Zusammenfassen und Festhalten im Begriffe wird erst durch die Sprache herbeigeführt. Der gleiche Eindruck einer Gruppe von Empfindungen erzeugt das gleiche Wort, der gleiche Inhalt den Begriff, und so hält das Wort die subjektive Gleichartigkeit, der Begriff die objektive zusammen. Daher die Verlockung, Begriff und Wort identisch zu nehmen. Aber derselbe Begriff kann durch die verschiedenen Begleitungen in verschiedener Weise subjektiv ergreifen, und umgekehrt, was in verschiedenen Begriffen gedacht wird, kann subjektiv ununterscheidbar einwirken. So decken Begriff und Wort einander nur unvollständig; die Sprache ist auf der einen Seite sehr freigebig, auf der andern allzusparsam. Der Grönländer hat für den Schnee in der Luft ein ganz anderes Wort, als für den Schnee auf der Erde, für das Eis am Fenster ein anderes, als für das Eis auf den Bergen, und der Araber besitzt, nach Hammer-Purgstall, fast sechstausend Worte für das Kameel. (Das Kameel. Wien, 1854.) Wenn nun die wissenschaftliche Bearbeitung der Begriffe beginnt, wird das Tumultuarische in dem Entwicklungsgange der Sprache erkannt; die Wissenschaften ergänzen, trennen, formen um und begründen einen neuen Sprachgebrauch, und die Einsicht in die Mängel, welche bei dieser Verwebung der Begriffe fühlbar wird, macht das Bedürfniss des Philosophirens aus. — Der Reichthum und die Vollendung der Begriffe bildet den Maassstab der Kultur einer Zeit, eines Volkes und des Einzelnen. Bei dem fortwährenden Auftreten neuer Wahrnehmungen und, — was noch mehr in Betracht kommt, — bei dem Bedürfnisse neuer Standpunkte, d. h. der Zusammenfassung des vorhandenen Materials nach neuen charakteristischen Merkmalen, ist der Bildungsprozess des Begriffes, und mit ihm die Sprache, in stetem Flusse.

Dabei werden einzelne Begriffe immer weiter von ihrem ursprünglichen Boden entfernt, und nur das einzelne Wort erinnert uns an die verlassene Stelle (Beispiele in den Naturwissenschaften). Ja, bei dieser Fortführung des ursprünglichen Bildungsprozesses kommt es zu Begriffen, die von gar keiner Wahrnehmung mehr gedeckt sind, und bei denen die philosophische Spekulation anhält, um die Frage nach der Gültigkeit zu erheben. Die Summe aller Begriffe wird so zu dem höchsten Hort der Menschheit, zu dem der Einzelne beiträgt, und von dem er nimmt, geht durch die einzelnen Zeitalter in fortwährender Oscillirung, bezeichnet die von den Anfängen her zurückgelegte Strecke, und wird in dieser Beziehung der ideale Ausdruck der Weltgeschichte. Das Begriffssystem der früheren Generationen bestimmt die Erziehung der folgenden, beschleunigt deren Entwicklung und verbürgt den Fortschritt.

Anmerkung. Das Vorfinden allgemeiner Begriffe im Bewusstsein ist stets von einem gewissen Staunen begleitet. Dieses Erstaunen lässt sich recht deutlich in der älteren griechischen Philosophie nachweisen (Pythagoras, Plato). Der psychische Mechanismus ihres Entstehens entzieht sich der Beobachtung, und so scheinen sie etwas Fertiges, Unbegreifliches, Höheres. Sie sind das Bleibende, Allen Gemeinsame, sie werden zu jeder neuen Wahrnehmung hinzugebracht, und diese wird erst durch sie erkannt; sie sind also vor jeder Wahrnehmung vorhanden. Darum scheinen sie etwas Erstes, Angeborenes, ja Göttliches zu sein. So gefasst stossen sie mit dem Gedanken eines ruhenden Seins hinter den wechselnden Wahrnehmungen zusammen, und das Unbekannte dieser Existenz wird mit dem Begriffe ausgefüllt. Auch für dieses Zusammenfliessen zweier Gedanken dient Plato als nächstes Beispiel. Die Geschichte des Begreifens des Begriffes fällt mit der Geschichte der Philosophie zusammen. — Plato und Aristoteles. Die angeborenen Begriffe. Streit über das: *nihil est in intellectu, quod non prius fuerit in sensu* mit oder ohne den Zusatz: *nisi intellectus ipse.* Die Kategorien der alten und der neuen Schulen. Hegel's Verstandes- und Vernunft-Begriffe. Die Unterscheidung des Denkens im Allgemeinen und des Denkens des Grundes bei Günther. Krause's Ur- und Or-Begriffe.

§. 100. Entstehen des Urtheils.

Die Logik stellt das Urtheil als eine Verknüpfung dar, in welcher zu einer ruhend gedachten Vorstellung die andere hinzukommt. Diese Verknüpfung kann für die Psychologie nur den Sinn einer Verschmelzung haben. Aber in der fertigen Verschmelzung ist Hinzukommendes von Vorausgesetztem nicht mehr unterscheid-

bar; folglich wird das Urtheil nicht in die fertige Verschmelzung, sondern in den Akt des Verschmelzens selbst zu versetzen sein. Es kommt also darauf an, dass man sich der Bewegung der Vorstellungen im Verschmelzen bewusst werde, und das setzt weiter voraus, dass die Verschmelzung nicht ungestört, auf die Wechselwirkung der beiden Vorstellungen beschränkt, vor sich gehe: zwischen dem Zustande des Auseinanderseins der Vorstellungen und dem Verschmolzensein muss ein Mittelzustand des Schwankens liegen, während dessen die eine Vorstellung gleichsam feststeht, und die andere vor ihr schwankt. Dies lässt sich auf doppelte Weise denken. Eine Vorstellung *A* kann eine Anzahl anderer theilweise unter sich und zu *A* entgegengesetzter Vorstellungen gleichzeitig reproduciren: *B*, *C*, *D*, *E*. Diese freisteigenden Vorstellungen drängen sich zur Verschmelzung mit *A* (§. 62), und hemmen einander dabei wechselseitig der Art, dass es keiner aus ihnen gelingt, einzeln zu besonderer Klarheit zu steigen. Die *B, C*, *D*, *E* spannen sich unter sich, dem *A* gegenüber, um das sie sich gleichsam im Halbkreise herumstellen (Wölbung), und bieten sich ihm insgesammt als Prädikate an. Nun trete in *A* eine Theilvorstellung *α* vor (z. B. man sieht den Gegenstand genauer an und entdeckt ein besonderes Merkmal): dieses *α* kann zunächst für Eine der nach dem Verschmelzen strebenden Vorstellungen, etwa *C*, einen besonderen Gegensatz bilden; alsdann erhält *C* einen Stoss, der es aus dem Kreise der übrigen zurückwirft, und indem wir uns dieses Misslingens der Verschmelzung mit *A* bewusst werden, fällen wir das negative Urtheil, *A* ist nicht *C*, in Folge dessen die Spannung etwas abnimmt. Aber eben sowohl konnte *α* — oder eine andere vortretende Theilvorstellung des *A* — einer der Vorstellungen, etwa dem *B*, eine besondere Hülfe gewähren, durch welche diese gehoben, aus der Menge der übrigen bestimmt hervortritt, und in der Verschmelzung mit *A* begünstigt wird. Das Bewusstwerden dieser Förderung gibt das positive Urtheil: *A* ist *B*, und mit ihm ist die Spannung beendigt, weil mit dem Steigen des *B* die übrigen Vorstellungen in ein entschiedenes Sinken gerathen. Der Halbkreis hat sich aufgelöst, eine Vorstellung ist zur Spitze emporgehoben worden; die andern sind gesunken. (Die Wölbung ist in Zuspitzung übergegangen.) — Was hier mehrere Vorstellungen bewirkten, das können auch die mehreren Merkmale zweier Vorstellungen bewirken. Kommt nämlich

zu der Gesammtvorstellung *A B C D* die andere *A B C Q* hinzu, in welcher die gleichen Buchstaben das Gleiche, die verschiedenen das Entgegengesetzte bedeuten mögen, so kommt es zwischen ihnen gleichzeitig zu Verschmelzungen und Hemmungen, und es wirken zwischen ihnen anziehende und abstossende Kräfte so lange, bis durch irgend eine hervortretende Theilvorstellung die Hemmung oder Verschmelzung das Uebergewicht erhält. Schwankten im früheren Falle die mehreren Prädikate unter sich (und darum auch vor dem Subjekte), so schwankt jetzt das eine Prädikat vor dem Subjekte, das man sich durch Wahrnehmung, Gedächtniss oder Einbildung festgehalten zu denken hat. Dieses Schwanken ist aber das, was, die Verschmelzung verzögernd, das Bewusstwerden derselben erzeugt, und hierdurch ist die psychologische Definition des Urtheiles gegeben.

Anmerkung. In jedem Urtheile gehen vom Subjekte bestimmte oder unbestimmte Erwartungen aus: sie bestehen aus den beschriebenen Reproduktionen. Wo derlei Reproduktionen fehlen, oder wo sie unter sich und zu dem Subjekte ganz gleich sind, fehlt es an jedem Grunde des Schwankens, und es kommt zu keinem Urtheil. Darum urtheilt der Vorstellungsreichere mehr, als der Vorstellungsärmere, und darum fordert an den Wahrnehmungen das Unerwartete (aber auch das bestimmt Erwartete), Abweichende, Auffallende am Meisten zum Urtheil heraus (s. Drobisch, Emp. Psych. §. 63.). Die ältesten Eigennamen sind bei den meisten Völkern was wir heutzutage Spottnamen nennen. Im Subjekte steckt die Erwartung, im Prädikate die Erinnerung. Das Urtheil verknüpft immerwährend Neues mit Altem, und Subjekt wie Prädikat übernehmen dabei die Rolle des Neuen. Ich stelle mich im Urtheilen entweder auf den Standpunkt des Alten, und füge ihm den neuen Zug als Prädikat zu, oder ich halte das Neue fest, und suche dafür im Alten eine Deutung und einen Namen. Wer erfindet, stellt das Neue in das Prädikat, wer entdeckt, in das Subjekt. — Je ausgesprochener die Verzögerung der Verschmelzung, um so bestimmter nimmt sie die Form des Urtheiles an. Je ununterscheidbarer die reproducirende und die reproducirte Vorstellung, um so mehr verkrüppelt die Form des Urtheiles. Ich höre einen Schall, der mich ganz unzweifelhaft an die Vorstellung: Schuss erinnert, so kommt es blos zu dem Ausruf: ein Schuss, in welchem das Subjekt vom Prädikat verschlungen worden ist. Dasselbe geschieht auch, wenn das Urtheil bereits oft wiederholt, die Verschmelzung also bereits innig geworden ist. Das Prädikat wird blosses Merkmal des Subjektes, und das spannendste Urtheil geht bald in Trivialität über. Das Urtheil ist für die Vorstellungen, aus denen es besteht, nur ein Durchgangspunkt, und das fertige Urtheil hört, psychologisch genommen, auf, Ur-

theil zu sein. Die Wiederholung des Urtheiles ist nur ein Schatten des Urtheils, und meist nur ein sprachlicher Nothbehelf. Das psychologische Urtheil ist vom logischen so weit entfernt wie der psychologische Begriff vom logischen. Wenn die Logik ein inneres Verbundensein der Begriffe dem Inhalte nach fordert, so sagt das psychologische Urtheil blos das Hinzukommen einer Vorstellung zu der andern aus. Das logische Urtheil sagt ein Sein aus, das psychologische ein Haben.

§. 101. Zusätze. Ueberlegung und Ueberzeugung, Vorblicke auf die logischen Verhältnisse, ästhetische Urtheile.

Jener Zustand der Spannung, in welchem die Prädikate unter sich (oder das Prädikat vor dem Subjekte) schwanken, ist die Ueberlegung. Je mehr Vorstellungen sich als Prädikate anbieten und je grösser ihre Gegensätze, um so intensiver und länger die Ueberlegung. Die Jugend und der „unpraktische“ Idealismus urtheilen am Schnellsten („Schnell fertig mit dem Urtheile ist die Jugend“), während der Gelehrte oft gar nicht oder zu spät zu dem Urtheile kommt. Wiewohl nun im Allgemeinen die Richtigkeit des Urtheiles vom Umfange und dem Grade der Ueberlegung abhängt, so kann doch gerade die Menge der für ein und dasselbe Subjekt möglichen Prädikate zur Folge haben, dass das am Nächsten liegende Prädikat übersehen wird, und in dieser Beziehung gewinnt oft die Naivität der Gelehrsamkeit den Preis ab. Die Lösung der Spannung, also der Uebergang der Ueberlegung in das Urtheil, wird vom Bewusstsein als Gefühl der Lust gefasst. Das Urtheilen macht Freude: lebhafte Kinder urtheilen lieber falsch, als gar nicht, und das Witzemachen und Kritisiren hat einen prickelnden Reiz, den zu unterdrücken, oft nicht ganz leicht ist. — Auf dem Verschmelzen des Prädikates mit dem Subjekte beruht die Ueberzeugung, und die Innigkeit der Ueberzeugung wird durch die Innigkeit der Verschmelzung bestimmt. Darum ist für die Gewalt der Ueberzeugung die aus dem Subjekte sich entfaltende, und die Verschmelzung einleitende Theilvorstellung besonders wichtig. (Im Syllogismus ruht, was leicht anticipirt werden kann, die Kraft der Ueberzeugung vorzüglich auf dem Mittelbegriffe.) Darum hat äusserlich Angelerntes wenig überzeugende Kraft; Wiederholung begründet jedoch feste Ueberzeugungen. — Die wechselseitige Verschmelzung von Subjeckt und Prädikat rechtfertigt die logische Umkehrung des Urtheiles in psychologischer Beziehung. Haben mehrere Urtheile bei

gleichem Subjekt heterogene Prädikate, so verschmelzen sie zu einem conjunktiven Urtheil. (So insbesondere, wenn die Merkmale eines Aussendinges aufgezählt werden.) Complicirter und schon mehr ein Produkt der wissenschaftlichen Bearbeitung sind die disjunktiven Urtheile, deren Subjekt ein allgemeiner Begriff, deren Prädikat eine Reihe entgegengesetzter Begriffe ist. Aus Urtheilen von gleichem Prädikate und entgegengesetzten Subjekten entstehen allgemeinere Urtheile. (Entgegengesetzt müssen die Subjekte sein, weil es zwischen blos disparaten Begriffen zu keiner wirklichen Hemmung und darauf folgenden Verschmelzung käme; während conträre etwas von einander Verschiedenes und etwas mit einander Gemeinsames unterscheiden lassen.) (Die Induktion und deren Verlässlichkeit.) Dergleichen allgemeine Urtheile sind psychologisch nur Abkürzungsformeln für eine Gruppe individueller Urtheile (Drobisch, Emp. Psychologie. §. 64.). — Eine für die Kultur des Menschen besonders wichtige Klasse von Urtheilen sind die ästhetischen, deren Eigentümlichkeit darin besteht, dass ihr Subjekt die Vorstellung eines bestimmten Verhältnisses, das Prädikat ein unbedingtes Wohlgefallen oder Missfallen ist. Eine einfache Vorstellung ist nie Gegenstand des ästhetischen Wohlgefallens oder Missfallens. Es setzt dieses jedesmal eine solche Anordnung der einzelnen Vorstellungen voraus, dass sich durch dieselbe eine besondere Bedeutung, ein Tieferes, in ihr Liegendes verräth, das der ästhetische Sprachgebrauch unbestimmt genug eine Idee zn nennen pflegt. Darin besteht nun die ästhetische Auffassung, dass es bei ihr mit der blossen Wahrnehmung des Gegebenen nicht abgethan ist, sondern dass in der Wahrnehmung eine Forderung enthalten ist, weiter zu gehen, und dass die Befriedigung dieser Forderung eben in der Anerkennung der inneren Bedeutsamkeit des Aesthetischen beruht (was man gleichfalls sehr ungenau dadurch auszudrücken pflegte, dass man dem Schönen einen symbolischen Charakter beilegte). Wer in dem Gemälde nur die bemalte Leinwand sieht, hat nicht das Gemälde gesehen. Die Lösung der Spannung, welche in diesem Prozesse vor sich geht, macht die Lust des Wohlgefallens aus, von der später zu handeln sein wird. Darin liegt für den Betrachtenden das Gebot ausgesprochen, in die von der Wahrnehmung ausgehende Anregung nichts willkührlich von anderen Vorstellungsmassen einzumengen; weil jede subjektive Einmengung den inneren

Vorgang des Gegebenen trüben würde. Das Wohlgefallen ist somit durchaus von dem Objekte selbst gedeckt, und heisst darum ein objektives, und nicht von unserem Belieben bedingtes. Subjekt und Prädikat des ästhetischen Urtheiles sind demnach streng genommen dasselbe, denn das Prädikat fasst nur das als Gefühl auf, was den Vorstellungsinhalt des Subjektes bildet: im Subjekte liegt das Bewusstwerden der Vorstellungen, im Prädikate das Bewusstwerden ihrer Spannung und Lösung. Darum ist das ästhetische Urtheil evident. Was Kant in dem berühmten ersten Buche seiner Kritik der ästhetischen Urtheilskraft über das Geschmacksurtheil gesagt hat, ist noch immer in psychologischer Beziehung das Bedeutendste.

Anmerkung. Die Bezeichnung des Subjektes des ästhetischen Urtheiles als Wahrnehmung ist ziemlich ungenau; zweckmässiger könnte man die in der angegebenen Weise geordnete Mehrheit von Vorstellungen ein Bild nennen, da man dem Bilde wohl immer eine Form und eine innere Bedeutung beizulegen pflegt. Das Bild ist jedesmal eine Vorstellungsreihe, und schon desshalb sind Geruchs-, Geschmacks- und Körperempfindungen davon ausgeschlossen, deren „stoffliches Interesse“ die Formauffassung unmöglich macht. (Kant's pathologisches Interesse.) In diesem Sinne muss der ästhetische Stoff an sich gleichgültig sein. Der Tastsinn besitzt in seinen Qualitäten zu wenig Abwechslung, in seiner Funktion zu viel Beziehung auf Körperempfindungen und zu viel Schwerfälligkeit, als das seine Anschauungen Bilder im eigentlichen Sinne abgeben könnten (wie bisweilen mit der bekannten Berufung auf Michel Angelo behauptet worden ist). Hingegen die Einbildungen mit ihrer freien Beweglichkeit, ihrer Nachgiebigkeit und Verträglichkeit und ihrem abgeschwächten stofflichen Interesse eignen sich zu Bildern ganz besonders, und auf diesem Umwege vermögen selbst Geruch- und Geschmacksvorstellungen einen, wenn auch geringeren Beitrag zu dem Bilde zu gewähren.

§. 102. Verhältniss des Urtheiles zu dem Begriffe.

Durch Urtheile wird der Begriff vervollkommt und zwar sowohl mit Bezug auf seine Deutlichkeit, als auf seine Klarheit. Die Verdeutlichung des Begriffes geschieht dadurch, dass der Begriff festgehalten wird, und aus der Mannigfaltigkeit dessen, was sein Vorstellen ausmacht, einzelne unterscheidbare Modifikationen herausgehoben, und ihm sofort durch eine Reihe von Urtheilen als Prädikate beigelegt werden. Man hält das den Begriff ausmachende Vorstellen des Gemeinsamen bald unter diesen, bald unter jenen Gesichtspunkt, d. h. man hebt durch Hülfen aus dem Begriffe bald

diese, bald eine andere Beziehung seines Inhaltes hervor, und so kommt man dazu, den Begriff immer bestimmter durch seinen Inhalt zu denken, und es wird damit die Definition desselben angebahnt. (Logische Definitionen werden erst möglich, wenn sich Gewebe von Begriffsreihen gebildet haben. s. Drobisch, Emp. Psychol. §. 65.) Klar wird der Begriff durch die scharfe Ablösung von allem zufällig mit ihm Verschmolzenen, was eine Folge negativer Urtheile ist. Das Urtheil zerlegt den Begriff und misst ihn ab. — Negative Begriffe entstehen durch Hemmung einzelner negativer Urtheile mit entgegengesetzten Subjekten und gleichen Prädikaten. Die Subjekte löschen sich gegenseitig aus, und es bleibt an deren Stelle für das Vorstellen nur ein dunkler Punkt, ein Etwas, von dem ausgesagt wird, ihm komme das bestimmte Prädikat nicht zu, und indem dieses Urtheil durch Verschmelzung zusammenschrumpft, wird aus dem Etwas, das nicht *A* ist, ein Nicht-*A*. Fortgesetzt führt dieser Prozess zu der Kategorie der Verneinung. — Wie der Begriff eigentlich erst durch das Urtheil fertig wird, so geht das fertige Urtheil in den Begriff über, und aus Urtheilen entstehen neue Begriffe. Darum nannte Drobisch mit Recht den Begriff den Sohn, dessen Mutter gleich bei seiner Geburt stirbt. So treibt demnach der Begriff zu dem Urtheil, und das Urtheil zu dem Begriff. — Mit dem Begriffe hat das Urtheil auch die nahe Beziehung auf die Sprache gemein. Das in Worten ausgesprochene Urtheil ist der Satz. Die Sprache nöthigt unseren Mittheilungen häufig die Form des Urtheiles da auf, wo sie sonst, rein psychologisch genommen, nicht vorkäme. Denn die Sprache zwingt uns das gleichzeitig Vorgestellte successiv auszudrücken, und was im Bewusstsein beisammen ist, so darzustellen, als ob Eines zu dem Andern hinzukäme. Soll nämlich die Vorstellung, die ich mittheilen will, verstanden werden, so muss ich sie dadurch ihres rein subjektiven Charakters entkleiden, dass ich sie an eine andere anknüpfe, die als objektiv anerkannt ist, und deren Vorhandensein ich bei dem Anderen vorauszusetzen berechtigt bin (ich mache die Empfindung zur Wahrnehmung). Statt zu sagen: kalt, d. h., statt unmittelbar das zu geben, dessen ich mir als Modifikation der Gemeinempfindung eben bewusst werde, muss ich zum Mindesten sagen: es ist kalt, worin ich mit dem „Es“ eine zwar unbestimmte, aber doch allgemein anerkannte Voraussetzung

von Etwas ausdrücke, woran sich das „Kalt“ knüpft. Oder ich sage bestimmter: der Schnee ist kalt (oder ich habe kalt), wobei jedoch für mein Vorstellen die Theilvorstellung Kalt nicht erst zu der Gesammtvorstellung Schnee hinzukommt, sondern schon in ihr enthalten war. So entstehen Urtheile für und durch die Sprache, die sonst nicht entstanden wären, und so drückt das Sprechen seine Eigentümlichkeit dem Denken der Art auf, dass man nicht selten beide als identisch angesehen hat. (§. 99.) Diese Betrachtungen, die freilich ihren Werth erst durch eine weitere Fortsetzung erhalten, zeigen den Vortheil des Sprechens für das Denken (die Sprache fixirt die Begriffe und das Sprechen verdeutlicht sie), den die neuere Philosophie ohnedies so sehr betont hat („die Sprache ist zugleich die nothwendige Vollendung unseres Denkens und zugleich die natürliche Entwickelung einer den Menschen als solchen bezeichnenden Anlage.“ Wilh. v. Humbold,) so wie andererseits die Gefahr, mit einem blossen Denken in Worten die Stelle des Denkens in Begriffen auszufüllen. (Göthe's berühmte Worte.)

Anmerkung. Gibt es ein Denken ohne Worte? (Vergl. hierzu: Ennemoser am a. O. §. 210. E. Reinhold, Lehrbuch der prop. Psych. Jena 1839. §. 93 u. 94, Stiedenroth am a. O. I, p. 137 und viele gute Bemerkungen in der ausführlicheren Darstellung bei Michelet, am a. O. p. 369 u. s. f.) — Verhältniss der Hegel'schen Ps. zu der neueren Sprachphilosophie. — Die Lust am Sprechen. — Demjenigen, der das Wort zu dem Gedanken sucht, sind die Worte Prädikate; dem, der zum Worte die Bedeutungen sucht, ist das Wort Subjekt.

§. 103. Entstehen des Schlusses.

Der Schluss ist für die Psychologie nichts Anderes, als ein durch Vermittelung entstandenes Urtheil, bei dem man sich dieser Vermittlung bewusst wird. Man braucht demnach blos den Fall des §. 100 dahin zu modificiren, dass das aus dem Subjekte heraustretende α die Verschmelzung desselben mit dem Prädikate nicht so ohne Weiteres einleite, sondern dabei gleichfalls in ein Schwanken gerathe, so sieht man sogleich, dass sich α den als Subjekt und Prädikat bezeichneten Vorstellungen gegenüber so verhalten werde, wie diese sich unter einander verhalten. Das Heraustreten des α aus A wird als ein Hinzukommen des α zu A, sein Heben des B als ein Hinzukommen des B zu α, und beide Beziehungen werden somit als Urtheile gefasst, in deren einem α, im anderen B als

Prädikate stehen. *A* ist *a*, *a* ist *B*, und da hierdurch die Verschmelzung des *A* mit *B* eingeleitet ist: also *A* ist *B*. Psychologisch stehen Urtheil und Schluss einander sehr nahe, und es bedarf nur einer geringen Verrückung, um Eines in das Andere zu verwandeln. Wie die beiden andern psychologischen Prozesse des Denkens hinter den logischen Formen zurückbleiben, so bleibt auch der Schluss hinter dem logischen Ideale des Syllogismus zurück. Die Schlüsse des gewöhnlichen Lebens sind fast durchgehends Enthymene oder zusammengezogene Schlüsse, in deren erstern blos die Untersätze hervortreten, und die Obersätze nur streifend berührt werden. Im logischen Schlusse bildet der Obersatz die Grundlage, im psychologischen der Untersatz; wesshalb Drobisch vorschlug, als Concession an das wirkliche Denken die Stellung beider Prämissen zu vertauschen (am a. O. p. 66), denn auf diese Weise wird in der am Meisten gebrauchten ersten Figur des Syllogismus der Mittelbegriff wirklich der mittlere Begriff. Die eigentliche logische Form tritt erst bei dem Bedürfnisse der Prüfung und Mittheilung des Gedachten ein, und erregt Anfangs nicht viel weniger Staunen, als der allgemeine Begriff. Wo grössere Begriffsmassen zu verweben sind, und wo das Zusammenstossen entgegengesetzter Begriffe ein sorgfältiges Eingehen nothwendig macht, da sehen wir gleichzeitig mit dem formalen Interesse die Logik entstehen. Dass der Mensch in Wirklichkeit nicht in der schulgerechten Weise des Syllogismus denkt und spricht, ist eine Thatsache, von der aus die Bedeutung des Syllogismus in alter und neuer Zeit angegriffen worden ist. Das Gesagte ergibt leicht die Auflösung dieses Missverständnisses. (Göthe's bekannter Ausspruch über den Syllogismus.)

§. 104. Vollkommenheit des Denkens.

Die Produkte des Denkens sind um so vollkommener, je reiner sie den Charakter des Denkens an sich haben. Dieser Forderung wird durch die Annäherung der psychologischen Produkte an ihre logischen Ideale entsprochen. Der Begriff ist vollkommen, wenn er nichts, als das reine Vorstellen seines Inhaltes enthält. Demnach besteht die Vollkommenheit des Begriffes in dessen Deutlichkeit (Unterscheidung der Mannigfaltigkeit im Inhalt) und Klarheit (der scharfen Loslösung von allen zufälligen Verschmelzungen). Beide zusammen könnte man die Helligkeit nennen; auf der ersten

beruht der Witz, auf der zweiten der Scharfsinn. Der Witz geht versteckten, durch den Inhalt gebotenen Associationen nach, und verbindet, nach Jean Pauls witzigem Ausdruck, wie ein verkappter Priester, der jedes Paar copulirt und, wie Vischer hinzusetzte, gleich dem bekannten englischen Schmiede, insbesondere solche Paare, deren Verbindung die Verwandten nicht zugeben wollten. Zum Witze gehört Reichthum und freie Beweglichkeit der Vorstellungen; darum sind die festgegliederten Vorstellungsmassen des Gelehrten seltener zum Witze geneigt, als die flüssigen Vorstellungen des Künstlers; darum entwickeln Momente, in denen die Zucht herrschender Vorstellungsmassen aufgehoben ist, und wo auf einzelne Punkte bewegter Vorstellungsmassen ein plötzliches grelles Licht fällt, ihren eigentümlichen Witz. Der Affekt, der Traum und die Manie haben ihren Witz; bei Tobsüchtigen gilt die Sucht, Witze zu machen, nicht selten als Zeichen des bevorstehenden Anfalls. Der Scharfsinn geht dem Gegensatze nach, und trennt. Der Witz geht auf die Etymologie, der Scharfsinn auf die Synonimik; jener erweitert den Umblick, dieser berichtigt das Gesehene: der Witz wirkt gleichsam perspektivisch, der Scharfsinn mikroskopisch. Darum macht der Witz frei, oder, wie Jean Paul sagt: der Witz gibt uns Freiheit, indem er Gleichheit vorhergibt. — Die Vollkommenheit des Urtheils besteht, abgesehen von der Helligkeit seiner Bestandtheile, in dessen Richtigkeit. Das Prädikat soll sich nach dem Subjekte richten, und es richtet sich nach demselben, wenn es seinem Inhalte nach dem Inhalte des Subjektes angemessen ist. Nur so weit die Qualität der Vorstellungen die Verschmelzung bestimmt, ist das Urtheil ein Produkt des Denkens; neben dieser nothwendigen Verbindung stehen die blos zufälligen Verbindungen des Meinens, das allenfalls auch Vorurtheil sein kann. Will man sich die Richtigkeit des Urtheiles in den Vorstellungen personificirt denken, so könnte man das Vermögen dazu die Gescheitheit nennen. — Der Schluss ist um so vollkommener (von der Richtigkeit der Prämissen abgesehen), je tiefer bei ihm die vermittelnde Vorstellung gelegen ist. Geht nämlich der ganze Vorgang dieser Vermittlung schnell und leicht vor sich, was dann der Fall ist, wenn die betreffenden Vorstellungen innig mit einander verbunden waren, so nennen wir die ganze Bewegung oberflächlich; wenn hingegen längere Reihen durchlaufen werden mussten, wenn sich weiter die

Erregung von diesen Reihen auf andere übertragen musste, und ganze Gewebe in schnelle Thätigkeit versetzt worden waren: so erscheint der Schluss als tief; eine Auffassung, welche dem Tiefsinn seinen Namen gab (Beispiele in den Naturwissenschaften).

Anmerkung. Die ausgesprochenen Begriffsbestimmungen des Witzes und Scharfsinns kommen mit dem ältern psychologischen Sprachgebrauch überein, und stehen den Erklärungen nahe, die Locke von *wit* und *judgement* gegeben, und die später Kant zum Theil aufgenommen hat. Zwei in dieser Beziehung berühmte Stellen sind: Jean Pauls Vorschule der Aesthet. §. 42 und Kants Anthrop. §. 53. (Vergl. auch Vischer am a. O. §. 193 und Reinhold am a. O. §. 126.) Ueber den Einfluss des Denkens auf den Organismus s. Domrich am a O. p. 135. — Der Verstand zeigt wie das Gedächtniss bei den verschiedenen Menschen eine auffallende Einseitigkeit, und nichts ist gewöhnlicher, als dass Menschen, die in einer gewissen Vorstellungssphäre ganz gescheit urtheilen, ja, selbst tief schliessen, in anderen Sphären nur höchst unvollkommen denken. Die Erklärung, die wohl der Theorie der Seelenvermögen einige Verwicklung bereitete, ergibt sich aus dem Gesagten von selbt (Stiedenroth am a. O. I, p. 222).

§. 105. Die Phantasie.

Auf einer Verbindung des Denkens mit der Einbildung beruht die Phantasie, deren Eigentümlichkeit in dem Erfinden liegt. Bei dem Erfinden wird die durch den Zweck gebotene nothwendige Verbindung der Vorstellungen festgehalten, und gleichzeitig die Ausfüllung durch veränderte Reproduktionen verlangt. Der Erfindende geht von dem Begriffe dessen aus, was er erfinden will (§. 100). Die Erfindung soll diesen Begriff realisiren, d. h., zu einer Anschauung führen, die dem Begriffe entspricht (wobei wir einstweilen von den rein abstrakten Erfindungen absehen). Aber eben die Art und Weise, wie der Begriff in der Anschauung ausgedrückt worden ist, bestimmt den Unterschied des Erfindens. Entweder fallen nämlich Anschauung und Begriff auseinander, und werden von dem zu der Anschauung Kommenden blos auf einander bezogen, was durch vermittelnde Vorstellungen, also in Form auf und ab gehender Schlüsse geschieht, und die Anschauung gibt Etwas, dessen Wahl und Anordnung in dem Begriffe ihr Gesetz findet: Zweckmässigkeit der Erfindung (wo der Begriff das Maass der Anschauung ist) — oder Beide treten der Art in Eines zusammen, dass der Begriff in der Anschauung gegeben ist: die Anschauung

nämlich regt die Reproduktion der ganzen Gruppe ähnlicher Anschauungen und durch diese das von derselben getragene Vorstellen des Begriffes an, so dass, indem wir den einzelnen Fall auffassen, er sich in uns zu seinem Begriffe erweitert: das künstlerische Erfinden. Bei diesem letzteren kommt nun Alles darauf an, eine solche Anschauung darzustellen, die den Begriff bei dem Betrachtenden wirklich allseitig, durch seinen ganzen Umfang und darum in seinem ganzen Inhalte, emporhebt. Die Anschauung setzt sich hier also mit dem Begriffe in kein blos äusseres Verhältniss, sondern sie enthält ihn in sich; sie deutet ihn nicht blos an, sondern er ist ihre Bedeutung, im Sinne des §. 101. Die Anschauung wird zum Bilde, und in dem Bilde liegt als tiefere Bedeutung der Begriff. Dadurch vollendet sich die Innigkeit der Beziehungen, das Bild ist gleichsam von dem Begriffe durchdrungen und durchgeistigt. Das technisch erfundene Werk entspricht seinem Zwecke; das Kunstwerk enthält ihn in sich, und ist, wo jenes blos zweckmässig ist, sich selbst Zweck. (Kants formale Zweckmässigkeit.) Jenes wird auf den ausser ihm liegenden Zweck bezogen; dieses wird innerlich, durch sich selbst, gefasst. In der Anschauung einer Dampfmaschiene liegt nichts von deren Zweck; ich muss diesen Gedanken schon zu der Anschauung mitbringen, oder ihn aus ihr entdecken, — im Achilles hingegen ist der ganze Begriff eines bestimmten, griechischen Jünglingthums, ja, weiterhin eines edlen Menschenthums überhaupt gegeben. Im Kunstwerke wird aus dem Individuum überall ein grosses Ganze; in ihm fliesst der Idealismus des Begriffes mit dem Realismus der Anschauung zusammen, und darum fand die Identitätslehre hier ihren fruchtbarsten Boden: im Kunstwerke scheint sich Allgemeines und Concretes in allen Punkten zu durchdringen. Die Maschine kann nicht ohne Weiteres durch sich selbst, das Kunstwerk darf nie anders erfasst werden. Das Gesagte gibt uns Aufschluss über den psychologischen Entwicklungsprozess des Bildes im Künstler selbst. Es scheidet sich derselbe nämlich in zwei Perioden: eine der Erhebung der Anschauung zum Begriff — und eine weitere der Zurückführung des Begriffes auf die Anschauung, welche nun den Namen des Ideals erhält. Mit Recht erwartet man von dem Läuterungsprozesse, dessen Produkt das Ideal ist, dass er die Herbheit und Strenge der einzelnen Erscheinung mildere und verkläre, dabei aber keineswegs in unbestimmter schematischer Allgemeinheit

stecken bleibe. Die Geschichte jeder Kunst sowohl als auch die der Aesthetik zeigen Verirrungen nach beiden Richtungen hin. Das Ideal muss die Starrheit des Porträtes abgestreift haben; aber es darf auch nie unmittelbar Begriff sein wollen (was es nur auf dem bezeichneten Umweg werden kann). Jenes erste Stadium erscheint als passiv, als ein Ergriffensein und ein Zurücktreten des Angeschauten, und könnte die künstlerische Stimmung heissen; das zweite ist aktiv, ein Schaffen und ein Vortreten der Anschauung: die künstlerische Begeisterung („ein Insichsein, das den Schein eines Aussersichseins hat“ ἔξω ἑαυτου, θεῖα μανία). Die Stimmung bildet sich allmälig und in anhaltenden Vorarbeiten; aber die Begeisterung bricht oft plötzlich aus, und es bedarf nur eines geringen Anstosses, um den Begriff in das Bild zu verwandeln. Hierzu bieten zahlreiche Künstlergeschichten interessante Belege. Bei Raphael bedurfte es nur eines Blickes; Leonardo da Vinci soll zu seinem berühmten Judaskopf durch die Begegnung mit einem überaus hässlichen Lastträger plötzlich bestimmt worden sein, und der Kontrast gewann ihm weiter das zuvor vergeblich gesuchte Christusideal. Von Thorwaldson erzählt Vischer eine ähnliche Geschichte (am a. O. §. 393), und bekannt ist, wie Göthe durch ein zufälliges Ereigniss zu dem Ende seines Werther bestimmt wurde. In einzelnen Fällen scheint es, als ob der Künstler dem Bilde einen Zug beilegte, der es mit seinem (des Bildes) Begriffe in Widerspruch brächte. Es reproducirt alsdann seinen Begriff, und widersetzt sich ihm zugleich, ähnlich wie eine Anschauung zugleich ihr Maass bestimmt, und sich dagegen sträubt (§. 87). Dadurch entsteht eine gewisse Erhabenheit, die der Künstler da wohl anstrebt, wo er das Einzige, Unvergleichliche darstellen will. Raphaels Sixtinische Madonna ist Jungfrau und doch zugleich ein anderes Wesen; das Kind auf ihrem Arme ist ein Kind, aber doch in entschiedenem Gegensatz zu dem Kindertypus.

Anmerkung. Den hier entwickelten Grundgedanken hat bereits Lessing in den bekannten Worten ausgedrückt: „das Geschlecht wird in das Individuum versenkt oder das Individuum in das Geschlecht.“ Schiller und Göthe weisen in ihrem psychologisch höchst bedeutenden Briefwechsel auf den künstlerischen Prozess mit vollem Nachdruck hin. Ersterer gebraucht dabei die Formel: Reduktion empirischer Formen auf ästhetische, und fügt kurz hinzu: „der vollkommene Dichter spricht das Ganze der Menschheit aus.“

(Der citirte Brief Nr. 784 ist noch in weiterer Beziehung merkwürdig: er enthält ein Selbstgeständniss, wie die Beobachtung des künstlerischen Schaffens diesem selbst im Wege stehe, „die Einbildungskraft beträgt sich mit minderer Freiheit, seitdem sie sich nicht mehr ohne Zeugen weiss.“) Göthe spricht wiederholt von dem „Gattungsbegriffe, der den Geist kalt lasse, und der jene frühere Neigung, die er zu dem Individuum gehegt, wieder geniessen möchte, ohne jedoch in diese Beschränktheit zurückzukehren.“ — Vergl. zu dem Ganzen Kant, Krit. der ästh. Urth. §. 17 und Vischer am a. O. §. 379—400.

Siebenter Abschnitt.

Von der Apperception und den darauf beruhenden Seelenzuständen.

A. Von der Apperception.

§. 106. Begriff der Apperception.

Erweitern wir unsere Betrachtungen von den bisherigen einfachen Voraussetzungen zn jenen weitläufigeren und mannigfacheren Verbindungen von Vorstellungen, auf welche die Selbstbeobachtung allenthalben stösst, so fällt uns sogleich auf, dass das grosse Ganze unserer Vorstellungswelt aus verschiedenen, mehr oder weniger weiten, Kreisen besteht, deren jeder eine festverschmolzene Masse gleichartiger Elemente umfasst, welche aber unter sich ziemlich getrennt bleiben. Jeder dieser Kreise hat seinen eigentümlichen Inhalt, seine Innigkeit, seinen Rhythmus und Ton, und jeder füllt, wenn er auf eine Zeit lang die Herrschaft erlangt hat, das Bewusstsein in seiner Weise aus. Geschäfte, Pläne, Neigungen und Grundsätze theilen das Vorstellungsleben nach verschiedenen Eintheilungsgründen in Partien, deren jede uns bisweilen einen anderen Menschen erblicken lässt. Diese Massen, die ihrer inneren Verschmelzung wegen bald zu Reihenfasern organisirt sind, bald blos ungeordnete Aggregate abgeben, sind das Ruhende und Bleibende, gegenüber den flüchtigen Eindrücken des Einzelnen, ein Punkt, der nun zunächst zum näheren Eingehen drängt. — Es bezeichne demgemäss *Z* eine solche weitläufigere, in sich wohlverschmolzene und durch Wiederholung regsam gewordene Vorstellungsmasse, die

sich für den vorliegenden Moment sowohl in sich, als zu andern Vorstellungen im Gleichgewicht befindet, und dabei vielleicht auf nur geringem Klarheitsgrade steht, oder wohl gar selbst verdunkelt ist. Nun trete eine schwächere, isolirte Vorstellungsmasse, *A*, in das Bewusstsein ein, die mit *Z* in einzelnen Punkten und in einzelnen Beziehungen gleich, in anderen entgegengesetzt ist. Zunächst sind hier die Betrachtungen der §§. 57 und 63 zu verbinden, welche das Verhältniss des Neuen zu dem Alten zum Gegenstand hatten. *A* reproducirt das *Z*, und es kommt bei dem Eintritt des *Z* gleichzeitig zu einer Hemmung und Verschmelzung zwischen beiden Vorstellungsmassen. Nun ist ein zweites Stadium eingetreten, in welchem die aufsteigende Vorstellungsmasse *Z* ihre volle Gewalt entwickelt; denn sie macht das ganze Uebergewicht einer innigen Verschmelzung und einer dem Gleichgewicht zustrebenden Bewegung dem *A* gegenüber, geltend: „sie hält das *A* in den gleichartigen, mit ihm verschmolzenen Elementen fest, und treibt es in den andern zurück.“ *A* wird von *Z* umgeformt; *Z* nimmt das *A* in sich auf, eignet es sich an. *A* kann weder besonders hoch steigen, noch besonders tief fallen; es steht gleichsam stille, und wird von *Z* festgehalten, während sich *Z* dem ihm innewohnenden Gesetz gemäss entfaltet. Erst hat *A* anregend gewirkt, gleich einem Reize; dann wirkt *Z* als umformende Reaktion zurück. Während des ersten Stadiums liegt das Aktive der Erscheinung in *A*, während des zweiten in *Z*. Mit der Verschmelzung hat die Bewegung ein Ende, und die Verschmelzung führt der apperceptirenden Masse neue Kräfte zu. Man könnte daher diese Wechselwirkung der Vorstellungsmassen der chemischen Wahlverwandschaft oder der organischen Assimilation vergleichen. Wir nennen nun diese Verschmelzung zweier Vorstellungsmassen nach geschehener Umformung der einen durch die andere die A p p e r c e p t i o n (Aneignung, innere Wahrnehmung), und betrachten die verschiedenen zu ihr gehörigen Fälle etwas näher. — Der einfachste Fall ist nun wohl der, wo *A* eine eben gemachte Wahrnehmung und *Z* der Inbegriff der Erfahrungen und Erinnerungen, welche die ganze Klasse dieser Wahrnehmungen zum Gegenstande haben, bedeuten. Jene wird durch diesen aufgefasst, ausgelegt, gedeutet und verstanden. Geringfügige Unterschiede werden (in der Regel) sogleich unterdrückt, und gar nicht bemerkt; sie dienen überhaupt nur dazu, ein Bewusstwerden der

Apperception einzuleiten. Der Blick, den das Neue flüchtig auf sich gezogen hat, wendet sich schnell davon ab und senkt sich an dem Bilde des Bekannten herab. Oder: *A* ist eine Einbildung, ein Urtheil, und *Z* ein Gewebe von Erinnerungen, Begriffen und Begriffsverbindungen, so hebt Ersteres das Letztere, und geht darin auf: der flüchtige Einfall regt mein ganzes wissenschaftliches Schema, die einzelne Begebenheit den ganzen Fluss meines Lebens an; beide verschwinden sodann in der Masse der Reproduktionen. In dem Verhältniss der beiden Vorstellungsmassen wird *Z* als das Alte, *A* als das Neue gefasst; *Z* ist das Bleibende, *A* das Wechselnde, Zufällige. Aber *Z* ist das, was dem *A* in uns entgegenkommt, was wir zu ihm mitbringen, und das Aufsteigen des *Z* in einer Richtung, die dem von Aussen kommenden *A* entgegengesetzt ist, gibt dem *Z*, gegenüber dem *A*, den Charakter des Inneren. *Z* ist der Kern, an dessen Oberfläche *A* streift. Was in uns keine appercipirende Masse findet, das bleibt uns nur auswendig, während wir uns des Appercipirten inne werden. Und eben damit im Zusammenhange begleitet — wie die nächsten Sätze zeigen werden — das *Z* der Gedanke des Subjektiven und das A jener des Objektiven. So geht die Apperception fortwährend zwischen entgegengesetzten Momenten auf und ab; sie nimmt den einen in den andern auf. Bei nur einigermassen ausgebildeten Vorstellungsverhältnissen wiederholt sich der geschilderte Gang bei jeder einzelnen Wahrnehmung, und die Apperception kommt überall zu der Perception hinzu. Darum hat es für den sich selbst Beobachtenden den fortlaufenden Anschein, als ob es mit dem blossen Bewusstwerden der Wahrnehmung nicht abgethan sei, so lange nicht die Aufnahme derselben in das Innere, die Benennung und Anerkennung derselben, erfolgt ist, und die Psychologie hat nicht selten diese Aufnahme der Empfindung zu den Bedingungen des Empfindens hinzugerechnet. Die Empfindung bekommt für uns erst durch ihre Apperception den Namen und die Bedeutung; wo also die Apperception etwas verzögert wird, da kann es scheinen, als ob die Wirkung der Empfindung früher da gewesen wäre, als die Empfindung selbst. So erschrickt man über den Schuss, und hört ihn erst darnach, d. h., die Empfindung des Knalles hat psychisch und physisch gewirkt, ehe ihr in der Apperception das Prädikat eines Schusses zugekommen war. Der Einschlafende fühlt sich durch ein ihm sonst bekanntes Geräusch gestört, und erkennt es

erst allmälig nach einigem Besinnen. Dabei trifft die Apperception nicht selten die zu appercirende Masse bereits schon gesunken; wir haschen alsdann gleichsam nach dem fliehenden Schatten der blos percipirten Rede oder der Glockenschläge, und vernehmen sie erst dann. Es geht hier überall die Perception der Empfindung ihrer Apperception, das blosse Afficirtwerden dem eigentlichen Vernehmen voraus. Die ältere Theorie drückte dieses Phänomen in ihrer Redeweise dadurch aus, dass sie die Apperception zum Bewusstsein machte, und die Thätigkeiten des Empfindungs- und Vorstellungsvermögens noch durch das Bewusstsein complementiren liess. (Vergl. zu dem Ganzen: Herbart, Psych. als Wissensch. §. 126. Lehrb. zur Psych. §. 39 u. ff. Drobisch, Empir. Ps. §. 53. Schiling, am a. O. §. 51.)

§. 107. Zusätze. Stufen der Apperception. Aufhebung der Apperception.

Zwei Bemerkungen knüpfen sich unmittelbar an den Hergang der Apperception: erstens nämlich, dass die appercipirende Masse sich einer andern gegenüber selbst wieder als appercipirte verhalten kann, denn das Verhältniss der beiden Massen in der Apperception ist ein blos quantitatives. Die Apperception hat demnach Abstufungen. Aber wenn man die Voraussetzungen einer solchen stufenweisen Apperception näher betrachtet, so stellt sich die Möglichkeit dieses Vorganges sehr beschränkt heraus. Denn nur wo bei drei Vorstellungsmassen die beträchtlichen Unterschiede an Stärke, Verschmelzung und Regsamkeit einander proportionirt sind, kann das Innere an einem noch tiefer liegenden Kerne ein Innerstes finden. Eine solche Abstufung in den Verhältnissen der Vorstellungen setzt aber schon eine bedeutende Regelmässigkeit der inneren Bildung voraus, und es scheint nicht gestattet zu sein, über diese zweite Stufe der Apperception hinauszugehen. (Vergl. Herbart, Psych. als Wissensch. §. 127. Lehrb. zur Psych. §. 43.) — Zweitens bemerken wir aber, dass sich das Neue nicht immer von dem Alten umformen läst, sondern es können, da es sich hier nur um ein Verhältniss handelt, die Vorstellungsmassen recht wohl ihre Rolle austauschen; neue Erfahrungen vermögen ältere Ansichten umzuformen. Von einer Umkehrung der Apperception kann man zwar hier eigentlich nicht sprechen, weil der neuen umformenden Masse noch der Charakter eines von Innen aufsteigenden abgeht;

wohl aber werden die Vorstellungsmassen, welche diese Umwälzung hervorbrachten, sehr bald in dem Maasse Träger der Innerlichkeit werden, in welchem sie aufhören, neue Vorstellungsmassen zu sein, und alsdann wird sich auch die Apperception in der beschriebenen Weise von ihnen aus entfalten. Derlei Phänomene gehören zu den grossartigsten und gewaltsamsten des ganzen Seelenlebens, und werden oft sehr bedeutsame Wendepunkte (Enttäuschungen, Abänderung der Maximen, der Weltanschauung). — Neben diesem Falle steht das Unterbleiben der Apperception, das seinen Grund haben kann einmal in der neuen Vorstellungsmasse, nämlich in deren zu schneller und zu mannigfaltiger, zu energischer oder zu geringer Entwicklung, in deren gänzlicher Neuheit oder gänzlicher Bekanntschaft; dann aber in der Vorstellungsmasse des Alten, die zu schwach, zu wenig regsam, schlecht gegliedert oder gering verschmolzen sein kann — so wie endlich in somatischen Einflüssen, die als Modifikationen der Gemeinempfindung sich in die Apperception störend einmengen. Alsdann bezeichnet meist ein minder klares, aber heftiges Gefühl der Verwirrung die Stelle der mangelnden Apperception. — Wird man sich der in der Verschmelzung liegenden Bewegung bewusst, so spricht sich die Apperception in der Form eines Urtheiles aus, an welchem bemerkenswerth ist, dass die apperceptirende Masse bald die Stellung des Subjektes, bald die des Prädikates einnimmt. (§. 100 Anm.) Der Uebergang des Alten aus dem Prädikate in das Subjekt kennzeichnet sehr häufig die beiden Perioden des regelmässigen Verlaufes der Apperception: Anfangs ist das Neue das Gegebene, Stehende, zu ihm hin geht die Bewegung der Reproduktion; am Schlusse aber ist das Alte das Ursprüngliche, Hochstehende, und das Neue ist zu ihm hinzugekommen. (Dieser Graugewordene da ist ja mein Jugendfreund — aber mein Jugendfreund ist grau geworden!) — Die Apperception bricht am Entschiedensten den Mechanismus der Vorstellungen, greift in das Spiel derselben normirend ein, verrückt als das complicirteste Produkt der Verschmelzung und Reproduktion die Wirksamkeit der Vorstellungen am Weitesten von ihrer ursprünglichen Basis, und ersetzt dieselbe durch Verknüpfungen des Einzelnen, Vorübergehenden mit dem ruhenden Ganzen. In diesem Sinne und auf diesen Bildungsgrad des Seelenlebens beschränkt, konnte Lotze mit Recht sagen, die Stärke der Vorstellung sei nicht von der ursprünglichen

Intensität, sondern vom Werthe derselben für den Verlauf der Gedanken abhängig. (Art. Seele und Seelenleben in Wagners H. W. B. III, §. 38.) Eben desshalb tritt auch der, schon bei den einzelnen Elementen der Apperception angedeutete, Unterschied des Menschen vom Thiere hier in seiner vollen Tiefe und Bedeutung hervor. Ohne dem Nachfolgenden vorzugreifen, ist schon jetzt vollkommen ersichtlich, dass Erziehung und Selbstbeherrschung nur grossartige Phänomene der Apperception seien; denn diese höheren Entwicklungen des Seelenlebens wirken nur dadurch, dass sie einen bedeutenden Gedankenkreis begründen, der die Ungunst des äusserlich Gebotenen überwindet, und nur das Günstige desselben in sich aufnimmt.

B. Von der Aufmerksamkeit.

§. 108. Begriff und Arten der Aufmerksamkeit.

In dem Vorgange der Apperception wird leicht jenes Entgegenkommen innerer Vorstellungskreise erkannt, welches dem Neueintretenden die Eigentümlichkeit des Interessanten verleiht, eine Betrachtung, die sich zu der Frage nach dem Entstehen der Aufmerksamkeit überhaupt erweitert. Die Beantwortung derselben gilt mit Recht desshalb als für besonders schwierig, weil sie mit den verschiedenartigsten und wichtigsten Problemen der Psychologie in nahem Zusammenhange steht. Schon der Name des Aufmerkens (*attendere*) deutet auf ein Richten, Spannen und Fixiren hin, das dem freien Gange der Vorstellungen Gewalt anthun soll. Da nun der sich selbst überlassene Gang der Vorstellungen aber ein Sinken ist, so besteht das Aufmerken auf eine Vorstellung darin, dass deren Sinken gehindert wird. Die Vorstellung wird in dem allgemeinen Strome festgehalten, oder ihre Bewegung selbst in ein Steigen verwandelt; wobei zu bemerken ist, dass schon das blosse Behaupten eines unveränderlichen Klarheitsgrades bei der allgemeinen Abnahme der Helligkeit in den übrigen Vorstellungen den Schein eines Steigens annehmen werde. Beides, das Festhalten wie das wirkliche Steigen, ist nur durch eine Vermehrung der Stärke, also durch eine Vermehrung des Vorstellens möglich, und diese Tendenz der Vorstellung, einen Zuwachs am Vorstellen anzunehmen, ist also das Wesentliche an dem Aufmerken. Die Aufmerksamkeit verengt das Bewusstsein; sie concentrirt dessen Licht

auf Eine Vorstellung (oder Vorstellungsmasse), und diese Verengung hat keinen andern Sinn, als dass sich das Vorstellen allmälig in der Einen Vorstellung sammle und summire, die sodann durch ihre erhöhte Klarheit den Inhalt des Bewusstseins vorherrschend bestimmt, und im Gegensatze zu den übrigen eine Tendenz zum Steigen entwickelt. Dieses Phänomen fällt nur unter zwei verschiedene Gesichtspunkte, entsprechend zwei verschiedenen Richtungen unseres Bewusstwerdens. In objektiver Beziehung werden wir uns bei diesem Vorgange des gleich bleibenden oder wohl gar zunehmenden Klarheitsgrades der Vorstellung, in subjektiver der Vermehrung des Vorstellens als eines Anstrebens der Vorstellung gegen die übrigen bewusst. Für die letztere Form des Bewusstwerdens wird in der Folge der Name des Begehrens usurpirt werden, und die Erwähnung derselben dient hier nur dazu, um zu zeigen, wie mit jedem Aufmerken ein Begehren nach dem verbunden sei, worauf man aufmerkt, und wie hierin eben das Interesse bestehe, das uns die Vorstellung einflösst. Beschränkt man sich nun auf die Behauptung des objektiven Standpunktes, so folgt, dass die Umstände, welche einer Vorstellung jene Tendenz zum Steigen verleihen, keine anderen als die bereits wohlbekannten sein werden, und es kommt nur darauf an, diese zu überblicken. Sie lassen sich auf drei Punkte reduciren: die ursprünglichen Verhältnisse der Vorstellung selbst, die Beziehungen der Vorstellungen auf vorhandene Vorstellungsmassen und den Einfluss des Wollens. Was die statische Stellung der Vorstellungen betrifft, so wird dieselbe durch zwei positive und zwei negative Momente bestimmt. Die positiven sind: Stärke des sinnlichen Eindrucks und Frische der Empfänglichkeit, — die negativen: die Grösse des Hemmungsantheiles und die Abweichung vom Gleichgewichte, in der die Empfindung die vorhandenen Vorstellungen antrifft. Die Stärke des sinnlichen Eindrucks hängt ab von der Intensität des Reizes, von dessen Verbreitung über die reizbare Fläche, von der Dauer und dem Uebergange des Angriffspunktes von einer stumpferen Region des Organes zu einer feineren. So macht sich die Empfindung Platz, und die stärkste erringt sich die grösste Aufmerksamkeit. Wo aber der Reiz sich wiederholt, kommt es auf den Grad der Frische in der Empfänglichkeit an, den die Empfindung noch vorfindet; denn diese bezeichnet den Raum, welcher der Zunahme an Stärke

noch offen geblieben ist. (§. 59.) Die Aufmerksamkeit nimmt mit dem Fortschritte der Abstumpfung der Empfänglichkeit ab, und auch der stärkste Eindruck hält in seiner Klarheitstendenz bald (scheinbar) inne (§. 60.). Hierin liegt schon die Hindeutung auf den Hemmungsantheil, der wie ein Druck auf der Vorstellung lastet, und von der Tendenz derselben zum Steigen überwunden werden muss. Endlich streben die Vorstellungen in dem Maasse dem Gleichgewichte zu, in welchem sie sich von demselben entfernt haben, und §. 57 zeigte, in wie weit dieser Umstand auf die störende Vorstellung zurückwirke. Die zweite Gruppe bilden die Unterstützungen, welche einer gegebenen Vorstellung durch innere appercipirende Massen zu Theil werden, und es wurde eben gezeigt, wie die appercipirenden Massen, einmal zur Entfaltung gekommen, die sinkende Vorstellung festhalten, ja, in gewissen Punkten selbst heben. Was in uns Anklang findet, lenkt die Aufmerksamkeit auf sich. Drittens scheint es, als ob die Willkühr eine Vorstellung dadurch zu heben vermöchte, dass sie dieselbe zum Angriffspunkt eines bestimmten Wollens macht. Allein hier zeigt sich, was für die Folge besonders wichtig wird: dass die Willkühr über die Aufmerksamkeit nichts unmittelbar vermöge, sondern nur, insofern sie sich der aufgezählten Umstände als ihrer Mittel bedient, mit ihnen und durch sie zu wirken im Stande sei. Wo diese ihrer Handhabung entzogen sind, da hat die Zumuthung, aufmerken zu wollen, keinen Sinn. „Die physiologische Empfänglichkeit gehörig richten, den stärksten Eindruck aufsuchen, vor Allem aber die Unruhe des Gemüthes dämpfen, und solche Vorstellungen hervorrufen, welche den mindesten Gegensatz gegen die einzuprägenden Wahrnehmungen bilden, darin besteht die absichtliche Kunst des Merkens“ (Herbart, Kl. philos. Schriften I, p. 402.). Nur die Art, wie das Wollen jene Momente ergreift, d. h., wie der Mensch dazu kommt, sie als Mittel zu handhaben, ist in der Folge näher zu entwickeln. — Wählt man nun die angeführten Ursachen des Steigens der Vorstellung zum Eintheilungsgrunde, so erhält man die drei bekannten Arten der Aufmerksamkeit: die sinnliche, intellektuelle und willkührliche; von denen jedoch die erste und die letzte ihre Erklärung an anderen Stellen der Psychologie zu suchen haben. Nicht selten treten alle drei Arten des Aufmerkens gleichzeitig ein, und stören einander durch die Verschiedenheit ih-

rer Objekte: in einer Gesellschaft fesselt der hellste und lauteste Eindruck das sinnliche, die merkwürdigste Persönlichkeit das intellektuelle Aufmerken; während die willkührliche Aufmerksamkeit ihre Mittel von beiden Punkten ab einem dritten zuzuwenden strebt. Eben so wohl können aber auch alle Ursachen der Aufmerksamkeit sich in dem Heben Einer Vorstellung concentriren, wie das z. B. bei dem Experimentiren bisweilen der Fall ist.

Anmerkung. In dem schliesslich angedeuteten Gegenstreben der willkührlichen Aufmerksamkeit gegen die Regungen der sinnlichen und intellektuellen liegt das Anstrengende derselben, und das Gefühl dieser Spannung wächst mit der Dauer. Die Energie des willkührlichen Aufmerkens gilt als Maass der Geistesstärke; die ungeschmälerte Lenkung desselben ist das Merkmal der Seelengesundheit. Körperliche Einflüsse sind auch hier von grösster Wirksamkeit. Die abnorm gewordene Gemeinempfindung verräth sich in der Unfähigkeit, das Aufmerken einzelnen Vorstellungen zu oder abzuwenden. Bildung erweitert die intellektuelle und daher auch die willkührliche Aufmerksamkeit. Beiden entzieht sich das Einzelne, das mit unseren Vorstellungskreisen wenig verwachsen ist. Eben so schwierig ist es aber auch, die Aufmerksamkeit gleichzeitig über eine grössere Vorstellungsmenge auszubreiten. — Eine sehr einfache Definition des Aufmerkens gab Herbart durch eine mathematische Formel, in der z die Zunahme des Vorstellens, Z die Abnahme desselben in Folge der Hemmung, also $d\,(z - Z)$ die wirkliche Vermehrung während des unendlich kleinen Zeittheils dt bedeutet. Der Grad der Aufmerksamkeit, also die Tendenz zum Steigen, wäre sodann durch $\frac{d\,(z - Z)}{dt}$ anschaulich ausgedrückt, worin sämmtliche Grössen veränderlich sind. Man vergleiche hierüber: Herbart, Psych. als Wissensch. §. 128, Lehrb. zur Psychol. §. 213 und *de attent. mens.* bes. §§. 5 und 12, — dann Schilling, am a. O. §. 48. Ueber den Begriff der Aufmerksamkeit in der Hegel'schen Ps. s. Erdmann, am a. O. §. 97, Rosenkranz, am a. O. p. 262 und Michelet, am a. O. p. 270.

§. 109. Die intellektuelle Aufmerksamkeit.

Die aneignende oder appercipirende Aufmerksamkeit, die gewöhnlich mit dem Namen der intellektuellen bezeichnet wird, beruht auf der Festhaltung der einzelnen neuen Vorstellung durch einen Complex älterer Vorstellungen (*comprehendere*). Die intellektuelle Aufmerksamkeit bemerkt, wo die sinnliche aufmerkt. Als Grundsatz kann aufgestellt werden, dass die Apperception die Aufmerksamkeit für die zu appercipirende Masse erregt.

Auf das Verhältniss der beiden Massen kommt nun Alles an. Zunächst kann ein Zuwenig eben so wohl als ein Zuviel in den appercipirenden Kreisen der Festhaltung des Neuen schaden. Ersteres nämlich, da es der Vorstellung zu wenig Hülfe gegen ihre Gegensätze gewährt, — Letzteres, weil bei der massenhaften Entfaltung des Appercipirenden die neue Vorstellung ganz verdrängt werden kann. In gleicher Weise ist dem Aufmerken ein gewisses mittleres Maass der Gegensatzgrade am Günstigsten: das Neue, das dem Alten ganz gleicht, oder das ihm in jeder Beziehung entgegengesetzt ist (nicht zu verwechseln mit dem Contrastirenden), regt fast gar nicht an. Das absolut Neue, das gar keine oder nur heterogene Massen vorfindet, lässt gleichgültig so wie das absolut Alte, dessen Verschmelzung ohne Umformung vor sich geht. Fortdauernde Beschäftigung mit einem vorschreitenden Gedankenkreise erzeugt ein wachsendes Interesse an demselben (z. B. das Studium einer Sprache); das Leben selbst begründet mannigfache Interessen, wo das Kind noch keine hatte. Je gebildeter der Mensch, um so Mehreres interessirt ihn, und der Umfang des Interesses ist ein Maass der Bildung. Aber die Umformung des Neuen verdirbt dessen unbefangene Auffassung; denn die appercipirende Aufmerksamkeit ist meist einseitig, und in dieser Beziehung rühmt man mit Recht den ersten Eindruck und den uneingenommenen Blick der Frauen und Kinder (selbst auch der Thiere). Eine glückliche Mischung und Mengung von Altem und Neuem interessirt am Meisten: Aristoteles' tragischer Held darf nicht ohne jeden Fehler dastehen, wenn er uns in Mitleid und Furcht versetzen soll. Eine Gemeinde fing sich erst dann für das neu eingeführte Gesangbuch zu interessiren an, als man es in Druck und Einband dem alten gleich herstellte. Eben darum wirkt der Contrast besonders anregend, und die Ausnahme interessirt als solche, wie nicht minder das Halberrathene, Geheimnissvolle, Abenteuerliche und Verbotene. Das so erwachende Interesse der intellektuellen Aufmerksamkeit wird oft genug dem Zuge der willkührlichen gefährlich: Melanchthon, von seinem Katheder auf die Kanzel versetzt, vermochte nicht zu predigen; wackere Seesoldaten fechten häufig schlecht zu Lande. Oft kann genau beobachtet werden, wie aus einer Reihe gleichstark gegebener Vorstellungen Eine festgehalten wird, während alle übrigen fallen gelassen werden: das Thier spitzt

seine Ohren, wendet den Kopf zu, sobald es in einer Rede seinen Namen hört; das Kind gibt Zeichen des Aufmerkens, wenn es in einer ihm unverständlichen Rede ein bekanntes Wort vernimmt. Der Musiker bemerkt sogleich den geringsten Misston, der Schauspieler das geringste Schwanken in der Geberde, der Hypochonder den geringsten Schmerz. Die vage Unruhe der Schüler hört plötzlich auf, wenn der Lehrer eine Anekdote zu erzählen beginnt. So findet vielleicht die sinnlich schwächste Vorstellung mehr Aufmerksamkeit als die sinnlich weit stärkeren. Daher die grosse Verschiedenheit der Menschen in dem, worauf und wie sie aufmerken. Erwartungen machen aufmerksam auf alles dem Erwarteten Aehnliche, und stumpfen für alles Andere ab. (§. 80.) Beschreibungen, die dem Gegenstande vorausgeschickt werden, vermehren die Aufmerksamkeit, machen aber dadurch gerade für die Mängel besonders empfänglich. Was keine appercipirenden Massen vorfindet, und daher isolirt bleibt, verschwindet meist wieder ziemlich spurlos: vereinzelte Namen, Worte, Daten. Fängt hingegen das Einzelne an, selbst einen appercipirenden Gedankenkreis einzuleiten, so stellt sich auch die Aufmerksamkeit in dieser Richtung ein: Manches, was Anfangs für uns nur ein sehr geringes fremdes Interesse hatte, begründet bald selbst ein eigenes. Ganz besonders vortheilhaft für die Hebung des Neuen ist es endlich auch, wenn die appercipirenden Vorstellungen nicht ruhend vorgefunden werden, sondern nach einer gewissen Entfaltung bereits strebten, dabei aber auf Hindernisse stiessen, die nun plötzlich durch den Eintritt des Neuen beseitigt werden (§. 57.). Hier fassen die schon steigenden Vorstellungen das Dargebotene, und reissen es mit sich empor. Das Neue gab der Bewegung des Alten die Förderung und den Abschluss. Es ist bekannt, wie der Künstler diese wachsende Bewegung zu seinen Zwecken zu benutzen weiss. Was unseren Wünschen entgegenkommt, fesselt uns. Die niederen Stände interessiren sich lebhaft für das Treiben der höheren, wie der Knabe für die Geschäfte des Mannes. Die intellektuelle Aufmerksamkeit verträgt eine gewisse Theilung, und je heterogener und geschiedener die gleichzeitig appercipirenden Massen, um so leichter die Theilung. Ein Zuhorchen auf die fremde Rede beim Schreiben macht weniger Schwierigkeit als ein Verfolgen zweier gleichzeitig gehörten Reden. Jeder neu eintretenden Vorstellungs-

masse das Interesse durch eine bereits vorangegangene zu sichern, ist die Aufgabe des geordneten Unterrichtes, und wer von dem Schüler Aufmerksamkeit ohne die gehörige Vorbildung verlangt, „spielt auf einem Instrumente, dem die Saiten fehlen.“

C. Von der Vorstellung des Ich.

§. 110. Die Vorstellung des eigenen Leibes, als Grundlage der Vorstellung des Ich.

Ueberblicken wir das bisher über die Auffassung des Leibes Gesagte, so stellt es sich in folgende Punkte zusammen. Erstens: der Leib wird als die Raumreihe der einzelnen Glieder angeschaut, die dem Tast- und Gesichtssinn so zugänglich sind wie alle übrigen Gegenstände. Zweitens: Es hat sich hieran das Lokalisiren angeknüpft, und hat die Oberfläche des Leibes (und theilweise selbst das Solidum) mit Empfindungen bevölkert; was jenseits dieser Fläche liegt, ist gleichgültiges Aussending: in der Berührung mit ihr beginnt und endigt das sinnliche Interesse des Schmerzes und der Lust. Drittens: Das Projiciren zieht vom Leibe, als dem Mittelpunkte aus, ein Gewebe voller und leerer Raumreihen, die in den Aussendingen endigen. Viertens: Dieser Mittelpunkt ist beweglich; wir gehen unter den Aussendingen herum, für jede Stellung des Leibes bildet sich ein neues Schema von Ortsbestimmungen, und jede Aenderung jener zerreisst diese. Der Leib wird als Gegenstand im Raume vorgestellt. (§. 85.) Das Kind, das an den Wechsel seiner Umgebung minder gewöhnt ist, fühlt dieses Zerreissen seiner Raumgewebe als ein Schicksal seines Leibes, und zeigt sich von der Verrückung in ein neues Gewebe schmerzlich ergriffen. Selbst der Erwachsene, der, wenn auch im Grossen, seinen Standpunkt nur wenig wechselt, ist in der neuen Umgebung befangen. Der Leib wird somit als räumlicher, empfindender und beweglicher Mittelpunkt (natürlich nicht im mathematischen Sinne) eines Systemes unbestimmter Raumreihen vorgestellt. — Hierbei ist bemerkenswerth, dass das Kind anfangs seinen eignen Leib gar nicht viel anders als die Aussendinge überhaupt vorstellt. Denn auch diese werden gesehen, betastet, dienen den Raumauffassungen als Mittelpunkte und bewegen sich im Raume herum, und das einzige scheinbar charakteristische Merkmal des Empfindens ist keineswegs blos auf den Leib beschränkt. Das Kind hält, dem psychischen Mechanismus gemäss, auch die Dinge ringsum für empfin-

dend. Denn es weiss, dass am Ende gewisser Erscheinungsreihen Empfindungen stehen, dann nämlich, wenn die Reihe der Veränderungen mit einer Berührung seines Leibes schliesst. Eine solche Reihe sieht es nun wieder ablaufen; aber sie läuft nicht in die Berührung seines eigenen Leibes, sondern in die eines Aussendinges aus. Die abgelaufene Reihe reproducirt die bekannte Empfindung, und diese Empfindung wird erwartet. Aber es bleibt bei der blossen Erwartung; denn eine wirkliche Empfindung entsteht für das Kind nun nicht. Das Kind hat blos die Reproduktion der Empfindung (§. 73), und der nächste Paragraph wird zeigen, wie die Reproduktion der Empfindung als Bild der Empfindung aufgefasst wird. Wenn nun das Kind das blosse Bild der Empfindung hat: wo wird die wirkliche Empfindung sein? In dem Gegenstande, dessen Bild mit dem Bilde der Empfindung gleichzeitig ist. Dort, wo die Berührung statt fand, dorthin wird auch der Schmerz der Berührung versetzt. So wie also der wirkliche Schmerz in den Leib lokalisirt wird, so wird der blos eingebildete Schmerz erst zu einem Bilde gemacht, und dann dessen wirkliches Substrat in den Aussendingen gesucht. Darum ist dem Kinde und dem Naturmenschen alles lebendig, und „je lebendiger der Mensch (und ein Volk), um so mehr Leben setzt er vor näherer Prüfung überall voraus“ (Herbart, Lehrb. zur Psych. §. 198.). Was in der Folge diese Auffassungsweise berichtigt, ist das Benehmen des Gegenstandes, der für empfindend gehalten wird. Das Kind hat Vorstellungen von Aeusserungen der Empfindung, von Reaktionen gegen die Empfindung; bleiben diese aus, so hebt es die zugesprochene Empfindung wieder auf. Der Schluss aus den Ursachen der Empfindung wird durch den aus den Wirkungen der Empfindung controllirt. Die Blume, die bei der Berührung sich schliesst, und die vertrocknend sich senkt, gibt Zeichen des Schmerzes; der Käfer, der bei Verstümmlungen stumm und regungslos bleibt, gilt für empfindungslos. Die Vorstellung des fremden Ich entwickelt sich also auf dieser untersten Stufe ganz parallel zu der des eignen Ich.

§. 111. Das Ich als vorstellendes Wesen.

An die Empfindungen knüpfen sich die Reproduktionen. Die reproducirte Vorstellung wird Anfangs für wirkliche Empfindung gehalten: der Mensch nimmt ohne Zweifel seinen ersten Traum

nach dem Erwachen für wirklich Erlebtes. Allmälig lehrt der Lebendigkeitsgrad der Vorstellung den Unterschied suchen und finden, und beide Vorstellungsklassen werden einander entgegengesetzt. (§. 73.) Der tumultuarische Prozess des Projicirens bemächtigt sich vielleicht auch einzelner Reproduktionen; aber jeder Versuch der Projektion reproducirter Vorstellungen misslingt nothwendig (§. 91. Anm.) Das Bewusstwerden dieses Gegensatzes zwischen der projicirten Empfindung und der nicht zu projicirenden reproducirten Vorstellung spricht sich in der Erkenntniss aus, dass die Dinge der Reproduktion (und hier spielt der Traum eine wichtige Rolle) ihren Platz nicht unter den Dingen der Aussenwelt, nicht in der Welt des unendlichen Raumes haben, sondern im Gegensatze zu diesem Aussen als ein Innen gefasst werden müssen. (Von dem Gegensatze des Inneren und Aeusseren, der sich in der Apperception ausspricht (§. 106), ist hier noch nicht die Rede.) Der reproducirten Vorstellung entspricht kein Ding in der Aussenwelt; sie ist ein blosses Bild von dem Dinge, ein Schein des Dinges — eine blosse Vorstellung, und man kommt zu dem, was wir vom theoretischen Standpunkte aus die V o r s t e l l u n g d e r V o r s t e l l u n g nennen. Die Empfindung, welche, psychologisch genommen, um nichts weniger Vorstellung ist, als die reproducirte Vorstellung, denkt der Mensch keineswegs als Vorstellung, sondern er denkt sie entweder als Eigenschaft an einem Aussendinge klebend, oder als Vorgang in einem Gliede des Leibes; die reproducirte Vorstellung aber ist er bereit, als blosse Vorstellung zu betrachten; sie gilt ihm als blosse innere Einbildung gegenüber jenen äusseren Wirklichkeiten. Diese inneren Bilder eilen der Empfindung zuvor, und folgen ihr nach, bewachen ihre Stelle, werden uns dienstbar, und begleiten den Leib bei seinem Ortswechsel. Da, wo der Leib ist und empfindet, sind auch die Bilder: der Vorstellungscomplex, der im vorigen Paragraphe das Vorstellen des Leibes ausmachte, erhält den Zusatz eines S a m m e l p l a t z e s d e r V o r s t e l l u n g e n. Aber man bemerke wohl, dass hier noch bei Weitem nicht gefragt wird: weder, wie vertragen sich diese beiden Bestimmungen miteinander, d. h., wie entspricht das Wesen des Vorstellenden dem Wesen des Leibes, — noch, in welchem Theile des Leibes stecken die Vorstellungen. Diese beiden Fragen kommen gewiss; aber sie kommen erst in jener weit spä-

teren Periode zur Klarheit, in welcher die Spekulation die Genesis der Vorstellung des Ich prüfend wiederholt. (Vergl. Herbart, Psych. als Wissensch. §. 133, Lehrb. zur Psych. §. 199.) — So tritt auch das Merkmal des vorstellenden Inneren keineswegs blos zu der Vorstellungsmasse des eigenen Leibes hinzu. Wo das Kind immer ein Aussending sich in seinen Bewegungen nach einem andern richten sieht, da ist es bereit, jenem ein Bild von diesem zuzusprechen. Der Hund flieht winselnd vor dem aufgehobenen Stocke. Er würde das nicht gethan haben, wenn der Stock nicht da wäre; zwischen seinem Benehmen und dem Stocke ist eine Beziehung. Der Hund äussert Schmerz; aber wirklichen Schmerz könnte er erst haben, wenn er geschlagen worden wäre: er hat also nur das Bild des Schmerzes. Wäre der Hund wirklich geschlagen worden, so hätte er den Schmerz, und das betrachtende Kind hätte das Bild seines Schmerzes (s. den vorigen Paragraph); während jetzt der Hund es ist, dem das Bild des Schmerzes innewohnt. Aber ist das Bild des Schmerzes nicht weiterhin blos ein Zug aus dem Bilde des schmerzbringenden Stockes im Ganzen? Der Hund hat also ein Bild von dem Stocke; er weiss von dem Stocke, und er hat auch ein Inneres von Vorstellungen. Eben so richtet sich die Magnetnadel nach dem Eisen, die Sonnenblume nach der Sonne, der Schatten nach dem Gehenden, der Zeiger auf der Uhr vollends nach dem Laufe der Zeit. Folglich sind auch sie vorstellende Wesen, und haben ihr Inneres lang genug in der Meinung der Naturvölker und der Kinder, wenn letzteren überhaupt Zeit gegönnt würde, Meinungen darüber zu bekommen.

§. 112. Das Ich als Macht. Ich selbst.

Zur Empfindung und Reproduktion kommt die sinnliche Begierde. Die Begierde ist auf Herbeiführung des Begehrten und Entfernung des Verabscheuten gerichtet. Dies zu bewerkstelligen, werden die Anfangs auf das Geradewohl unternommenen Bewegungen als Mittel erkannt. Die Raumreihen, die vom Leibe aus zu den Aussendingen hingehen, bekommen eine Bedeutung für die Begierde: sie werden Wege, welche das Begehrte zu mir her, das Verabscheute von mir weg wandeln soll. Die Hand winkt den Gegenständen zu oder weg. Die Bewegung des Leibesgliedes hat sehr häufig eine Veränderung in der Aussenwelt zur Folge, die selbst wieder wahrgenommen wird. Von dieser Veränderung wik-

kelt sich eine oft gliederreiche Reihe von Veränderungen ab. Das erste Glied dieser Reihe ist meine Bewegung, deren ich mir durch den Gesicht- und Muskelsinn bewusst werde. Die constante Wiederkehr solcher Reihen lehrt mich, sie als Mittel zu der Befriedigung meiner Begierde verwenden. Diesen wahrgenommenen Veränderungen gegenüber erkenne ich mich als Ursache, und der Mensch fängt an, sich selbst als ein thätiges Princip, das verändernd in die Aussenwelt eingreift, als Macht aufzufassen. Jeder denkt sich dabei auf andere Weise und in anderem Grade thätig. Aber wenn bei diesem Vorgange meine Begierde wirklich befriedigt worden ist, dann fing die Reihe nicht blos bei meinem Leibe an, sondern sie endigte auch bei meinem Leibe, d. h.: Empfindungen sind das erste und letzte Glied der Reihe. Die Reihe ging von mir aus; sie lenkt nach dem Umweg in der Aussenwelt auch wieder in mich ein. Ausgang und Schluss regen dieselbe Vorstellungsmasse an, in der das Ich dieser Entwicklungsstufe seinen Sitz hat: wessen die Thätigkeit war, dessen ist auch die Befriedigung. So wirke ich auf mich, und leide durch mich, greife hinaus und finde mich selbst in der Antwort. Ich will den Gegenstand erfassen, ich selbst habe ihn erfasst. — In ganz analoger Weise entsteht neben dem Ich selbst ein Du selbst, Er selbst, und sogar ein Es selbst. Das Kind spricht von sich selbst wie von einem Dritten, und die kindliche Anschauungsweise leicht empfänglicher Völker lässt die Bestrebungen des Anderen rückhaltslos in die eigenen übergehen (Aeschylus Prometheus). Aber man würde diesen fortgesetzten Parallelismus gänzlich missverstehen, wollte man ihn so denken, als entstünde aus ihm eine qualitative Gleichheit der beiden Vorstellungsmassen, und daraus weiterhin die Gefahr einer möglichen Verwechslung des eignen Ich mit dem fremden. Die Empfindungen, Begierden und Befriedigungen, die mit dem eigenen Leibe zusammenhängen, sind wirkliche Empfindungen, Begierden und Befriedigungen; die gleichen Zustände, die ich in andere Wesen und Dingen projicire, habe ich nicht wirklich, sondern nur in Bildern. Je schärfer sich also der Gegensatz zwischen Wirklichkeit und Bild, zwischen Empfindung und Reproduktion (§. 73) ausprägt, um so spezifischer tritt die Vorstellungsmasse des eigenen Ich aus allen übrigen Vorstellungsmassen hervor; die beginnende Selbstbeobachtung erweitert die Kluft, und es ist bekannt,

wie grell sich in einer gewissen Periode der Knabenzeit der Ichgedanke mit seiner ganzen Härte und Rücksichtslosigkeit kund gibt. Gleichwohl kann hier von dem eigentlichen Egoismus noch nicht gesprochen werden.

§. 113. Das Ich als Resultat der Lebensgeschichte.

An die bisher betrachteten Seelenthätigkeiten knüpfen sich nun alle übrigen an: Einbildungen, Gedanken, höhere Begierden und Gefühle. Sie haben das gemeinsam, dass sie sich nicht projiciren lassen; auch bleiben die Versuche des Lokalisirens, von denen §. 89 die Rede war (wie bei der Gemeinempfindung), ganz unbestimmt. Zwar wird das Denken in den Kopf, das Fühlen in die Brust verlegt; aber dieses Lokalisiren schwebt uns ganz dunkel und nur auf die weitesten Umrisse beschränkt, vor. Der Fortschritt des Lebens führt zu immer festeren Gedankenkreisen, und immer umfangreicher und compakter kommt das Alte dem Neuen entgegen. Die Apperception, die nun beginnt, verleiht dem Inneren, das bisher nur ganz passiv, als Gegensatz des Aeusseren, gedacht wurde, eine aktive Bedeutung. Mit dem zunehmenden Entgegenkommen des Innern wird das Ich immer mehr durch das Merkmal der Innerlichkeit bestimmt. Aber je entschiedener die Apperception hervortritt, um so mehr wird die Gegenwart auf die Vergangenheit zurückbezogen, um so öfter kommt die Zeitreihe des Lebens zum Ablauf (§. 80). Diese Reihe ist für den Menschen, „der bei sich ist,“ eine continuirliche, und von der Gegenwart aus wird die Vergangenheit überblickt. Bei diesem Rückblicke ist das Bleibende das, was das Bewusstwerden des Ganzen am Meisten bestimmt: Temperament, Geschlecht und Stand, Grundsätze u. s. w. Neben ihnen kam und ging Anderes: die Empfindungen und Begierden wechselten, und wechselten nicht blos im Einzelnen, sondern gleichsam auch in ihrem Colorit und Grundton. So denke ich mich als ein Gewordenes, und Erwartungen setzen die Reihe über die Gegenwart hinaus in die Zukunft fort. Wie der Mensch sich im Raume wandelnd denkt, so begleitet er jeden Moment seines Lebens mit einem Wann aus der unendlichen Zeitlinie. Ich frage: was bin ich? — und die Antwort ist in dem Gesammteindruck meiner Lebensgeschichte gegeben. Hier bricht für die grosse Mehrzahl der Menschen die Entwicklung der Vorstellung des Ich ab. Für sie ist das Ich nichts, als eine unübersehbare Vorstel-

lungsmasse, in der am Frühesten und Lautesten die Vorstellung des Leibes als eines räumlichen, empfindenden, sich herumbewegenden Mittelpunktes zahlreicher dunkler Ortsbestimmungen geltend macht, mit welchem Mittelpunkte sofort in ganz unbestimmter Weise der Sammelplatz der Vorstellungen, Begierden, Gefühle und Gedanken zusammenfällt, der, immer mehr die Eigentümlichkeit eines Inneren annehmend, nach Aussen hin mit einer bestimmten Energie thätig und leidend ist, der wie im Raume, so auch in der Zeit wandelt, und dabei von einem dunklen Gesammteindruck seines bisherigen Lebens begleitet wird. Vergleicht man die einzelnen Faktoren dieses vielgliedrigen Produktes, so erklärt sich die grosse Mannigfaltigkeit im Vorstellen des Ich unter den Menschen, von jener rohen Form an, wo das Ich nicht vielmehr als den Leib mit seiner Thatkraft nennt, bis zu jener schon ungleich feineren, bei der ich nur der Träger meiner Lebensgeschichte bin. — Dies ist nun die Vorstellung des Ich, wie sie unter uns lebt. Wenige gehen über sie hinaus, und vermögen dies nur durch die Anfänge eines wissenschaftlichen Spekulirens. Der Fortgang des Lebens erschöpft bald sein sinnliches Material. Die Zeit der Pubertät (die in der Entwicklung des Ich eine so bedeutende Rolle spielt) schliesst so ziemlich die Zahl der absolut neuen Empfindungen, der sinnlichen Genüsse und des sinnlichen Schmerzes ab, und was darüber hinaus noch absolut neu gefunden wird, bildet nur eine Ausnahme. Hingegen der Zuwachs neuer Gedanken, höherer Gefühle, Begierden u. s. w. ist unübersehbar. Dazu kommt noch ein zweiter Umstand: in der Reihe des Lebens, wenn sie auf lange Strecken überblickt wird, finde ich den Leib Veränderungen unterworfen, während manche appercipirende Massen unverändert fortdauerten. Der Greis findet aus seinem Leibe nicht mehr den des Jünglings heraus; aber in seiner Auffassung der Welt und in der sie bethätigenden Handlungsweise erkennt er wohl die Gedankenkreise der Jugend. Glieder wurden vom Leibe getrennt; das Leben spann sich weiter. Im Traume bewegte ich mich in einer Fülle von Handlungen und Gefühlen; der Leib ruhte indess. Was sollen diese leicht zu vermehrenden Bemerkungen? Sie erklären das allmälige Zurücktreten des Merkmals der Leiblichkeit im Ich. Das Leben vergeistigt den Menschen allmälig; aber zu einem reinen Geist macht es ihn nie. Denn ohne Leib

war ich in keinem Momente meines Lebens, und wie wechselnd auch dessen Erscheinung sein mag, ein Leib war stets mit mir. Der Leib heftet sich wie ein Schattenbild an das Ich, und Homers berühmtes αὐτὸς zeigt, wie unmöglich die Trennung beider in der Denkweise der Völker. Derlei Betrachtungen sollte der Materialismus anstellen, wenn er seine Anschauungsweise die ursprüngliche zu nennen wagt. — Aber ist jener Rest nach der Ausscheidung der Leiblichkeit schon etwas absolut Beharrliches? Gewiss nicht: die einzelnen Vorstellungen kommen und gehen, und müssen gar oft mühsam gesucht wrrden; ja, auch die Darstellungen des Innern, die apperceptirenden Massen sind nicht ununterbrochen vorhanden: in meiner Lebensgeschichte finde ich Perioden ihrer Unterdrückung, vielleicht vollends selbst Umwälzungen, die frühere Züge meines Inneren vertilgt, und durch entgegengesetzte ersetzt haben. Was bin ich also? Welche Welle dieses allgemeinen Abflusses zeigt mir mein bleibendes Ich? Der Gegenwart zu misstrauen, hat mich die Vergangenheit gelehrt. Aber Eines bleibt doch in dem Gesammteindrucke des Ganzen: wie sehr auch die einzelnen Momente des Lebens wechselten, wie mannigfaltig auch deren Ausfüllung gewesen, eines war doch allen gemein: das Vorhandensein von Vorstellungen. Vorgestellt wurde in jedem Gliede der Reihe; denn wo nicht vorgestellt wurde, da kam es zu gar keinem Gliede. Die Vorstellungen sind zufällig, das Vorstellen ist wesentlich: der Träger der Vorstellungen aber bin ich. (§. 5.) Das ist der letzte ruhende Punkt, auf den der Wechsel des Erscheinungsganzen zurückbezogen wird. Die Psychologie entwickelt noch eine zweite Formel für den Ichgedanken, von welcher bei dem Selbstbewusstsein die Rede sein wird, und die als die letzte Vollendung dieses Entwicklungsganges angesehen werden darf. (Vergl. zu dem Ganzen: Herbart, a. v. O. und Lotze, Art. Seele und Seelenleben in Wagners H. W. B. III, §. 45 u. 46.)

§. 114. Zusätze. Reichthum und Armuth im Ich. Vorstellung des Wir, Abbildungen des Ich in dem Andern.

Die Vorstellung des Ich kann an und für sich und in ihrer Wechselwirkung mit den einzelnen eintretenden Vorstellungsmassen betrachtet werden. Der zweite Fall führt zu den Problemen des inneren Sinnes und des Selbstbewusstseins, und wird darum hier

einstweilen bei Seite gelassen. Die Vorstellung des Ich ist die reichste und ärmste zugleich, jenes in Bezug auf den Umfang, dieses an Inhalt. Ihr Complex zählt die meisten Glieder, ist aber eben darum als Ganzes höchst dunkel. Fragt man sich nach seinem eignen Ich, so wird man um jede bestimmte Antwort verlegen, und Reinhold hat mit Recht das Ich das natürliche Geheimniss genannt. Zu ihm liefert jedes einzelne Erlebniss seinen Beitrag; aber keines macht das Ich selbst aus. Von dem Ich kann in noch höherem Grade als von dem Begriffe gesagt werden, es sei mehr ein Vorstellen, als eine Vorstellung, d. h., wir werden uns im Ich mehr einer Regung, als eines bestimmten Vorstellungsinhalts bewusst. Wir haben nicht das Ich, sondern wir sind es, und in diesem Sinne kann auch Fichtes berühmter Satz: das Ich ist keine Thatsache, sondern eine Thathandlung, gedeutet werden. Das Ich, sagte Herbart, ist mehr eine Stelle im Bewusstsein (und zwar eine sehr dunkle), als eine Vorstellung selbst. — Wo neben dem eignen Ich die Vorstellungsmasse eines fremden Ich steht, da kann es wohl der Fall sein, dass beide Vorstellungsmassen in mehreren Gliedern mit einander verschmolzen sind: meine Empfindungen und Begierden sind mit den Bildern gleichartiger Empfindungen und Begierden des Andern, meine Erlebnisse mit den seinigen verbunden. Die Hebung der einen Masse hebt nun auch die andere, und so kommt es zu der Vorstellung des Wir. Die Innigkeit des Zusammenhangs bestimmt die Energie des Wir, und in dieser Beziehung steht unbezweifelt das Wir oben an, durch das die Mutter ihr Ich mit dem des Kindes (das ihr zweites Ich ist) umfasst: das eine Ich klingt hier überall durch das andere durch. Das nächste Wir ist das der Familie, und im geselligen Verkehr wechselt das Wir mannigfach nach Beziehungen und Graden. — Ueberhaupt ist der Einfluss des geselligen Zusammenlebens der Menschen von grosser Bedeutung für die Art, wie jeder sich selbst denkt. Wo der Verkehr die Menschen einander nähert, da bildet sich das Ich des Einen in allen Andern ab, und ich finde das Bild meines Ich mir von den Andern vorgehalten, wie der Spiegel mir das Bild meines Leibes zeigt. Ich vergleiche es mit meiner Vorstellung des Ich, und erkenne mich darin getroffen oder verstümmelt. Ich fange an, mich zu beurtheilen aus den Beurtheilungen Anderer. Aber das Bild von mir fasse

ich bald rechtlich als **mein Bild** auf, d. h. als mein Eigenthum; denn es ist von mir unzertrennlich, deutet unaufhörlich auf mich, ist in keinem Augenblicke herrenlos, weil es keiner Bezeichnung erst bedarf. Verstümmlungen meines Ich sind, wo sie zufällig eintreten, ein Unglück; wo sie absichtlich herbeigeführt werden, eine Rechtsverletzung. Ich denke mich nun auch durch das Bild von mir, und so kommt für uns Alle zu der Vorstellung unseres Ich jene Beziehung auf persönliche Ehre, von der entblösst wir uns das eigene Ich kaum vorzustellen im Stande sind. Die Psychiatrie zeigt, wie gefährlich eine Kränkung in dieser Beziehung der Seelengesundheit werden könne. — Das Bild von sich findet der Mensch frühzeitig benannt vor, und seinen Namen sieht er allenthalben an sein Leiden und seine Wirksamkeit geknüpft. In den Namen fasst seine Umgebung bereits die Mannigfaltigkeit gleichsam wie in einen festen Punkt zusammen, die sich ihm selbst zunächst nur als dunkle und lockere Einheit kund gab, er ist überall „der nämliche," und man sieht leicht, wie wichtig dieser Umstand für das Zustandekommen des Ichvorstellens bei Kindern (und vollends bei Thieren) wird. (§. 66 und §. 99.)

Anmerkung. Der gewöhnliche Vorwurf gegen diese Entwicklung des Ich ist der, dass sie an dem eigentümlichen Wesen des Ich vorübergehe. Denn dieses bestehe nicht darin, dass uns das Ich als eine Vorstellung unter anderen erscheine, sondern dass es, unter den Vorstellungen selbst herumwandelnd, eine Gewalt über die Vorstellungen habe. Diese Behauptung enthält ein nicht zu läugnendes Phänomen, dessen Erklärung bald vorzunehmen sein wird. Hier ist nur der in ihr liegende Vorwurf aufzunehmen, dass das Ich nichts allmälig unter äusseren Einwirkungen Gewordenes, sondern etwas Ursprüngliches, schon durch das Wesen des Geistes Gegebenes sei. Die Thatsache nämlich, dass der Ichgedanke dem Kinde nicht geläufig sei, lässt eine doppelte Erklärung zu: entweder entwickelt sich dieser Gedanke erst allmälig durch den Verlauf des Lebens, und ist daher bei dem Kinde nur in seinen Rudimenten vorhanden, oder, er kommt gleich ursprünglich dem Menschen als solchen zu, ist aber bei dem Kinde noch durch organische Einflüsse gebunden, von denen er sich erst allmälich befreit. (Vergl. Max. Jacobi, Geistes- und Naturleben. Leipz. 1851. p. 147 u. 217.) Die letztere Ansicht hat zweierlei Bedenken gegen sich: metaphysische und psychologische. Die Metaphysik zeigt, dass kein Wesen ursprünglich und blos durch sich selbst von sich wisse, sondern dass jedes Wissen ein Zustand desselben, also durch ein Zusammensein

mit anderen Wesen bedingt sei. Der Geist weiss ursprünglich nichts von seiner Geistigkeit; er erkennt diese erst an seinen Zuständen und durch seine Zustände. Den Ichgedanken aber aus einer Art von Präexistenz der Seele ableiten zu wollen (§. 21), dürfte wohl kaum jemals ernstlich versucht worden sein. In psychologischer Beziehung fällt die Verschiedenheit auf in der Weise, wie die verschiedenen Menschen ihr Ich denken, die nicht blos quantitative, sondern auch qualitative Unterschiede einschliesst. Entweder liegt nun diese Verschiedenheit in dem Wesen des sich selbst denkenden Geistes, oder in den Hindernissen, auf welche das einzelne Geistesleben stösst. Der erste Fall führt zu kaum auflösbaren Verwicklungen; der zweite entwickelt gleichfalls das Ich, nur statt in positiver in negativer Weise, und der Tausch stellt sich schwerlich als vortheilhaft heraus. Zwei weitere Umstände werden dabei den Gedanken, dass das Ich nur die ewige Manifestation des Geistes sei, zu neuen Annahmen nöthigen: erstens, die Analogie in der Weise, wie das eigene und wie ein fremdes Ich gedacht wird, deren fortgehender Parallelismus hervorgehoben wurde (weiss der Geist etwa auch von den andern Geistern in der Weise wie von sich? eine Frage, die zu einer weitern Modifikation des Grundgedankens drängt) — und zweitens, die Abnormitäten in der Entwicklung des Ich, die sich sodann als Geisteskrankheiten im buchstäblichen Sinne herausstellen, und die durch den Hinweis auf organische Störungen keineswegs consequent erledigt sind (denn wie könnten unter der obigen Voraussetzung organische Einflüsse dem Geiste ein fremdes Ich aufnöthigen?). Dieser Gegenstand veranlasst uns, auch die Abnormitäten in dem Vorstellen des Ich näher zu betrachten.

§. 115. Abnormitäten in der Entwicklung des Ich.

Die Entwicklung des Ich ist so lange normal, als die einzelnen das Ich ausmachenden Vorstellungen wirklich in die Einheit einer Vorstellungsmasse zusammentreten. Jede Anregung pflanzt sich durch die ganze Masse fort, und erzeugt uns darum das Bewusstwerden einer Einheit. Aber dass dieser Schein der Einheit nicht überall vorhanden sei, zeigen uns zahlreiche Phänomene der Beobachtung, die wir der Uebersicht wegen in drei Gruppen bringen können. Erstens: die Vorstellung des Ich ist unterdrückt, und wir sehen dem Spiele der das Bewusstsein ausfüllenden Vorstellungen wie einem objektiven Geschehen zu; — oder, zweitens: das Ich tritt zwar thätig im Bewusstsein auf, aber neben ihm hat noch eine zweite Vorstellungsmasse den Charakter der Subjektivität angenommen, und dem einen Ich steht ein anderes Ich gegenüber; — oder endlich, drittens: das ursprüngliche Ich ist ganz verlorengegangen,

und an dessen Stelle hat eine andere Vorstellungsmasse die Rolle des Ich zu spielen übernommen, welche sie auch, ohne von dem frühern Ich beeinträchtigt zu werden, fort spielt. — Unter den ersten Punkt subsummiren wir zunächst den dramatischen Dichter, dessen Thätigkeit psychologisch darin besteht, durch seine Studien erst gewisse Vorstellungsmassen stark, regsam und wohlgegliedert herzustellen, dann aber im Momente der Begeisterung (§. 105) sein eigenes Ich gewaltsam zu unterdrücken, und die willkührliche Aufmerksamkeit der Evolution dieser Massen zuzuwenden. Der dramatische Dichter muss die Kraft besitzen, sich selbst zu vergessen, und dem Zuge der objektiven Vorstellungsmassen zu folgen. In dem Grade, wie dies gelingt, liegt die Objektivität seines Werkes. „Ich will sehen, wie mich die Geister heute behandeln", war ein Lieblingsausdruck Göthes. Dieselbe dramatische Begabung haben wir alle in hohem Grade während des Traumes. (§. 64.) In ähnlicher traumhaft objektiver Weise mag das Kind zuerst die Welt betrachten; ähnlich erscheint sie uns auch in halbohnmächtigen Zuständen, während welcher die Vorstellung des Ich zurückgewichen ist. Eine Gefahr für die Seelengesundheit könnte in allen diesen Fällen nur dann eintreten, wenn die Reproduktion des verdunkelten Ich nicht mehr gelänge, was jedoch hier, sofern nicht andere Umstände eingreifen, durchaus nicht zu befürchten ist. — Ein Uebergang zu der zweiten Gruppe bietet sich von selbst dar. Der dramatische Dichter gibt einer seiner Gestalten eine besondere Beziehung auf sein eigenes Ich, indem er ihr Bestandtheile beilegt, die aus dem eigenen Ich entlehnt sind, und denkt sich in seinem Helden. Der Traum hat keineswegs immer jene rein objektive Form: das Ich ist nicht ganz, sondern nur theilweise verdunkelt; Bruchstücke desselben wandeln oft in befremdender Weise neben ganz objektiven Vorstellungsmassen (wir fühlen uns im Traume von Reden und Handlungen Anderer überrascht, verrathen, beschämt). Aber eine eigentliche innere Spaltung und Zersplitterung in mehrere Ich tritt doch erst dann ein, wenn die bisher noch als objektiv gedachten Vorstellungsmassen anfangen, den Zug der Ichheit zu usurpiren. Der einfachste Fall ist der, wenn sich die einzelnen Erlebnisse eines Menschen um zwei heterogene Vorstellungsmassen versammeln, welche von einander getrennt bleiben: das Leben dreht sich um zwei Mittelpunkte, und bei dem Rückblick erscheint

es dem Menschen, der in verschiedenen Sphären ein ganz verschiedenes Leben führte, als „wohnten zwei Seelen in des Menschen Brust“, deren eine nicht selten das Prädikat einer besseren erhält. Das eine Ich ruft dann dem andern ein Du entgegen. Aber dieser Dualismus ist doch nur ein scheinbarer, denn beide Ich haben (selbst wenn die Vorstellungskreise wirklich ganz getrennt wären,) dieselbe Basis: sie hängen mit derselben Vorstellung desselben Leibes zusammen, und ihre Trennung erscheint darum nur als eine künstliche und relative. Bedeutender wird schon die Kluft, wenn auch die sinnliche Grundlage eine verschiedene wird, wie dies bei manchen Leidenschaften der Fall ist, deren Befriedigung mit einer Umstimmung der Gemeinempfindung verbunden ist (wie bei ausschweifender Liebe oder bei der Trunksucht). Hier knüpfen schon verschiedene Gefühle, Gedanken, Begierden an verschiedene Empfindungen an; aber der Faden des Lebens geht doch nicht verloren, weil man sich doch der Gemeinsamkeit vieler Punkte (selbst in körperlicher Beziehung) bewusst bleibt. Nehmen wir nun aber weiter an: die Gemeinempfindung ändere sich so bedeutend, dass der Eintritt der neuen die Erinnerung an die frühere gänzlich verdunkelt, so haben wir bereits zwei verschieden somatische Grundlagen, die, wenn sie mit einer entsprechenden Trennung der Vorstellungskreise zusammenfallen, ein doppeltes Ich ergeben. Wechseln die beiden Formen der Gemeinempfindung periodisch mit einander ab, so zerfällt das Leben des Individuums wirklich in ein Doppelleben (§. 36), wie bei manchen constant wiederkehrenden und fortgeführten Träumen, bei manchen Paroxismen, dann in den Zuständen des Hellsehens und des Somnambulismus wohl zu erkennen ist. Der Mensch denkt sich unter solchen Verhältnissen abwechselnd bald durch dieses, bald durch jenes Ich, und dies führt zu dem dritten Punkte. — Das ursprüngliche Ich ist nunmehr bleibend verdunkelt, und der abnorme Einfluss des Körpers hat ein neues Ich bleibend begründet. Der Wahnsinnige hat sein wahres Ich verloren, und ein falsches an dessen Stelle gesetzt; er hat mit seiner Lebensgeschichte gebrochen, läugnet und verfälscht sie, und hat eine neue eröffnet. Er spricht von seinem gesunden Ich in der dritten Person, hält es wohl gar auch für verstorben. „Der Mensch des Anfalls und der Mensch des Intervalles“, sagt Reil, „sind durch eine Modifikation des Bewusstseins in zwei sich ganz unbekannte Wesen

getheilt. Jedes besteht für sich, und spielt seine Rolle verschieden von dem andern, nur auf einerlei Theater.“ (Rhaps. 2. Aufl. Halle 1818. p. 83.) Für den Kranken selbst gibt es freilich diesen Gegensatz der beiden Ich nicht, sondern nur für den fremden Beobachter seines Lebens. Darum hält er sich für gesund (obwohl bisweilen, wo doch noch eine dunkle Vergleichung des gegenwärtigen Zustandes mit dem früheren Statt findet, das Bewusstwerden eines unbestimmten Erkranktseins, ja, selbst der merkwürdige Schein eintreten kann, als wäre der gegenwärtige Zustand nur absichtliche Verstellung), darum hat er für Zurede, für augenscheinlichen Beweis keinen Sinn; darum ist er geheilt, nicht wenn das abnorme Ich momentan zurückgetreten ist, oder gar nur schlummert, sondern erst dann, wenn er das fingirte Ich der Krankheit als etwas Objektives betrachtet, es sich wieder durch Apperception unterwirft und so absorbirt, also: wenn er sich in sein Ich wieder hineingefunden hat. Alsdann erscheint ihm die Zeit seiner Krankheit „wie ein Traum“ (wie umgekehrt dem Kranken die Erinnerung an sein früheres Leben bisweilen traumartig vorschwebt). Diese vollständige Wiederaufnahme des alten Ich setzt zunächst die Beseitigung der somatischen Störung, dann aber auch oft noch die Wiederkehr in die ursprünglichen Verhältnisse voraus, In dem Gesagten nun scheint die Grenzlinie zwischen Seelenkrankheit und Seelengesundheit zu liegen: man kann Hallucinationen haben, ja, man kann sie für Wirklichkeit nehmen, ohne krank zu sein (obwohl im zweiten Falle man der Seelenkrankheit schon sehr nahe steht); aber man ist krank, sobald die Hallucination aus ihrer Objektivität tritt, und anfängt, das Ich zu verderben. (Daher Griesingers Bemerkung, am a. O. §. 39, dass die Hallucinationen der Irren immer auf ihr Ich Bezug haben.) Der Bruch des fingirten Ich mit dem wirklichen ist keineswegs ein plötzlicher; der Kampf beider lässt sich oft genau verfolgen, und die neue Vorstellungsmasse wird Anfangs wohl als etwas Objektives, als fremde dunkle Macht, als ein Du dem Ich gegenüber gefasst, wird erst allmälig ein Ich, und nur zuletzt das Ich. Darum nimmt gewöhnlich das erste Stadium der sich zusammenziehenden Seelenkrankheit die Form einer Gemüthskrankheit an (*stadium melancholicum*), und man that wohl Unrecht, von der Melancholie (und nach Umständen von der Manie) als stehender Form zu sprechen. Das nächste Stadium, die eigentliche Ent-

wicklung des neuen Ich, ist meist mit einer Exaltation des Selbstgefühles verbunden; denn, abgesehen von somatischen Einflüssen, muss die Beendigung des qualvollen Kampfes als Befreiung, als Erhöhung der Kraft erfasst werden, und zweitens ist zu bedenken, dass diese Entwicklung weit schneller und erfolgreicher vor sich geht, als die ursprüngliche; denn ihr steht schon das bedeutende Materiale, welches das Leben aufgespeichert hat, zur Verfügung: das kranke Ich entlehnt grosse Vorstellungskreise aus dem gesunden, und verleibt sich dieselben ein (und die Bemerkung ist richtig, dass die Prognose sich im Maasse der Aehnlichkeit des abnormen Ich zu dem wirklichen verschlimmert). Ueber dieses Stadium hinaus gibt es nicht selten noch ein drittes, in welchem sich auch die Exaltation legt, und das Vorstellungsleben bis auf die geringen Bewegungen in der Umgebung des fix gewordenen Ich verarmt. (Sogen. partielle und allgemeine Verrücktheit, sekundärer Blödsinn.) Ebenso geht das Erwachen aus der Seelenkrankheit langsam vor sich, und die plötzlichen Genesungen werden misstrauisch betrachtet. Nur etwa da, wo das alte Ich blos verdunkelt und nicht verdorben gewesen, wäre ein schnelles Zusichkommen denkbar. Wie das kranke Ich aus dem gesunden borgt, so behält auch das nun wiedergefundene Ich nicht selten manches Bizarre aus dem abnormen. Sobald sich ein Punkt dem Strome des Lebens hartnäckig entgegenstemmt, und das ist begreiflicherweise nur in Folge somatischer Einwirkung möglich, droht die Gefahr, dass sich um denselben eine Gruppe aufrührerischer Vorstellungen sammle, und der Beherrschung durch das Ich beharrend trotze (fix werde); sobald sich nun eine Apperception des Lebens von diesem Punkte aus einstellt, ist die Krankheit fertig. Feste Bildung und die Gewohnheit der Selbstbeherrschung in theoretischer und praktischer Beziehung verhütet die Erkrankung, indem sie das Auseinanderfallen der Vorstellungskreise hindert, und begünstigt bei eingetretener Krankheit die Prognose. Wo hingegen die somatische Abnormität bereits stark geschiedene Gedankenkreise vorfindet, da bemächtigt sie sich leicht und schnell der Spaltung, und darum schrieb man allezeit leidenschaftlichen, phantastischen Gemüthern und excentrischen Köpfen eine gewisse Disposition zu psychischen Erkrankungen zu. (Feuchtersleben, Zur Diätetik der Seele.) Der Mensch, der allen Lagen und Bewegungen des Lebens gleichförmige Gedankenkreise entgegen-

setzt, ist der Seelengesündeste (und darum sind Leidenschaften der Seelengesundheit gefährlicher, als Affekte).

Anmerkung. Ein recht charakteristisches Beispiel für das Gesagte befindet sich bei Griesinger, Pathalog. u. Therap. der psych. Krankh. Stuttg. 1845. p. 270. Ueberhaupt vergleiche man Griesinger, am a. O. §. 26 u. §. 116 und Reil am a. O. p. 71. Dem Gesagten ist noch, um einem möglichen Einwurfe zu begegnen, hinzuzufügen, dass das abnorme Ich bisweilen scheinbar einem ununterbrochenen Wechsel, und insbesondere einer merkwürdigen Steigerung unterworfen ist; wobei aber nicht eigentlich das fingirte Ich wechselt, sondern nur für dasselbe Ich verschiedene, immer erschöpfendere Namen gesucht und gefunden werden. Aehnlich ist auch das Zerfallen in eine Mehrheit fingirter Ich zu beurtheilen, wovon in Mauchart, Repert. Stuttg. 1797. III, p. 75 ein oft citirtes Beispiel. — Was der Seelenkranke unwillkührlich, auf Grundlage körperlicher Einwirkung, dasselbe thut der Schauspieler willkührlich und frei von somatischen Einwirkungen. Durch seine Willenskraft hält er sein eigenes Ich unterdrückt, und das fremde Ich seiner Rolle beherrscht sein Bewusstsein für die Dauer der Darstellung. Dabei entbehrt doch die durch Studien gebildete Vorstellungsmasse des fremden Ich nicht gänzlich der sinnlichen Basis, denn der Schauspieler hat in seiner Rolle seine eigene Haltung, Sprache, Grösse und sein Costüm verändert. Freilich schützt die Gemeinempfindung und der Eindruck der Umgebung vor der möglichen Verwechslung und dem Fixwerden des erdichteten Ich. Beispiele von der zu der Behauptung dieser Trennung nöthigen Kraft finden sich genug in den Biographien Garriks und Seidelmanns. Ob das Zurückdrängen des eigenen Ich nicht ohne Nachtheile für das Ich selbst bleibe, kann wohl gefragt werden; zum Mindesten sind Beispiele, dass grosse Komiker ausser der Bühne Hypochondristen waren, nicht ganz selten. Rühmt man dem Traume die dramatisch gestaltende Kraft nach, so sollte man nicht minder an dem Wahnsinn das grosse mimische Talent rühmen.

D. Vom inneren Sinne und dem Selbstbewusstsein.

§. 116. Der innere Sinn.

Das Phänomen des inneren Sinnes besteht in der Thatsache der Selbstbeobachtung, dass der Mensch die einzelnen Vorstellungen und Seelenzustände nicht als ein objektives Geschehen, sondern als seine Vorstellungen und seine Zustände denkt. Der Mensch gibt seinen psychischen Affektationen eine Beziehung auf sein eigenes Ich, und ein leises „Mein“ begleitet bei dem sich selbst Beobachtenden die Gegenstände der Beobachtung. (Kants „Ich denke.“) Dass

diese Erscheinung nichts Ursprüngliches sei, ist aus dem Vorhergehenden eben so klar, als die beiden Punkte klar sind, von denen die Erklärung auszugehen haben wird. Erstens entsteht das Mein aus einem Verhältniss, in welches sich die Vorstellung oder der Zustand zu der Vorstellungsmasse meines Ich versetzt, und zweitens ist dieses Verhältniss kein anderes, als das der Apperception. — Tritt nämlich bei einem Menschen, dessen Ich bereits zu einer gewissen Entwicklung und Regsamkeit gekommen ist, die Vorstellungsmasse *A* ein, so reproducirt sie zunächst den ihr entsprechenden Vorstellungskreis im Ich und dadurch mittelbar das ganze Ich, und *A* wird von dem Ich appercipirt. Das Ich ist hier das Alte, Innere und Ganze, das dem Einzelnen entgegenkommt und es in sich aufnimmt. Die Urtheile, in welchen sich diese Apperception ausspricht, gehen aus der anfänglichen Form: *A* ist mein, in die spätere: Ich habe *A*, über, nach dem Wechsel des Standpunktes (§. 107). Wo das Ich wenig inneren Zusammenhang besitzt, da können verschiedene Partien desselben fast unabhängig von einander appercipirend auftreten, und über den einzelnen Apperceptionen schwebt nur dunkel das Bewusstsein der Einheit des Ich. (S. eine interessante Stelle aus Göthes Briefwechsel mit Knebel.) In solchen Fällen geschieht es wohl auch, dass sich die Apperception um eine Stufe weiter fortsetzt, und der das *A* appercipirende Vorstellungskreis nun selbst von dem Ich als Ganzen appercipirt wird. Auch diese Apperception spricht sich durch Urtheile aus, wie die: der Vater bin ich, — ich bin der Vater. Noch deutlicher wird dieser Vorgang, wenn *A* gleichzeitig zwei verschiedene Vorstellungssphären anregt, deren jede die Umformung in ihrem Sinne, also von der andern verschieden, durchzusetzen strebt. Bei solchen inneren Collisionen entsteht für den Menschen der Schein, als träten in ihm zwei Ich feindlich gegen einander auf, so dass er sich selbst zerrissen nennt. Genau ebenso können zwei gleichzeitige Vorstellungsmassen das Ich in zwei verschiedenen Punkten anregen, und dabei entgegengesetzte Reaktionen hervorrufen, so dass der Zwiespalt sich möglicherweise bis tief zu dem Kerne des Ich fortsetzt. Die innere Wahrnehmung ist somit nichts Anderes, als die Apperception in der höchsten Entwicklung: sie knüpft im weitesten Umfang und mit der tiefsten Beziehung Neues an Altes. Wo sie ausbleibt, da scheint der eingetretene Zustand etwas Fremdes, Objektives zu

sein, und wir treten vor ihm selbst staunend zurück. In allen diesen Fällen mangelnder *A*pperception sagt man, man habe die Besonnenheit verloren, müsse sich erst sammeln, und bezeichnend sagt Jokaste von dem verzweifelnden Oedip, dass er *οὐδ' ὅποι ἀνὴρ ἔννους τὰ καινὰ τοῖς πάλαι τεκμαίρεται.* (*Oed. Rex.* 915.) — Wie die Selbstbeobachtung des Erwachsenen die Sinnesempfindungen von dem Gedanken des Aussendinges begleitet vorfindet, so findet sie nicht minder das Bewusstwerden der einzelnen Gefühle, Urtheile u. s. w. von der eben erklärten Beziehung auf das Ich als das Innere begleitet. Das Bewusstsein, so drückt man diese Erfahrung gerne aus, erfasst die Wahrnehmungen als Aussendinge und die genannten Seelenzustände als Gegenstände einer Innenwelt, und indem man dieses Erfassen aus einem Vermögen abzuleiten bereit ist, erhält man die Fiktion eines doppelten Sinnes: eines äusseren, der den Objekten der Aussenwelt, eines inneren, der denen der Innenwelt zugewendet gedacht wird. Dabei schien es bequem, die aus dem inneren Sinne schwer begreifliche Räumlichkeit der Bilder aus der Natur des ausseren abzuleiten. Allein hier konnte man nicht stehen bleiben; denn am Ende sind auch die Wahrnehmungen nur Seelenzustände und daher Innendinge. Also konnten die beiden Sinne einander in ihrer Funktion nicht ohne Weiteres coordinirt werden, sondern die Thätigkeiten des äusseren mussten Objekte des inneren werden. Das Aussending wirft sein Bild in den äusseren Sinn; aber das Erfassen dieses wird durch den inneren erfasst. Doch dieses neue Erfassen ist selbst wieder eine Thätigkeit, durch welche der eine Sinn in den andern eingreift, und ihre Erfassung setzt einen zweiten Sinn voraus. Man sieht leicht, dass jedes Erfassen der Thätigkeiten eines inneren Sinnes durch einen andern, gleichsam innerlicheren, selbst eine Thätigkeit ist, die sofort durch die Annahme eines weiteren Vermögens gedeckt werden muss. Ist demnach das Bewusstwerden einer Seelenthätigkeit nur aus der Vermittlung eines besonderen Sinnes erklärlich, so muss die Reihe unendlich genommen werden, wenn auch die wirkliche Selbstbeobachtung sich nie in das Unendliche steigert.

Anmerkung. Der Ausdruck: innerer Sinn, analog zu dem äusseren genommen, hat auch das gegen sich, dass er von einem Sinne spricht, der des Organes entbehrt, also kein eigentlicher Sinn

ist. Von den Versuchen, ihm bald die ganze centrale Seite des Nervensystemes, bald einzelne Gehirnpartien, bald gar den Gesammtorganismus als Apparat zuzuweisen, kann wohl abgesehen werden. — Historischer Ueberblick dieser Lehre: Lockes *internal sense*, als Vermögen zur *reflexion*, der sich von dem äusseren nur durch die geringere Deutlichkeit unterscheidet (*ess. conc. hum. underst. II*, 1, §. 4). Baumgartens *sensus internus*. Kant. Bei Krause als unterscheidendes Merkmal zwischen Menschen und Thier am a. O. p. 58. Günthers Gegensatz des „Denkens im Allgemeinen" zu dem „Denken seiner selbst als eines Seins." In neuester Zeit kam man bisweilen wieder auf die alte Bedeutung des inneren Sinnes zurück (Esser, Psychol. Münster 1854.), oder versuchte Modifikationen, die ganz geeignet wären, das Missliche des Grungedankens fühlbar zu machen (Fortlage, Syst. der Psych. Leipz. 1855, bes. §. 29.). Hier ist der geeignete Punkt, auf §. 3 einen Rückblick zu werfen.

§. 117. Zusatz: Grade in der Apperception durch das Ich.

Es ist besonders wichtig, sich klar zu machen, dass die Apperception des einzelnen Seelenzustandes durch das Ich ihre Grade habe. Denn sie ist durchaus von den quantitativen Verhältnissen der eingeschlossenen Grössen abhängig. Erstlich kann sowohl der zu appercipirende Zustand, als auch das Ich seinem ganzen Umfange nach in der Apperception entfaltet sein oder nur in einzelnen Partien, und zweitens hat die Energie der Umformung selbst der Stärke der Vorstellungen nach ihre Grade. Das eine Extrem wäre da vorhanden, wo ein gegliedertes, stark verschmolzenes und gleichförmig regsames Ich einer in allen Theilen klaren in sich abgeschlossenen Vorstellungsmasse beharrend entgentritt, wie das etwa der Fall ist, wenn der Mensch über einem festen, durchaus deutlichen Plan geraume Zeit hindurch brütet, ihn mit allen Richtungen seiner Gedankenkreise zusammenhält, an ihnen prüft, und mit ihnen in Einklang bringt. Das Gegenstück zeigt sich uns da, wo eine sich schnell entwickelnde Vorstellungsmasse das Ich nur streifend berührt, und dieses vielleicht noch gar durch einen Druck der Gemeinempfindung an der Entfaltung verhindert ist, wie in den verschiedenen traumartigen Zuständen. Zwischen diesen beiden äussersten Fällen liegt die Stufenleiter der im verschiedenen Grade verstümmelten Apperceptionen, bei welchen die Berührung der Massen entweder keine allseitige, oder eine den Intensitäten unangemessene gewesen ist. Besonders complicirt wird das Verhältniss dann, wenn sich in die Bestimmung der Apper-

ception neben das wirkliche Ich noch ein zweites abnormes einmengt, und die umgeformte Masse die Spuren der Einwirkung beider angenommen, oder wohl gar noch in anderen Partien sich von beiden emancipirt hat. (Dies gilt insbesondere von den lichten Zwischenräumen in manchen Seelenkrankheiten.) — Da der einzelne Seelenzustand erst durch die wirkliche Apperception zu meinem Zustande (d. h. zu einem Zustand meines Ich) umgeformt wird, so folgt, dass er nur dann als ein reiner und genauer Ausdruck meines Ich zu betrachten sei, wenn die Apperception vollständig gewesen ist, und dass er mir in dem Maasse fremd werde, als er von mir unangeeignet geblieben ist. Wo die Apperception unter der Herrschaft eines doppelten Ich vor sich gegangen ist, da hat der Zustand Beziehungen auf mehr als Ein Princip an sich. Derlei Verfolgungen des Einzelnen in das Ganze des Ich hat die gemeine Redeweise vor sich, wenn sie von einem Aussersichsein spricht, und in schwierigen Fällen ein Sammeln und Zusammennehmen fordert. Wo ein Zustand von Aussen her entstand, und erst allmälig mit dem Ich verschmolz, da sagt man wohl auch, er sei erst in das Ich aufgenommen worden; wo er aber gleich bei dem Entstehen seinen Zusammenhang mit dem Ich verrieth, und nur durch Zunahme von da aus emporwuchs, bezeichnet man ihn als aus dem Ich hervorgegangen. Man braucht sich blos statt des Seelenzustandes im Allgemeinen ein Wollen zu denken, und dieses als Handlung in die rechtlichen Beziehungen der Menschen eingreifen zu lassen, so hat man die praktische Wichtigkeit dieser Theorie vor sich. Ich hafte der Gesammtheit der Anderen für meine Handlungen zunächst nur so weit, als sie meine Handlungen sind, und das kann psychologisch nur heissen: so weit sie der Ausdruck meines Ich sind. Die Handlung, der kein Ich seinen Stempel aufgedrückt hat, ist von diesem Standpunkte aus herrenlos. Freilich wird die ganze Frage durch die nothwendige Einbeziehung moralischer und rechtlicher Principe weit verwickelter; aber so viel steht schon hier fest, dass die Zurechnung, wenn sie in der Zurückführung des Wollens auf das Ich besteht, Grade haben werde, wiewohl dies vorherrschend in der Theorie und Praxis geläugnet worden ist. (Vergl. Friedreich am a. O. p. 122.) „Der ganze Geist", sagt Lotze (am a. O. 523) „kann nicht für die Handlungen leiden, die einzelne seiner Thätigkeiten nach mechanischen Gesetzen ausführten."

§. 118. Das Selbstbewusstsein.

Mit dem innern Sinn hat sich die Bethätigungsweise des Ich keineswegs vollendet; sie findet vielmehr ihren höchsten Ausdruck in dem Selbstbewusstsein, das als die vollste Entwicklungsstufe des Ich betrachtet werden muss. Die zu Grunde liegende Thatsache ist die, dass ich nicht blos meine Seelenzustände mit einer Beziehung auf mein Ich begleite, sondern dass ich mich selbst vorzustellen im Stande bin. Während bei den Urtheilen des inneren Sinnes das Ich entweder im Subjekte oder im Prädikate stand, steht es hier in Subjekt und Prädikat zugleich: ich denke mich, und werde meiner bewusst nicht blos als eines Denkenden, sondern auch als eines Gedachten, und das Bewusstsein dieser Identität des Wissenden mit dem Gewussten ist das Selbstbewusstsein. Es unterscheidet sich somit das Selbstbewusstwerden von dem innern Wahrnehmen dadurch, dass dieses die einzelnen noch objektiven Zustände vorfindet, und zu Gegenständen hat; jenes aber seinen Gegenstand weder an etwas Einzelnem noch an etwas Objektivem, sondern an sich selbst, d. h. an dem eigenen Ich hat, und daher auch das Gefundene dem Suchenden identisch setzt. Das Eine sagt: Ich habe den Zustand *A*, das andere: Ich bin Ich. Worauf es also bei der Erklärung ankommt, ist: nachzuweisen, wie sich das Ich in zwei Sphären zu spalten vermöge, deren eine Sitz eines Wissens, die andere Sitz eines Gewusstwerdens wird, und woher für beide der Schein einer Identität entstehe. — Das innere Wahrnehmen kann, wo die Gliederung des Ich bereits vorgeschritten ist, und wo die Apperception etwas verzögert wird, selbst wieder wahrgenommen werden; denn die Apperception hat Stufen. §. 107. Das Urtheil: Ich habe den Zustand *A*, ist selbst ein Seelenzustand, und wird von der Selbstbeobachtung, welche diese Selbstbeobachtung zum Gegenstande hat, einem tieferen Ich als Prädikat zugeschrieben, sobald nur die Apperception in das erste Ich so aufgehalten wird, dass man sich ihrer als eines Geschehens im Bewusstsein bewusst wird. Ich habe das Urtheil, dass ich *A* habe, und dieser Gedanke schrumpft bald zu der kürzeren Formel zusammen: ich habe mein *A*. Hierin liegt dreierlei: erstens der Gedanke *A*, zweitens der Gedanke: *A* ist mein, ich weiss von *A*, und drittens der Gedanke: dass auch dieses Urtheil mein sei: ich weiss, dass ich von *A* weiss. Die innere

Wahrnehmung zweiter Instanz begründet in mir ein Wissen von meinem Wissen des *A*, und aus derlei einzelnen Wahrnehmungen bildet sich ein neuer Gedankenkreis im Ich, jener nämlich, in dem das Wissen des eigenen Wissens seinen Sitz hat, und das Ich bekommt das Merkmal eines nicht blos dies und jenes Wissenden, sondern eines um sein eigenes Wissen Wissenden. Soll sich nun das Selbstbewusstsein in einem bestimmten Falle aussprechen, so bedarf es weiter blos einer bestimmten Anregung, um successiv das Ich in beiden Instanzen emporzuheben. Der eben gegenwärtige Seelenzustand *A* wird von seinem adäquaten Vorstellungskreise meines Ich appercipirt: ich weis von *A*; aber dieses Hervortreten des einen Vorstellungskreises regt tiefere Regionen des Ich, und zwar jene, welche die Träger des Wissens von dem Wissen sind, an, und die Apperception geht ein Stadium weiter: ich weis, dass jenes *A* von mir gewusst wird, und die Bewegungen, die sich von den beiden Erregungspunkten, gleich einem Paare fortlaufender Wellen, durch das übrige Ich fortpflanzen, und sich begegnen, fügen das Bewusstwerden der Identität hinzu. — In dem Selbstbewusstwerden ist das Ich in verschiedenen Schichten seiner Tiefe gleichzeitig angesprochen und thätig. Ein Theil des Complexes stellt sich dem andern gegenüber, und dabei ist nur das eigentümlich, dass der eine Theil sich im andern gleichsam abgebildet findet. Mit beiden Theilen ist das ganze Ich verknüpft, ja, beide sind Theile und Glieder desselben Ich. Das Ich ist ein Polyp, der zwei Arme herausstreckt, deren einer den andern fasst, und als zu sich gehörig erkennt. In der Wechselwirkung der Massen, steht hier wie überall bei der Apperception erst das Einzelne gegeben da, dann das Ganze; im Bewusstsein stehe ich erst da als Gesetztes, d. h., ich finde mich erst als Lesenden, Schreibenden u. s. w., und dann erst als Setzenden; das Urtheil geht aus der Form: der Lesende bin ich, in die umgekehrte: Ich bin der Lesende, über, und die Bewegung der Urtheile endigt mit der Erkenntniss der Identität beider Setzungen. Damit ist jene zweie Definition des Ich ausgesprochen, deren §. 114 erwähnt wurde, und welche dem Ichgedanken seinen Abschluss giebt. Aber mit dem Identitätsurtheile: Ich bin Ich, der Setzende ist der Gesetzte, ist ein neuer und zwar ein solcher Widerspruch zum Vorschein gekommen, der, wie sich leicht zeigen lässt, dem Ich ganz eigentümlich ist. Die Art, wie

wir uns selbst vorstellen, und dem beschriebenen Mechanismus der Entwicklung gemäss vorstellen müssen, ist, ausser den allgemeinen Widersprüchen alles Gegebenen, auch noch mit dem besonderen Widerspruch eines unendlichen Ineinanderschiebens beider Glieder des Identitätsurtheiles behaftet. Dadurch wird das Ich ein Problem und zwar recht eigentlich der Mittelpunkt der Metaphysik; und von ihm ist auch historisch die Gedankenbewegung der neueren Metaphysik ausgegangen. Für die Psychologie bietet diese Identität keine Schwierigkeiten, sie ist für sie nichts, als die Apperception zweier Vorstellungsmassen, die weiterhin Theile desselben Ganzen sind. Sie bricht ab bei dem Scheine der Identität, und fragt nicht nach dem Seienden hinter diesem Scheine (§. 4). Ja, selbst die Täuschungen des Selbstbewusstsein haben für sie nichts Unbegreifliches. Dass ich in vielen Momenten meines Lebens von meinem eigenen Wissen nichts, oder nur Falsches zu wissen scheine, und Bedenken trage, in einem gewissen appercipirenden Ich mich selbst wieder zu erkennen, ist am Ende nichts Verschiedenes von meinem Besinnen, ob dieser mein Freund von Heute mit meinem Freunde von Gestern dieselbe Person sei.

Anmerkung. Durch die Einheit des Selbstbewusstseins kommt erst in die Reihe des Lebens die volle Einheit. Ich finde mich in jedem Ich jedes Momentes als denselben. Ueber den appercipirenden Kreisen der jedesmaligen Gegenwart steht das tiefe Ganze des Ich als ruhender, nie verrückter Punkt, und dieses Ich ist der Träger der Vorstellungswelt (§. 5 u. 113). Es ist das Letzte, das in der allgemeinen Flucht der Erscheinungen ruhig beharrt; der Standpunkt, an dem der Strom des Lebens vorüberzieht, das einzige Sein, das letzte Produkt der psychologischen Entwicklung und darum ein Princip der erklärenden Psychologie. Das Selbstbewusstsein hat so sehr jede Bestimmtheit und Determination durch einzelne Zustände abgestreift, dass es der Psychologie häufig unbegreiflich erschien, wie das leere und selbst blos setzende Ich je aus Vorstellungsmassen und deren Wechselwirkung hervorzugehen vermocht hätte. Das Staunen würde minder gross gewesen sein, wenn man nicht ausser Auge gelassen hätte, dass im Geiste nichts als dessen Zustände, und sogar nicht der Geist selbst noch einmal, Platz habe, und dass die leerste Seelenthätigkeit keineswegs die ursprünglichste sein müsse, was freilich erst dann möglich gewesen wäre, wenn man die Leere der Allgemeinheit von der Fülle der Existenz unterscheidbar gefunden hätte. — Dass sich auch der Mysticismus dieses dunklen Punktes bemächtigt habe, ist natürlich; aber eigentümlich bleibt dabei immerhin die Auf-

fassung des Selbstbewusstseins als Hebel und zwar als Prototyp des physikalischen Hebels (Eschenmayer am a. O. §. 297 und §. 428). Das Bemühen, sich in den leeren Inhalt des Selbstbewusstseins künstlich zu vertiefen, und sich innerhalb desselben zu erhalten, wurde bereits §. 3 als gefährlich für die Seelengesundheit bezeichnet, und Kants berühmte Warnung (Anthr. §. 4) kam gerade zur rechten Zeit. (Modezeit der Tagebücher. Fichte.) s. auch eine gute Stelle bei Fr. A. Carus am a. O. I, p. 113. Dass sich die weitverzweigten und massenhaften Bewegungen der Vorstellungen beim Selbstbewusstwerden durch eigentümliche Gefühle kund geben werden, ist leicht einzusehen, und Lotze hat in dieser Beziehung das Selbstbewusstsein die theoretische Ausbeutung des Selbstgefühls genannt (am a. O. p. 500). Ein Beispiel der häufigen Verwechslung des Selbstbewusstseins mit dem Bewusstsein s. bei Krause am a. O. p. 31.

Achter Abschnitt.

Vom Gefühle.

§. 119. Die subjektiven Zustände.

Die bisherige Betrachtung der psychischen Phänomene litt an einer öfters angedeuteten Einseitigkeit, welche eine nothwendige Folge des Umstandes war, dass bei der Wechselwirkung der Vorstellungen nur jene Veränderungen berücksichtigt wurden, welche das Vorgestellte, d. h., Inhalt und Stärke der Vorstellung zum Gegenstande haben. Da von dem Inhalte der Vorstellung bald erkannt wurde, dass derselbe keiner Aenderung fähig sei, so blieben alle bisherigen Phänomene auf das Bewusstwerden eines bestimmten Klarheitsgrades, seiner Ab- und Zunahme, also auf das beschränkt, was man die objektive Seite der Vorstellungswelt nennen könnte. Die Verschmelzung bestimmte dabei gleichsam die Breite, die Energie des Vorstellens die Höhe, in der uns das Vorgestellte erscheint. Es macht sich demnach die Frage geltend, ob mit dieser Aeusserungsweise der Wechselwirkung der Umfang derselben erschöpft sei, oder ob es nicht Verhältnisse unter den Vorstellungen gebe, deren Vorhandensein sich nicht in Beschaffenheit des Klarheitsgrades, also nicht auf objektive Weise, sondern in einer andern Modifikation des Bewusstseins verrathen würde. Die Wechselwirkung der Vorstellungen äussert sich in dem Zustande des Vorstellens. Dieses

kann bezüglich einer Vorstellung ein vierfaches sein: die Vorstellung kann im Gleichgewicht stehen kann steigen, fallen oder in Verdunklung gerathen sein. Der letzte Fall muss ohne Weiteres bei Seite gelegt werden; denn wo es sich um eine Modifikation des Bewusstseins handelt, kann nur das in Betracht gezogen werden, was im Bewusstsein vorhanden ist (was §. 56 keineswegs widerspricht). Das blosse Dasein einer Vorstellung in bestimmter Klarheit bleibt für das Bewusstsein immer nur etwas Objektives, und es ist nicht abzusehen, wie dieses je anders als auf die beschriebene Weise gefasst werden könnte. Darum setze man das Verhältniss etwas verwickelter voraus. *A* sei eine im Bewusstsein das Gleichgewicht behauptende, also eine (annäherungsweise) stehende Vorstellung; es werde aber gleichzeitig von *B* gehoben, und von *C* gedrückt, doch so, dass der Effekt dieser Vorstellungen sich gegenseitig aufhebe. Auf den Klarheitsgrad des *A* kann dieses Verhältniss offenbar nicht den geringsten Einfluss ausüben; denn es ändert nichts an dem Quantum des Vorstellens, und das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein desselben wird durchaus nicht an dem Klarheitsgrade zu erkennen sein. Aber gleichwohl ist der Zustand des nun zwischen entgegenwirkenden Kräften eingeklemmten *A* ein anderer, als der des zuvor frei dastehenden. Diese Verschiedenheit ist eine Verschiedenheit der Vorgänge im Bewusstsein, und es ist nicht einzusehen, warum die Seele deren nicht eben so bewusst werden sollte, wie der Verschiedenheit im Inhalt oder der Klarheit der Vorstellungen. Man hat demnach nur die Wahl zwischen der Behauptung des gleichen Bewusstwerdens bei verschiedenen Begebenheiten unter den Vorstellungen, oder der Annahme einer Verschiedenheit des s u b j e k t i v e n Bewusstwerdens bei gleichbleibendem o b j e k t i v e n. Ganz dasselbe ergibt sich aus den beiden Fällen der Bewegung, wenn man bei ihnen die Bewegung gleichzeitig auf Hindernisse stossend und durch Hülfen gefördert denkt. Hier wird erstens das Steigen oder Fallen als Veränderung im Klarheitsgrade, also objektiv erfasst, und zweitens wird sich der Unterschied der angefochtenen und dabei unterstützten Bewegung von der blos durch den Gegensatz bedingten ungestörten auf subjektive Weise aussprechen. Wir bezeichnen nun das rein subjektive Bewusstwerden der in der Vorstellung enthaltenen Spannung als Gefühl, mag diese Spannung in einer ruhenden oder in einer bewegten Vorstellung

stattfinden; den objektiv-subjektiven Vorgang hingegen, in dem sich die Bewegung der Vorstellung gleichzeitig im Klarheitsgrade derselben und in einem Gefühle ausspricht, bezeichnen wir als **Begierde.**

Anmerkung. Die entwickelte Ansicht von der Einmengung der gewöhnlichen Vorurtheile frei zu erhalten, bedarf es einiger Vorsicht. Wer sich das Bewusstwerden nicht anders zu denken vermag, als durch die Thätigkeit eines Vermögens, der wird das subjektive Bewusstwerden nur unter Voraussetzung eines Gefühlsvermögens zu begreifen im Stande sein, und uns ein verstohlenes Zurückfallen in die abgeläugnete Theorie zuschreiben. So lange die Vorstellung als etwas dem Bewusstsein Fremdes, von ihm erst Aufzufassendes gedacht wird, hat allerdings der Einwurf seine Berechtigung, den Lotze am Bezeichnendsten mit den Worten ausdrückte: „Jene Klemme, in der sich eine Vorstellung befindet, mag ihr selbst, wenn wir sie personificiren, und ihr ein Vermögen des Gefühls schon beilegen, unangenehm sein: warum aber die individuelle Seele sich dies zu Herzen nimmt, und ein Gefühl davon hat, wird dadurch nicht karer; wir sehen vielmehr recht deutlich, dass man in dem Wesen der Seele eine von ihrer Vorstellungsfähigkeit noch sehr unterschiedene Empfänglichkeit voraussetzen muss, um zu begreifen, warum sie von einer Klemme ihrer Vorstellungen eben ein Gefühl erlange." (Art. Seele und Seelenl. in Wagners H. W. B. III, p. 249.) Allein streng genommen hätte dieser Vorwurf früher kommen sollen. Was geht die Seele der Klarheitsgrad an, den die Vorstellung an sich hat; warum macht sie den Kampf der Vorstellungen zu ihrem eigenen Kampfe! Wird die Seele heller, wenn es die Vorstellungen werden? Alle derlei Fragen verlieren ihre Geltung, sobald die Seele aufhört, das Auge zu sein, das seinem eigenen Zustande zusieht; ein Gedanke, der freilich da am Grellsten hervortritt, wo die Leiden der gesehenen Gestalten Leiden des sehenden Auges selbst werden sollen. Gehen die Vorstellungen die Seele an, so gehen sie auch deren Schicksal an, denn es ist das Schicksal der Vorstellungen. Auch die Spannung der Vorstellungen, die sich nicht in der Veränderung des Klarheitsgrades zeigt, ist ein Zustand der Seele, und wird von dieser gewusst. Dass das Bewusstwerden der subjektiven Seite der Wechselwirkung von dem der objektiven verschieden sei, ist eben das Richtige an der alten Theorie der Seelenvermögen; dass man aber diesen Satz durch die Verschiedenheit der Empfänglichkeiten im Wesen der Seele ausdrückt, ist zum Mindesten eine gefährliche Phrase.

§. 120. Begriff des Gefühls.

Das Bewusstwerden des Zustandes der Spannung, in der sich die Vorstellung mit ihrem Vorstellen befindet, ist

das Gefühl. Dass in dem Bewusstwerden eines Zustandes des Zustandes nichts Absurdes liege, ist eben gezeigt worden. Das blosse Dasein einer Vorstellung, ihr Steigen oder Sinken ist noch kein Gefühl, sondern es müssen — ähnlich wie bei der Verschmelzung, die als Urtheil auftreten soll, §. 100 — noch andere Vorstellungen zusammen wirken. So entsteht das peinliche Gefühl des Zweifelns, indem die Vorstellung, bezüglich deren gezweifelt wird, gleichzeitig von gewissen Vorstellungen gehoben, von andern zurückgedrängt wird. Wie die objektive Seite der Wechselwirkung der Vorstellungen, so ist auch die subjektive ein Correlatbegriff zu der Einheit des Bewusstseins. Das Gefühl beruht somit auf Vorstellungen, und man kann sagen: jedes Gefühl hat seinen Sitz in den Vorstellungen. Hingegen ist das Gefühl doch von dem Bewusstwerden der Vorstellung ganz verschieden. Dieselbe Vorstellungsmasse tritt mit ihrer Wirksamkeit gleichzeitig unter beide Gesichtspunkte, und dieser Umstand ist durch die Annahme eines Gefühlsvermögens neben dem Vorstellungsvermögen nur sehr unvollkommen ausgedrückt. Die Energie des Gefühls hat mit der Klarheit der Vorstellung nichts zu thun, und ganz dunkle Vorstellungen sind sehr häufig Träger eines besonders starken Gefühls. In dieser Beziehung ist Hegel's oft wiederholter Ausdruck: „dumpfes Weben des Geistes in seiner bewusstlosen und verstandlosen Individualität“ bezeichnend. — Das Gefühl findet eine nahe Analogie in der betonten Empfindung. (§. 26.) Wie nämlich in dieser die widerstrebende Mannigfaltigkeit gleichzeitiger Reize durch die Einheit der Perception in die Einheit der Empfindung zusammengefasst wird, so fasst das Gefühl das Bewusstwerden der in den Vorstellungen liegenden Spannung in Einen Akt zusammen (daher der Name Gefühl). Darum heisst die betonte Empfindung auch körperliches Gefühl, und die Gemeinempfindung kann auch Gemeingefühl heissen. Der Unterschied ist nur der, dass die Elemente des sinnlichen Schmerzes für uns absolut ununterscheidbar sind, was bei den Trägern des Gefühls keineswegs immer der Fall zu sein braucht. Die deutlichere Natur des Gefühls muss also benutzt werden, um über die dunklere Eigentümlichkeit der Empfindung Aufschluss zu geben. Die Empfindung bleibt bei aller Mannigfaltigkeit doch ein ursprünglicher Seelenzustand, das Gefühl ein abgeleiteter. (Vergl. Herbart, Psych. als Wissensch. II, p. 92 u. 413. Lehrb. zur Psych. §. 54.) Der Einwurf, dass unsere Erklä-

rung Gefühle zu häufig entstehen lasse, ist, genau genommen, eher geeignet, als Empfehlung derselben zu dienen.

Anmerkung. Historischer Ueberblick dieser Lehre. Die ältere Psychologie fasste das Gefühl nur als ein undeutliches Vorstellen, Denken und Begehren auf, und erklärte die Eigentümlichkeit des subjektiven Bewusstwerdens aus dessen Beziehung auf das Gute und Böse. (Wolf und zum Theil selbst Krug.) Dass das Gefühl kein drittes Vermögen neben dem Begehrungs- und Vorstellungsvermögen sei, bewies Krug auf eigentümliche Weise. (Grundl. zu einer neuen Theorie der Gef. Königsb. 1823. p. 50.) Die Proteusnatur des Gefühls, die sich anf keine Vorstellungsquantität zurückführen lässt, rief die Klage hervor, eine Definition des Gefühls sei unmöglich. (Tetens.) Eine eigentümliche Stellung erhielt das Gefühl bei Kant in der bekannten Dreitheilung seiner Kritiken, wo es seine Gesetzgebung an der Urtheilskraft fand, und mit der Aesthetik in Verbindung kam. Aber auch in dieser Einreihung trägt die Theorie desselben nicht selten den Charakter der Ausfüllung einer nachträglich fühlbar gewordenen Lücke an sich. Eine hervorragende Bedeutung gewann das Gefühl bei Schleiermacher und Fr. H. Jacobi. Ersterer definirte es als die Identität des Denkens und Wollens, in der das Denken aufhört und das Wollen anfängt. Im Denken ist das Sein der Dinge in uns gesetzt; im Wollen wird unser Sein in die Dinge gesetzt. Der Nullpunkt beider ist unser Sein als setzend, und dieses unmittelbare Selbstbewusstsein ist das Gefühl. Jacobi bezog das Gefühl auf das Ergriffensein durch das Uebersinnlich-Unendliche. (Lichtenfels, Richter, Salat, Eschenmayer.) Ein theilweiser Ausfluss dieser theoretischen Ansichten ist die in neuerer Zeit öfter wiederholte Behauptung, Gefühle seien die besten, weil die unmittelbarsten Führer im Leben. Auf die praktischen Gefahren, welche in diesem Hingeben an das Gefühl als an die höchste Instanz nothwendig liegen, ist in neuerer Zeit oft und nachdrücklich hingewiesen worden. (S. Michelet am a. O. p. 263.) Diesen gegenüber nahm die Hegel'sche Psychologie das Gefühl nur als die unterste Stufe des Geistes (der Intelligenz und des Willens), in welcher der Geist in der „an sich vernünftigen Totalität seiner Existenz ist“, also als „den unmittelbaren Geist, vergleichbar dem Chaos, das die Welt im wüsten Durcheinander ihrer Elemente enthält, und noch des Demiurgos harrt.“ (Rosenkranz am a. O. p. 261. Erdmann am a. O. §. 95 u. 129.) In dieser Beziehung kommt die Hegel'sche Psychologie somit nicht über die alte Theorie hinaus, die das Gefühl nur als verworrenes Erkennen oder Begehren auffasste. Auch Krause hält an der Unmittelbarkeit des Gefühles fest, indem er es dem Denken gegenübersetzte, wie Natur dem Geiste, also wie Ganzheit der Selbheit (oder wie das Weib dem Manne). Eigentümlich definirte Beneke das Gefühl als das Verhältniss des unmittelbaren Sich-gegen-einander-Messens der

verschiedenen Seelenthätigkeiten. — Vergl. zu dem Ganzen: Schilling am a. O. §. 37. Tiedemann am a. O. p. 149. Reinhold am a. O. §. 129. Stiedenroth am a. O. II, p. 2—4. Domrich am a. O. p. 164 u. s. w. Monographien von Spalding, Sulzer, Schmidt, Weber, Maass, Krug, Richter, Neubig und Braubach.

§. 121. Entstehen der Gefühle.

Die Wechselwirkung der Vorstellungen bietet äusserst zahlreiche Gelegenheiten des Entstehens von Gefühlen dar. Der einfachste Fall ist der, wo zwei Empfindungen gegeben sind, die gleichzeitig zur Hemmung und zur Verschmelzung drängen. Jede derselben setzt in Folge der vor sich gehenden Verschmelzung dem weiteren Drange zur Hemmung einen Widerstand entgegen: jede hebt und drückt die andere zugleich, und wird von ihr gleichzeitig gehoben und gedrückt. (s. §. 50. Anm.) Es hängt nun von dem Verhältnisse des Gegensatzgrades zu jenen Beziehungen, die als der Ausdruck der Gleichheit gedacht werden, ab, ob diese Spannung durch ein Ueberwiegen der Hemmung oder der Verschmelzung beendigt wird, oder ob sie wohl gar ungelöst fortdauert. In den beiden ersten Fällen kommt es zu einer Bewegung der Vorstellungen, und der Spannungsgrad nimmt ab; im dritten Falle bleiben die Vorstellungen in dem eingeklemmten Zustande stehen. Was somit in objektiver Beziehung die Unterscheidbarkeit der Vorstellungen bestimmte (§. 51), bestimmt auch in subjektiver deren Anklingen als Gefühl. Die objektive Ununterscheidbarkeit spricht sich noch subjektiv aus, und es können zwei Paare von Vorstellungen, die unter sich objektiv ununterscheidbar sind, noch durch das subjektive Bewusstwerden der verschiedenen Spannungsgrade, also durch ihre Gefühle, unterschieden werden. Ein ziemlich reines Beispiel des Gesagten gibt die Wechselwirkung gleichzeitiger Gehörempfindungen (soweit nämlich bei Gehörempfindungen von Gleichzeitigkeit die Rede sein kann §. 30). Die (reine) Quinte und im geringeren Grade die Quarte consoniren, weil in ihnen die Gegensätze das Gleichartige vollkommen überwinden, die kleine und weiterhin selbst die grosse Terz, weil in ihnen der Gegensatz überwältigt wird. Hingegen die in der Mitte der Oktave gelegene falsche Quinte, in welcher sich die Kraft des Gegensatzes mit dem Drange zur Vereinigung im Gleichgewicht hält, ist die grösste Dissonanz. Nimmt die Gleich-

heit in höheren Graden zu, so hört die objektive Unterscheidbarkeit auf, und der Ton wird zu einem unentwirrbaren Geräusch, wie bei der grossen und in noch gesteigerten Maasse bei der kleinen Sekund. Was die Sexten und Septimen betrifft, so erscheinen sie, auf die Oktave bezogen, als Terzen und Sekunden. — Eine andere Veranlassung, von Gefühlen zu sprechen, gaben die contrastirenden Vorstellungen §. 45 und 53. Die Glieder des Contrastes behaupten sich trotz der Hemmung auf höheren Klarheitsgraden, und befinden sich somit in einem zwischen zwei widersprechende Forderungen eingeklemmten Zustande, der von dem Bewusstsein als Spannung gefasst wird. In ähnlicher Weise war von ab- und zunehmenden Anfechtungen einer festgehaltenen Vorstellung bei der Empfänglichkeit die Rede (§. 59). — Der Fall des §. 67, in welchem eine Vorstellung gleichzeitig von mehreren Reproduktionshülfen gehoben wird, konnte zwar nicht die Geschwindigkeit ihres Steigens beschleunigen, aber die Mehrheit der Hülfen vermindert die Spannung der Vorstellung, indem sie die aufstossenden Hindernisse schnell und energisch niederwirft. — Frei steigende Vorstellungen tragen in sich höchst mannigfache Gefühle, zunächst durch das Wegfallen des auf den Vorstellungen ruhenden Druckes, dann durch das Lautwerden der wechselseitigen Gegensätze und Verschmelzungen der Vorstellungen unter sich und zu den vorhandenen Vorstellungen, gegen welche sie steigen. Derlei in frei steigenden Vorstellungen steckende Gefühle mengen sich bei regsamen Köpfen belebend in die verschiedenen Auffassungen des Gegebenen, und auf ihnen beruht, was wir die poetische Weltanschauung nennen, „die um die gemeine Wirklichkeit der Dinge den goldenen Duft der Morgenröthe webt", und den Menschen für so manche Enttäuschungen entschädigt. (S. Drobisch, Emp. Psych. §. 76.) — Eine reiche Quelle von Gefühlen gibt die Reihenreproduktion. In dem regelmässigen Entfalten eines involvirten Gesammteindruckes zur Reihe, wie in dem festen, durch starke Hülfen gesicherten Hervortreten jedes einzelnen Gliedes liegt ein Bewusstwerden gelöster Spannung; jedes Stocken der Reproduktion vermehrt die Spannnng oft zu peinlichen Graden. Dazu kommt noch die wechselseitige Begünstigung oder Beirrung bei dem Ablaufen gleichzeitiger Reihen als Veranlassung heftiger Gefühle. (§. 70.) — Jede Arbeit wird von Entwicklungen des Gefühls begleitet. Denn der Arbeit geht der Plan zuvor, und

dieser ist eine Reihe. Der Beginn der Arbeit spannt eine Zahl von Vorstellungen, die warten müssen, und der gelingende Fortgang derselben löst sie allmälig los. In jedem Punkt der Reihe hebt das schon Vollendete, und drückt das noch zu Vollendende. Der festgehaltene Umriss füllt sich in verschiedener Weise und mit verschiedener Energie aus. Der Anblick des Gethanen entspricht immer mehr dem Gedanken des Gewollten, und drängt immer weiter zum Durchbrechen des noch nicht Gethanen. Hierin liegt ein Theil des erziehenden ethischen Werthes der Arbeit. — Die räumliche Anschauung, die uns nöthigt, eine Mehrheit von Vorstellungen neben einander fest zu halten, und der Tendenz zum Zusammenfallen derselben zu begegnen, spannt einerseits (§. 81), und wird nach dieser Spannung gemessen; sie befreit aber auch andererseits aus der Verwirrung, welche durch das Zusammenfallen von Vorstellungen, die unter sich Beziehungen der Gleichheit und des Gegensatzes haben, entstehen müsste (§. 84). Jede Erwartung spannt; denn sie hebt eine Vorstellung, die noch unter dem Drucke der Gegenwart steht. Die Täuschung im Erwarteten setzt eine eingetretene Vorstellung unter die Depression einer reproducirten, und es leidet bei ihr umgekehrt die Gegenwart durch die Zukunft. (S. bezüglich der Empfindungen §. 80.) Im Auffassen der Gestalten wechselt ein Spiel steigender und fallenden Spannungen, dessen subjektiver Charakter bereits §. 86 beschrieben worden ist. Die leere Reihe thut unserm Vorstellen Gewalt an, indem sie über die Deutlichkeit des Vorstellens, das unsere Gegenwart ausmacht, einen verdunkelnden Druck ausbreitet (Gefühl der Leere). Die unbestimmten Erwartungen der Langweile lasten bleischwer auf uns, und beugen, der Schläfrigkeit gleich, nieder (§. 81). „Dem Leben graut vor dem Todten.“ Das Vorstellen der Ewigkeit erdrückt uns als eine nie endende Hemmung alles bestimmten Vorstellens, und in dem Versuche des Ermessens hebt und senkt sich die Spannung des Vorstellens in rhythmischer Folge. — In der Ueberlegung, die dem Urtheile vorangeht, spannen sich die Prädikate unter sich und dem Subjekte gegenüber, und das Zustandekommen des Urtheiles löst die Spannung. (§. 101.) Im Begriffe spannen sich die einzelnen Vorstellungen, und geben ein Gefühl der Klemme, welches selbst bei dem minder Gebildeten bisweilen das Bedürfniss logischer Formen erzeugt. (§. 99.) — In der künstlerischen Begeisterung

(§. 105) liegt wohl eines der stärksten Gefühle sich entwirrender Spannung, indem zunächst der Druck der „gemeinen Wirklichkeit“ entfernt, und sodann der breite Strom der aufsteigenden Bilder den Umriss des in dem Begriffe vorgezeichneten Vorstellens auszufüllen aufgefordert wird, und man hat häufig diese Lust des Schaffens dem heftigsten sinnlichen Genusse verglichen. — Wo zwei Vorstellungsmassen auf einander stossen, da lässt sich die Mannigfaltigkeit der Gefühle am Besten erkennen. Von den Vorstellungskreisen, in welche das Leben des Menschen zerfällt (§. 106), ist jeder der Sitz eines eigentümlichen Gefühles, und der objektive Vorstellungsinhalt desselben ist von dem subjektiven Anklingen eines spezifischen Gefühles begleitet. Gerathen nun zwei derlei Massen in Wechselwirkung, so entsteht für jede derselben eine, und zwar eigentümliche Spannung durch die andere, die zu der in ihr enthaltenen Spannung modificirend hinzukommt. Dies gibt, wenn man noch das subjektive Bewusstwerden der verschiedenen Schwankungen und die Resonanz des Organismus hinzufügt, ein beiläufiges Bild der Gefühlsvorgänge bei der Apperception. — Die Vorstellungsmasse des Ich ist bei ihren Erregungen, Entfaltungen, Verschlingungen und Berührungen mit anderen Massen, ein überaus reicher Heerd von Gefühlen. Das Selbstgefühl nimmt seine Passivität aus den gedrückten, seine Aktivität aus den den Druck überwältigenden Vorstellungen. Wer die Reihe seines Lebens überblickt, findet die Gegenwart zwischen Vergangenheit und Zukunft eingekeilt; die Rückwirkung beider lastet auf ihr („wir alle leiden am Leben“). Der Spannungsgrad ändert sich durch die Evolution der Reihen, in deren Gliedern mit dem Vorrücken zur Gegenwart oder Zukunft die Spannung steigt oder fällt: im Lebensgefühle finden wir uns vorschreitend oder zurückgehend; die Lebensgeschichte hebt oder senkt sich. Fortschreitende Bildung lehrt auch diesem massenhaften Gesammteindrucke die Bedeutung ästhetischer Verhältnisse abgewinnen. — In der Gesellschaft und durch sie erhält der Mensch seine Stelle, auf der er dem Ganzen gegenüber steht. Das Ganze übt auf den Einzelnen einen Druck aus, und zwar auf jeden einen andern, weil er bei jeden auf einen andern Vorstellungskreis fällt: gewisse Hoffnungen sind abgeschnitten, gewisse Rücksichten aufgedrungen. So bekommt das Gefühl des Einzelnen einen Typus, den ihm sein Verhältniss zum

Ganzen aufnöthigt. (S. Herbart, Psych. als Wissenschaft. II, p. 84.)

Anmerkung. Mit dem ersten Punkte dieses Paragraphs beschäftigte sich bekanntlich Herbart anhaltend. Vergl. ausser seiner Abhandlung: Psychol. Bemerk. zur Tonlehre. 1819., noch besonders: Psych. als Wissensch. II, p. 84 u. 94, und I, §. 71 u. 72, dann: Lehrb. zur Psych. §. 34 u. Hauptp. der Met. p. 95. Weiter auch Schilling am a. O. §. 76 u. Drobisch, Die musik. Interv. Leipz. 1853.

§. 122. Verhältniss des Gefühls zu den Vorstellungen.

An jedem einzelnen Gefühle kann Inhalt, Stärke, Ton und Dauer unterschieden werden. (§. 24.) An sich hat das Gefühl keinen Inhalt, weil in seinem Bewusstwerden nichts Qualitatives liegt; es erhält erst einen Inhalt durch die Beziehung auf jene Vorstellungen, in denen es seinen Sitz hat. Jedes Gefühl ist als solches dunkel, und kann nur in relativem Sinne klar oder dunkel heissen. Die Stärke des Gefühles hängt nicht sowohl von der Stärke der Vorstellungen allein, als vielmehr von deren Menge und dem Verhältnisse ihrer Gegensatz- und Verschmelzungsgrade (und, was damit zusammenhängt, von dem Eingreifen in appercipirende Vorstellungskreise) ab, und darum sind dunkle Gefühle oft sehr stark. Auch die Rückwirkung körperlicher Einflüsse erhöht häufig die Stärke des Gefühles. (Das Bewusstwerden dieser organischen Ergriffenheit könnte man, analog zu §. 73, die Lebhaftigkeit des Gefühles nennen.) Den Charakter des Gefühls bestimmt am Meisten dessen Ton, d. h., das Bewusstwerden der in ihm enthaltenen Spannung oder Förderung, und das Gefühl ist demgemäss Unlust oder Lust. Jedes Gefühl ist zunächst Spannung, und erscheint nur relativ als Förderung, nämlich insofern es zu einer Spannung führt, die, auf eine frühere bezogen, als Abnahme des Spannungsgrades, also als Lösung aufgefasst wird. Man drückte dies häufig so aus: jede Lust setzt Unlust voraus. Aber man bedenke, um ein Missverständniss zu vermeiden, dass Lust und Unlust nur relativ zu nehmen sind: Freude kann mich auch in einem ganz behaglichen Zustand überraschen, und dieser Zustand mässiger Spannung ist dann nur Unlust, bezüglich der darauf folgenden, noch geringeren Spannung. Auch ist dies nicht so zu verstehen, als müsste eine in das Bewusstsein eintretende Vorstellung erst die allgemeine Spannung erhöhen, um sodann durch deren Herabsetzung eine Lösung her-

beizuführen, sondern die neue Vorstellung kann, indem sie die eine oder die andere der einklemmenden Kräfte hemmt, unmittelbar in dieser oder jener Beziehung den Spannungsgrad herabsetzen. Lösung setzt wohl überall Spannung voraus: aber die Lösung durch eine bestimmte Vorstellung setzt keineswegs eine Spannung durch diese Vorstellung voraus. Demnach wird dem Menschen mancher an sich indifferente Zustand zur Lust, und manche Lust zum indifferenten Zustand. Es ist dabei wichtig, sich von der Möglichkeit gemischter Gefühle zu überzeugen. Denn es ist recht wohl möglich, dass bei einer umfangreicheren Vorstellungsmasse (z. B. wie einem Reihengewebe) in einer Partie die Spannung zunehme, und gleichzeitig in der andern abnehme, und die Seele wird sich der beiden subjektiven Vorgänge nicht durch einen mittleren Spannungsgrad, sondern durch einen Gesammtzustand, d. h., durch ein Gefühl bewusst. Man braucht nicht erst an die Lust am Schauerlichen, Gräulichen und an das süsse Weh zu erinnern: die unbefangene Selbstbeobachtung konnte gemischte Gefühle nie läugnen; ja, man kann sagen, die grosse Mehrzahl sind gemischte Gefühle. Absolute Gleichgültigkeit hingegen schliesst der Begriff des Gefühles aus. Das Gefühl verhält sich in dieser Beziehung umgekehrt wie die Empfindung (§. 26). Bei manchen Gefühlen ist das Heraustreten der Lust aus einer kurzen Unlust wohl zu bemerken (z. B. bei der Lust an manchen consonirenden Tönen); der Verlauf anderer Gefühle charakterisirt sich durch ein stetes Oscilliren zwischen Lust und Unlust, und das Gefühl bekommt durch diesen Wechsel von Hebung und Senkung einen Rhythmus (s. §. 86). Das einzelne Gefühl hat endlich seine Dauer, und es ist aus dem Gesagten zu ersehen, dass das fortdauernde Gefühl durch die verschiedensten Spannungsgrade und Energien der Töne hinschwebe. Auf das Vorstellungsganze des Menschen bezogen, haben die einzelnen Gefühle ihre Ausbreitung über eine, bestimmter oder unbestimmter, weiter oder enger umgrenzte Basis. — Hierin liegt die Abhängigkeit des Gefühles von den Vorstellungen ausgesprochen. Was die Vorstellungswelt des Menschen bestimmt: Alter, Geschlecht, Temperament, Erziehung, Stand u. s. w., bestimmt auch dessen Gefühlswelt, und die Anmutung eines Gefühles hat nur dort einen Sinn, wo die betreffenden Vorstellungen gefordert werden konnten. Darum ändert sich mit dem Vorstellungskreise des Lebens auch die Gefühlssphäre: die Gefühle

des Knaben sind dem Jüngling unverständlich, und erst der Mann oder der Greis findet sich bisweilen wieder in ihnen zurecht. In diesem Sinne sagt man wohl auch, neues Wissen mache neuen Schmerz. (Kohel. I, 18.) Sittliche Gefühle werden allgemein gefordert, weil jede wahre Entwicklung des Menschen jene Vorstellungen fördert, in denen sie ihren Sitz haben. Das Thier ändert mit seiner Metamorphose häufig auch seinen Gemüthstypus. Die Gefühle kommen und gehen mit den Vorstellungen, und werden mit ihnen fix; aber von Gefühlsvorstellungen zu sprechen, wie es Stiedenroth (am a. O. II, p. 2) gethan hat, ist gleichwohl unzweckmässig. — Man war schnell bereit, dem Gefühl auch sein Gedächtniss und seine Einbildungskraft beizulegen. Allein ein Gefühl wird nur in so fern reproducirt (und reproducirt darum auch ein anderes nur in so fern), als die Vorstellungen reproducirt werden, von denen es getragen wird. Streng genommen gibt es also gar kein reproducirtes Gefühl, sondern das reproducirte Gefühl ist jedesmal ein ursprüngliches. Aber dieses zweite Gefühl ist doch, verglichen zu dem ersten, meist nur eine schwache Nachahmung, nur ein Schatten des früheren. Denn die reproducirten Vorstellungen sind schwächer, nachgiebiger und verträglicher als die ursprünglichen Vorstellungen, nnd daher ihre Spannung fast immer bedeutend geringer. Ja, die Spannung kann so leise werden, dass eine leichte Bewegung genügt, sie einer Seifenblase gleich zu lösen. (*Et haec olim meminisse juvabit,* schauerliche Märchen.) Ist das reproducirte Gefühl Unlust, so mischt sich in das Bewusstwerden der Spannung der Gedanke, diese Spannung sei nichts Wirkliches, sondern etwas, das stets bereit ist, den Vorstellungen, welche die wirkliche Gegenwart ausmachen, zu weichen, und darum ist die Erinnerung an erlebten Schmerz fast immer ein gemischtes Gefühl. Es ist charakteristisch, dass in unsere Erinnerungsqualitäten derlei Gefühle vernehmbar mitklingen, und dass oft das Gefühl ziemlich energisch geblieben ist, wo die Klarheit der Vorstellungen schon bedeutend gelitten hat. Die Reproduktion der Gefühle ist jedenfalls vor der Reproduktion der betonten Empfindungen begünstigt. (§. 73.) — Gefühle, die sich in den herrschenden Gedankenkreisen fixirt haben, werden nun selbst herrschend, und üben eine scheinbare Apperception aus, die aber nur so weit wirklich vorhanden ist, als die Apperception der Vorstel-

lungen vor sich geht. Diese in den Vorstellungskreisen ruhende Disposition zu bestimmten Gefühlen heisst **Stimmung**: Maximen, Lebenserfahrungen, Vorurtheile und Ueberzeugungen sind Träger der Stimmungen, und diese nehmen den wechselnden Gefühlen gegenüber den Zug tieferer Innerlichkeit an. Wo nicht die Vorstellungsmasse herrschend war, wird es auch ihr Gefühl nicht, mag es gleich an sich noch so stark sein, und so sehen wir in der That bisweilen sehr starke Gefühle doch nur sehr wenig an dem eigentlichen Lebensgange ändern. Man theilt die Stimmungen bezüglich ihres Tones meist in Trübsinn und Frohsinn ein; allein dabei bedenke man wohl, dass derselbe Mensch in seinen verschiedenen Gedankenkreisen sehr verschiedene Quanta von Frohsinn und Trübsinn gleichzeitig enthalten trage, und bekannt ist, wie tragische und komische Dichter diesen Gegensatz des Colorits in den verschiedenen Vorstellungssphären des Individuums zu bedeutenden Effekten zu benutzen wissen. Die Stimmungen geben den Regionen des Gefühlslebens einen bleibenden Charakter gegenüber dem Wechsel der einzelnen Gefühle. Ja, sie greifen scheinbar über den Menschen hinaus, und geben seiner Umgebung ihr eigenes Colorit: dem Trübgestimmten verdüstert sich die Welt, dem Frohsinnigen erhellt sie sich. (S. die schöne Stelle bei Aeschylus, *Pers.* 579—584 *ed. Bothe.*)

Anmerkung. Der Paragraph enthält drei berühmte Controverspunkte der älteren Psychologie: den Ton des Gefühls, die Frage nach den gemischten und gleichgültigen Gefühlen und das Verhältniss des Fühlens zum Vorstellen. Was nun den ersten dieser Punkte betrifft, so entstand, nachdem man das Gefühl von den Vorstellungen losgetrennt hatte, die bereits §. 26 angedeutete Schwierigkeit, die im Bewusstsein gegebene Spannung oder Förderung zu erklären. Die ältere Theorie sah sich demnach genöthigt, den Ton des Gefühles von einem teleologischen Standpunkte aus zu fassen (s. *Aristoteles, de anima III*, 7. §. 2 und *Rhet. I*, 11. §. 2.), indem sie denselben entweder in das Verhältniss des Gefühls zu einem allgemeinen Grundtriebe (etwa dem nach Glückseligkeit) setzte, und ihn aus der dunkel erkannten Angemessenheit drs Gefühls erklärte (Plättner, Schulze, Scheidler), oder das Verhältniss der verschiedenen Seelenthätigkeiten untereinander zu der Erklärung des Tones benutzte (Abicht, Tiedemann, Fr. A. Carus), oder endlich den Ton in ein undeutliches Beurtheilen der Vollkommenheit des Vorstellungsinhaltes verwandelte. (Reinhard, Hoffbauer, Sulzer, Jakob.) Es bedarf keines Nachweises, dass jede dieser Annahmen sich in neue

Schwierigkeiten verwickelt. — Gemischte Gefühle wurden bald, entweder aus einer missverstandenen logischen Gewissenhaftigkeit oder aus Consequenz des teleologischen Princips, geläugnet (Fr. A. Carus, Schulze, Schmid), bald mit Hinweis auf die Erfahrung behauptet (Maass, Vers. über das Gef. II, p. 13, Scheidler). Bei der Geringschätzung des Gefühls kam man zu der eigentümlichen Folgerung, dass gerade die gleichgültigen Gefühle die vollkommensten wären, „weil sie den Geist nicht betäubten", daher sie denn auch Tetens „die lehrenden" genannt hat. — Ob das Gefühlsvermögen von dem Vorstellungs- und Begehrungsvermögen verschieden, oder in ihnen enthalten sei, bildete eine bekannte Controverse, in welcher Krug (am a. O. p. 50), Heusinger u. A. die Abhängigkeit, Schulze (Psych. Anthr. Gött. 1819. §. 172), Richter, Neubig, Fries, Reinhold, Scheidler u. A. die Unabhängigkeit behaupteten. Die Verbindung sowohl als die Trennung beider Vermögen hatte ihre Schwierigkeit, da Gefühle, obgleich sie durchaus von Vorstellungen getragen werden, doch etwas vom Vorstellungsinhalte ganz Verschiedenes sind. In die nächste Verwicklung gerieth man durch die Annahme eines Gedächtnisses für Gefühle, das man nun entweder dem Gefühlsvermögen so unterordnete, dass jedes Vermögen zugleich sein Gedächtniss habe, was in dar That höchst seltsam ist; oder, in Betracht, dass Gefühle nicht blos von Gefühlen, sondern auch von Vorstellungen reproducirt werden, als Theil des Vorstellungsvermögens betrachtete, wo sich das Gefühlsvermögen neben dem Orts- und Zahlengedächtniss nicht minder seltsam ausnahm. So irrte das Gedächtniss für Gefühle zwischen den objektiven und subjektiven Vermögen gleich einem ruhelosen Gespenste herum. Endlich nimmt unter den Einseitigkeiten dieser Lehre noch die natürliche Feindschaft des Gefühls mit dem Denken eine auffallende Stellung ein. Das Denken geht den nothwendigen Verschmelzungen nach, und hält am reinen Vorstellungsinhalt fest; das Gefühl kennt keinen Unterschied der Verschmelzungen, und ihm ist die Vorstellungsqualität gleichgültig. Daher leidet die Aufmerksamkeit für das Gefühl durch die Hinlenkung auf den Begriff und umgekehrt; und daher stört die Zergliederung des Gefühlten die Innigkeit des Gefühls. Allein das Denken selbst erzeugt seine eigenen und oft energischen Gefühle. Man hat aus der Schwierigkeit des gleichzeitigen Fixirens einen Gegensatz der Vermögen gemacht — ein Fehler, der nur durch seine häufige Wiederholung in der alten Theorie an Auffälligkeit verlor. Eine Folge davon war, dass die Ausbildung des einen Vermögens der Cultur des andern im Wege stehen sollte, und so kam es zu dem Satze: wo viel Kopf, da ist wenig Herz, — der, so ausgesprochen, entschieden falsch ist. Die neuere Psychologie entfernte sich von dieser Einseitigkeit möglichst weit, wenn sie von dem wahren Philosophiren forderte, dass es in einer „Totalität des Denkens und Fühlens" zu bestehen habe. — Ein Rest dieser alten Theorie des Gefühlsvermögens hat sich in der Be-

hauptung erhalten, das Gefühlsvermögen könne selbstständig oder in Verbindung mit dem Begehrungsvermögen bei völliger Gesundheit des Erkenntnissvermögens erkranken. Man kam dazu, sofort von Gemüthskrankheiten als stehenden Formen psychischer Krankheiten zu sprechen, und eine gewisse Richtung der neuern Psychiatrie, so wie manche Beobachtungen schienen diese Aufstellung zu begünstigen. (Nasse, Die Verhütung und Unterscheidung der Gemüthskrankheiten. Köln, 1848.) Gegen das Seltsame einer solchen speziellen Seelenkrankheit erhoben sich bald schon Stimmen innerhalb der Theorie der Seelenvermögen selbst. (Hagen.) Das Richtige liegt wohl darin, dass das Ergriffensein von einer abnormen Alienirung der Gemeinempfindung sich in der Regel viel früher in der subjektiven Form des Gefühles aussprechen wird, bevor es sich auf objektive Weise, in bestimmten Vorstellungen fixirt, verrathen wird (§. 115). Der somatische Einfluss tritt als höchst dunkle Vorstellungsmasse auf, und wird darum zunächst nur als Vermehrung der Spannung vom Bewusstsein gefasst. Nicht selten erscheint dieser Druck Anfangs noch als etwas Fremdes, Aeusseres und Objektives, und setzt sich erst allmälig in das Ich fort, und verfälscht dieses zunächst der Art, dass sich Liebe in Hass, Ruhe in Unruhe, Geschäftigkeit in Starrheit verwandelt. (S. ein bekanntes, sehr interessantes Beispiel bei Griesinger am a. O. p. 273.) Darum wird in neuerer Zeit von einem *stadium melancholicum* (und, mit Rücksicht auf die Erscheinung abnormer Triebe, wohl auch von einem Stadium der Manie) als einer Phase, einer flüssigen Form in der Entwicklung der psychischen Krankheit gesprochen. (Zeller.) Je mehr sich die Alienirung im Ich fixirt, um so ruhiger wird das Gemüth des Kranken, und der ganze Prozess endigt häufig in entschiedene Schwächezustände.

§. 123. Wechselwirkung der Gefühle.

Die Wechselwirkung der Gefühle unter sich wird durch denselben Grundgedanken bestimmt, von dem die Wechselwirkung der Vorstellungen ausging. Die Thatsache der Einheit des Bewusstseins, die seither in der Theorie des Selbstbewusstseins ihre Beschreibung gefunden hat, verträgt sich so wenig mit dem Getrenntbleiben gleichzeitiger Gefühle wie mit dem Geschiedensein des gleichzeitigen objektiven Vorstellungsinhaltes. Aber ein Unterschied beider Fälle verräth sich doch sogleich: die Wechselwirkung der Gefühle ist nichts Zweites, zu der Wechselwirkung der Vorstellungen Hinzukommendes; denn das Gefühl hat sein Dasein nur in und mit den Vorstellungen. Gefühle haben keine eigenen Hemmungssummen, die zu den Hemmungssummen der Vorstellungen noch hinzu zu addiren wären. Zwei Vorstellungsmassen hemmen sich nicht: ein-

mal ihres eigenen Gegensatzes, und dann noch einmal des Gegensatzes ihrer Gefühle wegen. So wenig die Spannungen und Lösungen, die in Einer Vorstellungsmasse enthalten sind, einzeln percipirt werden, so wenig werden die in verschiedene Massen vertheilten Gefühle durch verschiedene Akte des Bewusstwerdens gefasst. Gleichzeitige Vorstellungen setzen dem Drange zur Vereinigung ihre entgegengesetzten Qualitäten entgegen; subjektive Zustände vermögen dies nicht zu thun, weil ihnen als solchen jeder bestimmte qualitative Charakter abgeht. Der Mensch findet ursprünglich in seinem Bewusstsein keine gleichzeitigen Gefühle, sondern nur ein *Gefühl des Gleichzeitigen* (und darum ist das gemischte Gefühl wirklich Ein Gefühl und nicht blos das Nebeneinandersein zweier Gefühle von entgegengesetztem Tone), und schon der gewöhnliche Sprachgebrauch umfasst mit dem Worte Gefühl einen Inbegriff, einen momentanen Durchschnitt des Lebensganges. Die beste Analogie bieten auch hierin die Empfindungen, die Anfangs nicht einzeln, sondern in dem Gesammtzustande der Gemeinempfindung verloren, auftreten, und erst allmälig aus ihm losgelöst werden. (§. 36.) Der Gemüthszustand jedes Augenblickes wird durch keine fertige Resultante gegeben, sondern setzt sich fortwährend aus den veränderlichen, gleichsam schwebenden Componenten zusammen. Aus diesem Gesammtgefühl jedoch lernt der Mensch durch verfeinerte Selbstbeobachtung die einzelnen Gefühle ausscheiden, und in einzelne Vorstellungsmassen fixiren. Denn gewisse Modifikationen des Gefühlsganzen sind mit gewissen Vorstellungsqualitäten constant gleichzeitig; so oft diese eintreten, erfolgt jene; beide werden in einer Beziehung gedacht, und es entsteht ein *Lokalisiren* der Gefühlsmodifikation in die Vorstellungsmassen. Das Gefühl des Kindes ist dunkel und zusammenfliessend: es hat nicht Freude, sondern es ist freudig. Wir alle irren oft genug in diesem Lokalisiren, und decken unsere Lust und Unlust (die oft in der Gemeinempfindung ihren Grund hat) auf eine seltsame, selbst abenteuerlishe Weise durch einen zufälligen Vorstellungsinhalt (z. B. bei beginnenden Seelenstörungen); wir bürden manchen Vorstellungen Gefühle auf, die in ganz anderen Vorstellungen ihren Ursprung haben. Auch bleiben viele Gefühle ganz oder beinahe in der ursprünglichen schwebenden Unbestimmtheit, wovon in der Folge das Nähere. Wie aus der gleichzeitigen Tonmasse der einzelne Ton, so wird aus der Gemüthstotalität das einzelne

Gefühl herausgefunden. — Dies führt zu einem weiteren Punkte. Jedes eben entstehende Gefühl stört das vorgefundene Gefühlsganze dieses Momentes, denn die Vorstellungen, in denen das neue Gefühl seinen Sitz hat, vermehren oder vermindern die vorhandenen Spannungen, und hier kann wieder die Vermehrung entweder nur eine schnell beseitigte, oder eine bleibende sejn. Es ist nun merkwürdig, dass sich hierdurch scheinbar der Ton des einzelnen Gefühls verändern kann. Ein bestimmter Vorstellungsinbegriff kann der Träger einer Spannung sein, die ohne Eingriff von Aussen her sich selbst allmälig auf immer geringere Grade herabsetzen, und also für sich bald den Schein einer Lösung, einer Lust annehmen würde; allein es kommt nicht zu der Vertiefung in diesen Vorstellungskreis, sondern es findet derselbe bereits einen Vorstellungsbestand vor, und stört diesen, vermehrt also die vorgefundene Spannung des Ganzen, und erzeugt so Unlust. Demjenigen, der an seinem Schmerze festhält, erscheint auch das, was ihm sonst für sich Freude geboten hätte, als störender Eingriff in seine bestehende Spannung, und wird von ihm wie ein Uebel zurückgewiesen. Es ist eine gewöhnliche Erscheinung, dass dem Menschen zuletzt Gram und Schmerz eine werthe Gewohnheit wird. Beharrt nun die Störung gleichförmig fort, so hört sie bald auf, Störung zu sein, und nur das Quantum, um das sie gestiegen wäre, würde die Störung des nächsten Momentes ausmachen (§. 59). Was Anfangs überaus schmerzlich war, wird zur gleichgültigen, ja, möglicherweise, einer abermaligen Störung gegenüber, zur freundlichen Gewohnheit. („Denn was verschmerzte nicht der Mensch!“) Gefangene verschmähen zuletzt die angebotene Freiheit. Die Sucht nach Pikantem muss sich zuletzt bis zu dem Grausigen und Ekelhaften steigern. Umgekehrt: setzt irgend ein neu eintretender Vorstellungsinhalt die vorgefundene Spannung herab, indem er den Druck, der auf gewissen Vorstellungen lag, wegnimmt, so wird er zur Lust, gleichviel, wie der Ton seines eigentümlichen Gefühles beschaffen ist. Freilich hört auch hier die Lust bald auf, weil die Lösung bald aufhört, als Lösung gefasst zu werden. Der erste Spaziergang nach der Krankheit, das erste Spiel bei Kindern, der erste Tag auf dem Lande für Stadtbewohner sind den folgenden an Wonne unvergleichlich (eine Analogie bezüglich der Empfindungen siehe bei Weber, Tastsinn und Gemeingefühl am a. O. p. 571);

ja, die anfängliche Lust kann in der Folge selbst in Unlust übergehen, und dies nöthigt uns, noch einen Schritt weiter zu gehen. — Aus dem Gefühle der verschiedenen Momente bildet sich für jeden Menschen ein gewisser Durchschnitt von normaler Spannung, der nun freilich kein wirkliches Gefühl, sondern nur das Maass ist, mit dem die wirklichen Gefühle gemessen, und, auf welches bezogen, Lust und Unlust der Gegenwart bestimmt werden. Aber nicht blos für den Grad der Spannung, auch für den gleichmässigen Wechsel der Spannung mit Lösungen stellt sich jeder Einzelne seinen normalen Typus her (der jedoch hauptsächlich erst aus dem Wechsel der Spannungen und Lösungen in den Begierden hervorgeht), und er beurtheilt den gegenwärtigen Rhythmus seines Gefühles nach diesem mittleren Maasse der Geschwindigkeit (von dem bereits §. 70 die Rede gewesen). Den Grundton nun, den in beiden Beziehungen das Leben des Einzelnen annimmt, könnte man, in Ermanglung einer besseren Bezeichnung, den psychischen Tonus nennen, und es ist auffallend, wie verschieden derselbe sowohl was den Grad, als was die Beweglichkeit betrifft, bei den Einzelnen vorkommt. (Die Gemüthlichen und die Genialen.) Die Störung, die innerhalb der Breite des psychischen Tonus fällt, wird nicht als Störung des psychischen Tonus, sondern lediglich nur des vorhandenen Gemüthszustandes gefasst, und fällt unter den vorigen Gesichtspunkt. Aber eine Störung im psychischen Tonus selbst, mag sie in Vermehrung oder Verminderung desselben bestehen, ist immer Unlust; denn auch die Verminderung vermehrt jetzt die Spannung, indem sie den von Innen heraus aufsteigenden gewohnten Bedürfnissen gegenüber sich als Druck, als Verweigerung geltend macht. Darum erfreut die Loslösung, die in der Musse liegt, nur so lange, als sie nicht unter das Niveau des psychischen Tonus fällt. Dass endlich für diesen letzteren besonders die Stimmungen (und also weiterhin insbesondere das Temperament) von grösster Bedeutung seien, ist aus dem Früheren leicht einzusehen.

Anmerkung. Die ältere Psychologie wandte ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Zersplitterung der Gefühle, und missverstand darin gerade jene Mannigfaltigkeit, die in dem Mittönen des vorhandenen Gemüthszustandes und des psychischen Tonus in das isolirte Gefühl liegt, und dadurch entging ihr das eigentümliche Problem der Wechselwirkung der Gefühle. Aber auch die neuere Psychologie hat die Frage nach dieser Wechselwirkung ziemlich oberflächlich durch die Redensarten: Gedächtniss, Phantasie, Association u. s. w. abgefertigt.

§. 124. Eintheilung der Gefühle.

Die Mannigfaltigkeit der Gefühle, die in der That grösser ist, als man gewöhnlich glaubt, hat einen doppelten Grund. Erstlich geschieht, wie eben bemerkt wurde, die Loslösung des einzelnen Gefühles vom ganzen Gefühlszustande nur theilweise, und in das einzelne Gefühl tönt das Ganze mit ein, und zweitens mischt sich in das Gefühl die Rückwirkung von Seite des Leibes ein, die in Form einer Modifikation der Gemeinempfindung das Gefühl steigert oder schwächt, beschleunigt oder verzögert, und dem Inhalte nach scheinbar alienirt. (Insbesondere sind hier das Herz und die Respirationsorgane in Betracht zu ziehen. S. Lotze, Art. Seele und Seelenl. am a. O. §. 31 u. Stiedenroth am a. O. II, p. 7.) Eine durchgreifende Schematisirung der Gefühle bleibt ein frommer Wunsch, dessen Realisirung durch die zahlreichen Versuche der älteren Psychologie kaum näher gerückt worden ist. Einen, wenn auch nicht scharf trennenden, Eintheilungsgrund gibt das Verhältniss ab, in welches sich das einzelne Gefühl für die bereits gebildetere Auffassung zu dem Gesammtgefühl versetzt. Es kann nämlich das einzelne Gefühl entweder nur ganz unbestimmt als Modifikation des vorhandenen Gemüthszustandes, oder als an bestimmten Vorstellungsqualitäten haftend erscheinen, und das Mehr oder Weniger dieser Bestimmtheit stellt eine Stufenleiter zwischen den beiden Extremen her. In dem ersten Falle schwebt das Gefühl im Bewusstsein völlig dunkel, gleich der Gemeinempfindung; in dem zweiten lokalisirt es sich in einen Vorstellungsinhalt, und bekommt dadurch seinen Inhalt und Gegenstand, und darum empfiehlt sich für die beiden so entstehenden Klassen der Name der vagen und fixen Gefühle von selbst. — Die Gruppe der vagen Gefühle umfasst sehr zahlreiche Fälle. Der Grund der Unbestimmtheit des Gefühles kann nämlich zunächst in der Schwäche der Vorstellungen liegen, in denen das Gefühl seinen Sitz hat (s. §. 122), und diese kann wieder eine ursprüngliche sein, oder aus Mangel an appercipirenden Massen hervorgehen. In ersterer Beziehung bleiben alle jene Gefühle völlig inhaltslos, die aus dunklen Empfindungen oder aus leeren Vorstellungsreihen entstehen: Launen, Verstimmungen, die plötzlichen Anfälle von Jovialität und Humor, die verschiedenen Gefühle beim Messen, die leeren Erwartungen, die Gefühle des Einförmigen, Dunklen, Wüsten. In der zweiten Beziehung sprechen

sich als blosse Modifikationen des allgemeinen Gefühls jene Spannungen und Lösungen aus, die ein Misslingen oder Gelingen in Vorstellungskreisen sind, welche ausserhalb unserer intellektuellen Aufmerksamkeit liegen. Beispiele der Art sind: die Gefühle des Gewinnens und Verlierens im Kartenspiele für denjenigen, dem der Gewinn und Verlust selbst völlig gleichgültig ist, das Verfolgen eines sich entwirrenden Fadens, der Kampf einer Flamme zwischen Aufflackern und Erlöschen, der Entwicklungsgang eines uns selbst nicht berührenden Prozesses u. s. w. In allen diesen Fällen ist der Gegenstand ein interesseloser, oft gar läppischer, und wir tragen selbst Bedenken, durch ihn unser Gefühl zu decken, und entschuldigen dieses häufig durch symbolische oder fatalistische Wendungen. Weiter gehören zu den vagen Gefühlen jene, die vielleicht von klaren Vorstellungen getragen, aber nicht auf diese bezogen, sondern als Störungen im Sinne des vorigen Paragraphen aufgefasst werden. Die Störung aber kann entweder den Spannungsgrad oder den Rhythmus betreffen. Die Vermehrung der Spannung über das vorgefundene oder wohl gar über das normale Maass hinaus gibt eine vage Unlust, wovon Beispielsweise angeführt werden können: das Vornehmen einer geistigen Operation bei erhöhtem somatischen Druck, das Arbeiten *invita Minerva* (soweit es nicht schon im Früheren enthalten ist), die Ausdehnung der Aufmerksamkeit über ein ausgebreitetes Vorstellungsgewebe, das scharfe Fixiren allgemeinerer Begriffe, das Hervortreten von Widersprüchen in festgehaltenen Vorstellungsmassen, das überreiche Zuströmen von Einfällen bei einem langsam auszufüllenden Plane, das schnelle Versetzen aus innigen Gedankenkreisen in entgegengesetzte, ungewohnte Sphären u. s. w. Die Rückkehr aus der erhöhten Spannung zu der ursprünglichen oder die Erniedrigung des ursprünglichen Grades geben die vage Lust der Erholung und des Behagens (*dolce far niente* des Südländers, dessen psychischer Tonus ein geringerer ist). Stösst aber das Sinken der Spannung unter die Grenze des gewohnten Lebensdurchschnittes, so geht die Lust in steigende Unlust über, deren hier nur desshalb abermals Erwähnung geschieht, um auf deren vagen Charakter aufmerksam zu machen. (Man erinnere sich der an sich völlig unbedeutenden Mittel, um die Spannung wieder zu erhöhen. §. 81.) Dasselbe gilt von dem Festhalten und Abändern des normalen subjektiven Rhythmus, bezüglich dessen

die Langweile ein charakteristisches Beispiel gibt. Die leeren, ungelösten Erwartungen, von denen §. 81 die Rede war, sind eben die dunklen Mahnungen des gewohnten Lebensrhythmus, und dieser ist das, was die leeren Punkte setzt; daher, wo sich noch kein subjektiver Rhythmus gebildet hat, keine eigentliche Langweile vorkommt. Hieran knüpft sich die Unlust, sobald der Fluss des Lebens stehen zu bleiben gezwungen ist, oder wenn sich eine Operation in rekurrenten Reihen fortwährend wiederholt, wie ganz besonders bei dem Vorstellen der Ewigkeit (wobei noch dazu die Reihe selbst leer ist). Dieses Festhalten ist bald plötzlich wie ein Stoss, bald oscillirt es zwischen Ab- und Zunahme, und ist dem Kitzel vergleichbar (im Zweifel, in der Unruhe); bald dreht es sich endlich im Kreise herum, und wird dem Schwindel ähnlich. Wo die Spannung anhält, ist sie entweder gleichförmig, oder steigt oder fällt; wovon die auffallendsten Beispiele in der Musik. Endlich gehören noch die verschiedenen Gefühle der Kraft und Schwäche hierher (virtuelle Gefühle), die aus dem gesicherten oder bedrohten Gelingen unserer Thätigkeiten hervorgehen, und die zu dem Gegenstande der Thätigkeit in gar keinem Verhältnisse stehen. Wir messen derlei Thätigkeiten nicht sowohl an ihrem eigenen, als vielmehr an unserem Rhythmus, und darum hören wir auf, gleichzeitige Zuschauer eines Geschehens zu sein, das an sich für uns gar keine Bedeutung hat. Ein unterhaltendes Gespräch geht im gewohnten Rhythmus auf und ab, und überschreitet dessen Grenzen nur, um durch seine Rückkehr die Grenzen anzuerkennen und zu bestätigen. Allen diesen Gefühlen der Störung begegnen wir noch einmal, und zwar in ihren höchsten Graden, bei den Affekten. — Unter den fixen Gefühlen wären zunächst die betonten Empfindungen zu nennen, wenn sie wirklich als körperliche Gefühle betrachtet werden dürften. Wie dunkel auch ein einzelner körperlicher Schmerz sei, er wird doch in der Regel von dem Erwachsenen nicht blos als Umstimmung der Gemeinempfindung gefasst, sondern an ein bestimmtes Vorstellungsquale oder doch an die Vorstellung einer bestimmten Stelle des Leibes geknüpft. Aehnlich verhalten sich die ästhetischen Gefühle, die um so reiner den Charakter des Aesthetischen an sich haben, je bestimmter sie sich durch einen objektiven Inhalt zu decken im Stande sind, wovon im nächsten Paragraph das Weitere. Schon die Sehnsucht tritt in dem Grade

aus dem vagen Gefühle heraus, in welchem ihre Erwartung an Bestimmtheit zunimmt (wiewohl hierbei meist arge Täuschungen unterlaufen), und bildet vielleicht die erste Uebergangsstufe zwischen beiden Klassen. Das Gefühl der Wahrscheinlichkeit wird schon mehr oder minder deutlich durch bestimmte Vorstellungen bedingt. Beim Staunen macht sich unläugbar die Qualität dessen geltend, worüber man staunt. Noch bestimmter wird dies bei dem Contraste, bei dem die Glieder einander klar entgegentreten, während die Spannung noch von anderen Vorstellungen und subjektiven Maassstäben abhängt. Je reiner der Contrast von dem Bewusstwerden der kontrastirenden Glieder abhängig gemacht wird, um so näher rückt seine Wirkung dem ästhetischen Gefühle, und geht unter bestimmten Voraussetzungen zuletzt vollends in dieses über. Ganz ähnlich fixirt sich das vage Gefühl der Wahrscheinlichkeit immer reiner in klar vorgestellte Vorstellungskreise, und wird zum Wahrheitsgefühl, das auf das Zusammenstimmen ganz bestimmter Vorstellungsqualitäten bezogen wird; wobei jedoch zu wiederholen ist, dass trübende Einmengungen anderer Vorstellungen sehr häufig sind, und dass, selbst davon abgesehen, das Wahrheitsgefühl nie eine genügende Bürgschaft für die Richtigkeit der objektiven Vorstellungsverbindungen zu leisten vermag (denn das Wahrheitsgefühl ist blos der subjektive Ausdruck der Ueberzeugung §. 101). Auf der Verbindung des Wahrheitsgefühls mit ästhetischen Gefühlen beruhen die sogenannten religiösen Gefühle.

Anmerkung. Die ältere Psychologie, deren Hauptziel häufig eine möglichst feine Schematisirung der Gefühle gewesen ist, bediente sich meistens des Inhaltes als des bequemsten Eintheilungsgrundes. Allein der Inhalt ist gerade nicht das Wesentliche am Gefühle, und bei der Betonung desselben bleibt die ganze reiche Klasse der vagen Gefühle unberücksichtigt, wie es in der That geschehen ist. Den hier durchgeführten Unterschied hob zuerst Herbart scharf hervor (Psych. als Wissensch. II, p. 111 u. Lehrb. zus Psych. §. 98—101.). Unabhängig von Herbart deutete ihn auch Ideler an. (Anthr. für Aerzte. Berl. u. Landsb. 1827. §. 30.) Drobisch nannte die erste Klasse die subjektiven, die zweite die objektiven Gefühle, und combinirte sie mit der Eintheilung in materielle und geistige Gefühle. Emp. Psych. §. 68—73. Waitz bezeichnet die vagen Gefühle als formale, und behandelte diese Eintheilung ausführlich. Lehrb. §. 32—39. Vergl. auch Stiedenroth am a. O. II, p. 32. Auch für die Psychiatrie ist die Unterscheidung vager und fixer Gefühle

von Bedeutung. Das Fixiren des Gefühles verschlimmert die Prognose und zwar in dem Grade, in welchem die Beziehung des Gefühls auf das Ich an Innigkeit zunimmt (s. Griesinger am a. O. §. 153).

§. 125. Die ästhetischen Gefühle.

Die Möglichkeit der ästhetischen Einwirkung beruht auf der Voraussetzung, dass, wo sich ein bestimmter Vorstellungsinhalt im Bewusstsein festsetzt, mit ihm und in ihm auch diejenigen Spannungen und Lösungen gegeben seien, die ihren Grund in ihm allein haben. Diese auf ganz bestimmte Vorstellungsqualitäten bezogenen Gefühle heissen Wohlgefallen und Missfallen, und bezüglich ihrer wird gefordert, sich ihnen „mit Zurückhaltung aller Privatgefühle“ (Kant) hinzugeben. In ihnen deckt sich somit das subjektive Bewusstwerden mit dem qualitativen Vorstellen vollkommen, und bei ihnen ist das Gefühl nur das Bewusstwerden des Verhältnisses zwischen den Vorstellungen der Theile des ästhetischen Gegenstandes. Darum beruht das Aesthetische nur auf der Form im weitesten Sinne. Das Urtheil, welches das Hinzukommen des Wohlgefallens als des Prädikates zu dem Vorstellungsinhalte, als dem Subjekte ausspricht, sagt somit eine Identität aus, und ist daher evident (§. 101.). Die scheinbare Verschiedenheit eines bestimmten ästhetischen Gefühles bei verschiedenen Menschen hat ihren Grund darin, dass entweder zu viel oder zu wenig in die Auffassung aufgenommen wurde; im ersten Falle ist das ästhetische Gefühl kein rein ästhetisches, im zweiten ein einseitig ästhetisches. Hierin liegt zugleich der Unterschied des ästhetischen Gefühles von der betonten Empfindung, in welcher Schmerz und Lust nicht erst zu einem Quale hinzukommt, sondern schon die Empfindung selbst ausmacht. Urtheile, wie das: der Zucker ist süss, sind nur sprachliche, nicht psychologische Urtheile. Darum lässt sich das ästhetische Gefühl zergliedern, wodurch es freilich für die Zergliederung aufhört, Gefühl zu sein, aber eine Erkenntniss der Eigenschaften des wohlgefallenden Gegenstandes gewinnen lässt. Das Schöne lässt sich definiren, und der Schluss vom ästhetischen Gefühle als Gegebenem auf den ästhetischen Gegenstand, als dessen Ursache, ist der Weg, dazu zu gelangen. Absolut Einfaches, heterogene Massen, bunte und regellose Gegensätze vermögen wohl vage Gefühle, aber nie ein Wohlgefallen oder Missfallen zu erzeugen. Der Gegenstand des Schönen und des Hässlichen ist weder quantitativ, noch qualitativ einfach. Durch den

Gegensatz seiner Qualitäten versetzt er den Anschauenden in Spannung; da aber das Schöne diese Spannung lösen soll, so muss das Verhältniss der Vorstellungsqualitäten im angeschauten Bilde der Art sein, dass die Gegensätze eine Ausgleichung finden: die Mannigfaltigkeit muss in gewisser Beziehung zur Einheit werden. Aber diese Lösung muss im Kreise der gegebenen Vorstellungen selbst vor sich gehen; denn jede Lösung durch Einmengung von anders woher würde den ästhetischen Charakter des Gefühles trüben. Die Einheit des Bildes muss eine innere sein. Das Zweckmässige findet seine Lösung erst durch Beziehung auf ein ausser dem Bilde gelegenes Dritte; das Schöne hat den Grund seiner Vereinigung in sich (§. 105.). Das ästhetische Gefühl geht von dem Bilde selbst aus und endigt in ihm. Die Wahl und Anordnung der einzelnen Theile im Bilde muss nach einem bestimmten Verhältnisse von Gleichartigkeit und Gegensatz geschehen, das bald mehr den Eindruck der Mannigfaltigkeit, bald den der Einheit hervortreten lässt. Wie verschieden nun auch der Grad des Zerfallens und des Sammelns sei; so viel zeigt sich nun schon, dass das ästhetische Gefühl zwei Perioden durchmachen werde: die einer Spannung und die einer Lösung. Jedes der verschiedenen ästhetischen Verhältnisse und somit jedes der verschiedenen ästhetischen Gefühle spannt, und löst sich in seiner von den andern verschiedenen Weise. Im Erhabenen misslingt der Versuch, das Bild zur Einheit zu umfassen: seine Theile divergiren, „es thut der Einbildungskraft Gewalt an;“ es zerfällt in der Auffassung. Hierin aber liegt nun eben der Schlüssel zu der Lösung; denn diese Spannung gibt den inneren Beziehungen der Theile Gelegenheit, sich zu entwickeln, und während das Entgegengesetzte sich hemmt und zurückweicht, tritt aus dem Gleichartigen die Erkenntniss des innewohnenden Gesetzes hervor: was im Bilde divergirt, findet seine Vereinigung in der Idee (§. 101). „Die Lust am Erhabenen ist eine indirekte, nämlich so, dass sie durch das Gefühl einer augenblicklichen Hemmung der Lebenskraft und darauf sogleich folgenden desto stärkeren Ergiessung derselben erzeugt wird“ (wie sich Kant an einer berühmten Stelle ausgedrückt hat. Krit. der ästhet. Urth. §. 23.). Im Tragischen führt das Bewusstwerden des unterliegenden Strebens des Helden gegen seine Gegensätze in Mitleid und Furcht hinein, und durch eine

Reinigung dieser beiden Leidenheiten (παθήματα) aus ihnen heraus zur Erkenntniss der sittlichen Macht im Leben, und darum zu einer Erhebung, die nur da fehlen kann, wo in der Auffassung des Bildes die sittlichen Momente desselben fehlten. Das Anmuthige beginnt mit der leichten Spannung eines gelingenden Erfassens, das sich jedoch in seinem Fortgange gefördert und gehoben, gleichsam verklärt findet; die anmuthige Erscheinung wird mit froher Erwartung überflogen, und die Erwartung wird übertroffen: sie suchte ein leichtes Spiel, und fand eine tiefere Bedeutung. Das Komische geht vom Unwillen am Unsinnigen, Ungereimten aus, und endigt in schnell klar gewordene Sinnigkeit; seine Freude ist die Freude an einem gelösten Räthsel. Es verwandelt sich im Komischen keinesweges „Etwas in Nichts;" sondern vielmehr umgekehrt: ihm wird aus Nichts plötzlich Etwas. Ueber den Charakter dieser Gefühle ist längst viel Treffliches gesagt worden; aber hierin fehlte man, dass man sie lieber in ihren grössten und complicirtesten Formen betrachten wollte, als in den elementaren, und in dieser Beziehung (welcher freilich der Gang der neueren Aesthetik wenig entsprach) nicht weit über Kants Geschmackskritik hinauskam. Das reinste Wohlgefallen und Missfallen hätte an der Auffassung gleichzeitiger Töne geprüft werden können (§. 121). An diese würde sich die Anschauung der Farben und Gestalten (§. 86) anreihen; die Verhältnisse der Gedanken sind schon weit complicirter. Dem ästhetischen Gefühle mischen sich, in so fern es das Auffassen eines Bildes voraussetzt, mannigfache vage Gefühle bei, deren einige sich dem Gegenstande des ästhetischen Gefühles unmittelbar anschliessen, und ihn dadurch fördern, dass sie ihm einen gewissen subjektiven Reiz beigesellen wie der Rhythmus und die Symmetrie; während andere dem Charakter des ästhetischen Gefühles gefährlich werden können, indem sie die Bewegung der Vorstellungen aus dem Kreise des ästhetischen Bildes heraus in andere Vorstellungsmassen (wohl gar in sinnliche Begierden) fortpflanzen: das Interessante, Pikante (in der Musik die materielle Seite des Tones). Analog zu den ästhetischen Gefühlen sind die moralischen zu nehmen.

§. 126. Die sympathetischen Gefühle.

Für das Zusammenleben der Menschen sind die sympathetischen Gefühle von besonderer Wichtigkeit. Vor Allem bemerke

man, dass man sich ein fremdes Gefühl nur dadurch vorstellen könne, dass man es nachahmt. Was man die Vorstellung des fremden Gefühles nennt, ist ein eigenes Gefühl, welches als mehr oder weniger gelungene Copie das Fremde wiederholt, und daher das Vorhandensein jener Vorstellungen in mir voraussetzt, auf welchen es bei dem Anderen beruht. Das wäre jene einfachste Form sympathetischer Gefühle, die wohl nur bei Kindern und kindlich gesinnten Menschen vorkommt, und bei der die Gefühle in einander überfliessen, weil die Vorstellungen in einander überfliessen (§. 111.). Aber indem mit dem hervortretenden Vorstellen des Ich die Scheidung des Eigenen und Fremden an Schärfe gewinnt (§. 112), wird auch mein nachahmendes Gefühl als die blosse Abspiegelung eines fremden Gefühles erkannt, und aus dem Ich herausgewiesen: Zurückstossung des fremden Gefühls. Doch dies gelingt nicht so ohne Weiteres; denn das Gefühl hat sich bereits aus seiner ursprünglichen objektiven Vorstellungsmasse heraus in die homogenen Kreise meines Ich fortgepflanzt: ich fühle mich ergriffen neben dem fremden Gefühle, und ein leiseres oder lauteres Wir klingt an (§. 114.). Ob nun diese Veränderung als Vermehrung oder Verminderung der Spannung erscheint, hängt von dem Verhältnisse ab, in das sich die angeregten Vorstellungen, durch welche das fremde Gefühl gedacht wird, zu meinem Vorstellungsganzen versetzen. Durch diese Rückwirkung verliert das Gefühl seinen ursprünglichen Ton an sich, und bekommt einen subjektiven, d. h. das fremde Gefühl wird mein im eigentlichen Sinne, und dabei kann dessen Ton derselbe geblieben sein, oder in den entgegengesetzten umgeschlagen haben. Im ersten Falle erkennen wir uns passiv: das fremde Gefühl ist in mich übergegangen, und das sind die eigentlichen sympathetischen Gefühle des Mitleides und der Mitfreude; im zweiten reagirt das Ich gegen das fremde Gefühl, und geräth in eine Bewegung, die das letztere zum Angriffspunkte hat, denn das fremde Gefühl regt in mir Vorstellungen auf, welche entweder durch die fremde Unlust von ihrem Drucke befreit — Schadenfreude, oder durch die fremde Lust in vermehrte Spannung versetzt werden — Neid. In den sympathetischen Gefühlen ist das Gefühl erst überhaupt als ein Gefühl schlechtweg da, dann als dein Gefühl, und wird zuletzt mein und durch diese Zustimmung unser Gefühl. Die antipathetischen Gefühle haben ei-

nen Zug von Energie, die sympathetischen von Schwachheit an sich. Fremder Schmerz wird von dem Naturmenschen mit einem Gemische von Mitleid und Schadenfreude, fremde Lust weit öfter mit Neid als mit Mitfreude betrachtet (denn der Mangel des eigenen Genusses wird leicht zur Vermehrung des Druckes). Ueberhaupt ist Neid als anhaltende Beklemmung das stärkste der genannten Gefühle. Neid bohrt sich ein, Schadenfreude überwallt. Im sympathetischen Gefühle klingt ein eigenes Gefühl mit dem fremden zusammen, die zwischen beiden auf und abgehende Vergleichung bestätigt den einen Zustand durch den andern, und diese Bestätigung führt zu dem Zuge leiser Lust, der dem Mitleid so eigentümlich ist, wobei noch das Bewusstwerden hinzukommt, sich von dem blos vorgestellten, nicht wirklichen, also nachgiebigen Druck leicht befreien zu können (§. 122). Im antipathetischen Gefühle hingegen stören sich die Gefühlswahrnehmungen gegenseitig, und erhöhen die Spannung, und im natürlichen Zustande ist darum auch die Schadenfreude keine reine Freude. Demgemäss sind die Gefühle dieser Gruppe gemischte Gefühle mit Ausnahme der Mitfreude und des Neides (und wo der Egoismus sich regt, trübt sich auch die erstere). Die Wirkungen gleichtöniger Gefühle addiren sich also keineswegs, sonst wäre das Mitleid ungemein peinlich; sondern es mischt sich im Verlaufe des Gefühles dem eigenen Gefühle noch ein anderes auf Vergleichung beruhendes Moment bei. Hieraus wird leicht die Rückwirkung meines sympathetischen oder antipathetischen Gefühles auf den Gemüthszustand des Anderen erklärt, (was Schmidt Mit- und Widergefühle zweiter Potenz genannt hat). Mitleid und Mitfreude gefunden zu haben, wirkt tröstlich, denn es fördert meine Stimmung (s. Aeschylus, *Prometh. v.* 629. *ed. Bothe.*). Schadenfreude verdoppelt den eigenen Schmerz. Der Beneidete fühlt zwar auch seine Gemüthslage durch die fremde Unlust gestört, aber diese Störung wird in der Regel schnell und leicht überwunden, und kann darum sogar noch die eigene Lust fördern, und man ist am Ende auch in diesem Sinne lieber beneidet, als bemitleidet. Für das Entstehen der sympathetischen und antipathetischen Gefühle ist also der dem Wahrnehmen des fremden Gefühles entgegengebrachte eigene Gemüthszustand von grosser Wichtigkeit. Hierbei kann nun in mir als dem Träger des Mit- oder Widergefühls auf

dreifache Weise Lust entstehen: erstens, das fremde Gefühl fördert meinen vorhandenen Gemüthszustand, zweitens, mein eigenes, aus dem fremden entstandene Gefühl, stimmt mit meinem Gemüthszustande zusammen, drittens, meine aus dem Gefühl hervorgegangene Handlung fördert meinen Gemüthszustand, und bei dem Objekte der Mit- und Widergefühle wirkt wieder die Wahrnehmung des sympathetischen oder antipathetischen Gefühls zurück auf den eigenen Gemüthszustand. Der Glückliche und Heitere fühlt sich verstärkt durch die eigene und fremde Mitfreude, aber auch die eigene Schadenfreude, wie durch den fremden Neid, und freut sich endlich noch der praktischen Bethätigung seines Mitleids. Dem Unglücklichen und Trübsinnigen stimmt eigenes und fremdes Mitleid zu; aber er ist nicht minder zum Neide geneigt (s. die schöne Stelle bei Aeschylus, *Agam.* 783—787), fühlt sich durch fremden Neid gewaltig erleichtert, und kommt leicht über seine eigene Thätigkeit zur Schadenfreude. — Die Gefühle dieser Klasse sind ursprünglich vag, wie sich bei den Kindern wohl erkennen lässt; sie wickeln sich anfangs mit einem objektiven, später mit einem subjektiven Rhythmus ab, und werden immer allgemeiner und reiner in bestimmte Vorstellungskreise fixirt. Das Zusammenstimmen meines Gefühls mit dem des Andern stellt sich wie ein objektives Verhältniss heraus, und die Erkenntniss dieses Verhältnisses ist von einem Wohlgefallen unzertrennlich: an das Ende der Entwicklung stellt sich ein ästhetisches Urtheil. Das blosse Haben sympathetischer Gefühle ist ästhetisch gleichgültig; aber durch ihre Umwandlung in Wohlwollen werden sie ein Gegenstand der Moralphilosophie. Daraus entspringt die pädagogische Bedeutung dieser Gefühle, insbesonders, wenn es gilt, die Herbheit des Ich zu mildern (§. 113.) — Sympathetische Gefühle entstehen am Leichtesten da, wo die Vorstellungskreise beider Individuen in höherem Grade homogen sind [s. Aristoteles, *Rhet. II*, 8 §. 13.]: die Mutter mit dem Kinde (§. 114), Mütter, Stammes- und Familien-Genossen, Kranke unter sich. Einfachere gleichmässige Kulturverhältnisse sind allgemeinen sympathetischen Gefühlen günstig (die amerikanischen *backwoodmen*); höhere Kulturgrade begründen ganz neue Richtungen des Mitgefühls. Wer das nicht selbst erlebt hat, kann es nicht mitfühlen, ist eine gemeine richtige Redensart. Ja, man hat von dem Mitgefühl behauptet, dass es

bis zu einer gewissen Aehnlichkeit der äusseren Physiognomien führe. Greise, die sich noch die volle Empfänglichkeit erhalten haben, sind zu sympathetischen Gefühlen besonders geneigt, wie Aristoteles sich ausdrückt: *καὶ διὰ τὸ φρονεῖν καὶ δι᾿ ἐμπειρίαν.* Der in Familienkreisen Stehende hat sympathetische Gefühle von weiterem Umfange als der isolirt Lebende. Hingegen hebt Heterogenität der Vorstellungskreise leicht das Mitgefühl auf: der Sklavenhändler und der Neger, der Einheimische und der Fremde, der Soldat und der Landmann. Wer sich für ganz verloren hält, oder wer sich im Uebermaasse des Glückes den menschlichen Verhältnissen entrückt wähnt, hat eben so wenig sympathetische Gefühle, als jener, der sich unter verdammungswürdigen Menschen allein als rein und bevorzugt anerkennt. (S. Aristoteles am a. O. §. 7.) Der Mensch bemitleidet, wie Aristoteles bemerkt, an Anderen, was er für sich selbst befürchtet. Der Mensch sympathisirt mit dem Thiere, soweit er dessen Gedankenkreis begreift, und Lessing erklärte aus diesem geringeren Mitgefühl zum Theil den Nutzen der Thiercharaktere in der Fabel. Thiere sympathisiren unter einander, so weit sie sich wechselseitig verstehen. Ueberhaupt ist das Sympathisiren blos an die Fiktion eines fremden Gefühles gebunden; daher auch mit Pflanzen, fingirten Persönlichkeiten, ja, mit künftigen Gefühlen eines Andern sympathisirt werden kann (man kann mit der gegenwärtigen Freude des Andern Mitleid haben). Das schönste Beispiel naturgemässer Sympathie geben uns aber ohne Zweifel die Griechen, hervorgegangen aus der Gleichförmigkeit ihres nationalen Gedankenkreises; ihre tragischen Dichter sind eine Fundgrube des detaillirten Studiums dieser Gefühle. (Bei Aeschylus kommt es bis zu einem Selbstbedauern über das aufgenöthigte Mitleid, und charakteristisch sagt Oedip: *ἔξοιδ᾿ ἀνὴρ ὤν, χὤτι τῆς ἐς αὔριον οὐδὲν πλέον μοι σοῦ μέτεστιν ἡμέρας. Col.* 566. 67. S. auch *Aiax*, 121—127.)

Anmerkung. Neid hört auf, wenn der Beneidete besonders hoch steigt. Mitleid ist, wo sich der Egoismus bereits gebildet, häufiger als Mitfreude, Neid häufiger als Schadenfreude. Letztere geht leichter in Mitleid über als Neid in Mitfreude. Der uns an sich gleichgültige Glückliche wird in der Regel beneidet, der Unglückliche aber bemitleidet. Um grosse Männer theilen sich die Zeitgenossen in sympathetische und antipathetische Gefühle; die Zukunft erst urtheilt richtig (s. Schmidt, Ueber das Mitgefühl. Rost. 1837.). — Berühmte Stellen finden sich in Aristoteles *Rhet. II*, 8 und in Spi-

nozas *Ethica lib.* 3 u. 4. Monographien von Smith, Cassina, Weber, Schmidt. (Vergl. auch Drobisch, Emp. Psych. §. 77 u. 78. Fr. A. Carus am a. O. I, p. 420. Domrich am a. O. p. 218 — 221.)

§. 127. Der Affekt.

Der Name Affekt und noch mehr die Bezeichnung desselben als Gemüthsbewegung, Gemüthserschütterung (Seelenkrampf nach Feuchtersleben, Herzenszug im Holländischen) deutet auf eine heftigere Bewegung von Vorstellungsmassen hin, und setzt den Affekt der Gemüthsruhe entgegen. Die Gemüthsruhe ist offenbar jener Zustand, in dem sich alle Vorstellungen ihrem Gleichgewichte bedeutend genähert haben, d. h., sich auf jenen Klarheitsgraden befinden, die ihren wechselseitigen Hemmungen und Verschmelzungen angemessen sind. Dieses Verhältniss ist das den Vorstellungen entsprechende, zu dem sie immer wieder und zwar mit um so grösserer Energie zurückstreben, je weiter von ihm entfernt die eben aufgedrungene Stellung ist (§. 56). Jede Abweichung von demselben ist etwas Gewaltsames, und gibt sich dem Bewusstsein als Störung der vorhandenen Gemüthsruhe kund. Hiermit ist der Begriff des Affektes als einer bedeutenderen Abweichung schon beruhigter Vorstellungen von dem Gleichgewichtszustand gegeben. Die Nöthigung zu dieser Abweichung kann nun offenbar nur wieder in den Vorstellungen und zwar in dem Gegensatze neu eintretender Vorstellungen zu den vorhandenen liegen. Dabei sind verschiedene Fälle möglich: Entweder, die neuen Vorstellungen zwingen sämmtliche ältere zu einem Herabsinken unter ihre Gleichgewichtslinie (indem gewaltige neue Eindrücke den ganzen angetroffenen Gemüthszustand zum Weichen bringen, wie etwa in den höchsten Graden des sprachlosen Erstaunens), und setzen sich an deren Stelle, wobei wieder die neuen Vorstellungen selbst entweder stärkere und klare Vorstellungsmassen, oder dunkle, aber zahlreiche Vorstellungsinbegriffe sind (letzteres z. B. beim Schreck oder der ungewissen Furcht). Oder: die neuen Vorstellungen drücken nur einen Theil der vorgefundenen, den Vorstellungs- und Gedankenkreis der Gegenwart bildenden Vorstellungen herab, und verbinden mit dem Herabdrücken des einen Theiles das gewaltsame Heben eines anderen (allenfalls durch Reproduktionen verstärkten) Theiles, und wirken dann wie unbestimmt oder bestimmt emportreibende

Kräfte (z. B. im Erzürnen). In dem zweiten Falle wird die eine Partie unter ihre Gleichgewichtslage herabgedrückt, und strebt nun diesem Drucke entgegen; während die andere zwar ihrer Erhebung keinen unmittelbaren Widerstand entgegensetzt, aber in dem Maasse ihres Steigens mit zuvor beruhigten Gegensätzen unverträglich wird. So sehen wir Affekte am Häufigsten aus schonungslos gestörten Gewohnheiten, aus getäuschten Erwartungen und aus in ihrer Entfaltung plötzlich stark geförderten oder gehemmten Begierden hervorbrechen, wie Aristoteles bezüglich des Zornes so trefflich gezeigt hat (*Rhet. II*, 2, §. 10 u. 11), und es ist leicht einzusehen, dass weder der Qualität nach absolut Neues, noch absolut Altes Affekte zu erregen im Stande sei. (Aristoteles bemerkt in dieser Beziehung, dass die Menschen einer bestimmten Gefahr gegenüber dann unerschrocken, ἀπαθεῖς, bleiben, wenn sie entweder Aehnliches noch gar nie, oder bereits schon so häufig erlitten haben, dass ihnen die Mittel des Entrinnens wohl geläufig geworden sind. *Rhet. II*, 5. §. 18.) — Zerlegen wir nun die Beziehungen dieses Phänomens auf das Bewusstsein, so fallen dieselben unter zwei Gesichtspunkte. In objektiver Richtung hin entsteht ein Bewusstwerden des veränderten Klarheitsgrades unter den vorhandenen Vorstellungen, und zwar in dem ersten Falle einer allgemeinen Verdunklung, im zweiten ausser dem einer theilweisen Verdunklung noch eines einseitigen Hervortretens gewisser Vorstellungen zu ungewöhnlichen Klarheitsstufen. Dazu kommt noch, dass diese Veränderung als eine Veränderung am Alten, Ruhenden, bereits Vereinigten gefasst, und dass der Wechsel an Klarheit mit besonderer Geschwindigkeit vor sich gehend erkannt wird. Diese Umstände gaben Gelegenheit, bereits §. 57 des Affektes zu erwähnen. In subjektiver Beziehung stört der Affekt einen vorhandenen Gemüthszustand, und dieser Störung der Spannung wird man sich durch ein Gefühl bewusst. Die sinkenden Vorstellungsmassen vermehren durch das Sinken ihre Spannung, und dasselbe gilt im zweiten Falle von den das Steigen hindernden in neue Wirksamkeit gerathenen Gegensätzen, und somit entstehen Gefühle der Unlust. Aber im zweiten Falle wird die gehobene Vorstellungmasse frei, sie wird gegen ihre Gegensätze siegreich gehoben, von dem früheren Drucke erlöst, und ist somit der Sitz eines Lustgefühls. So werden die Affekte entweder zu Quellen reiner Unlust, oder einer mit

Unlust ringenden Lust, und dieses freudige Hingeben an die Rücksichtslosigkeit eines hervorbrechenden Gedankens, aber getrübt durch eine innere Beklommenheit, lässt sich in vielen Affekten und in den Stadien desselben Affektes wohl beobachten. Das ausbrechende Rachegefühl gibt dem Zorne einen Zug von Wollust, und Homer nannte desshalb den Zorn süsser als Honig. (Aristoteles am a. O. §. 2.) — Die nahe Beziehung des Affektes zum Gefühle führte zu der in der älteren Psychologie sehr verbreiteten Definition desselben als „besonders starkes Gefühl" (Scheidler, Schulze, Ennemoser u. A.). Allein erstlich kann ein Gefühl sehr stark sein, ohne Affekt zu werden, denn nicht jede selbst bedeutendere Störung eines Gemüthszustandes hat schon den Charakter der Gemüthsbewegung an sich. Es kann nämlich die gegenwärtige Spannung weit über das normale Maass erhöht sein, oder der Lebensrhythmus weit über dasselbe verzögert werden; aber bei aller Intensität der Unlust kann die Spannung eine ruhende bleiben, und darum vom Affekte entfernt sein. Das gewissermassen elastische Widerstreben der über das Maass gedrückten älteren Vorstellungen, das den Affekt ausmacht, kann dem Gefühle gänzlich fehlen. Im Affekte bekommt die Spannung ihre bestimmte Richtung, denn im Affekte bekämpft sich Altes und Neues, der Affekt hat seinen Angriffspunkt, den selbst das stärkste Gefühl der Beklommenheit nicht zu haben braucht. Die blosse Störung wird nicht nothwendig als Störung eines Bestehenden gefasst, denn nicht immer widerstrebt ihr ein schon fertiges Bestehende. Dem passiven Gefühle gegenüber hat der Affekt schon mehr das Aktive der Begierde. Das Denken, das weite Begriffsgewebe zu umfassen, oder drängende Begriffsreihen in einem Gliede festzuhalten genöthigt ist, stört gewiss das normale Maass, aber es ist noch — ohne Weiteres — keine Gemüthsbewegung; es kann mich beklemmen, braucht mich aber weder muthlos, noch übermütig zu machen, wie der Affekt; es strengt an, bringt mich aber nicht aus der Fassung. Zweitens ist der Affekt durchaus kein Gefühl, wenn er auch immer von Gefühlen begleitet ist, und selbst oft Gefühle begleitet. Das Gefühl kann fortdauern, und bricht dabei nur in einzelnen Momenten als Affekt los. Die edelsten Gefühle, wie die Lust an der Wahrheit, die Freude am Vaterlande, können ruhende Stimmungen sein, und werden nur Affekte, wenn das Gleichgewicht der Vorstellungen, in denen sie

ruhen, heftig gestört wird. Das tiefste Gefühl verschmäht häufig den Affekt, und die auflodernde Bewegung des Affektes verdächtigt nicht selten die Tiefe des Gefühls. Aesthetische und moralische Gefühle haben ihre Eigentümlichkeit, nämlich die Ruhe und Klarheit, eingebüsst, wenn sie Affekte geworden sind, und wer sich an das Getümmel der Affekte gewöhnt hat, verliert das Gehör für die leisere Stimme feiner Gefühle. „Der Affekt macht das Gefühl platt", sagte Herbart. — Der Affekt ist seinem Begriffe nach vorübergehend. Bildung verhütet Affekte, weil sie die Verschmelzungsbanden fester knüpft (§. 55). In jedem Affekte macht sich der Reiz der Neuheit geltend (§. 57); auch in allen diesen Beziehungen kann der Affekt dem Gefühle entgegengesetzt gedacht werden: das Gefühl kann beharren, kann als Stimmung aus der Bildung hervorgegangen sein, hat seinen Sitz vielleicht ausschliesslich in sehr alten Vorstellungsmassen. In jedem Affekte liegt ein freilich höchst unregelmässiges Oscilliren; denn es wechseln Momente des Stillstandes, welche Momente der höchsten Spannung sind, mit Nachlassungen und neuen Ausbrüchen. Die Unlust hat in den Phasen des Affektes mannigfache Grade, und wo ihr Lust beigemischt ist, treten beide höchst verschiedentlich hervor. Der Affekt unterdrückt momentan das Ich und bringt mich „ausser mich", denn in ihm unterliegt — freilich in verschiedenem Umfange — das Alte dem Neuen, und der Affekt findet sein Ende, sobald die völlige Entfaltung des Ich Zeit und Platz gefunden hat. — Man unterscheidet gewöhnlich zwei Klassen von Affekten. Die Störung der Gemüthsruhe nämlich kann entweder in einer zu hohen oder zu niedrigen Stellung jener Vorstellungen bestehen, deren Klarheit unser Bewusstsein während der Gemüthsruhe bestimmte. Im Zorne hat sich eine Vorstellungsmasse zu hoch über die andern erhoben, und beherrscht von da aus momentan das Bewusstsein; in der Furcht finden wir den Inhalt des Bewusstseins verarmt, keine Vorstellung will halten und klar werden, und was die Vorstellungen niederdrückt, entzieht sich selbst dem klaren Bewusstwerden. Bezeichnend nannte Drobisch die einen Affekte der Ueberfüllung, die anderen der Entleerung, und bahnte eingehenderen Untersuchungen den Weg durch die weitere Unterscheidung des Grundes der Ueberfüllung oder Entleerung (Emp. Psych. §. 83—86). Kant gab in seiner markirten Bezeichnungsweise den einen den Namen der

sthenischen, den andern der asthenischen; Carus sprach von rüstigen (entbindenden) und schmelzenden (beschränkenden) Affekten. Aber zwei Bemerkungen sind dabei nicht ausser Auge zu lassen: erstlich dass auch in den überfüllenden Affekten mit der Entbindung einer Masse die Bindung anderer verbunden sei, und zweitens dass die Eintheilung nicht sowohl die Affekte, als die Stadien Eines Affektes treffe: der Zorn steigt von Ueberfüllung zur Entleerung und von dieser zu jener zurück (wodurch das oben von dem Oscilliren des Affektes Gesagte klar wird; s. auch Lotze am a. O. 440). Dem Ursprunge nach spricht man wohl auch von sinnlichen und intellektuellen Affekten, je nachdem die treibenden Kräfte, welche das Gleichgewicht stören, Empfindungen oder Reproduktionen sind. — Von grosser Wichtigkeit ist für den Affekt das somatische Moment, das als consekutives Merkmal bereits in dessen Definition enthalten ist. In psychologischer Beziehung sind hier drei Punkte festzuhalten. Erstens bestimmt der körperliche Einfluss in mannigfacher Weise das Entstehen und die Beschaffenheit der Affekte, wie oben bemerkt wurde. Affekte hängen sowohl von den bleibenden Dispositionen, wie von den momentanen Aufregungen des Leibes ab. Mut setzt in der Regel körperliches Wohlbefinden voraus; eine gebückte Stellung macht beklommen; wer bequem liegt, geräth schwerer in Affekte, als wer hastig auf- und abgeht. „Die Hand, welche die Runzeln der Stirne glättet, beschwichtigt auch den Verdruss, der sich durch sie aussprach.“ (Lotze.) Das Podagra steht von Alters her im Rufe der Zornmütigkeit. Zweitens: die körperliche Rückwirkung verstärkt den Affekt. Denn es mischen sich in die Bewegungen des Affektes selbst die vom Organismus aus modificirte Gemeinempfindung und wohl auch einzelne bestimmte Empfindungen, wobei es bekanntlich bis zu Sinnestäuschungen kommen kann. In diesem Eingreifen der organischen Resonanz liegt die Schwierigkeit, sich aus dem einmal losgelassenen Affekt wieder herauszufinden. Drittens: die somatische Erregung bestimmt die Dauer des Affektes; die meisten Affekte würden sich wohl viel schneller abkühlen, wenn sie rein psychische Bewegungen geblieben wären. In allen diesen Beziehungen geniessen Kants Bemerkungen (Anthr. §. 72 u. f.) verdiente Berühmtheit.

Anmerkung. Die physiologische und pathologische Wirkung der Affekte hat von jeher die ärztliche Aufmerksamkeit auf sich ge-

zogen. Keine der körperlichen Wirkungen ist blos den Affekten eigentümlich: Lachen, Weinen, Erzittern, Erröthen, convulsivische Bewegungen kommen auch in Folge physischer Reizungen vor. Gleichwohl vermag der Affekt noch in Gliedern Bewegungen hervorzubringen, die dem Impulse der Willkühr bereits entzogen sind. (s. §. 38.) Im Allgemeinen stehen einander in dieser Beziehung zwei Ansichten gegenüber: jeder Affekt wirkt spezifisch auf einen bestimmten Theil des Leibes, „symbolisirt sich in ihm", oder die spezifische Wirkung ist nur scheinbar, jeder Affekt regt den ganzen Organismus an, und findet in den einzelnen Theilen nur einen mehr oder weniger zufälligen Ausdruck. Beide Ansichten können sich auf die Erfahrung und auf die relative Unbegreiflichkeit des Zusammenhangs zwischen einer bestimmten psychischen Erregung und der Funktion eines bestimmten Nerven oder einer Nervengruppe mit gleichem Rechte berufen. Der Streit ist für die Psychologie nur in sofern von Interesse, als er sich bis in ihr Gebiet fortgepflanzt hat, und wir finden ihn selbst innerhalb der Hegel'schen Schule ausgesprochen. (Rosenkranz am a. O. p. 106 und Michelet am a. O. p. 223.) Man vergleiche weiter: Lotze am a. O. 442—448. Domrich am a. O. p. 202. Fr. A. Carus am a. O. I, p. 438. Die hier entwickelten Ansichten vergl. mit Herbart, Psychol. als Wissenschaft. §. 106. Lehrbuch zur Psych. §. 104. Kleinere phil. Schr. II, p. 338 u. 563. Drobisch am a. O. §. 79—81. Schilling §. 60 und Stiedenroth am a. O. II, p. 150. — Affekte sind im Allgemeinen der Seelengesundheit minder gefährlich, als es bei der Heftigkeit des körperlichen Impulses zu erwarten stünde, was man bisweilen (Hagen) zu einem Einwurf gegen das Princip der Somatiker benutzt hat. Der bedrohendste Affekt soll in dieser Beziehung der Schrecken sein, Esquirol will unter 315 Irren bei 36 Schrecken als ursachliches Moment gefunden haben, und stellt auch für diese die Prognose besonders ungünstig. Neuere Psychiatriker haben beides bezweifelt. Viele treffliche und wohl zu berücksichtigende Bemerkungen über die Natur der einzelnen Affekte enthält das zweite Buch der Aristotelischen Rhetorik.

Neunter Abschnitt.

Von der Begierde.

§. 128. Die objektiv-subjektiven Seelenzustände.

Das Gefühl ist eine Spannung, und als solche ein ruhender Zustand. Um nun aus diesem ruhenden Eingeklemmtsein des Gefühles herauszukommen, versuchen wir es, die Spannung als be-

wegt zu setzen. Der einfachste Gedanke besteht nun darin, Gefühle so aufeinander folgen zu lassen, dass sie eine Reihe von verschiedenen Spannungsgraden durchlaufen. Wird aber diese Annahme schon zu dem Bewusstwerden einer Bewegung der Spannung genügen, und zwar in der Art, wie die Zu- oder Abnahme der Klarheitsgrade schon die Bewegung der Vorstellung constituirt (§. 54)? Diese Frage muss verneint werden; denn eine Zu- oder Abnahme intensiver Zustände erscheint nur dann als Bewegung, wenn die Zustände auf ein bestimmtes Quale bezogen werden, dessen Zustände sie in abgestuften Stärkegraden bilden. Das ist nun wohl bei den Klarheitsgraden einer Vorstellung der Fall, aber keineswegs bei den Spannungsgraden des Bewusstseins. Denn diese letzteren füllen das ganze Bewusstsein (§. 123), und für die Zustände des Bewusstseins als solche gibt es kein Bewusstsein. Der Psycholog bezieht wohl die Spannungsgrade auf das Bewusstsein, er denkt sie als dessen Zustände; das Bewusstsein selbst aber bezieht den vorhandenen Spannungsgrad nicht erst wieder auf ein Bewusstsein, sondern es hat einfach diesen oder jenen Spannungsgrad, über welchen hinaus dann nichts mehr liegt. Ich bin mir nicht des Bewusstseins mit dieser oder jener Spannung, sondern der Spannung selbst bewusst. Folglich ist in der blossen Zu- oder Abnahme der Spannungsgrade kein Bewusstwerden einer Bewegung enthalten; sondern es folgen blos höhere oder geringere Spannungen auf einander. Wird von einem Vorstellungskreise der Druck weggenommen, so hat sich nicht die Spannung aus dem frühern Grade in den spätern hinein bewegt; sondern sie ist einfach ein andere, und zwar eine geringere geworden: das Bewusstsein ist weder gestiegen, noch gefallen, wie die Vorstellungen desselben gestiegen oder gefallen sind. Soll also von einer Bewegung der Spannung die Rede sein, so kann das nur mit Beziehung auf eine bestimmte Vorstellung oder Vorstellungsmasse geschehen: die Zu- oder Abnahme der Spannung darf nicht über das ganze Bewusstsein ausgeschüttet gedacht werden, sondern sie muss von einer Vorstellung ausgehen, oder auf eine solche gerichtet sein. Wir haben also für das Bewusstwerden des Wechsels der Spannungsgrade als einer Bewegung eine doppelte Bedingung vor uns: eine Veränderung im Vorstellen einer bestimmten Vorstellung, also was wir eine Bewegung dieser Vorstellung nannten, und was ein objektiver Vorgang

ist, und ein Zu- oder Abnehmen des Spannungsgrades, was wieder weiterhin voraussetzt, dass die Bewegung auf Hindernisse gestossen sei. Die subjektive Bewegung setzt also eine objektive voraus; die objektive aber macht für sich noch nicht die subjektive aus, und das blosse Zu- oder Abnehmen der Spannung genügt eben so wenig, als das blosse Steigen oder Fallen der Vorstellung. Halten wir nun diese beiden Voraussetzungen zusammen, so fordert die erste eine Bewegung, welche die zweite gewissermassen negirt: die Vorstellung sollte steigen oder sinken; sie vermag es aber nicht. Die wirkliche Bewegung ist entweder ganz oder doch in der angemessenen Weise unmöglich: die Vorstellung hat also nur die Tendenz zu der entsprechenden Bewegung, und diese Tendenz nennen wir das Streben derselben. Die Vorstellung strebt zur Bewegung, und insofern diese Bewegung ein Steigen ist, sagen wir: sie strebt an. Eine Tendenz zum Sinken kann die Vorstellung an sich nie haben; sondern sie sinkt nur, weil die Gegensätze sie dazu nöthigen, und setzt dabei diesen einen Widerstand entgegen. Insofern aber nun dieser Widerstand der Nöthigung zum Sinken widersteht, streben die Gegensätze gegen die Vorstellung an, und insofern widerstrebt sie ihnen. — Das Gesagte lässt uns sogleich erkennen, dass wir es hier mit jenem Phänomen zu thun haben, das §. 119 als objektiv-subjektives mit dem Namen der „Begierde“ bezeichnet wurde. Von den drei dort beibehaltenen Fällen schliesst sich jener der feststehenden Vorstellung für die gegenwärtige Betrachtung sogleich aus; denn diesem Falle geht jede bestimmte Bewegungstendenz ab, und die Vorstellung hat keine, oder, was dasselbe ist, zwei entgegengesetzte sich paralysirende Bewegungstendenzen an sich. In den beiden anderen Fällen begegnen wir bestimmten Tendenzen zum Steigen oder zum Sinken der Vorstellung, welche, indem sie zu wirklichen Bewegungen führen, den Spannungsgrad abändern. In dem einen Falle findet die Vorstellung A Hülfen, durch die sie emporgehoben würde, wenn ihr nicht der Gegensatz entgegenstünde. Denken wir nun jene successiv, wie in aufeinander folgenden Impulsen auf A wirkend, und dieses seinerseits festgehalten (etwa durch stets erneuerte Empfindungen, welche die Vorstellungen des Gegensatzes nicht unter den bestimmten Klarheitsgrad sinken lassen), so sammeln sich in A allmälig immer mehr einzelne Kräfte, deren jede A emportreibt, und doch steigt A gar nicht, oder nicht entspre-

chender Weise: *A* strebt gegen den Gegensatz an, und dieser widerstrebt. In dem andern Falle vermehren sich die Gegensätze des *A*, und *A* wird seinerseits festgehalten: jene streben an, *A* widerstrebt. In beiden Fällen wächst die Spannung mit dem An- und Widerstreben, und in beiden ruht das objektive Bewusstwerden einseitig auf der Qualität des *A*; denn *A* ist die Eine Vorstellung (oder Vorstellungsmasse), der gegenüber die anderen nur als dunkler Gesammteindruck wirken, innerhalb dessen die wechselseitigen Gegensatzgrade nichts Einzelnes klar vortreten lassen. *A* ist das Störende und Spannende: von ihm aus oder zu ihm hin geht die Spannung. Aendert sich nun die Klarheit des *A* in der entsprechenden Richtung, d. h., wird aus der Bewegungstendenz eine wirkliche Bewegung (was offenbar nur möglich ist, wenn entweder beim Anstreben der Gegensatz oder beim Widerstreben die Vorstellung nicht mehr festgehalten wird), so liegt hierin die Lösung der Spannung, und wie von der Tendenz des *A* die Spannung, so geht von der Bewegung des *A* die Lösung aus. In dem einen Fall ist die Spannung mit der vollen Klarheit und unumschränkten Herrschaft des *A*, im andern mit dessen Verdunklung gelöst. Man sieht hier leicht, wie in dem Vorgange der Begierde das objektive mit dem subjektiven Bewusstwerden zu einem Akt sich durchdringen. Das Gefühl ist Spannung, die Begierde ist (wirkliche oder angestrebte) Bewegung; das Gefühl ist ursprünglich zerflossen, die Begierde hat gleich von Vornherein ihren Angriffspunkt und ihre Richtung; das Gefühl ist stumpf und breit, die Begierde spitzt sich zu; das Gefühl ist das Eingeklemmtsein der Vorstellungen, die Begierde deren Streben. Jeder Moment im Verlaufe der Begierde ist durch ein Gefühl bezeichnet, weil es hier erlaubt ist, sich die Bewegung in ein Continuum ruhender Momente zerlegt zu denken.

Anmerkung. Aus der Verbindung der beiden Fälle des Paragraphen ergibt sich ein complicirter dritter, in welchem man sich sowohl *A*, als auch dessen Gegensatz anstrebend und daher auch einander widerstrebend annimmt, und der in der Folge besprochen werden wird.

§. 129. Begriff und Bedingungen der Begierde.

Der vorige Paragraph enthält die Grundzüge der Theorie der Begierde (im weiteren Sinne). Um diesen Begriff analytisch zu entwickeln, gehe man von folgenden zwei Bemerkungen aus. Er-

stens: der Gegenstand des Begehrens sind nur Vorstellungen. Zwar scheint nach der gewöhnlichen Redeweise die Begierde auf die äusseren Gegenstände selbst gerichtet zu sein, und sich nur an ihnen selbst zu befriedigen; allein man überzeugt sich bald von der Ungenauigkeit dieses Ausdruckes, wenn man sich besinnt, dass die äusseren Gegenstände stets der Seele fremd bleiben, dass sie es mit ihnen nirgends zu thun hat, und dass also die Befriedigung, welche das Aussending in die Seele einführen wollte, eine Absurdität wäre. Kein Seelenzustand vermag das Bereich der Seele zu überschreiten, und in die Gegenstände der Welt selbst hineinzugreifen. Nicht Brod wird von dem Hungernden begehrt, sondern nur die Empfindung der Sättigung durch das Brod. (Vergl. Drobisch, Emp. Psych. §. 87 und Scheidler am a. O. §. 84.) Zweitens: man begehrt nur Künftiges, denn jede Begierde will etwas herbeiführen, was noch nicht da ist; in jeder Begierde liegt eine Unzufriedenheit mit dem Gegenwärtigen und ein Drang, darüber hinaus zu gehen. Somit geht die Begierde dahin, eine Vorstellung (oder Vorstellungsmasse) aus ihrem gegenwärtigen unangemessenen Zustande in einen anderen zu versetzen. Der erste Punkt trifft die objektive, der zweite die subjektive Seite der Begierde. Das Hinausgehnsollen der Vorstellungen über ihren gegenwärtigen Zustand ist ihr Anstreben, die Unangemessenheit des gegenwärtigen Zustandes, die Spannung, das Widerstreben, und damit sind wir zu dem vorigen Paragraph zurückgekehrt. — Die Begierde ist somit das Bewusstwerden des Anstrebens einer Vorstellung (oder Vorstellungsmasse) gegen ihre widerstrebenden Gegensätze oder des Widerstrebens einer Vorstellung gegen das Anstreben ihrer Gegensätze. Die bestimmte Vorstellung ist das Hervortretende, ist der Standpunkt der Begierde: von ihr aus oder gegen sie hin ist die Bewegung gerichtet, sie spannt durch ihr Ankämpfen gegen die Gegensätze, mag dieses in einem Emporringen oder in einem blossen Behaupten der Stellung bestehen. Eine dunkle Begierde im Sinne des dunklen Gefühls gibt es nicht; wohl aber brechen dunkle Gefühle in bestimmte Begierden aus. Der Begriff der Begierde enthält schon die Doppelheit der Formen ausgesprochen, die ziemlich ungenau durch Begehrung und Verabscheuung bezeichnet werden. Das Begehren ist die positive Form des Anstrebens der Vorstellungen, das Verabscheuen die negative ihres Widerstrebens („das Verabscheute widersteht mir"); das erste

will herbeiführen, das zweite zurückstossen; — im ersten ist der Gegenstand der Begierde etwas Mangelndes, im zweiten etwas Aufgedrungenes; — das eine geht unmittelbar auf Zukünftiges, das andere unmittelbar gegen Gegenwärtiges hin; beide aber haben Beruhigung zum Ziel, nur jedes auf andere Weise: „her damit“ und „fort damit“ sind die kürzesten Formeln, die zu- und abwinkende Hand das einfachste Symbol. Aber streng genommen ist jede Begierde b e i d e s z u g l e i c h. Denn indem ich *A* begehre, verabscheue ich dessen Gegensätze; damit *A* anstrebe, müssen die anderen Vorstellungen widerstreben, und umgekehrt, und was der vorige Paragraph ein Festhalten nannte, ist dies nur scheinbar. Wer Wein zu trinken begehrt, verabscheut in Einem Wasser und Speise, und wird sich des Verabscheuens sogleich bewusst, wie ihm diese angeboten werden; wer den ekelhaften Geschmack zurückstösst, greift gleichzeitig nach dem verdrängenden andern. Gleichwohl aber sprechen sich unsere Begierden zumeist in den entschiedenen Weisen des Begehrens oder Verabscheuens aus, und dies darum, weil wir zumeist nur die Bewegung Einer der Vorstellungen fixiren, und nach ihr den ganzen Zustand deuten und benennen. Welche der Vorstellungen dies sei, hängt hauptsächlich von der aneignenden Aufmerksamkeit ab. Wo diese fehlt, bestimmt in der Regel die Bewegung jener Vorstellung, die im vorigen Paragraphe mit *A* bezeichnet wurde, die Form der Begierde. Wo aber *A* im Verhältniss zu den entgegengesetzten Vorstellungen nur wenig stärker ist, da kann die Aeusserungsweise der Begierde unbestimmt bleiben, wie das in der That bei dem Kinde der Fall ist, das zwischen dem Begehren des Gegenstandes und dem Verabscheuen seiner Gegensätze völlig unentschieden schwankt. Erregt einer der Gegensätze das Interesse, und ist gleichzeitig *A* der Gegenstand der sinnlichen Aufmerksamkeit, so ist auch bei dem Erwachsenen die Gleichzeitigkeit eines Begehrens mit einem Verabscheuen wohl nachweisbar. Der sittliche Charakter begehrt in einem Collissionsfalle die Aufrechterhaltung seines Grundsatzes, und verabscheut zugleich eben so entschieden die unsittliche Verlockung. — Das Begehren geht dahin, die Klarheit des Begehrten zu erhöhen; aber eine Vorstellung kann sehr stark sein, ohne begehrt zu werden, ja, sie wird nicht schon deswegen allein begehrt, weil sie steigt, obwohl in diesem Falle das Begehren ziemlich nahe liegen wird. Soll im Begehren

die Vorstellung immer klarer werden, so bleibt bei dem Verabscheuen die Vorstellung klar trotz der Gegensätze. Die Begierde macht in der Regel mannigfache Phasen wachsender, fallender und stehenbleibender Spannung durch, und befreit zuletzt in der Befriedigung von der Spannung, und zwar in dem Grade, in welchem die Befriedigung gelingt. Aber man kann sehr beklommen sein ohne die Reaktion der Begierde; man kann aus der Beklommenheit herausgerathen ohne den Impuls der Begierde. Die Begierde nimmt den Kampf auf, befreit von dem Drucke, oder geht unter ihm zu Grunde: die Begierde führt Krieg auf Leben und Tod; sie kennt Waffenstillstände, aber keinen Frieden. Das Wesen der Begierde ist Drang zur Bewegung; es gibt Stillstände während der Begierde (und diese sind von besonders intensiver Unlust ausgefüllt), aber keine stillstehende Begierde. — Man könnte gegen das Gesagte einwerfen, dass auch sinkende Vorstellungen begehrt, steigende verabscheut werden. Allein das Erste ist ungenau ausgedrückt; eine sinkende Vorstellung wird nur insofern begehrt, als ihrem Sinken Einhalt gethan, und an dessen Stelle ein Steigen gesetzt werden soll (z. B. wenn man den Gedanken eines seinem Untergange entgegengehenden Volkes gegen den allgemeinen Zeitstrom zu heben versucht). Steigende Vorstellungen aber werden nur dann verabscheut, wenn mit ihrem Steigen das Widerstreben der Gegensätze in vermehrtem Grade steigt (z. B. der Ekel gegen eine aufgedrungene Speise wächst, je mehr sie uns aufgedrungen wird). — Die Bedingungen des Begehrens sind demnach: das Vorhandensein einer Vorstellung, die den Gegenstand der Begierde ausmacht, das Vorhandensein von Vorstellungen, die deren Gegensatz bilden, und der Eintritt helfender Vorstellungen, welche die Vorstellung gegen ihre Gegensätze oder die Gegensätze gegen die Vorstellung emporheben. Diese antreibenden Hülfen, welche die Vorstellung erst zur begehrten Vorstellung machen, könnte man den Trieb im weitesten Sinne nennen, der, wo er auf Gegensätze stösst, zum Bewusstwerden des Bedürfnisses führt.

Anmerkung. „Das sich gegen Hindernisse aufarbeitende Streben einer Vorstellung ist das Begehren ihres Inhaltes, das unterliegende Widerstreben der entgegengesetzten das peinliche Gefühl, das mit der Verzögerung der Erreichung stets verbunden ist; jenes ist die Bestrebung, dieses das Leiden des Begehrenden.“ Drobisch am a. O.

§. 143. Vergl. hiermit: Herbart, Psych. als Wissensch. §. 37 104 u. 150 und Schilling am a. O. §. 40, wo das Begehren als der Uebergang aus einer Gefühlslage in die andere, entgegenstehenden Hemmungen zum Trotz, erklärt wird. Stiedenroth, bei dem manche gute Bemerkung, definirt die Begierde als ein Vorgestelltes, welches sich gegen die Verdrängung wehrt, bis es seine Ergänzung an sich genommen hat (am a. O. II, p. 169.). — Eine interessante Stellung erhält das Begehren in der Hegel'schen Psychologie dadurch, dass es auf das Verhalten des Subjektes zum Objekte bezogen wird. Der Gegenstand, „so lange er ausser dem Subjekte bleibt", ist nur eine Aufgabe für dasselbe, und negirt es. Das Verzehren negirt diese Negation, und affirmirt dadurch das Subjekt. (Rosenkranz am a. O. p. 225. Erdmann am a. O. §. 84.) So bekommt die Begierde eine Doppelstellung: einmal in der Pneumatologie, als die durch die Vorstellung vermittelte Willensdetermination, und ein andermal in der Phänomenologie des Bewusstseins, als Stufe im Bildungsprozesse des Selbstbewusstseins (was durch die Gegenstellung von Begehren und Begierde ausgedrückt werden soll. S. Erdmann am a. O. §. 135.). — Die ältere Psychologie dachte sich eine immerwährende Spannung, die, indem sie eine bestimmte Richtung annimmt, als einzelne Begierde hervortritt (Tiedemann). Dabei war der Trieb das Erste, die Begierde das Zweite, und der Trieb nöthigte das Begehrungsvermögen zu der Besitznahme eines Gegenstandes, den dieses noch gar nicht kannte (s. Schulze am a. O. §. 208.). Kant erklärt die Begierde als die Vorstellung, welche Wirksamkeit zur Hervorbringung ihres Gegenstandes hat, als Geistesthätigkeit, welche auf eine Einwirkung auf das Sein der Dinge gerichtet ist. — Eine eigentümliche Auffassung der Begierde s. bei Friedreich am a. O. p. 220, und eine höchst eigentümliche Anwendung davon p. 503. — Ein interessantes Beispiel der Naivität, mit welcher sich der in neuester Zeit unverdienter Weise gepriesene französische Halbmaterialismus bewegte, findet man in der *Lettre sur les desirs. Paris* 1770. Das Begehren ist eine Analogie der Anziehungskraft, und darum begehrt der Mensch Alles. Zweck des Begehrens ist: *l'union la plus intime et la plus parfaite de son essence avec celle de l'objet desiré* (*p.* 9), und da die Gegenstände zur Seele homogen oder heterogen sind, folgt, dass *la vivacité des désirs, ou plutôt le degré de la force attractive se mésurera constamment par le degré d'homogenité de la chose desirée, et ce degré d'homogenité consiste dans le degré de possibilité de la parfaite union*, wovon sodann p. 15 ein Beispiel folgt.

§. 130. Entstehen der Begierde.

Verfolgt man das Entstehen der Begierden von seinen elementaren Formen an bis zu jenen complicirten Erscheinungen, welche die Selbstbeobachtung des Erwachsenen vorfindet, so wäre ohne Zweifel die einfachste Voraussetzung diese, dass irgend eine Em-

pfindung A auf Gegensätze Z stosse, und gleichzeitig bei fortdauerndem organischen Reize sich fortdauernd verstärke, und daher gegen Z anstrebe. Allein so störungslos scheint eine Begierde bei dem Menschen wohl nie zu verlaufen, weil sich in seine Begehrungen bestimmte Erwartungen einer Befriedigung und Erinnerungen an die zu deren Herbeiführung nöthigen Mittel allenthalben einmischen. Eine Begierde der bezeichneten Art würde sich vor uns völlig objektiv abspinnen, und unser Ich sähe ohne innere Theilnahme dem Spiele dieser Bewegung zu. Am Nächsten mag noch diesem Bilde die Begierde kleinerer Kinder kommen, die sich zu äussern pflegt, wenn sich ihnen die Wahrnehmung eines glänzenden, auffallenden Gegenstandes beharrlich aufdrängt. Etwas häufiger ist schon der analoge Fall bei dem Verabscheuen; wo nämlich die Grösse Z aus zahlreichen aber höchst dunklen Empfindungen besteht, welche, in Folge organischer Einflüsse an Zahl und Stärke zunehmend, gegen A anstreben, und denen gegenüber A aus irgend einem Grunde festgehalten wird. Alsdann wird A von einer dunklen Macht zurückgestossen; weicht ihr jedoch nicht oder nur zögernd, und es lässt sich auf diese Weise mancher Ekel, mancher antipathische Widerwille (z. B. in Folge des Uebergenusses) erklären. — Gehen wir nun einen Schritt weiter. Es sei nun A mit α verschmolzen, und α stehe unter dem Drucke des Gegensatzes Y, während es von A stossweise Impulse zum Steigen erhält: so ist leicht einzusehen, dass α in den Zustand des Anstrebens gerathe. Für Viele ist die Empfindung des Hungers (A) mit der Vorstellung des Brodes α verbunden, und die anhaltende Empfindung des Hungers treibt die Vorstellung des Brodes gegen deren Gegensatz (Y) empor, welcher letztere der Gesammtausdruck alles dessen ist, was die Umgebung an dem Brode Entgegengesetzten enthält. Der fortgesetzte Anblick einer leckeren Speise erzeugt die Begierde nach deren Geschmacksempfindung. Der Dürstende sieht das Wasser mit ganz anderen Augen an; er kostet schon mit seinen Blicken. In einem Zimmer hing an einer bestimmten Stelle der Wand ein Gemälde; in der gegenwärtigen Wahrnehmung finde ich die Stelle leer, die Wiederholung der Wahrnehmung treibt zugleich die Vorstellung des Gemäldes und die ihr entgegengesetzte der Wandstelle hervor, und erzeugt die wachsende Begierde nach dem gewohnten Anblick. (Macht der Gewohnheit, die oft seltsame Begierden begründet.) Die meisten sinnlichen

Begierden, aber auch viele der sogenannten geistigen, finden nach diesem Schema ihre Erklärung. — Nun nehme man an die Stelle des einen anregenden *A* mehrere, so wird *α* mit besonderer Energie gehoben, und die Spannung verbreitet sich in weitere Kreise. So bricht in einem Hause, dessen Theile für mich lebhafte Erinnerungen an einen Abwesenden enthalten, die Sehnsucht nach dem Vermissten immer mahnender hervor. — Noch bestimmter wird der Fall, wenn man sich *α* als Endglied einer Reihe denkt, deren Ablauf bei *α* auf Gegensätze stösst. Die Hülfen der vorangegangenen Glieder summiren sich allmälig in *α* wie eine Folge successiver Stösse: der Strom schwillt an, und die Wirksamkeit der ganzen Reihe concentrirt sich zuletzt in dem Anstreben des *α*. Die Intensität der Begierde hängt hier durchaus nicht unmittelbar von dem Inhalt des *α* selbst ab, sondern zunächst von den Verschmelzungsgraden. Beispiele der Art sind überaus häufig. In einer Reihe von Namen will mir Einer nicht einfallen; in einer Reihe mathematischer Operationen stösst eine plötzlich auf Hindernisse; in einer Reihe gewohnter Bewegungen wird eine festgehalten. Die Jahreszeit, vor welcher wir stehen, und die sich zu verwirklichen zögert, erscheint stets als die begehrungswertheste. (S. Herbart, Psych. als Wissensch. §. 150. Lehrb. zur Psych. §. 210 u. 220. Schilling am a. O. §. 41.) — Mögen sich nun in *α* mehrere Reihen durchkreuzen, und demgemäss auch die Gegensätze des *α* bedeutender sein und bleiben, so wiederholt sich in wenig modificirter Weise der eben beschriebene Fall energischer Sehnsucht, bei der *α* allenfalls als Vergangenes oder Zukünftiges gedacht werden kann. (Ein Beispiel wäre da, wo wir Jemanden vermissen, dessen Abwesenheit alle unsere Pläne durchkreuzt.) — Den höchsten Grad erreicht jedoch diese Sehnsucht, wenn *α* der Mittelpunkt eines ganzen Reihengewebes ist. Die Begierde erstreckt sich sodann über grosse Strecken des Ich hin, spannt dasselbe, und tritt mit der ganzen Kraft des Ich ausgerüstet auf. Man könnte derlei Begierden Liebe in einem so weiten Sinne nennen, dass sie allenfalls auch die verschiedenen Liebhabereien in sich fasste. (S. Herbart am a. O. §. 221 u. 222.) Der Druck, der eine solche Begierde niederhält, erhöht einerseits die Innigkeit und Allseitigkeit in den Verschmelzungen der Vorstellungen, und erweckt andererseits das Bewusstwerden der vollen Kraft des Ich. (§. 112.) So werden

Entbehrung, Misslingen, äusserer Druck die wichtigsten Bildungsmomente des Lebens: sie befreien von inneren Widersprüchen, reinigen, concentriren und spannen zur selbstbewussten Thätigkeit. Künstlerische Naturen und praktische Charaktere (Schiller — Franklin), unbesiegbare Idealisten und nüchterne Empiriker sind aus dieser Schule hervorgegangen. Bezeichnend ist in dieser Beziehung die in den Lesarten etwas variirende Stelle in Aeschylus Eumeniden, die bei Bothe (vs. 483 fg.) so lautet: *Ἔσθ' ὅπου τὸ δεινὸν εὖ, καὶ φρενῶν ἐπίσκοπον δεῖμ' ὀνεῖ καθήμενον, ξύμφορα σωφρονεῖν ὑπὸ στένει τίς δὲ μῆνιν ἐν φάει καρθίας ἀνατρέφων ἔμπολις βροτὸς ὁμοίως ἔτ' ἂν σέβοι δίκαν*; — und deren Gedanken am verständlichsten Droysen vs. 511 fg. wiedergibt. Aber der Druck kann auch erdrücken, und das Gewebe kann zerreissen, und sich um die Vorstellungen neu verweben, von denen der Druck ausgegangen ist.

§. 131. Die Befriedigung.

So lange das Anstreben oder das Widerstreben der Vorstellung zunimmt, wächst auch offenbar der Spannungsgrad, und jede Begierde zerlegt sich während dieses Stadiums in eine Reihe von Gefühlen wachsender Unlust. Mit dem Uebergange der Bewegungstendenz in die wirkliche Bewegung beginnt die Lösung, und schreitet mit ihr fort; denn das Anstreben kann sich nur in dem Maasse realisiren, in welchem das Widerstreben zurückweicht. Die Bewegung des Ganzen endigt dann, wenn dem Anstreben völlig Genüge geleistet worden ist: wenn also in objektiver Beziehung die Vorstellung jene Stellung erreicht hat, die ihr dem vorhandenen Verhältnisse gemäss zukommt; womit in subjektiver Beziehung die völlige Lösung der Spannung verbunden ist. Dieser Uebergang aus der Bewegungstendenz in die sich vollendende Bewegung und aus der Spannung in die Lösung heisst die Befriedigung. Die Begehrung ist somit befriedigt, wenn die begehrte Vorstellung in voller, unangefochtener Klarheit gegeben ist, und in der Weise das objektive Bewusstwerden ausfüllt, wie die Hingabe an die Lust der von ihr ausgehenden Lösung das subjektive Bewusstwerden ausfüllt. In der Befriedigung geht der ganze Mensch in einer Einzelnheit auf, wenn die Befriedigung wirklich voll war, und der Genuss ist in dem Grade rücksichtslos, in welchem er das Begehren befriedigt. Die Verabscheuung ist be-

friedigt, wenn die verabscheute Vorstellung verdunkelt, und damit auch die von ihr reflektirte Spannung behoben ist: wobei leicht einzusehen ist, dass die blos vorübergehende Verdunklung der Vorstellung, von der §. 56 die Rede war, keineswegs genüge. Das übersättigte Thier wendet den Blick von der aufgezwungenen Speise weg; das Kind bedeckt die Augen vor dem verhassten Gegenstande. — Die Befriedigung geht demgemäss allmälig vor sich; denn sie umfasst die ganze Strecke von dem Maximum der Spannung bis zu dem Minimum derselben hin. Die Befriedigung bricht jedesmal aus der höchsten Steigerung, aus dem Gipfelpunkte der Begierde heraus, und die subjektive Bewegung beschreibt eine Curve, die in der unbefriedigten Begierde steigt, in der zur Befriedigung vorschreitenden sinkt, und deren Wendepunkt bei der Begehrung durch das Weichen des losgelassenen Gegensatzes, bei der Verabscheuung durch das Weichen der nicht mehr festgehaltenen Vorstellung bezeichnet ist. Aber nur selten zerfällt die Begierde rein in diese beiden symmetrischen Hälften: sondern während ihres Verlaufes wechseln mannigfach kurze Strecken der Befriedigung mit neuen Stockungen. Die Allmäligkeit der Befriedigung hat nun freilich bei verschiedenen Begierden eine sehr verschiedene Geschwindigkeit. Bei sinnlichen Begierden folgt die Befriedigung der höchsten Spannung meist sehr schnell: der Dürstende begehrt am Heftigsten in dem Augenblick, da seine Lippen das Glas berühren, und wo ihm die Einbildung die schon nahe Befriedigung vorgaukelt. Wenn die Begierde auf das Heben einer zu reproducirenden Vorstellung gerichtet ist, wie bei dem Besinnen, oder dem Verdeutlichen eines schwankenden Begriffs, geht die Lösung durch merkliche Phasen hindurch. Theilweise Befriedigung erhöht die Spannung für den noch unbefriedigten Theil, denn die freigewordenen Theile gereichen den im Aufsteigen noch behinderten zu kräftigen Hülfen. Was Rousseau von der Liebe gesagt hat, gilt von jeder Begierde: sie darf nichts gestatten, wenn sie nicht Alles erlauben will. Umgekehrt kann aber auch die Enttäuschung in dem erreichten Theile zurückstossend auf den noch unerreichten wirken. — Die Befriedigung beendigt somit die Begierde, aber nur für die Dauer der Befriedigung, denn in der Befriedigung vollendet sich die Bewegung der Begierde. Ob die Begierde auch über die Befriedigung hinaus beendigt sei, hängt davon ab, ob die Befriedigung zugleich

auch den Trieb beendigt hat (wie bei vielen sinnlichen Begierden), oder nicht. Bei manchen Begierden wächst aus dem Nachlass der Befriedigung sogleich die alte Begierde wieder heraus. Die unbefriedigte Begierde ist entweder eine bei Seite geschobene oder eine geradezu aufgehobene Begierde. Das Kind begehrt noch, ohne Befriedigung zu erwarten; denn die Erwartung setzt die schon erworbene Vorstellung des Zustandes der Befriedigung voraus. Das Kind sucht nicht die Befriedigung durch die Begierde, sondern es findet sie blos am Ende der Begierde. Der Erwachsene setzt an das Ende seiner Begierde vorahnend die Vorstellung eines bestimmten Genusses, und erwartet, gestützt auf frühere Erfahrungen, die bestimmte Befriedigung, auf bestimmte Weise herbeigeführt. Die Begierde des Kindes hat noch ganz das ursprüngliche Schwanken zwischen dem Begehren des Gegenstandes und dem Verabscheuen seiner Gegensätze, von dem §. 129 die Rede gewesen ist; denn die vage Aufmerksamkeit irrt noch zwischen diesem und jenem herum. Es weiss wohl, woher die Spannung kommt; weiss aber nicht, woher die Lösung kommen soll. Der Erwachsene findet bereits durch seine Erinnerung an den Gang früherer Befriedigungen die Vorstellung bezeichnet, von der die Lösung ausgeht; er weiss, was von beiden schneller und sicherer aus dem Gedränge der Begierde heraushilft: das unmittelbare Steigen des Begehrten oder das Sinken des Verabscheuten. Darum ist seine Begierde fast immer entweder Begehren oder Verabscheuen (§. 129). Neue Erfahrungen ändern nicht selten die Form der Begierde. Wo das Kind nur den Schmerz verabscheute, begehrt der Erwachsene entschieden das Gegenmittel. — Jede Begierde stört, und jede Befriedigung beruhigt. Nur ist die Beruhigung verschieden nach der Verschiedenheit der Formen: bei dem Verabscheuen beruhigt die Herstellung der ursprünglichen Gemüthslage, bei dem Begehren die Hingabe an Eine Vorstellung. Insofern nun in letzterem Falle die Vorstellung, an die man sich hingibt, selbst wieder ein Lustgefühl in sich enthalten kann, addirt sich in der Befriedigung die Freude des Gelingens mit der Lust im Genusse zu dem um so intensiveren Gefühle der Erreichung, daher diese Form die stärkere ist. Es hat alsdann den Anschein, als ob die Befriedigung des Begehrens positive Lust, die des Verabscheuens nur Entfernung der Unlust gewährte. Die Befriedigung des Verabscheuens geht nur bis zu der

ursprünglichen Indifferenz des Lebens; die des Begehrens geht meistens noch über sie hinaus. Im Begehren, sagt Drobisch, ist unser Streben unmittelbar auf Herbeiführung eines künftgen Zustandes gerichtet, im Verabscheuen mittelbar, nämlich durch Entfernung des gegenwärtigen (am a. O. §. 87). Die vollkommene Befriedigung erstreckt sich über die ganze Vorstellung, und löst alle Grade der Spannung. Eine solche Befriedigung ist nun ein Ideal, dem sich die wirklichen Befriedigungen nur annähern; denn diese sind um so weniger ganz, je zusammengesetzter die Vorstellung der Begierde, und um so weniger voll, je reicher die übrige Vorstellungswelt ist. Aus beiden Gründen mag die Befriedigung des Thieres am vollkommensten sein (§. 48), und das Kind sich vollkommenerer Befriedigungen erfreuen, als der Erwachsene. Unter den Menschen ist die Klage über die Enttäuschungen durch Befriedigung etwas sehr Allgemeines. („Die Befriedigung füllt nie des Wunsches Weite.") Zu dieser Unvollkommenheit tragen noch zwei weitere Umstände bei. Erstlich eilt bei dem Erwachsenen die Erwartung einer bestimmten Befriedigung der wirklichen Befriedigung voraus, und diese erscheint unvollkommen, weil an sie ein Maass der Vollkommenheit angelegt wurde: die Heimkehr stillt das Heimweh selten gehörig, und die ersehnte Ruhe erquickt nicht so, wie erwartet wurde. Zweitens werden im Momente der Befriedigung Gegensätze laut, die sich vorhin nicht wirksam zeigten. Bei dem Begehren sind es sowohl die inneren Gegensätze, welche in der Vorstellung selbst lagen, und nun erst bei deren Evolution bemerkbar werden, als auch jene, welche in den Begleitungen der Vorstellung enthalten waren, aber nun erst eingeführt werden. Den herben Beigeschmack, den das Anklingen dieser Gegensätze der Befriedigung verleiht, erkennt man in so manchen Fällen recht deutlich: dem Städter geht es nicht selten mit seiner Sehnsucht nach dem Landleben in dieser Weise, wie im umgekehrten Falle dem Landbewohner. In der Befriedigung des Verabscheuens melden sich alle Gegensätze wieder, die der wiederhergestellte Gemüthszustand unbemerkt in sich trug. Die Begierde hat ihre Phantasie: sie ändert das ab, was sie begehrt; sie unterdrückt das Nachtheilige und verstärkt Alles, was mit dem Triebe in Wechselbeziehung ist. Das französische Sprüchwort, dass die Weiber gefährlicher sind, an die man denkt, als die, bei denen man ist, hat gewiss Recht. Darum sagt man wohl auch: die Begierde idea-

lisire ihren Gegenstand, und die Befriedigung halte dem Ideale die herbe Wirklichkeit entgegen. Die Erinnerung an die Enttäuschungen der Befriedigung kann für spätere Regungen derselben Begierde den Gegensatz verstärken, und so kann selbst in einzelnen Fällen das Begehren in Verabscheuen übergehen; was für die Psychagogik des Lebens seine guten und schlimmen Seiten hat. Die Befriedigung heilt demnach nicht selten von der Begierde selbst. — Der Zustand der Befriedigung kann durch Empfindungen oder Reproduktionen herbeigeführt werden. Das eine ist bei sinnlichen Empfindungen, das andere bei den sogenannten höheren Begierden in der Regel der Fall. Doch kann auch eine sinnliche Begierde durch Reproduktionen, oder, wie man sich auszudrücken pflegt: durch die Phantasie befriedigt werden, dann nämlich, wenn es gelungen ist, die begehrte Vorstellung durch besonders lebhafte Reproduktionen zu dem vollen, widerspruchslosen Klarheitsgrad emporzutreiben, eine Befriedigung, die freilich selten vollständig, und nie dauernd sein kann. Nicht minder wird die höhere Begierde durch solche Empfindungen befriedigt, die der begehrten „übersinnlichen“ Vorstellung kräftige Hülfen gewähren: wie der Anblick einer geometrischen Figur oder eines logischen Schemas die begehrte Verdeutlichung oder den begehrten Gedanken schnell herbeiführt.

§. 132. Verhältniss der Begierde zu den Vorstellungen.

An jeder einzelnen Begierde kann Inhalt, Stärke, Rhythmus und Dauer unterschieden werden. Jeder dieser Umstände hängt von der Beschaffenheit und Menge der Vorstellungen ab. Die Begierde hat ihren Inhalt an den Vorstellungen, und wird nicht erst wie das Gefühl auf Vorstellungen bezogen; sondern enthält gleich ursprünglich ein objektives Bewusstwerden in sich. Dunkle Begierden gibt es im Sinne der dunklen Gefühle nicht, sondern nur dunkle Triebe zu Begierden. Die Begierde weiss, was sie will, wenn gleich dieses Wissen oft ein sehr irriges ist; sie hat jedesmal ihren Namen, wenn auch oft einen falschen. Was der Mensch begehrt und verabscheut, hängt von den Vorstellungen ab, die er hat: *ignoti nulla cupido*; das Kind, der Wilde, der Naturmensch begehren grell Farben, die der Gebildete verabscheut; von den Reiz- und Unterhaltungsmitteln der Civilisation verabscheut der Wilde

gar manche; der Verwahrloste begehrt, was der Sittliche verabscheut u. s. w. Ort und Zeit verrücken die Begehrungskreise des Einzelnen wie der Völker, und die Begierde hat nicht blos ihre „Naturgeschichte", sondern auch ihre Weltgeschichte. Eben hierin ist auch der Grund des Umschlagens unserer Begierden aus der einen Form in die andere enthalten. Aendern sich nämlich die Verhältnisse der Vorstellungen, so ändern sich auch die Begierden: neue Gegensätze brechen das Anstreben der begehrten Vorstellung, und verwandeln es in ein blosses Widerstreben, und umgekehrt, neue Hülfen heben die verabscheute Vorstellung, und wenden ihr Widerstreben in ein Anstreben, (denn die Verhältnisse, auf die es ankommt, sind rein quantitativ). Eine neue Wahrnehmung, die wiederkehrende Besinnung, Ueberlegung, das Auftauchen neuer Standpunkte kehren das Begehren in ein Verabscheuen um. Ein grossartiges unübertroffenes Beispiel des entgegengesetzten Falles gab Shakespeare in der zweiten Scene seines dritten Richard. (Begierden endigen somit: naturgemäss durch Befriedigung, gewaltsam durch Unterdrückung, und relativ durch den Uebergang aus einer Form in die andere.) Wie die Vorstellungskreise des Menschen isolirt sind, so auch seine Begehrungskreise, und es kann häufig in der einen Sphäre völlige Ruhe, in der andern heftige Bewegung herrschen. — Die Stärke der Begierde hängt ab von der begehrten Vorstellung, dem Triebe und den Gegensätzen. Rohheit wie Bildung verstärken die Begierden, nur jede in anderen Sphären und in anderer Weise. Der vermehrte Druck des Gegensatzes kann eine doppelte Wirkung haben: er kann die Vorstellung verdunkeln, in der die Begierde ihren Sitz hat; er kann sie aber auch zu dem Maximum des Anstrebens steigern. Ersteres findet Statt, wenn die Vorstellung noch ziemlich isolirt vorliegt, — Letzteres, wenn sie bereits der Mittelpunkt eines Gewebes geworden ist, während der Gegensatz vereinzelt blieb. Daher die oft gerühmte Wahrheit in Rochefoucauld's Satz, dass die Entfernung sich zu unseren Leidenschaften verhalte, wie der Sturmwind zu dem Funken: den geringeren löscht er aus, den bedeutenderen facht er zur Flamme an. Schwierigkeiten, Dunkelheit, der Beigeschmack an Schauer, Grausen, Gefahr, Ausserordentlichkeit erhöhen in der Regel die Begierde; Verbote, wenn sie nicht mit genügendem Nachdruck gegeben werden können, und

insbesondere, wenn ihnen nichts in dem Gemüthe dessen, an den sie gerichtet sind, entgegenkommt, sind nach bekannten Sprüchwörtern nur ein Reiz zum Begehren. Die Erinnerung an gehabte Genüsse, die Erwartung eines besonderen Genusses und das Eintreten theilweiser Befriedigungen verstärken die Begierde. Krankhaftes Fixiren des Verbotenen weckt und erhält die Begierde; die Furcht vor der Uebertretung treibt oft in die Uebertretung selbst hinein. — Es gibt Begierden, die sich in bestimmter Weise fortwährend erneuern; alsdann bildet ihr Verlauf eine Reihe, in der Spannung und Lösung, wie Senkung und Hebung nach festen Gesetzen wechseln, und die Begierde hat ihren Rhythmus. Ein Beispiel wäre das Athemholen, so weit es nicht reine Reflexbewegung ist. Jede anhaltende Arbeit zerlegt sich in eine Linie, welche durch Begierden und Befriedigungen gegliedert ist, und bei der die einzelnen Elemente erst dann wirklich hervortreten, wenn sie auf besondere Hindernisse gestossen sind. Beim Gehen scheint es fast, als ob man blos des Impulses zum ersten Schritte bedürfe; die übrigen folgen von selbst, ohne bestimmtes Bewusstwerden. Aus dem Rhythmus der einzelnen Begierden stellt sich sodann der grosse Rhythmus im psychischen Tonus des Lebens heraus, von dem bereits §. 123 die Rede war. — Dauerhaft ist die Begierde in dem Sinne, als ob sie ruhte, nie; denn ihr Charakter ist Bewegung. Spricht man aber gleichwohl von dauernden Begierden, so versteht man darunter entweder nur das Gefühl, in dem die Begierde sitzen blieb, oder die bleibende Disposition zu Begierden einer bestimmten Art. Derlei Dispositionen heissen Neigungen, und sind das bewegungsreiche Seitenstück zu den Stimmungen. Dass die Neigung insbesondere in den appercipirenden Vorstellungsmassen ihren Sitz habe, und dass daher der Weg, Neigungen zu gewinnen, wie zu verlieren, durch die Vorstellungskreise gehe, folgt aus dem Früheren unmittelbar. — Die Begierde wird reproducirt, indem ihre Vorstellungen reproducirt werden. Wird eine Vorstellung reproducirt, die der Gegenstand einer Begierde gewesen ist, so reproducirt sie alle mit ihr verschmolzenen und dadurch den ganzen Gemüthszustand während der Begierde. Freilich ist diese Reproduktion nur eine schwache und schnell vorübergehende Nachahmung der ursprünglichen Gemüthslage selbst; aber man kann doch in der Selbstbeobachtung wohl bemerken,

wie die Erinnerung an begehrte Gegenstände von einer leichten Begehrungsphase begleitet wird. Die Vorstellungen gehabter Genüsse stehen am Ende einer flüchtigen und dunklen Begierde selbst, und das Begehren klingt wie in der Musik ein Vorschlag vor der Vorstellung an, und es ist, als ob derlei Vorstellungen mehr einem Arpeggio, als einem Accorde glichen. Aber bei der geringeren und schneller sich lösenden Spannung in der Reproduktion scheint die Begierde in der Erinnerung leichter und minder angreifend; schweres Ringen wird in der Erinnerung zum Spiele, und die Befriedigung in der Erinnerung enttäuscht minder, als in der Gegenwart. Dies ist mit ein Grund, wesshalb man es vorzog, der Begierde eine Phantasie, dem Gefühle ein Gedächtniss zuzuschieben. Man hat endlich wohl auch von einem Verstande der Begierde mit Vorliebe gesprochen. Denn, indem die begehrte Vorstellung in volle Spannung geräth, setzt sie alle ihre Hülfen, also auch die auf qualitativen Verschmelzungen beruhenden, in Bewegung, und nachdem sie in der Befriedigung zu besonderer Klarheit gelangt ist, wirkt sie auch auf ihre Verbindungen fördernd zurück. So erhellt die Begierde die Vorstellungen; aber diese Erhellung ist ganz einseitig, und man sagt mit Recht, die Begierde mache scharfsichtig und blind zugleich. Die Begierde concentrirt die Aufmerksamkeit auf das Begehrte. (§. 108.) Der Wilde hat fast gar kein anderes Denken, als das seiner Begierden; er wird blöde, wenn ihm die Civilisation seine Begierden nahm, ohne neue zu begründen.

Anmerkung. Der Paragraph enthält mehrere für die Psychiatrie und gerichtliche Psychologie wichtig gewordene Punkte. Vor Allen bestätigt er die Verdachtsgründe, welche in neuerer Zeit von empirischer Seite aus gegen die seltsame Form der *mania sine delirio* laut geworden sind. So lange das Begehrungsvermögen als ein für sich bestehendes Seelenvermögen genommen wurde, lag in dem Gedanken dieser ganz speziellen psychischen Erkrankung zwar nichts unmittelbar Absurdes, aber doch etwas Seltsames, das dieser Krankheitsform selbst von dem genannten Standpunkte aus nur beschränkte Anerkennung zu verschaffen im Stande war. Mit Recht machte schon Esquirol auf die Willkühr aufmerksam, die in dieser Verengung des Begriffes des *delirium* liegt, und Henke hob den inneren Zusammenhang „zwischen Willensfreiheit und Selbstbewusstsein“ hervor. Die bekannte Controverse über diesen Gegenstand, so wie der von Groos vorgeschlagene Vermittlungsversuch (worüber ein guter Ueberblick bei

Schnitzer, Die Lehre von der Zurechnungsfähigkeit. Berl. 1840. p. 174 u. ff.), sind für die Psychologie wenig erquicklich. Dass sich eine psychische Störung zunächst in einer Abnormität der Begierde auszusprechen vermöge, ist nach dem §. 122 Gesagten ohne Schwierigkeit einzusehen. Die abnorme Umstimmung der Gemeinempfindung hat zunächst eine Erhöhung der Spannung, also ein vages Unlustgefühl, zur Folge, das sich über das ganze Gemüth ausbreitet, und wie ein Druck auf den Vorstellungen ruht. Derlei Beklommenheit, Angst, Kleinmütigkeit bei Störungen in der Geschlechtsentwicklung sind etwas sehr Häufiges. Der Druck nimmt gleich Anfangs einen subjektiven Charakter an, oder er bleibt etwas Objektives, je nachdem die Umstimmung der Gemeinempfindung sich mit dem Ich in Verbindung setzt oder nicht. So lange dieser Zustand blos als unbestimmter Druck aufgenommen wird, ist er ganz passiv, sowie aber die Spannung zur Bewegung wird (und das geschieht, indem die dunkle Modifikation der Gemeinempfindung allmälig zum bestimmten und wirksamen Trieb wird), bricht er in Begierden aus. Das Ich oder ein Theil des Ich strebt gegen den auferlegten Druck an, und dieses Anstreben sammelt sich immer mehr um einen bestimmten Angriffspunkt: aus dem vagen Gefühle des Eingeklemmtseins treten einzelne bestimmte Begierden hervor, die an sich zufällig sind, und in denen sich allmälig die ganze Kraft des Ich summirt. Dass sich die Bewegung gerade in der Richtung auf diese oder jene Vorstellung hin ausspricht, ist keineswegs charakteristisch, sondern der Zusammenhang beider wird durch individuelle Verhältnisse, durch ein zufälliges Begegnen, durch Erinnerungen, Erwartungen, Meinungen, häufig auch durch Hallucinationen und Träume bestimmt. So hat der Gedanke einer Feuersbrunst für viele Menschen, insbesondere für Landbewohner und jüngere Individuen, etwas Grossartiges und Ergreifendes (theils schon in der Empfindung, mehr aber noch in den angeregten Reproduktionen). Der beschleunigte Rhythmus, der in diesem Vorstellungskreise liegt, erschien, da dieser Vorstellungskreis lebhaft gedacht wurde, als eine Lösung der starren Spannung, in der sich das gedrückte Gemüth damals befand, und je gewaltsamer die vorgestellte Emotion ist, um so energischer befreite sie von der Last der damaligen Gegenwart. Darum wird dieser Vorstellungskreis auch auf die jetzige Gegenwart wie etwas Befreiendes bezogen. Ist doch die Sucht nach augenblicklichen Erregungen selbst bei völliger Seelengesundheit nichts Seltenes, wie die Lust am Grauenhaften, Grässlichen wohl erkennen lässt. (Wenn man vor einem steilen Abhange steht, so taucht fast immer eine leise Lust zum Hinabstürzen momentan auf.) Die einzelne Begierde ist ein Befreiungsversuch des ganzen Ich (oder wenigstens des noch nicht alienirten Theiles im Ich). Sehr gut hat der alte Plattner diesen Zustand, den er mit einem in der Folge heftig angegriffenen Ausdrucke *insania occulta* nannte, beschrieben als *nisus et conatus animi oppressi ad actionem violentam, hanc actionem secreto appetentis et*

molientis tamquam suae oppressionis levamen et liberationem. (*Quaest. med. for. ed.* *Chovlant. Lips.* 1824. *p.* 4.) Die Abnormität besteht scheinbar in zwei Punkten: in der Wahl des Begehrten (die eben keine Wahl ist) und in der Stärke der Begierde. Was bei dem Landbewohner und den niederen Ständen die Vorstellung des Brandes, das bewirkt bei den Städtern vielleicht die Vorstellung des Selbstmordes; was bei dem Einen als Heimweh erscheint, spricht sich bei dem Andern als Mordmonomanie aus. Die vollbrachte That gewährt volle, wenn auch nicht bleibende Befriedigung, und nicht selten eilt die Erwartung der Vollbringung zuvor: der Brandleger sieht den Brand bereits, und allarmirt vorzeitig, ja selbst, wie ein Beispiel zeigt, ohne dass eine wirkliche Brandanlegung vorhergegangen ist. Nach der That wird ein Motiv gesucht, und das Vollbrachte mit dem ganzen Gange der Lebensgeschichte in Verbindung gebracht; der Kranke appercipirt seine krankhafte Handlung durch sein gesundes Ich, und nicht selten kommen dabei irrthümliche Begründungen und Geständnisse vor, die keineswegs so absurd sind, dass sie sich in ihrer Unangemessenheit sogleich verriethen. Mit Recht schrieb man derlei gewaltsamen Emotionen eine kritische Bedeutung zu, was der gerichtlichen Psychologie ein wichtiges Kriterium an die Hand gibt. Für den Verbrecher beginnt, für den Seelengestörten endigt (mindestens momentan) die Beklommenheit mit der That; dem Verbrecher ist die Persönlichkeit des Angegriffenen häufig gleichgültig, dem Seelengestörten nur höchst selten. Die Controverse über den Brandstiftungstrieb findet sich in den meisten Lehrbüchern der gerichtlichen Psychologie dargestellt. Henke gegen Flemming, deren ersterer jedoch den Brandstiftungstrieb nicht als spezifischen Trieb auffasste, wie es anderwärts geschehen ist, sondern nur „als ein Mittel, die durch krankhafte Evolution bedingte Feuerlust zu befriedigen." An einen unmittelbaren physiologischen oder pathologischen Zusammenhang zwischen der Geschlechtsevolution und dem „Lichthunger" zu denken (wie von Osiander behauptet worden), ist wohl kaum gestattet. Noch weniger empfiehlt sich die Erklärung Friedereichs, die an die besten Zeiten der nun so verhassten „Naturphilosophie" stark erinnert. (S. Schmitzer am a. O. p. 51. Friedreich am a. O. p. 502; vergl. auch Griesinger am a. O. §. 106.)

§. 133. Mannigfaltigkeit der Begierden.

Der Mensch kann Alles begehren, wovon er eine Vorstellung hat; denn jede Vorstellung kann in das Verhältniss des Anstrebens gerathen. Am Leichtesten wird begehrt, was am Meisten anregt, d. h., was in uns am Schnellsten mit einem Triebe in Verbindung tritt. Worauf wir aufmerken, das begehren wir und umgekehrt, und so mannigfaltig die Aufmerksamkeit ist, so mannigfaltig sind

die Begierden (§. 108.). Das Kind, der Wilde begehren am Schnellsten, was sie sinnlich anregt: das Glänzende, Schimmernde, den scharf hervortretenden Rhythmus, volle Töne, grelle Farben. (Grelle Töne sind an sich unangenehm, und können erst dann begehrt werden, wenn sich schon feste Tonvorstellungen gebildet haben. §. 30.) Der Gebildetere begehrt, was in ihm appercipirende Massen vorfindet; die niedern Stände begehren den höhern, der Knabe dem Manne nachzuahmen (§. 109.). Das Neue wird nur begehrt, wenn es nicht absolut neu ist; das mit meinen Gedankenkreisen Verwachsene wird heftiger begehrt, als das mir Fernstehende. Es ist für den Menschen gefährlicher, Hunderte zu begehren, als Millionen, und die schwersten Versuchungen des Lebens sind die von den gewöhnlichen, geringfügigeren Dingen ausgehenden. Der Indianer, der einem kleinen Geldstück, einer Scheere zu widerstehen nicht vermag, trägt als Postbote die grössten Geldsummen ohne Anfechtung. Erinnerungen an frühere Befriedigungen können zu neuen Begierden anregen, aber auch davon abhalten. (§. 131.) Freisteigende Vorstellungen nehmen die Gestalt des Begehrens an; sinkende Vorstellungen, als solche, werden nur scheinbar begehrt. (§. 129.) Die Wahrnehmung einer Bewegung erzeugt das Begehren nach der Vorstellung des bewegten Gegenstandes (§. 88.): denn diese Vorstellung wird fortwährend von dem, was in den successiven Wahrnehmungen gleich geblieben ist, gehoben, und von dem, was sich geändert hat, herabgedrückt; das erste wirkt als ein auf die Vorstellung gerichteter Trieb, das zweite wie ein festgehaltener Gegensatz, und somit strebt die Vorstellung an, wird also begehrt. Dieses Begehren ist befriedigt, indem das Auge verrückt wird, und wieder in den vollen Besitz der betreffenden Gesichtsempfindung gelangt. Die Muskelempfindungen compliziren sich mit den Gesichtsvorstellungen, und das Begehren dieser wirkt als Trieb auf jene. (§. 130, zweiter Fall.). „Die Beobachtung eines Bewegten ist ein unaufhörlicher Wechsel aufgeregter und befriedigter Begierden. Der Gegenstand wird an jeder Stelle, wo er war, vermisst, und dort, wohin er ging, wiedergefunden.“ (Herbart, Psych. als Wissensch. II, p. 439. und Lehrb. zur Psych. §. 197. Lotze, am a. O. p. 338.) Das Bewegte spricht mehr an, als das Ruhende: der Hund läuft dem Rade nach, die Katze hascht nach dem Knäuel, Kinder zie-

hen bewegliches Spielzeug allem anderen vor, in einem Zimmer werden wir sogleich auf jene Stelle aufmerksam, an der sich etwas bewegt. (Die Wolken, Bewegung in der Landschaft.) Ebenso regt die krumme Linie mehr an, als die gerade, weil bei ihrer Wahrnehmung Begierde und Befriedigung fortwährend wechseln. (§. 85.) Dasselbe gilt von den regelmässigen Gestalten, dem Symmetrischen und Eurhythmischen. Jede bestimmte Erwartung begehrt das Erwartete (§. 81.), wie umgekehrt bei dem Erwachsenen Begierden von Erwartungen begleitet sind (§. 131.). Leere Erwartungen spannen blos, und sind nur Gefühle der Unlust; Langweile ist kein Begehren, aber stets bereit, in ein Begehren überzugehen. In dem ästhetischen Bilde liegt ein Begehren, denn seine Bestandtheile sind so geordnet, dass sie sich wechselseitig gegen eine sinkende Hemmung heben (§. 125.). Die ästhetische Auffassung vollendet sich, indem sie Forderungen aufstellt, und zugleich befriedigt. Das Schöne ist in diesem Sinne das Bedeutende; es stellt Fragen und beantwortet sie; die Dinge der Welt gehen an dem Menschen stumm vorüber, aber das Schöne spricht zu ihm. Das Hässliche hingegen löst die Spannung nicht; es erweckt Forderungen, denen es nicht gerecht werden kann; es masst sich an, was es zu erfüllen nicht vermag, und darum hat man es wohl auch eine Lüge genannt: es trübt und zerstört sich selbst. Das Aesthetische ist das Klare, Bedeutende neben den unbestimmten und gleichgültigen Gemüthslagen, und darum wird es selbst begehrt: aus der Begierde im Aesthetischen wird ein Begehren nach dem Aesthetischen. — Der letzte Punkt führt zu einem alten und berühmten Satze. Fragt man nämlich nach dem, was begehrt wird, so begegnet man der allgemeinen Antwort: das, was als Empfindung angenehm oder als Gefühl Lust ist (was *sub specie boni* vorgestellt wird. Maass. Scheidler, s. besond. Schulze, am a, O. §. 211.). Man macht die Begierde von dem Gefühle abhängig, und erklärt somit das Begehrungswürdige aus dem an sich Guten, wobei die Verwicklung in den Cirkel, dieses wieder aus jenem zurück zu erklären, nahe genug lag. (Maass.) Dass Lust begehrt, Unlust verabscheut werde, ist keineswegs so selbstverständlich, als behauptet wird, ja, es ist, streng genommen in dieser Allgemeinheit nicht einmal wahr. So lange man die Lust als die Ursache und das Begehren als die Wirkung betrachtet, bleibt

der Causalnexus beider räthselhaft, und es ist nicht einzusehen, warum das Bittere nicht genau ebenso, wie das Süsse, und der Verlust, wie der Gewinn begehrt werden könnte. Aber dem ist nicht so: die in dem Begehrten enthaltene Lust ist keineswegs die Ursache der Begierde. Etwas Künftiges sich *sub specie boni* vorstellen, heisst, von einem gewissen Vorstellungskreise aussagen, dass mit seinem objektiven Bewusstwerden das subjektive einer Lösung verbunden sei. Dies hängt nun nicht sowohl von dem in dem Vorstellungskreise selbst enthaltenen Spannungsgrade, als vielmehr von dem Verhältnisse ab, in welches sich dieser Vorstellungskreis zu dem Vorstellungsganzen der Gegenwart versetzt, und zwar wird der Eingriff des noch künftig, also noch unrealisirt gedachten Vorstellungskreises nur dann als Lösung gefasst werden können, wenn er von den Vorstellungen der Gegenwart theilweise den Druck wegnimmt, der auf ihnen lastet, und sie auf diese Weise zum Steigen bringt. Man sieht nun leicht, dass dieses ganze Phänomen die Gestalt eines Begehrens an sich hat; denn die Förderung des vorgestellten Gefühlskreises durch die Vorstellungen der Gegenwart ist der Trieb, der den Vorstellungskreis des künftig Gedachten gegen dessen in der Gegenwart noch enthaltene Gegensätze antreibt (und diese Gegensätze sind so lange vorhanden, als der Gegenstand noch künftig gedacht wird). Dass also das *sub specie boni* Vorgestellte begehrt wird, ist keineswegs eine Folge von der im Künftigen selbst enthaltenen Lust, sondern von dem Verhalten des Vorgestellten zu dem vorgefundenen Vorstellungsbestand, und es kann in letzterer Beziehung recht wohl etwas an sich Angenehmes, oder Wohlgefälliges verabscheut werden, was nämlich dann der Fall ist, wenn es von dem Vorstellungsganzen der Gegenwart zurückgewiesen wird. So wird in der That manche angenehme Empfindung und manches Gefühl der Lust verabscheut, ohne darum aufzuhören, an sich ein *bonum* zu sein: auch der verabscheute sinnliche oder geistige Genuss bleibt für den sittlichen Charakter ein Genuss, und ist, so lange er an sich, d. h. ohne Beziehung auf eine wirkliche Realisirung in mir gedacht wird, kein Gegenstand des Verabscheuens, wird es aber, sobald er durch das Steigen seines Vorstellungskreises mit meinen Grundsätzen in Conflikt geräth. Dass der Mensch in der Regel nur das zu begehren scheint, was ihm Lust verspricht, ist eine

Täuschung, die daraus entspringt, dass er sich der Lust eben hauptsächlich durch den günstigen Fortgang seines Begehrens bewusst wird. Nicht weil etwas als *bonum* erkannt wurde, wird es begehrt, sondern etwas *sub specie boni* vorstellen, heisst es (bisweilen gleichsam nur versuchsweise) begehren. (Siehe eine interessante Stelle bei Aristoteles, *Rhetor. I,* 11 §. 9.) Das vorgestellte Gefühl wird zur Begierde erst dadurch, dass es auf den Boden eines vorhandenen Gefühlszustandes fällt, und aus diesem Nahrung zieht. Der Trieb zu der Begierde liegt nicht in dem Gedankenkreise der Zukunft, sondern in dem der Gegenwart. Auch was an sich ein *malum* ist, kann begehrt werden, sobald nur die Vorstellungsqualitäten, auf welchen die Unlust ruht, fördernde Hülfen vorfinden, und dadurch gegen den noch vorhandenen Druck der Gegenwart anzustreben beginnen: die begehrte chirurgische Operation bleibt für mich ein Uebel; aber ich begehre sie, weil sie meinen gedrückten Zustand zu lösen verspricht. Gar vieles an sich Gleichgültige wird begehrt, und hört nur dadurch auf gleichgültig zu sein, weil die Begierde nichts Gleichgültiges ist. Das gilt von vielen Gegenständen der Mode und des Sammeleifers, die erst durch das Begehren ihren Werth für uns erhalten. Der Mensch täuscht sich in dieser Beziehung sehr häufig, und hält den am Ende der Begierde stehenden Genuss der Befriedigung für das ursprüngliche Motiv der Begierde selbst (§. 131), wenn gleich aus dem Gesagten wohl zu erkennen ist, dass die Erinnerungen an bereits erreichte Genüsse auf eben vorhandene Bilder von Genüssen wie ein Trieb einzuwirken vermögen (aber sie thun dies nur, indem sie zu dem Bilde des Genusses als eine innere Bestätigung hinzukommen). „Die Begierde wartet nicht erst darauf, bis das mühsame Denken darüber, ob das Begehrte ein *bonum* oder *malum* sei, vollendet ist.“ (Herbart.) Die Begierde ist neugierig, will sehen, was an dem Begehrten ist, und fühlt sich darin leicht getäuscht. Man trenne also wohl das Gefühl, das in dem Vorstellungsinhalte des Begehrten oder Verabscheuten seinen Sitz hatte, von dem Gefühle der Begierde selbst, und es ist leicht einzusehen, dass die Befriedigung sowohl bei dem Begehren der Unlust, wie bei dem Verabscheuen der Lust ein gemischtes, oft selbst ein recht peinliches Gefühl sei; aber dieser Umstand vermag nicht gleichsam *ex post* die Begierde zu annulliren. Ein Blick auf manche Erschei-

nungen bei Seelengestörten bestätigt die hier entwickelte Ansicht vollends. (S. Herbart, Psych. als Wissensch. II, p. 114 u. 408 u. dessen: Zur Lehre von der Freiheit des menschl. Willens. Gött. 1836. p. 43 u. 51, so wie Drobisch am a. O. §. 88 u. 89 und Stiedenroth am a. O. II, p. 171 und 175.) Das Gesagte wirft ein bedeutendes Licht auf das Entstehn der Lustgefühle zurück, und schon Aristoteles definirte die ἡδονὴ als κίνησις (*Rhet. I* 11. §. 1 u. 2). So sehen wir die vorschreitende Rückkehr aus gestörten Lebensverhältnissen in die gewohnten, aus angestrengter Arbeit zu dem normalen Spannungsgrade gleichzeitig als Lust und Begehrung auftreten, wie nicht minder die Hingabe an die Erinnerung gehabter und die Hoffnung künftiger Genüsse, wie Aristoteles bezüglich der Liebenden bemerkt hat. Daher spricht sich die eröffnete Möglichkeit der Rache als Lust und Begehrung zugleich mit der bekannten Heftigkeit aus. Der errungene Sieg wurde von dem Ehrgeizlosen nicht begehrt, weil er zuvor als Lust erkannt ward, sondern die Lust begann und wuchs mit dem Erringen selbst. Der Freund wird nicht begehrt des Genusses wegen, den er uns gewähren soll; sondern in dem liebevollen Gedanken an ihn liegen Begehren und Lust neben einander. Ganz eben so ist es mit der Bewunderung und der Schmeichelei, — die von dem Verständigen gar nicht als Güter gedacht werden, und doch, während sie geschickt gewährt werden, Genuss bereiten, — und mit den übrigen Beispielen, die der citirte Abschnitt aus Aristoteles Rhetorik in grosser Fülle enthält. — Man könnte das Gesagte zu einer Eintheilung der Begierden in vage und fixe benutzen, je nachdem nämlich das Begehrte eine tonlose oder bereits betonte Vorstellungsmasse ist; allein diese Eintheilung träfe nicht sowohl die Begierden selbst, als vielmehr die in ihnen enthaltenen Gefühle, und ist darum nur von untergeordneter Bedeutung. Vag im Sinne des Gefühles ist die Begierde niemals, denn sie hat jedesmal ihr objektives Moment in sich.

Anmerkung. Wie von den ästhetischen, so sollte hier auch von den sympathetischen Begierden gehandelt werden. Die sympathetische Begierde kann entweder aus dem sympathischen Gefühle hervorgehen, wie überhaupt die Begierde aus dem Gefühle hervorgeht, und ist alsdann keine eigentliche sympathetische Begierde — oder sie kann aus der Wahrnehmung und Nachahmung der fremden Begierde in Weise des sympathetischen Gefühls entstehn. Für den einen Fall

gibt der vorstehende Paragraph, für den andern §. 122 die normirenden Grundlinien. Wo das Gefühl des Wir stärker geworden ist, geht leicht aus dem Ich ein Begehren des Du hervor: Mitleid und Mitfreude gehen bei dem Weibe leicht in Liebe über, und mit der Verschiebbarkeit des Wir verschiebt sich in den ursprünglichen Verhältnissen für das Weib auch seine Liebe von der einen Familie zu der andern. Der Bemitleidete steht bei uns günstiger, als der, dem wir Dank schuldig sind. Die eigentlich sympathetischen Begierden sind aber Mitliebe und Mithass. Wir verstehen die fremde Begierde wie das fremde Gefühl nur, indem wir sie zu den unsrigen machen. In beiden Fällen ist die Gleichartigkeit der Vorstellungskreise maassgebend. Während bei dem Weibe sympathetische Gefühle und solche Begierden häufiger sind, die aus diesen hervorgehen, entsteht bei dem Manne leichter und in grösserem Umfange Mithass und Mitliebe, und das Wir des Mannes beruht mehr auf einer Gemeinsamkeit der Begierden, als der Gefühle. Die sympathetische Begierde des Weibes ist häufig erst das letzte Produkt seines sympathetischen Gefühles, was bei dem Manne sehr oft umgekehrt der Fall ist. Darum überschreitet das Weib mit seinem Mithass und seiner Mitliebe (in jenen einfachen Verhältnissen, die hier überall vorausgesetzt werden) selten den Kreis der Familie. Die sympathetische Begierde kann mit dem sympathetischen Gefühle (sofern beide auf verschiedene Personen gerichtet sind) in Collision gerathen, und alsdann erdrückt in rohen Naturen der Mithass das Mitleid, in edlen, insbesonders in weiblichen Naturen hingegen wird jener von diesem überwunden, und sehr schön und einfach sagt in dieser Beziehung Antigone: *οὔτοι συνέχϑειν, ἀλλὰ συμφιλεῖν ἔφυν.* (*Ant.* 523.)

§. 134. Wechselwirkung der Begierden.

Begierden stehen in Wechselwirkung, indem die Vorstellungen, aus denen sie hervorgehen, wechselwirken. Der Effekt zeigt sich in objektiver Beziehung in einer Vermehrung oder Verminderung, Trennung oder Verbindung dessen, was begehrt wird; in subjektiver in dem Gesammtton, der aus dem Bewusstwerden des Ergriffenseins durch die einzelnen Begierden hervorgeht. Eine Begierde raubt der andern ihre Klarheit, und stört das reine Bewusstwerden ihrer Spannung oder Lösung. Man kann also von Hemmung und Verschmelzung der Begierden nur in so weit sprechen, als Hemmungen oder Verschmelzungen unter den Vorstellungen vor sich gehen. Während die objektiven Vorgänge noch unterscheidbar sind, fliessen die subjektiven in ein gemeinsames Bewusstwerden zusammen. Eine eigentliche Wechselwirkung der Begierden tritt aber erst dann ein, wenn mehrere Begierden gleichzeitig auf dieselbe Vorstellung gerichtet sind. Hier gelten offenbar die allgemeinen Bewegungsgesetze.

Wirken die Begierden in derselben Richtung, d. h., gehen sie alle darauf hin, die Vorstellung zu heben oder zu verdrängen, so fallen sie in die ununterscheidbare Einheit Eines Triebes zusammen, und ihre Intensitäten addiren sich. Interessanter ist der Fall, wo eine Vorstellung *A* zugleich von einem Triebe empor, von einem anderen herab getrieben wird. (S. §. 128 Anmerkung.) Alsdann ist auch jenes Vorstellungsgebiet, welches zuvor als blos festgehalten betrachtet wurde, und das dem Anstreben der bewegten Vorstellung die Richtung anwies, in Bewegung gerathen. *A* wird begehrt, aber auch dessen Gegensätze, und das Begehren des einen ist das Verabscheuen des andern. Die Begierde schwankt zwischen Begehren und Verabscheuen in doppelter Beziehung, und die Spannung steigert sich bis zu dem äussersten Grade. Sobald in dieser Klemme die geringste Verschiebung vor sich geht, nimmt sogleich die vordringende Vorstellung den bestimmten Charakter des Begehrens, die zurückgedrängte den des Verabscheuens an, und da derlei momentane Vor- und Rückgänge schnell mit einander wechseln, oscillirt die Begierde zwischen beiden Formen hin und her. Was auf der einen Seite als Lösung, das wird auf der andern als vermehrte Spannung so lange gefühlt, als auf letzterer der Trieb fortwährt. Zu einer Befriedigung in diesem oder jenem Sinne kann es nur dann kommen, wenn die entgegenstehende Begierde unterdrückt worden ist, d. h., wenn die Vorstellungen, die deren Trieb ausmachen, verdunkelt worden sind. Aber wenn die Befriedigung die Begierde, welche sie befriedigte, auch zugleich beendigt hat, wie das bei sinnlichen Begierden der Fall ist (§. 131), dann bricht die entgegengesetzte Begierde wieder los, und der bereits erreichte Genuss wird gleich nachher verabscheut. Beispiele dieses Zusammenstossens zweier Begierden finden sich sowohl innerhalb der Sphäre der sinnlichen (z. B. Ekel vor einem Getränke bei heftigem Durste), als der geistigen Begierden (Göthes Tasso), besonders häufig aber zwischen Gliedern beider Sphären unter einander. — In ähnlicher Weise ist die Reproduktion der Begierden aufzufassen. Begierden reproduciren einander, indem die Vorstellungen sich reproduciren, auf denen die Begierden beruhen, und es kommen dabei sämmtliche Reproduktionsgesetze in Anwendung. Die gegenwärtige Begierde reproducirt in der Regel mannigfache Bilder früherer Begierden. Denn indem die ansteigende Vorstellung *A* ihren Gegensatz zu be-

seitigen beginnt, werden alle jene Vorstellungen frei, welche durch diesen Gegensatz gebunden waren. Die auf diese Weise freisteigenden Vorstellungen werden dadurch in die Bewegung des *A* verflochten, so dass sie mit *A* verschmelzen, §. 62, und nun einerseits selbst anstreben, andererseits dem Anstreben des *A* als neue Stützpunkte dienen. Waren nun zuvor diese Vorstellungen selbst Gegenstände von Begehrungen, so erneuern sie nun ihre früheren Begierden, und so sehen wir um jede vorhandene Begierde die Bilder älterer ähnlicher Begierden herumgaukeln. Die auftauchenden Erinnerungen früherer Begierden ziehen ihre Nahrung aus der Kraft der gegenwärtigen Begierde, erweitern aber ihrerseits die Basis des gegenwärtigen Triebes. Das Spiel dieser begleitenden Begierden vermehrt die Spannung des Ganzen, mahnt immer drängender zum Genusse der Befriedigung, und wird selbst erst durch die Befriedigung der primären Begierde (und darum häufig unvollkommen) beendigt. Dabei kommt noch ein bemerkenswerther Umstand in Betracht. Die aufsteigenden Vorstellungen sind wohl zu *A* ähnlich, können aber gleichwohl zu *A* und unter sich in einzelnen Beziehungen Gegensätze enthalten (§. 62 u. 63). So weit dies nun der Fall ist, sind sie dem *A* Hindernisse, und nur jene Beziehung des *A* bleibt in voller Wirksamkeit, die das zu den Vorstellungen Gemeinsame bezeichnet. — So verallgemeinern sich unsere Begierden scheinbar im Laufe des Lebens. Der Knabe begehrte nur süssen Wein, der Jüngling begehrt Wein überhaupt, der Mann vielleicht ganz allgemein ein spirituöses Getränk. Aber streng genommen ist diese Verallgemeinerung nicht für die Begierde selbst, sondern nur für unsere denkende Auffassung derselben vorhanden. Die Wirkung der Hemmung zeigt sich reiner in dem reineren Herausheben des eigentlich begehrten Momentes und in dem Aufgeben dessen, was dem Begehrten ausserwesentlich ist, und wo daher der Trieb gerade auf die spezielle Seite besonders gerichtet ist, da tritt das Aufgeben derselben gewiss nicht ein. Der Inhalt der Begierde wurde verengt, und der Umfang der möglichen Befriedigungen erweitert. Daher man durchaus nicht sagen kann, an die Stelle der begehrten Empfindung sei nun ein Begriff getreten, denn, was begehrt wird, wird nicht als Gemeinsames eines Vorstellungsinbegriffes, sondern als Bestimmtheit an Einer Vorstellung begehrt. Da nun die frei steigenden Vorstellungen das Aeltere und Innere

bezeichnen, so hat man zugleich auch eine Apperception der einzelnen Begierde durch das Ganze der Begehrungen des Menschen vor sich. Das Seitenstück zu dieser Concentrirung der Begierde bildet die Erweiterung derselben, die dadurch entsteht, dass die begehrte Vorstellung die anderen mit ihr verschmolzenen (mittelbar) reproducirt und das Anstreben sich von jener auf diese verbreitet. Die mittelbare Reproduktion spitzt die Begierde gleichsam zu; die unmittelbare stumpft sie ab. Das Begehren geht aus dem Zehnten in das Hundertste. Die Tartaren haben das Sprüchwort: dem ersten Wunsche genügt das Kameel, dem zweiten nicht mehr die Kameelheerde. Häufig nimmt diese Irradiation der Begierde die Reihenform an, und es kommt dann darauf an, ob die begehrte Vorstellung die mit ihr verschmolzenen gleichzeitig oder in der Weise successiv emporhebt, dass die volle Nöthigung zum Steigen für die eine erst dann eintritt, wenn die andere bereits zur Befriedigung gebracht worden ist. So stellen sich die Objekte des Begehrens in die Raum- und Zeitform, und die Conglomerate dessen, was wir begehren, stehen bald wie ruhende Gemälde vor uns, oder laufen bald, abfliessenden Tonleitern gleich, vor uns ab. Die Begierde zaubert Luftschlösser hervor, und macht Zauberreisen. Es hat natürlich nichts gegen sich, dass einzelne Glieder dieser Reihen die negative Form des Verabscheuens annehmen. Dass Begierden nicht blos von Begierden, sondern auch von einzelnen Vorstellungen reproducirt werden, ist leicht einzusehen; denn mit der Rückkehr des Triebes kehrt auch die Begierde ohne Weiteres zurück. Dergleichen reproducirte Begierden sind freilich nur schwache Nachahmungen der ursprünglichen, wie bereits §. 122 von dem reproducirten Gefühle gezeigt worden ist. — Aus dem Wechsel der Spannungen und Lösungen in den einzelnen Begierden setzt sich jenes normale Durchschnittsmaass heraus, das §. 123 der Rhythmus des Lebens jedes Einzelnen genannt wurde. Mit diesem bleibenden Grundtone setzt sich die Begierde in ein bestimmtes Verhältniss, und die subjektive Seite dieses Verhältnisses ist bereits §. 124 ausführlicher dargestellt worden. Das dort geschilderte vage Gefühl der Störung kann unter den bekannten Bedingungen zum Triebe werden, der sich bald der einzelnen Begierde zu, bald ihr entgegen richtet. Der stoische Charakter verabscheut die heftigere Begierde, weil sie seiner Apathie widerstrebt; der sanguinische Geschäftsmann begehrt

sie, weil sie innerhalb der Zone seiner normalen Beweglichkeit fällt. Der Rhythmus der einzelnen Begierde greift so in den allgemeinen des Lebens ein, und die einzelne Stockung wird zur Stockung im ganzen Lebensgange. Der gewohnte Takt des Lebens gibt den einzelnen Verzögerungen und Beschleunigungen einen Nachdruck und eine Gewalt, die weit deren Bedeutung an sich überschreitet: der nicht zu schürzende Knoten, die schwer zu öffnende Thüre werden demjenigen, dessen Leben in schnellerem Takte abspielt, Veranlassungen zu überaus energischen Begierden. Und wie bei derlei Menschen jede einzelne Begierde zur Störung des Ganzen wird, so spricht sich auch bei ihnen jede Störung des Lebensverlaufes sogleich als Begierde aus, und aus der Glut der geringsten Beklommenheit schlägt gleich die Flamme der Begierde auf.

§. 135. Der Trieb.

Jede Begierde setzt einen Trieb voraus, durch dessen Wirksamkeit die Vorstellung eines Gegenstandes eben erst zur begehrten Vorstellung wird (§. 129). Die den Trieb ausmachenden Vorstellungen können entweder Empfindungen oder reproducirte Vorstellungen sein, und darnach unterscheidet man sinnliche und höhere (geistige) Triebe. Man hat diesen Gegensatz der Triebe zum Eintheilungsgrunde der Begierden selbst gemacht, und so die Eintheilung der Triebe auf die Begierden fortgesetzt. Was demnach der Begierde den Charakter der Sinnlichkeit oder der „Geistigkeit“ verleiht, ist weder die Beschaffenheit des Begehrten, noch die Art der Befriedigung, sondern die Eigentümlichkeit des Triebes. Aber auch so genommen ist die Eintheilung keineswegs feststehend, denn die meisten ursprünglich rein sinnlichen Begierden schaffen sich bald einen entsprechenden Gedankenkreis, und umgekehrt erwerben sich höhere Begierden häufig eine organische Grundlage. Der Trieb ist jedesmal als solcher dunkel; denn träte eine seiner Vorstellungen klar hervor, so würden sie sogleich aufhören, Trieb zu sein, und anfangen, Gegenstand des Begehrens selbst zu werden. Die sinnlichen Triebe bestehen aus zahlreichen aber an sich schwachen und daher dunklen Empfindungen, die sich allmälig ansammeln, und sich mit bestimmten Vorstellungen in Verbindung setzen (wie sich bei den mit dem Geschlechtsleben, dem Nahrungsprozess und der Bewegung zusammenhängenden Begierden deutlich erkennen

lässt). Mit bedeutenderen organischen Vorgängen (z. B. während der Geschlechtsevolution und bei den Metamorphosen der Thiere) ist stets auch eine Veränderung in den sinnlichen Trieben verbunden. Bei höheren Begierden sind wohl häufig die Vorstellungen, in denen der Trieb seinen Sitz hat, an sich klar; aber sie verläugnen, indem sie als Trieb wirken, ihre Klarheit dadurch, dass jede einzelne derselben der Menge und Gegensätze wegen von den übrigen an einem bestimmten Hervortreten gehindert wird. Der Impuls ist jedesmal dunkel, selbst wenn das, wovon er ausgeht, an sich nicht dunkel ist (z. B. der Trieb, irgend einem mathematischen Beweise nachzugehen). Die Basis der höheren Triebe ist meist ein Vorstellungsgewebe; aber der Inhalt der Vorstellungen ist nicht als solcher das Treibende, ja, der Trieb hört häufig auf, sobald es mir gelingt, die Vorstellungsqualitäten deutlich auseinander zu setzen. Das erste Vorhandensein eines Triebes verräth sich immer in einer vagen Spannung, deren dumpfes Brüten erst durch die Emotion der Begierde in einer bestimmten Richtung gelöst wird; denn die den Trieb ausmachenden Vorstellungen stehen unter dem Drucke der Gegensätze, von dem sie erst die Vorstellung befreit, welche eben durch den Trieb zur begehrten oder verabscheuten Vorstellung wird. Indem der Druck weggenommen wird, werden die Vorstellungen frei, und die Bewegung ihres Steigens ist auf die befreiende Vorstellung entweder hebend oder zurückstossend gerichtet. Der Trieb geht in die Begierde dadurch über, dass die Spannung in bestimmte Bewegung übergeht, und derselbe Trieb spricht sich nach Umständen als Begehren oder als Verabscheuen aus, da er beides zu werden gleich bereit ist. (§. 129.) Der dunkle Trieb bekommt seinen Namen und seine Bedeutung erst durch die Begierde, in der er sich offenbart, und dieser Name kann oft ein falscher Name sein. Denn worauf bei diesem Uebergange Alles ankommt, ist, dass eine stärkere Vorstellung zu dem Triebe hinzutrete, in der sich die einzelnen Energien durchkreuzen und addiren, und eben dadurch zu einem bewegenden Principe werden. Was die Beziehung zwischen der klaren Vorstellung der Begierde und den dunklen Vorstellungen des Triebes herstellt, kann zunächst die qualitative Beschaffenheit beider, dann aber auch eine jener zufälligen Verschmelzungen sein, die aus der zufälligen Begegnung der Vorstellungen im Bewusstsein hervorging:

also Meinungen, Erlebnisse, Belehrungen durch Andere u. s. w. An manche Vorstellungskreise knüpft sich der Gedanke einer bedeutenden in ihnen enthaltenen Bewegung, die als Lösung einer Spannung erkannt wurde, und nun auch auf die Lösung des vagen Gefühls bezogen wird, in dem der Trieb noch involvirt ist. Dieser unwillkührliche Sophismus des beklommenen Gemüthes stiftet scheinbar höchst abnorme Verbindungen und Beziehungen zwischen den Vorstellungskreisen und den Sphären der Triebe, wie bereits §. 132 Anm. gezeigt worden ist. Ein weiteres Beispiel der Art geben die abnormen Begierden, in denen sich der Geschlechtstrieb bisweilen ausspricht, und vollends aussprechen würde, wenn nicht schon Umgang und Lektüre zwischen den ganz dunklen Empfindungen und den correspondirenden klareren Vorstellungen eine frühzeitige Verschmelzung eingeleitet hätten. Mit Recht hat man bemerkt, dass derlei seltsame, oft abenteuerliche Aeusserungen gerade bei den unverdorbensten Gemüthern am Häufigsten vorkommen, und dass in dieser Beziehung unsere Romane und Komödien der in der Pubertätsentwicklung begriffenen Jugend unabsichtlich einen guten Dienst leisten. Vollends auffallend ist die Art, wie manche Triebe sich bei Seelenkranken äussern, und Max Jacobi hat bezüglich der Tobsüchtigen an das Thierartige ihrer Sammel-, Bewegungs- und Kunsttriebe erinnert. Wo der Trieb bereits in die Form einer bestimmten Begierde übergegangen ist, da existirt er für uns auch nur in dieser Form, und der Trieb wird über der Begierde vergessen, wie das Dunkle überhaupt neben dem Klaren verschwindet. Alsdann kommen bei dem Versuche, sich über das Entstehen der eigenen Begierde aufzuklären, nicht selten Selbsttäuschungen vor, und die gerichtliche Psychologie hat Beispiele dieser Art in Menge gesammelt, die den Richter vor dem Trügerischen solcher Geständnisse wohl zu warnen im Stande sind. Wo sich Triebe bereits festgesetzt haben, da bekommt der Vorstellungsverlauf des Menschen erst seine volle Begleitung und Lebendigkeit durch das Eingreifen seiner Glieder in das erregbare Gewebe der Triebe. Die Befriedigung der Begierde endigt die Begierde, wenn sie den Trieb beendigt, wie bei den sinnlichen Begierden am leichtesten zu erkennen ist; wo jedoch der Trieb der Art ist, dass er sich durch den weiteren Verlauf des (sinnlichen oder geistigen) Lebens bald wieder ansammelt, da wird auch die Begierde sich bald wieder erneuern. —

Dies führt zu dem gewöhnlichen Sprachgebrauch, dessen sich die Psychologie bezüglich des Triebes zu bedienen pflegt. Sie beschränkt nämlich den Trieb auf jene Begierden, deren constante und bisweilen selbst periodische Wiederkehr die Erfahrung uns allenthalben nachweist, und stellt so den Trieb als das Bleibende den flüchtigen Motiven, und als das Innere den äusseren Anregungen entgegen. Die Gleichartigkeit der sich stets erneuernden einzelnen Begierden erklärt sie nämlich durch die Annahme einer inneren fortdauernden Anregung zu den Begehrungen und Verabscheuungen dieser Art. Der Irrthum entsteht nur erst dadurch, dass man sich diese Disposition bei den geistigen Begierden als ein Seelenvermögen, bei den sinnlichen als ein Moment der allgemeinen Lebenskraft zu denken pflegt, wobei an die Stelle der Erklärung eine blosse dunkle Redensart getreten ist, wie bereits längst an anderen Stellen nachgewiesen worden ist. (S. Stiedenroth am a. O. II, p. 183.)

Anmerkung. Aeltere Eintheilungen der Triebe in allgemeine und besondere, materielle und formelle (Genuss- und Spiel-Triebe), angeborene und erworbene. — Der Instinkt des Thieres scheint nichts Anderes zu sein, als ein speziellerer, näher determinirter physischer Trieb. Während bei dem Menschen der physische Trieb ursprünglich dunkel und allgemein ist, scheint er sich bei dem Thiere in Folge der Einseitigkeit seiner Organisation gleich ursprünglich weit bestimmter in umschriebenen Grenzen auszusprechen. Dadurch verliert der Instinkt in seiner Aeusserung bei dem Thiere das Zufällige, das bei dem Menschen in dem Uebergange des Triebes zur Begierde enthalten ist. So sehen wir den Instinkt durchaus von der somatischen Beschaffenheit ausgehen, nach Verschiedenheit der Gattungen und der Entwicklungsstufen wechseln, und andererseits mit ihnen eine relative Unveränderlichkeit behaupten. Die Natur, misstrauisch gegen die Wahl der Mittel zu der Befriedigung, ersparte dem Thiere die Wahl, und legte ihm die Bestimmungen in den Trieb, die der Mensch dem Triebe entgegenbringt. Der Mensch benennt erst seinen Trieb, und kann darin irren; dem Thiere ist mit dem freien Raume auch die Möglichkeit des Irrthums (im Allgemeinen) genommen. Wie sehr die Eigentümlichkeit des Seelenlebens von der Organisation des Leibes abhänge, ist gleich bei dem ersten Elemente des Seelenlebens: bei der Lebensempfindung (§. 19) angedeutet worden. In dieser Beziehung ist der Instinkt gleichsam die psychische Seite des physischen Organismus (oder die physische Seite der Idee), und in dieser Weise ist er auch in neuerer Zeit häufig (und insbesondere von Lotze in dessen berühmter Abhandlung über den Instinkt: Wagners H. W.

B. II. und Med. Psych. 452) aufgefasst worden. Von diesem Standpunkte aus hat man wohl auch den Instinkt des Thieres mit dem Gewissen des Menschen verglichen, und dieses den Instinkt der Menschheit genannt. Wie nun einerseits von der spezifischen Beschaffenheit des Organismus eine spezifische Anregung ausgehen kann, so kann in ihm andererseits eine spezifische Empfänglichkeit für die Bewegungsimpulse dieses Triebes liegen, und der Instinkt des Thieres verräth sich in dessen oft höchst determinirter und pronuncirter Beweglichkeit (vergl. das über die Instinktbewegungen §. 38 Gesagte). Wo der Mensch erröthet, weint, lacht, da schreitet das Thier nicht minder unwillkührlich als der Mensch bei seinem Erröthen, Weinen, Lachen zu weit bestimmteren Aeusserungen seines inneren Zustandes. Gleichwohl ist das Thier hierbei kein blosser Automat, wie die ältere Psychologie häufig behauptet hat; denn zwischen den Anregungen des Triebes und den Impulsen zur Bewegung liegen auch für das Thier Sinnesempfindungen, also Vorstellungen, die den Trieb in die Begierde, und die Beweglichkeit in die Bewegung verwandeln. Das Charakteristische besteht nnr darin, dass Trieb und Erregbarkeit zur Bewegung einander schon ganz nahe gerückt sind, einander gleichsam die Spitzen zukehren, und die bestimmte Vorstellung nur eine schnelle, fast spurlose Vermittlung herzustellen hat, während bei dem Menschen diese Vermittlung eine langsamere und gegliederte ist. Es erklärt somit einerseits die organische Bedingtheit des Instinktes dessen Rücksichtslosigkeit und Blindheit, andererseits aber lässt die Dazwischenkunft der Vorstellung die Möglichkeit einer gewissen, freilich sehr umgrenzten Modifikation (aber nicht Wahl) der Aeusserungen des Instinktes zu (s. Autenrieths oft citirte Abhandlung über den Instinkt in dessen Ansichten über Nat. und Seelenl. Stuttg. 1836. p. 258.). Die Papierwespe verwendet zum Bau ihres Nestes eine aus Holzspänen und Wasser bereitete papierähnliche Masse, findet sie aber fertiges Papier, so zieht sie es allem Anderen vor; der Sperling baut seine Nester in verschiedenen Gegenden auf verschiedene Weise. — So genommen ist der Instinkt weder ein ausschliessendes Surrogat, noch ein Complement der Thierseele, noch endlich ein Vermögen innerhalb derselben. Das Thier greift in einzelnen Fällen mit seinem Denken in den Instinkt ein, „macht ihn seinem Denken dienstbar“ (Autenrieth), lernt durch Dressur dessen Aeusserungen beherrschen, und verliert ihn wohl theilweise in Folge der Cultur (wie der Instinkt des Menschen allmälig aus seiner ursprünglichen Bestimmtheit sich in die Unbestimmtheit der sinnlichen Triebe verloren hat). Im Allgemeinen sagt man: je mehr Instinkt, um so weniger Intelligenz. Der Instinkt schliesst die oft erwähnte Einseitigkeit des Thieres ab, und auch wo der Mensch durch körperliche Abnormirung in die Einseitigkeit der Triebe zurücksinkt, tritt in ihm das Instinktartige wieder hervor. — Historischer Ueberblick dieser Lehre: ältere Auffassungen des Instinktes mit vorherrschend materialistischen Neigungen als „plastische Naturkraft“

(Büffon), als Darstellung geometrischer, im Gehirn präformirter Typen (Winkler), — mit spiritualistischen Tendenzen: als Antrieb der Gottheit (Addisson), als Resultat der Erfahrung, Ueberlegung, des Unterrichtes (Flemming), endlich als Einwirkung der produktiven Einbildungskraft auf den erwachenden Trieb, deren Bilder den poetischen Idealen vergleichbar wären (Treviranus). Cuviers bewunderter Ausdruck: angeborene Idee, die traumartig zu gewissen Bewegungen treibt. Die neuere Naturphilosophie hatte ihr Interesse daran, den Instinkt bald mehr auf die Seite der Pflanze, bald mehr auf die des Menschen hinzuziehen. Eine eigentümliche und bequeme Anwendung bot hierbei die Identitätsphilosophie. Ueber die Ansicht der Hegel'schen Psychologie s. §. 11 Anm. Eine dualistische Deutung des Instinktes als Mittelstufe zwischen Unorganischem und Geistigem s. bei M. Jacobi, Naturl. u. Geistesl. Leipz. 1851. p. 97. Gänzlich unbrauchbar ist, was Scheitlin in seiner Thierpsychologie über den Instinkt sagt (am a. O. II, p. 330). (Vergl. zu dem Ganzen: Scheidler am a. O. §. 19 und Waitz, Grundl. p. 177.) Der Instinkt als der Urleibtrieb bei Lindemann (am a. O. §. 230).

Zehnter Abschnitt.

Vom Wollen und den damit zusammenhängenden Seelenzuständen.

A. Vom Wollen.

§. 136. Begriff des Wollens.

Der Mensch kommt allmälig dazu, sich gewisse feste Vorstellungsreihen zu bilden, in denen jedes folgende Glied mit Bestimmtheit erwartet wird, sobald das vorhergehende eingetreten ist: jenes muss folgen, wenn dieses vorhanden war. Das frühere Glied erscheint als die Ursache, das spätere als die Wirkung, die Reihe als der Causalnexus. Was die Bestimmtheit, was das: „Muss" ausmacht, ist zunächst nur der Mechanismus der constant wiedergekehrten Verschmelzungen, und das *propter hoc* ist nur ein hartnäckiges *post hoc*, oder, wie Aristoteles sagte: *ἔγγυς γὰϱ καὶ το πολλάκις τῷ ἀεί* (*Rhet. I*, 11. §. 3). Aber alsbald bemächtigt sich das Denken dieser Reihen, sucht sie der Zufälligkeit zu entkleiden, und auf innere, qualitative Verhältnisse zu gründen. Zuletzt nimmt die Metaphysik die vorgefundene Auffassungsweise vor, prüft sie, findet in ihr ein Problem, und verschafft sich durch dessen Lösung einen höheren Standpunkt. — Es ist nun leicht

einzusehen, welche Bedeutung diese allgemeine Betrachtung für die weitere Entwicklung der Begierde annimmt. Die Begierde ist zunächst blind, aber der Erfahrenere erwartet in seiner Begierde einen und zwar den bestimmten Genuss, und je bestimmter die Weise des Eintretens dieses Genusses gedacht wird, um so mehr nimmt die Erwartung die Form einer Reihe an, die an ihrem Ende den Genuss stehen hat, zu welchem die Glieder in fester, unabänderlicher Aufeinanderfolge hinführen. Wird nun eine Wirkung als das Endglied der Reihe begehrt, so verbreitet sich das Begehren durch die ganze Reihe, und auch die vorhergehenden Glieder gerathen in das Anstreben (§. 130.). Die begehrte Wirkung wird zum Zwecke, die begehrten Ursachen zu den Mitteln. Der Zweck wurde unmittelbar, die Mittel werden des Zweckes wegen begehrt. So bewaffnet sich gleichsam die Begierde mit dem Gedanken des Mittels, lernt warten und wählen, gibt die Rücksichtslosigkeit ihres Ungestüms auf, schlägt Umwege ein, sieht ihre Erreichbarkeit voraus, und bestärkt sich in diesem Gedanken. — Dadurch hat die Begierde die festere Form des Wollens angenommen, durch das somit ein Begehren mit Voraussetzung der Erreichung bezeichnet wird. Es bedarf keiner Auseinandersetzung, um zu zeigen, dass das einzelne Wollen (die „Wollung," wie Schilling sich ausdrückte) nichts von den Vorstellungen Unabhängiges, ausser ihnen Stehendes sei, das sich dieser nur wie eines vorgefundenen Materiales bediente. Indem sich der Mensch als wollend den Objekten der Welt gegenüber beobachtet, ändert er seine Auffassungsweise der Dinge um ihn her: erschienen ihm nämlich diese bisher als ruhende feste Existenzen ausser ihm, so werden sie ihm nur bewegliche Potenzen, ihm unterthan, und nachgiebig gegen sein Anstreben. Denn in der Reihe steht als Zweck am Ende seine Befriedigung; die Vorstellungen der Aussendinge sind nur Mittel dazu, sie müssen gehen und kommen, und haben nur ihre Bedeutung durch die Beziehung auf die Befriedigung: der wollende Mensch setzt sich selbst als eine Macht und zwar als die Macht über die Dinge. Wollend macht sich der Mensch zum Herrn der Welt, und hierin liegt das metaphysische Moment des Wollens. Daher lag der Gedanke nahe, das Wollen als die reinste Manifestation des Geistes zu erfassen, in welcher er sein innerstes Wesen enthüllt, und sich

selbst begegnet (man vergleiche, ohne zu weiteren, noch ausgeprägteren Belegen überzugehen, beispielsweise: Krause, am a. O. p. 163.). — Der Wollende überblickt mit grösserer oder geringerer Klarheit eine Reihe und wohl zumeist ein Reihengewebe, welches ihm die Wege darstellt, die aus der Spannung seines Begehrens in die Lösung der Befriedigung führen. Die Topographie dieser Wege gibt ihm die Erfahrung des früher Erlebten, die er durch phantasirendes Versuchen und durch denkendes Schliessen erweitert hat. Die Zahl der Reihen und ihre innere Verbindung bestimmen die Sicherheit des Erwartens und das Gefühl der Kraft. (§. 124). In dem Wissen um die Mittel besteht das Bewusstwerden des Könnens. Der Mensch weiss ursprünglich nichts von seinem Können; erst, indem ich sehe, was ich gethan, erkenne ich, was ich gekonnt, und der Ueberblick über alle meine Thaten gibt mir die volle Kenntniss meines Könnens. Der Wollende fügt seinem Begehren das Wissen um sein Können hinzu, und zu diesem Wissen kam er nur durch die That. „Die That erzeugt das Wollen aus der Begierde." Weil dieses Wissen dem Kinde, und in noch höherem Grade dem Thiere abgeht, selbst wenn seine Begierde sehr energisch auftritt, sprechen wir ihm das Wollen ab. Wo wir im Umgange mit den Menschen ihnen unser „Ich will" entgegenhalten, da haben wir uns jeder Verständigung entschlagen, und appelliren an die Gewalt unseres Könnens. „Ich will, heisst ich werde." (Drobisch.) Freilich ist mein subjektives: „Ich werde" noch keineswegs das objektive: Es wird; weil meine Zukunft mein sein kann, sowohl dadurch, dass sie mich trifft, als dadurch, dass ich sie als mein denke. „Nur wo dem Menschen die eigene That von seinem Können entweder unmittelbar die Versicherung oder doch mittelbar die Einbildung gab, tritt ein dreistes: Ich will, hervor. Wer da spricht: ich will, hat sich des Künftigen schon im Gedanken bemächtigt, er sieht sich schon vollbringend, besitzend, geniessend. Zeigt ihm, dass er nicht könne; er will schon nicht mehr, indem er Euch versteht. Die Begierde wird vielleicht bleiben, und mit allem Ungestüm toben, oder sich mit aller Schlanheit versuchen. In diesen Versuchen liegt wieder ein neues Wollen — nicht mehr des Gegenstandes, sondern der Bewegungen, die man macht mit dem Wissen, man sei ihrer mächtig, und mit der

Hoffnung, man werde mittelst einer geschickten Combination derselben seinen Zweck erreichen. Der Feldherr begehrt zu siegen, darum will er die Manövers seiner Truppen. Er würde auch diese nicht wollen, wäre ihm nicht die Kraft seines Befehles bekannt. Aber man wolle einmal tanzen, wie Vestris kann tanzen wollen.“ (Herbart, Allg. Pädag. p. 330 u. ff.) Wo der Zweck Mittelpunkt sich durchkreuzender Reihen ist, da reproducirt sein Begehren das Begehren der verschiedenen Mittel, und diese schwanken vor ihm als Prädikate: der Genuss ist erreichbar durch Gewalt, durch List, durch Zögern und durch Schnelligkeit. Alsdann entsteht für uns der Schein, als stünden wir wählend den verschiedenen Mitteln gegenüber. In dieser Wahl dringt das am Meisten begünstigte Prädikat durch; welches aber das stärkste sei, bestimmt der Bildungsgrad des Wählenden (wovon später). Das fertige Urtheil ist die fertige Wahl, und der Entschluss geht aus der Ueberlegung hervor (§. 101.). — Befreit sich die Begierde von der oft lästigen Rücksicht auf die Erreichbarkeit, so heisst sie blosser Wunsch, und kann sogar zum frommen Wunsche werden, wenn sie ausdrücklich auf die Erreichung verzichtet. Der Wunsch frägt nach keinem Können, und die schwächsten Menschen sind oft die stärksten im Wünschen. (Vergl. zu dem Ganzen: Drobisch, am a. O. §. 99 und Schilling, am a. O. §. 78.)

§. 137. Zusätze. Entgegengesetzte Momente im Wollen, die Handlung und die Leitung des innern Vorstellungsverlaufes.

Das Wollen ist die vollendete Form des Begehrens. Es vereinigt in sich in mehrfacher Beziehung entgegengesetzte Elemente. Als ein Wissen vom Können ist es zugleich theoretischer und praktischer Natur. Als höchster Ausdruck des Begehrens hat es sein objektives Bewusstwerden an dem Gewollten, sein subjektives an der Spannung, in die es versetzt. Aber es kann noch in anderem Sinne objektiv-subjektiv werden. In jedem Wollen liegt eine Reproduktion, denn die gegenwärtige Begierde erinnert an die Mittel früherer Befriedigungen, und diese sind die ruhenden, älteren Vorstellungen. Je mehr nun der Begierde aus dem Inneren entgegenkommt, um so mehr nimmt sie als Wollen den Charakter des Subjektiven, auf das Ich Bezogenen an. Wünsche haben häufig mit dem Ich wenig zu thun; für sein Wollen muss

das Ich einstehen. — Die Begierde streift durch ihren Uebergang in das Wollen die negative Form ab, denn auch das Verabscheuen wird dadurch, dass es sich an die Mittel der Befriedigung wendet, ein Begehren der Mittel. Die blinde Begierde verabscheut, wo die sehend gewordene auf dem Umwege das Mittel begehrt (§. 131). Eben desshalb hat die Sprache kein Wort für das Nichtwollen. Wohl aber kann neben dem Wollen ein Verabscheuen einhergehen, und so kann ein einzelnes Mittel verabscheut werden, entweder dadurch, dass es von der Vorstellung des Zweckes und der übrigen Mittel zurückgewiesen wird, und dann erscheint es als unzweckmässig, oder dadurch, dass es von den Vorstellungsmassen des Ich zurückgedrängt wird, und dann erscheint es als verwerflich. In diesen beiden Fällen bleibt aber das Wollen positiv, und nur die Mittel, die nicht Gegenstände des Wollens, sondern der Begehrungen sind, werden verabscheut. — Das Wollen zeigt sich in zweierlei Beziehungen wirksam: nach Aussen als Handlung, nach Innen als willkührliche Lenkung des Gedankenverlaufes; denn diese beiden Richtungen entsprechen den beiden Sphären des menschlichen Könnens: der Mensch vermag über die Dinge der Aussenwelt und über die Bilder seiner Innenwelt. Ist das Begehrte eine Empfindung, so ist diese für denjenigen, der sie bereits durch bestimmte Bewegungen seines Leibes herbeizuführen gelernt hat, das Endglied in einer Reihe von Muskelempfindungen: die bestimmte Empfindung ist der Zweck und die Muskelempfindungen das Mittel. (Die gewöhnliche Redeweise nennt dann den Gegenstand den Zweck, und die Bewegung das Mittel.) Das Anstreben jener hat das Anstreben dieser zur Folge, und gelingt dabei die Reproduktion der Muskelempfindung zu der gehörigen Höhe, so wirkt sie durch das Centralorgan des Nervensystems als centrifugaler Reiz auf den motorischen Nerven, und erzeugt am Ende einer Reihe physiologischer Veränderungen die Contraktion des Muskels. Die nunmehr wirklich vollzogene Bewegung befriedigt das Begehren der Muskelempfindung, und führt, wenn sie ein zweckmässiges Mittel gewesen ist, auf dem Umwege durch die Aussenwelt zu dem vollen Gegebensein der Empfindung, und befriedigt somit auch das Wollen des Zweckes. Dieser Vorgang knüpft nun für die Folge die Glieder noch enger an einander, und vermehrt, wenn er wi-

derstandlos vor sich gegangen ist, die Sicherheit des Vorstellens für künftige Fälle. Diese Leibesbewegung in Folge und als Ausdruck des Wollens ist die Handlung. Wie viel Dunkles auch immerhin in dem Zusammenhange der Glieder dieses Prozesses noch geblieben ist, — und ohne Zweifel immer bleiben wird, — so hat doch die Handlung nicht mehr Dunkelheit an sich, als die Instinktbewegung (§. 38), und weiterhin als die Wechselwirkung von Seele und Leib überhaupt. — In den Gedankenverlauf greift das Wollen ein, indem es die Mittel kennt und benutzt, die zur Herbeiführung und Entfernung der einzelnen Vorstellungen dienen. Es weiss von den Angriffspunkten der Seelenzustände, und weiss von ihnen dadurch, dass es die Vorstellungen regsam gemacht hat (§. 71.). Die Begierde, die geradezu auf die Seelenzustände losgeht, hat ihnen gleichsam die Handhabe noch nicht abgewonnen, durch die sie herbeigeschafft werden können, und steht vor ihnen rathlos da. Das Wollen findet den begehrten Seelenzustand am Ende wohlbekannter Reihen wartend dastehen; es bedarf nur eines Impulses auf einen nahe liegenden Punkt, und er ist da. Das Wollen schlägt die Taste an, und der begehrte Ton stellt sich nach mechanischem Gesetze ein. Die Begierde steuert blindlings auf den Genuss los; das Wollen lenkt in die Bahnen, deren Ziele es kennt, und der Umweg des Wollens ist am Ende kein Umweg. Wo das Kind unruhig auf den Einfall hofft, und sich um ihn ängstigt, regt der Mann ruhig den Punkt des Vorstellungsgewebes an, der ihm den Gedanken bringen wird. Der Vortheil liegt darin, dass der Anregungspunkt unserem Begehren näher liegt, (d. h. leichter erreichbar ist;) und regsamer erhalten wird, als der begehrte Endpunkt. Einer Anregung bedarf es freilich gleichwohl, aber einer leiseren; auch die geläufigsten Anfangsglieder einer Reihe kommen nicht so ganz ohne Weiteres auf den blossen Zuruf eines transscendental gebietenden Willens, und dies führt sogleich zu dem berühmten Cardinalpunkt dieses Abschnittes. So wird durch das Wollen aus der blossen passiven Wahrnehmung das absichtliche Wahrnehmen; Gedächtniss und Einbildung nehmen eine Disciplin an, und das Denken kann fast gar nicht ohne das Merkmal der absichtlichen Lenkung aufgefasst werden. So entsteht zuletzt der Schein, als stünde neben der mechanisch verfahrenden, sinnli-

chen und aneignenden Aufmerksamkeit noch eine dritte, willkührliche.

Anmerkung. Dem Thiere wird allgemein das Wollen abgesprochen. Der Grund liegt in dem Ungestüm der thierischen Begierde und somit weiterhin in der Einseitigkeit des Thieres. §. 48. Die Begierde des Thieres ist im Allgemeinen zu rücksichtslos, um Vorstellungsreihen einzuleiten, nnd bleibt unmittelbar dem Gegenstande zugewendet. Dem Thiere wird aus der Begierde kein Bewusstwerden seines Könnens, sondern nur seines Leidens und Geniessens. Weiter ist auch das Verhältniss des Triebes zum Organismus bei dem Thiere anders, als bei dem Menschen. Während bei diesem der Trieb sich erst als Begierde eines bestimmten Gegenstandes aussprechen muss, bevor er in Handlungen übergeht, vermittelt bei dem Thiere die organische Einrichtung den schnellen Uebergang des Instinktes in die körperliche Bewegung (§. 135 Anm.), ohne ihn durch ein abgewogenes und verweilendes psychische Bild durchgeführt zu haben. Doch darf die Grenzlinie auch hier nicht zu scharf gezogen werden, ohne dass man absurde moralische Consequenzen zu befürchten brauchte.

B. Von der psychologischen Freiheit.

§. 138. Die psychologische Unfreiheit.

Die Frage nach der psychologischen Freiheit des Menschen ist dadurch eine sehr verwickelte geworden, dass man ihre Beantwortung von moralischen Principien abhängig gemacht hat. Die Freiheit, von der die Moralphilosophie handelt, die moralische Freiheit ist jene, die da sein soll, die demnach als ein ideales Bild von keiner psychologischen Individualität getragen wird, und daher von psychologischen Ansichten völlig unberührt, und dem psychologischen Standpunkte gänzlich entrückt bleibt. Der Gegenstand der Psychologie ist das Gegebene, und mit diesem ist ihr Gebiet abgegrenzt. Die Entwicklung ästhetischer, und somit religiöser und moralischer Ideale ist der Psychologie fremd, und muss unter ganz anderen Voraussetzungen als denen der Psychologie unternommen werden. In dem Leben selbst stossen beide Standpunkte zusammen: wo der Mensch das moralische Ideal mit dem psychisch gegebenem Bilde vergleicht, da tritt jenes diesem gegenüber fordernd auf; es wird die Aufgabe des Lebens, das psychisch Vorgefundene dem ästhetisch Gebotenen gemäss umzuformen, und dadurch dem Seinsollenden im Seienden Anerkennung zu verschaffen. Es verdirbt aber die Reinheit die-

ses Verhältnisses, wenn die Auffassung des Gegebenen durch voreilig hineinversetzte moralische Forderungen getrübt wird, und der Nachtheil zeigt sich theoretisch in dem gestörten und plötzlich aus dem Zusammenhange mit dem früheren getretenen Abschluss der Psychologie, und praktisch in der unklar gewordenen ethischen Aufgabe des Lebens. Entschliesst man sich, wie es vorherrschend geschehen ist, aus Furcht für die vermeintlich bedrohten moralischen Interessen zu der Annahme einer völlig unbegrenzten, ursprünglichen Freiheit des Menschen, so kommt man einerseits zu einer psychologischen Fiktion, die zu allen bisher entwickelten Gesetzen und zu jeder unbefangenen Beobachtung einen unlösbaren Widerspruch bildet, oder verfällt andererseits aus der zweifelhaften Gefährdung der Moral in die gewisse: dass als ursprünglich und vollständig vorhanden gesetzt zu haben, was nur durch eine selbstständige ethische Fortbildung annäherungsweise erreicht werden kann. Zu welchen jede Moral bedrohenden Consequenzen die Kant'sche transcendentale Freiheit in ihrer Anwendung auf die gerichtliche Psychologie geführt hat, kann sehr deutlich an Heinroths bekannter Theorie der Seelenkrankheiten ersehen werden (§. 15). — Unter dieser Verwahrung kann nichts Anstössiges in dem Satze gefunden werden: der Mensch ist ursprünglich psychologisch unfrei, d. h., wenn in seinem Bewusstsein nur Ein Wille vorhanden ist, so folgt er unfehlbar diesem; sind mehrere Wollen gleichzeitig vorhanden, so entscheiden die bekannten Gesetze der Wechselwirkung der Vorstellungen und nur sie allein über das Resultat. (Vergl. hierzu die Stelle in Aristoteles *de anima III,* 11 §. 3. *ed. Par. Didot.*) Die Willkühr ist keine Kraft ausser und über den Vorstellungen, und also keine Kraft neben den Wollungen. Bei Thieren niedrigerer Organisation zeigt sich die Richtung und Energie der Bewegung mit der Richtung und Energie, in welcher die Impulse zu der Begierde kommen in bestimmt nachweisbarem Verhältniss, und die Verschiedenheit dieser Beobachtung zu der des Kindes in den ersten Perioden seines Daseins ist keineswegs bedeutend. Aber mit der Abweisung des gewöhnlichen Freiheitsbegriffes ist keineswegs der Freiheitsbegriff selbst abgewiesen, sondern nur verrückt. Nicht darin besteht die Freiheit des Menschen, dass er trotz des vorhandenen Wollens willkührlich unthätig bleibe,

oder trotz des stärkeren Wollens willkührlich dem schwächeren folge, sondern vielmehr darin, dass er sein Wollen auf sich selbst, d. h. auf sein Ich bezieht, und dadurch das Wollen herbeiführt oder zurückweist, verstärkt oder schwächt. Dem Thiere bleibt selbst die stärkste Begierde etwas Objektives, von Aussen Kommendes und durch Aeusseres Bestimmtes, und darum unterliegt es seiner Begierde. Der Mensch aber findet in seinem Wollen sich selbst, und durch diese Beziehung des Wollens auf das Ich erhält das Wollen erst seine Bestätigung. Das Wollen herrscht, das durch seine Verbindung mit dem Ich herrschend geworden ist, und der Mensch ist frei, wenn er in dem Ausruf: Ich will, das Ich betont. Freiheit besteht nirgends in der Befreiung von dem Gesetze; sondern frei ist, wer dem Gesetze gehorcht, dieses Gesetz aber aus seinem Ich hervorgegangen weis.

§. 139. Das Wollen und das Ich.

Die Begierde vollendet nicht selten ihre Bewegung, ohne dabei die ruhenden Vorstellungskreise in höherem Grade anzuregen. Geschieht dies aber dennoch, so beschränkt sich die Reproduktion auf die vereinzelten Vorstellungen früherer Genüsse, die wie flatternde Bilder der gegenwärtigen Begierde vorschweben (§. 134.), und die Begierde pflanzt sich nicht tief in die Vorstellungsmassen hinein fort; der schnelle Verlauf der Begierde unterdrückt die langsame Entfaltung der gegliederten Vorstellungskreise. Anders aber verhält es sich bei dem Wollen, das die Reproduktion mannigfacher Vorstellungsreihen voraussetzt, und dessen Entfaltung eine überlegende, langsame ist. Jedes Glied der Reihe, sowie auch die Reihe selbst als Ganzes kann mit anderen Reihen verknüpft sein, und der gliedweise Ablauf der Reihe, in der das Wollen seinen Sitz hat, gönnt den reproducirten Vorstellungen Zeit und Raum, ihre Hülfen zu entwickeln. So geht bei dem Wollen die Erregung, was Tiefe und Umfang betrifft, von Vorstellungsmassen zu Vorstellungsmassen fort, und die Wurzeln manches Wollens greifen weite Strecken in unsere Lebensgeschichte zurück. Die allgemeine Bewegung sammelt sich um zwei Punkte: einerseits spinnt sich die Vorstellungsreihe des Wollens in bestimmter Klarheit und mit bestimmtem Rhythmus ab, und andererseits erhebt sich eine weite, schwer übersehbare und darum

dunklere Masse und mit verschiedenem Rhythmus in den verschiedenen Gliedern empor: der Vorstellungskreis alles dessen, was das gegenwärtige Wollen in uns angeregt hat (ähnliche Erlebnisse, Erinnerungen an den Stand und dessen Pflichten u. s. w.). Die erste Partie ist der zweiten gegenüber das Objektive, Aeussere und Einzelne, die von Innen aufsteigenden Massen das Subjektive, Innere und Ganze. Dass diese beiden Vorstellungsgruppen einander nicht gleichgültig bleiben werden, ja, es nie gewesen sein konnten, ist offenbar: die ältere und gegliederte Masse formt die neuere und einzelne um. Neu ist in dieser ganzen Erscheinung nur Eines: nämlich der Charakter der Bewegung, der in der umzuformenden Masse enthalten ist, und sich von da aus weiter fortpflanzt. In dem Früheren lernte man blos ganz allgemein die Apperception einer Vorstellungsmasse durch die andere kennen; hier aber ist die zu appercipirende Masse eine Begierde, in welcher Vorstellungen anstreben, und auf ein Widerstreben stossen. In diesen Kampf wird auch die appercipirende Masse verwickelt. Ist diese in sich zerrissen, so ist ihren inneren Gegensätzen Gelegenheit geboten, sich in die beiden Richtungen der Bewegung innerhalb der Begierde zu theilen, und das Widerstreben wie das Anstreben setzt sich in das Appercipirende fort. Je compakter und einiger aber die appercipirende Masse in sich ist, um so entschiedener neigt sie sich entweder dem Widerstreben der Gegensätze, oder dem Anstreben des Triebes zu, und verweigert oder bestätigt damit die Form der Begierde. Das in dem Wollen Begehrte wird nun von Innen aus selbst begehrt oder verabscheut. Zu der ersten Begierde kommt eine zweite auf denselben Gegenstand gerichtete, aber vielleicht entgegengesetzte, hinzu (§. 134.), und diese zweite Begierde ist eine tiefere. Der von Innen kommende Impuls ruft der Begierde sein Ja oder Nein, und ihrem Gegenstande sein Her oder Fort zu, und es ist leicht ersichtlich, dass dieser Impuls sowohl das Begehren des Zweckes, als auch das des Mittels treffen kann (§. 137.). Diese von dem Inneren ausgehende, in die Richtung der einzelnen Begierden eingreifende Apperception durch die herrschenden Vorstellungsmassen macht das Gebot und das Verbot aus. Die eine Vorstellungsmasse formt die andere in ihrem Sinne um, und darum erscheint die eine als Knecht, die andere als Herr. Für die Selbstbeobachtung wäh-

rend dieses Vorganges spricht sich die Apperception als Urtheil aus, dessen Subjekt zunächst das einzelne Wollen, dessen Prädikat das Bewusstwerden der inneren Reaktion für oder gegen das Gewollte als das Hinzukommende abgibt. In diesem Urtheile findet das objektive Wollen seine subjektive Bestätigung oder Verweigerung, und diese innere Stimme, die dem Wollen zu- oder abspricht, wird durch das Sollen oder Nichtsollen ausgedrückt. Das Subjekt des Urtheiles sagt ein Können, das Prädikat das Sollen oder Nichtsollen aus. Das Wollen *A* soll sein oder soll nicht sein. Wiederholen sich ähnliche Vorgänge, so wird das Urtheil immer allgemeiner, und trifft nicht mehr einzelne Wollungen, sondern ganze Klassen homogenen Wollens. Ein solches allgemeine Urtheil, das über eine Klasse von Wollungen das Gebot oder Verbot ausspricht, heisst praktischer Grundsatz (und mit Rücksicht auf die Handlung wohl auch Maxime). — Erinnere man sich nun, dass diese von Innen aufsteigenden Massen bei dem gebildeteren Menschen nichts Anderes sind, als Arme, die sein Ich ausstreckt, so erkennt man in dem Gesagten sogleich eine Apperception des Wollens durch das Ich. (§. 118.) Weil aber hier nicht blos das Ich im Allgemeinen den einzelnen Seelenzustand aufnimmt, sondern in ein Wollen gebietend oder verbietend eingreift, so determinirt sich das Phänomen, das sonst blosse Erscheinung des inneren Sinnes geblieben wäre, zu der Erscheinung eines inneren Gebotes und Verbotes. Von mir aus geht das Gebot und Verbot an das Wollen, und das demgemäss umgeformte Wollen wird nun mein Wollen. Der Fall kann aber noch dadurch complicirter werden, dass das Wollen gleich Anfangs als mein Wollen auftrat (wie etwa bei wichtigen Unternehmungen, wo es aus der Tiefe des Ich hervorging §. 117). Alsdann wiederholt sich das bereits ausführlich beschriebene Phänomen der Selbstentzweiung (§. 116), bei der eine tiefere Schichte des Ich der oberflächlicheren entgegentritt, und es kann bei den zerrissenen Gemüthern, von denen bereits öfter die Rede gewesen ist, selbst zu einer Umwälzung kommen. Während dieser Apperception sehe ich mich alsdann gleichzeitig als den Könnenden und den das Sollen Aussprechenden: ich befehle und ich gehorche, letzteres, weil ich muss. In dem „Ich will *A*," das als der Endwille aus der gelungenen Apperception hervorspringt, liegt ein:

Ich konnte ein *B*, sollte es aber nicht. Und wie früher der innere Sinn zum inneren Gebot, so wird jetzt das theoretische Selbstbewusstsein zur praktischen Selbstbeherrschung. Der Selbstbewusste weiss seinen Willen; der sich Selbstbeherrschende will gewissermassen sein Wollen oder will es nicht. Aber auch hier wählt der Mensch, der sich selbst beherrscht, nicht willkührlich zwischen einem Können und einem Sollen, wenn auch das Schwanken der beiden dem Ich angehörigen Vorstellungskreise für die Selbstbeobachtung den Schein einer Wahl annimmt (§. 118.); denn das Wollen dieses wählenden Dritten hätte keinen Vorstellungskreis, von dem es zwischen und über den beiden Ich getragen würde, und wollte man auch für einzelne Fälle sich über den beiden Vorstellungsmassen noch eine dritte tiefere denken (§. 118), so wäre bezüglich der willkührlichen Lenkung ihres Wollens die Frage nur um eine Instanz weiter hinausgeschoben. Das ist ein schlechter Ausdruck für die Selbstbeherrschung, dass sie ein freies Stehen zwischen Können und Sollen sei; sondern das ist die wahre Selbstbeherrschung: dass mein Können meinem Sollen fragelos und zweifellos gehorcht, weil es ihm gehorchen muss, und nur wo dieses Muss voll ist, ist die Selbstbeherrschung voll.

Anmerkung. Der praktische Grundsatz wird von dem Menschen, dem er wirklich ein Resultat des Lebens ist, als etwas besonders Bedeutsames anerkannt: er kommt, oft dunkel, wie eine Stimme aus dem Inneren, unerklärlich in seinem Entstehen, zweifelhaft in seiner Begründung, schwer verständlich in seinen ersten Aussprüchen. Er beharrt, während seine Objekte wechseln; er wendet sich an die Zukunft, ist gleich bei verschiedenen Menschen. („Derlei Grundsätze stammen von den Göttern ab, oder sind von götterähnlichen Fremdlingen unter die Menschen gebracht worden.“) Der gewonnene Grundsatz wird ein integrirender Bestandtheil des Ich, tritt in dessen appercipirendem Theile klar hervor und erwirbt sich so den Schein, als ob er sofort das einzelne Wollen appercipire, indessen er doch nur der Name und der Ausdruck für das Gebot oder Verbot ist, und nicht dieses selbst. Darum sind angelernte, von Aussen aufgenommene Grundsätze blosse Phrasen von Grundsätzen. Tugenden, sagt Fries, sind nicht Grundsätze, sondern lebendige Kräfte, welche mit leidenschaftlicher Gewalt den Begierden widerstehen sollen, und im Grundsatze nur anerkannt werden. Mit dem Gesagten hängt die treffliche Bemerkung Thomas' von Kempis zusammen: *occasiones hominem fragilem non faciunt, sed qualis sit, ostendunt.*

§. 140. Die psychologische Freiheit.

Der vorige Paragraph setzt uns in die Lage, den §. 138. angedeuteten Begriff der Freiheit bestimmter auseinanderzusetzen. Das Ich beherrscht ein Wollen, ja, es beherrscht sein Wollen, wenn es appercipirend in dasselbe eingreift. Die psychologische Freiheit besteht also in der thätigen Umformung des Wollens durch die von dem Ich ausgehenden und in den praktischen Grundsätzen ausgesprochenen Gebote und Verbote. Wer in dieser Weise sein Wollen appercipirt, ist frei in Bezug auf dieses Wollen, und wer es nicht appercipirt, ist bezüglich dieses Wollens unfrei. Der Freie folgt seinem Ich, der Unfreie den einzelnen Wollungen. Wer die verloren gegangene Apperception durch Umkehrung derselben wiederherstellt, wird wieder frei, aber in einer dem früheren Zustande umgekehrten Weise. Der Mensch, der den momentanen Genuss durch seine Grundsätze normirt, ist frei; er wird unfrei, wenn ihm dieses Verhältniss der Herrschaft verloren geht. Von da aus kann er auf doppelte Weise wieder zu der psychologischen Freiheit gelangen: entweder, indem er die unterdrückten Grundsätze wieder befestigt, oder indem er sie aufgibt, und aus den Erfahrungen der Genüsse sich neue Grundsätze bildet. So wird der Schwache frei, wenn er seine Lüsternheit bezwingt, aber auch der Lasterhafte, wenn es ihm gelungen ist, die Stimme des Gewissens seinen Maximen völlig zu unterwerfen. Die Freiheit beider ist als psychologische Freiheit gleich, wenn sie in gleicher Stärke und gleichem Umfang vorhanden ist. Aber eben darin, dass der psychologische Standpunkt diese Unbestimmtheit zu lösen nicht vermag, liegt die innere Nothwendigkeit, über ihn hinauszugehen, und den moralischen Standpunkt aufzunehmen. In wie weit die Psychologie diesem entgegenzukommen im Stande sei, wird der nächste Paragraph zeigen. Die Psychologie hat ihre Aufgabe erfüllt, wenn sie bezüglich dieser Frage ihre Grenze als eine Grenze bezeichnet, und den Versuch aufgegeben hat, sie aus missverstandener Aengstlichkeit zu verdecken. — Die psychologische Freiheit ist keine Seelenthätigkeit, die mit den andern Seelenthätigkeiten wie mit ihrem Materiale umginge; sie ändert nichts an den Gesetzen der Wechselwirkung, und dispensirt nicht von ihnen. Gebote und Verbote sind nichts Willkührliches, das der Mensch rufen und wegschicken kann; sondern sie sind wie

das Ich, aus dem sie hervorkommen, Resultate des Lebensganges und Bethätigungen seiner jeweiligen Bildungsstufe. Die psychologische Freiheit ist so wenig etwas Absolutes, als sie etwas Ursprüngliches ist; sondern sie hat ihre Grade dem Umfange und der Energie nach, weil die Apperception ihre Grade hat. (§. 108 u. 117.) Die moralische Freiheit ist absolut, und in diesem Sinne transscendental: wenn sie überhaupt fordernd auftritt, so ergeht sie an das Wollen in seinem ganzen Umfange und in allen seinen Graden. Dem unendlichen Sollen der moralischen Freiheit antwortet der Mensch jedesmal mit dem bestimmten Quantum von Können der psychologischen Freiheit, und die Erkenntniss der Mangelhaftigkeit dieser Antwort ist der Antrieb zu fortschreitender Ergänzung, Verstärkung und Consolidirung der praktischen Grundsätze. Die psychologische Freiheit ist weder absoluter Determinismus, — denn der freie Mensch wird durch nichts Aeusseres, Objektives beherrscht — noch absoluter Indeterminismus — denn sie ist nicht Losgebundenheit von den psychologischen Gesetzen, sondern eine auf Apperception gegründete Wirksamkeit der Vorstellungen. (Frei ist auch der Freieste nicht. Göthe.) Vielmehr ist die psychologische Freiheit jener relative Determinismus, der zugleich relativer Indeterminismus ist, denn er lässt zwar Vorstellungen von Vorstellungen abhängen, findet aber in den herrschenden Vorstellungen das herrschende Ich. Endlich fällt die psychologische Freiheit mit der äusseren Freiheit nur unvollständig und zwar nur so weit zusammen, als die Handlung sich mit dem Wollen deckt: die Handlung greift in die Aussenwelt über, und kann von dorther beschränkt werden; das Wollen aber bleibt in dieser Beziehung immer indeterminirt.

Anmerkung. Ueber das Verhältniss des psychologischen Determinismus und Indeterminismus gewährt folgende Betrachtung einen allgemeinen Ueberblick. Der Endwille des Menschen ist entweder abhängig (dem Causalgesetz unterworfen) oder nicht; die Abhängigkeit kann nur durch Vorstellungen bestimmt sein, die bestimmenden Vorstellungen sind aber unmittelbar körperliche Einwirkungen oder unmittelbare Einflüsse anderer einfacher Wesen oder das Vorstellungsganze des Wollenden selbst. Die erste Annahme nöthigt, für jeden Endwillen eine somatische Thätigkeit als Ursache vorauszusetzen, und führt somit zum Materialismus. Von der zweiten Annahme gilt das §. 21 Gesagte. Die dritte Ansicht könnte nur dann Unfreiheit genannt werden, wenn Freiheit mit Aufhebung des Causalgesetzes iden-

tisch wäre. Allein dem ist nicht so, und dieser Fall begründet, nach Abweisung des verfälschten Freiheitsbegriffes, eine neue Basis des Determinismus, dergemäss die psychologische Freiheit in der Abhängigkeit des Endwillens von dem Ich besteht. Doch ist dieser Determinismus im Gegensatz zu den beiden andern Formen nur ein relativer (und darum zugleich auch relativer Indeterminismus), weil er nur eine Abhängigkeit von sich selbst behauptet. Die Erklärung der reinen Unabhängigkeit des Endwillens hingegen definirt die Freiheit als Willkühr. Die Willkühr kann entweder als Seelenvermögen oder als Entwicklung des eigentümlichen Wesens des Geistes gedacht werden. Die erste Ansicht, die ihre eigentliche Stütze im Dualismus hat, statuirt in der Willkühr ein Seelenvermögen, das in seiner Wirksamkeit absolut gesetzlos ist, dadurch seine Verschiedenheit von den andern Seelenvermögen verkündet ist, und gegen die Voraussetzung jeder wissenschaftlichen Psychologie verstösst, indem es an die Stelle einer Erklärung eine Unbegreiflichkeit setzt. (S. ein charakteristisches B. bei Schulze am a. O. §. 220.) Die andere Ansicht erblickt in der Willkühr die Manifestation des sich entwickelnden Geistes, und führt, um diese Evolution völlig rein zu erhalten, consequent in den Spiritualismus (§. 15). Beide Richtungen des Indeterminismus haben die Beobachtung gegen sich, welche uns den Endwillen nicht wie eine Emotion der Willkühr oder des willkührlichen Geistes plötzlich hervorspringend zeigt, sondern ihn aus der Beschaffenheit der Vorstellungskreise des Menschen herauswachsen sieht. Darum appellirte der Indeterminismus allezeit von dem empirischen Bewusstsein an ein höheres intellektuelles, und übersah dabei, dass die metaphysische Fiktion dieses letztern eine psychologische Absurdität involvire. Für den Indeterminismus kann weder die Erziehung, noch der historische Pragmatismus, noch die Seelenkrankheit, ja nichts, was mit der psychischen Individualität zusammenhängt, einen wirklichen Sinn haben. Will er sich der Erklärung dieser Erscheinungen annähern, so muss er der Willkühr gegenüber entgegengesetzte Kräfte stipuliren, und dadurch sein eigenes Princip gefährden. Der Monismus der Hegel'schen Psychologie fasste den Gegensatz von Determinismus und Indeterminismus in seiner eigentümlichen Weise so auf, dass der determinirte Wille „die partikuläre Bestimmtheit", der indeterminirte „die über allen Determinationen schwebende Allgemeinheit" des Wollens („die gegen jeden Inhalt spröde thut") bedeutet. Damit war die eigentliche Frage nach der Unabhängigkeit verrückt, und musste natürlich als „Vexirfrage" erscheinen; denn determinirter und indeterminirter Wille sind blosse Stufen (und zwar ersterer die niedrigere), bei denen „der eine auf den andern hinweist, weil er in sich einen Widerspruch enthält, da der eine einen Willen lehrt, der Nichts will, der andere einen der Nichts will." „Jeder ist die Wahrheit des andern, obgleich jeder dem andern seine Unhaltbarkeit nachweisen kann." (S. insbesondere Erdmann am a. O. §. 128, 156 u. 160. Michelet

am a. O. p. 500—506. Rosenkranz am a. O. p. 362 und vergl. damit Krause am a. O. p. 266.) Beide finden ihre höhere Vereinigung: bei Erdmann in dem Charakter, bei Rosenkranz in der Glückseligkeit. Man sieht leicht, dass die Hegel'sche Psychologie, nachdem die alte Frage über die Abhängigkeit des Wollens für sie die Bedeutung verloren hatte, den Determinismus und Indeterminismus nur im Sinne der Logik fasste, in der das Determinirte nicht dem Unabhängigen sondern dem Allgemeinen gegenübersteht, und in dieser Fassung ihrer Dialektik einverleibte. Man vergl. zu dem Ganzen: Romang, Ueber Willensfreiheit und Determinismus. Bern 1835, und dazu als Gegenstück Herbart: Zur Lehre von der Freiheit des menschlichen Willens. Gött. 1836. (S. auch Kant, Krit der rein. Vern. 2. Aufl. p. 830.)

§. 141. Vernunft.

Das Gebot und Verbot, so wie dessen Ausdruck: der praktische Grundsatz, sind Manifestationen des Ich, und entwickeln sich daher mit dem Ich selbst. In dem, was der Mensch als geboten oder verboten erkennt, spricht sich sein jedesmaliger Bildungsgrad aus. Anfangs sind seine Gebote und Verbote nur Gebote und Verbote des sinnlichen Genusses; denn das Ich ist anfangs nicht viel mehr, als eine Zusammenfassung von Empfindungen, sinnlichen Begierden und auf den Leib bezüglichen Vorstellungen (§. 110 u. 111). Der Beitrag, den die von Innen aus steigenden Vorstellungen der Begierde liefern, sind hier Erinnerungen gehabter Genüsse und Schmerzen, eingetretener Enttäuschungen, guter und schlimmer Folgen. In dem zweiten Stadium treten die Gebote und Verbote der Klugheit hervor. Denn das Ich beginnt sich aus den andern Vorstellungsmassen eigentümlich herauszuschälen und dem Fremden entgegenzusetzen; ich erkenne mich in meinem Leben und frage: wird der Gang meines Lebens durch diese Begierde gefördert oder nicht? Ich lerne die wechselnde Begierde dem bleibenden Genius meines Lebens opfern. Die Harmlosigkeit des sinnlichen Genusses geht verloren in der Schärfe des Egoismus. Die einzelne Begierde wird gebilligt oder missbilligt, aber nicht an sich, um ihrer selbst willen, sondern in ihrer Beziehung auf die Förderung oder Hemmung meines Lebens. So entsteht die Periode der Klugheitsgrundsätze, die in der griechischen Kulturgeschichte so bestimmt durch das Hervortreten der Odysseussagen bezeichnet wird. Aber damit ist die Entwicklung nicht abgeschlossen. Das Ich entkleidet sich immer mehr seines leiblichen Momentes, und gewährt höheren Ge-

fühlen und Begierden freien Raum. Der Egoismus mildert sich durch sympathetische Spannungen und Erregungen; die Selbstbeobachtung beginnt und schärft sich. Mein Wollen wird festgehalten und verglichen mit den Bildern eines anderen Wollens, und aus dieser Vergleichung entspringt eine reine, in die verglichenen Bilder zu fixirende Lust oder Unlust — Wohlgefallen oder Missfallen an den Verhältnissen des Wollens. Den Gast ehren, im Glücke Maass halten, gefällt; den Schwur brechen, missfällt. Die einzelnen Sätze beginnen, sich in Gruppen zu sammeln, werden dabei immer allgemeiner, und verweben sich zu immer umfangreicheren Gedankenkreisen. Die ästhetischen Urtheile über das Wollen sind recht eigentlich als das letzte Resultat des Fortschrittes im Leben ein inneres und innerstes Wissen, und darum nennen wir ihren Inbegriff das Gewissen, das der populäre Ausdruck bezeichnend die innere Stimme nennt. Das Gewissen ist gewiss, weil seine Urtheile evidente Urtheile sind (§. 101). Das Gewissen, wo es fordernd auftritt, wird vernommen, und diese Vernehmung des Gewissens nennen wir die Vernunft, die F. H. Jacobi in einer bekannten Formel, „das in uns mit höchster Gewalt Bejahende und Verneinende“ genannt hat. Den Inhalt des Gewissens anzugeben, ist die Aufgabe der Moralphilosophie. Im ästhetischen Urtheile des Gewissens nimmt das Gebot oder Verbot eine objektive Form an; das Ich entäussert sich scheinbar seiner Herrschaft, und gibt sich an diesen objektiven Befehl hin. Aber gerade in dieser Entäusserung bethätigt das Ich seine Freiheit; denn das ästhetische Urtheil hat keine Macht, als die ihm das Ich gewährt. Das Gewissen wird zur Vernunft nur durch meine Anerkennung des Gewissens, und indem die Vernunft eben die tiefste Stimme in dem Ich ist, hat man aus dem psychologischen Phänomen ein metaphysisches Princip gemacht, und die Vernunft die Substanz des Geistes genannt. In dem Gewissen finde ich etwas von meiner Gemüthslage Unabhängiges, den verschiedenen Individuen Gemeinsames, also Allgemeingültiges. Wie hinter der Wahrnehmung das Aussending von mir unabhängig steht, so liegt in der Vernunft die Anerkennung einer Macht ausser mir: die Anerkennung der ethischen Welt. In der Wahrnehmung kündet sich mir das metaphysische Reich des Seienden an, in der Vernunft das ästhetische Reich des Seinsollenden. Das ästhetische Urtheil ist evident; ihm gegenüber

bin ich entwaffnet; ich kann es zum Schweigen bringen (gewaltsam oder durch Räsonnement), ich kann mich über seinen Tadel trösten, aber ich kann es nicht wegläugnen oder bezweifeln, wenn es einmal vorhanden war. In diesem Sinne hat man die Vernunft den Instinkt der Menschheit genannt. Wo die Vernunft herrscht, da ist die psychologische Freiheit in ihrer vollendetsten Form vorhanden. Der Sittliche ist determinirt durch seine Vernunft; er hat keine Wahl mehr zwischen Gutem und Bösem, sonst wäre er nicht der Gewissenhafte. Er ist aber auch indeterminirt; denn ihm ist die Stimme des Gewissens zu seiner Stimme, zu seiner Vernunft geworden. Die innere Freiheit des Sittlichen ist also nur eine, aber die höchste Art der psychologischen Freiheit. — Sehr lehrreich ist die Betrachtung auch dieser Stufe in dem Entwicklungsgange der Cultur bei den Griechen. Bei Aeschylos treten derlei praktische Grundsätze des Gewissens als etwas Dunkles, Heiliges, von den Göttern Stammendes hervor, und werden als *τριγέρων μῦθος*, als *ξύμμετρον ἔπος* u. s. w. eingeführt. In den Eumeniden weist der zürnende Apollo die Eumeniden als dunkles Gefühl aus seinem Tempel. (*Eum.* 168 *et seqq.*) Durch Sophokles Tragödien geht durchaus der Gegensatz der Grundsätze klugen Eigennutzes gegen das Gewissen, als das Ethisch-Aesthetische. Im Oedip stehen einander mit steigendem Contraste erst Oedip und Kreon, dann Theseus und Kreon, zuletzt Hämos und Kreon, Antigone und Jesmene gegenüber. Im Philoklet tritt dem schlauen Odysseus der edle Sohn des Achilles, der Chrysothemis die Elektra gegenüber. Die Gewalt und die Eigentümlichkeit des ästhetischen Urtheiles lässt sich kaum klarer aussprechen, als es Philoklet thut: *ἄλλ' οὔτ' ἐμοὶ τοῦτ' ἐστι οὐδὲ σοι καλὸν* (*Phil.* 1304.), *αἰσχρός φανοῦμαι τοῦτ' ἀνιῶμαι πάλαι* (*ib.* 906.), *ἄλλ' εἴ δίκαια, τῶν σοφῶν κρείσσω τάδε* (*ib.* 1246.). —

Anmerkung. Eine Geschichte des Begriffes der Vernunft geben, hiesse die Geschichte der neueren Philosopie geben. (Bachmann: Ueber Sprach- und Begriffs-Verwirrung der deutsch. Phil. in Verst. und Vern. Leipz. 1814.) In der Hegel'schen Philosophie hat die Vernunft zunächst eine theoretische Bedeutung als jene Einheit, in welcher Objektivität und Subjektivität in ihren Unterschieden mit einander identisch sind. Die Vernunft sagt zu der Welt: „Du bist mein" und ist so die Substanz des Geistes. Wie nun der theoretische Geist in der Vernunft, so findet der praktische (der Wille)

seinen Abschluss in der Identität des determinirten und indeterminirten Willens: im freien Willen. Erst in späteren Darstellungen seiner Philosophie kam Hegel dazu, den freien Willen als jenes Moment besonders herauszustellen, in welchem der Gegensatz der theoretischen und praktischen Intelligenz an und für sich aufgehoben erscheint. „Der wirklich freie Wille ist die Einheit des theoretischen und praktischen Geistes, in der der Wille sich denkt, seinen (reinen) Begriff weiss, Wille als freie Intelligenz ist.“ (Phil. Encykl. 3. Aufl. Berl. 1830. §. 481.) Nachdem man nun die Vernunft als Substanz des Geistes gefasst hatte, war die natürliche Folge, dass sie im Verlaufe der Psychologie so oft hervortrat, als es sich um eine besonders hohe, vereinigende Entwicklungsstufe des Geistes handelte. So steht sie am Ende der Phänomenologie als vernünftiges (bei Erdmann allgemeines) Selbstbewusstsein, dann in der Pneumatologie am Ende der Intelligenz, und endlich am Schlusse des Ganzen als vernünftiger freier Wille. Rosenkranz betonte besonders ihr erstes, Erdmann ihr letztes Auftreten. In dieser Unruhe des Begriffes der Vernunft lag die Veranlassung zu dem in neuerer Zeit nachdrücklich wiederholten Einwurf: die Hegel'sche Philosophie habe den Begriff der Vernunft verfälscht, ihn seines eigentümlichen ethischen Charakters beraubt, und der Sphäre, die seine natürliche Heimath gewesen — dem Wollen entfremdet. Die Vereinigung des Willens mit der theoretisch gedachten Vernunft vermag demselben durchaus keine moralisch ästhetische Bedeutung zu verleihen, wie sehr man diesen Mangel auch durch die bekannten Machtsprüche zu verdecken bemüht war. Diesen Einwurf zu rechtfertigen, würde freilich weit über die Grenze der Psychologie hinausführen. Wenn in dem vernünftigen Willen der Geist seine eigene, innere Wesenheit manifestirt und darlegt, dann wird das unvernünftige Wollen schlechterdings unbegreiflich; denn woher die Macht desselben im Geiste über den Geist — wie kommt das im Geiste zur Macht, was das Wesen des Geistes negirt? Diese Frage ist selbst durch die Annahme dualistischer Principe nicht genügend beantwortet, und am Wenigsten wohl durch den neueren spiritualisirenden Dualismus. Nicht glücklicher wird das psychische Vorhandensein des Unvernünftigen durch eine theoretische Selbsttäuschung des Geistes gerechtfertigt, die den Geist das für ein Gut nehmen lässt, was „rein genommen“ gar nicht gut ist; denn steht der Substanz ein Urtheil über ihre Substantialität zu — und, wenn dies der Fall wäre, was vermag die Substanz in der Anwendung dieses Urtheils zu beirren? Wenn Krause die innerste Wesenheit des Wollens darein setzt: gerichtet zu sein auf das Gute, d. h., auf das Wesenliche (am a. O. p. 171), und den Willen nicht vom Willen abhängen lässt, so ist es keineswegs damit abgethan, dem endlichen Geiste blos dann unfehlbar das Können bezüglich des Wollens des Bösen abzusprechen, wenn er „von der einen Seite ein Reingutes, von der andern ein Reinböses erblickt“ (denn im Wollen des Bösen würde er seine eigene Wesenheit verneinen, und

nicht wollen, was unmöglich ist; weil jedes Wesen nur das ist, was es ist, und nur das affirmiren kann, was zu seiner Wesenheit gehört" ebendas. p. 174; vergl. auch Lindemann am a. O. §. 239 u. §. 242) — sondern die gemachte Voraussetzung stösst auf Widersprüche. Psychologisch genommen ist das unvernünftige Wollen dem vernünftigen zunächst gleichberechtigt, und Vernünftigkeit ist kein reales Prädikat des Geistes; aber je weiter die historische Entwicklung des Ich vorschreitet, um so mehr tritt das Gewissen und mit ihm die Vernunft vor: der Geist wird vernünftig; und dass diese Entwicklung eine Vervollkommnung sei, dass die Vernunft dasein solle — das zu zeigen, ist die Aufgabe der Moralphilosophie. Der Geist wird so, wie er sein soll, nicht darum, weil er sich immer mehr in seinem eigenen ursprünglichen Wesen zurecht findet, sondern weil sein Vorstellungsleben so weit gediehen ist, dass sittliche Urtheile zu gebietenden Mächten geworden sind. — Die Vernunft bedarf der Erziehung im weitesten Sinne. Worin diese bestehe, liegt in dem Obigen: erstlich muss das Sinnliche im Ich zurücktreten (körperliche Gesundheit und Abhärtung, Bewahrung vor zu heftigen oder zu anhaltenden Genüssen, Erschöpfungen und Schmerzen; Rousseaus treffliches Wort: der Leib befiehlt um so mehr, je schwächer er ist, und gehorcht um so besser, je stärker er ist); — zweitens: Der Egoismus muss gebrochen (sympathetische Gefühle und Begierden); — drittens: Ruhe und Besonnenheit muss gewonnen (Klarheit des Gemüthes, Entfernung der Affekte, der vagen Gefühle, der blinden Begierden); — viertens: eine ästhetische Weltanschauung muss begründet werden (deutliche Wahrnehmung, ästhetische Betrachtung der Natur und Geschichte. §. 121. „Ich behaupte, dass ein unmittelbares Interesse an Schönheiten der Natur wenigstens eine dem moralischen Gefühle günstige Gemüthsstimmung anzeige." Kant, Krit. der ästh. Urth. §. 42. — Künstlerische Anschauung. Platon rühmte in dieser Beziehung den erziehenden Einfluss der Musik. Vergl. die schöne Stelle: *Republ. III, c.* 12. *p.* 401 *fg. ed. Steph.* Wo die Begierde stark, und das ästhetische Urtheil schwach ist, wird der Mensch in der Regel schlecht. (Makbeth.)

C. Von der Leidenschaft.

§. 142. Begriff und Eintheilung der Leidenschaft.

Der Name Leidenschaft erinnert an Unfreiheit; aber so wenig ich mich in jedem gelingenden Wollen freithätig erkenne, eben so wenig erkenne ich mich schon in jedem unterdrückten Wollen leidend. Hier wie dort hängt die Bestimmung des Thuns und Leidens von der Beziehung ab, in welche sich die vorhandene Vorstellungsbewegung zu der Vorstellungsmasse des Ich versetzt. Freiheit ist da, wo das einzelne Wollen der Ausdruck meines gebietenden oder

verbietenden Ich wird, und Leidenheit somit da, wo ein einzelnes Wollen trotz der Verbote des Ich unverändert beharrt, oder trotz der Gebote ausbleibt, und dadurch jene innere Verneinung oder Bejahung für eine gewisse Zeit unter einen Druck versetzt. Darin liegt das Wesentliche der Leidenschaft, dass sie schranken- und zügellos ist, d. h., der Gebote und Verbote, die sie wohl hört, nicht achtet, und darum ist die Leidenschaft einseitig, und behauptet gleichwohl allseitig zu sein, indem sie ein Ganzes dem Einzelnen opfert, und jede Hingabe an die Leidenschaft ist ein Bruch mit der Vergangenheit des Lebens. Die einzelne Begierde herrscht und beginnt ihre Geschichte neben der Geschichte des Lebens, bis beide mit einander zusammenfallen. Ein Wollen heisst somit l e i d e n s c h a f t l i c h, wenn es sich von der Apperception des Ich und seiner Grundsätze lossagt, und dieses selbst unterdrückt. Der (bleibende) Zustand der Vorstellungen, der dem Wollen diese Macht verschafft, ist die L e i d e n s c h a f t, und die resultirende Gemüthsstimmung die Leidenschaftlichkeit. Bei der Leidenschaft kommt es nicht sowohl auf die blos momentane Stärke des Wollens, als vielmehr auf den Vorstellungskreis an, mit dem sich das Wollen verknüpft hat, und der ihm zur Basis seines Anstrebens gegen das Ich dient. Die Leidenschaft besteht also in einem Vorstellungsgewebe, das in dem einzelnen Wollen den Vereinigungspunkt seiner Wirksamkeit findet. Dabei kann das Wollen objektiv bleiben, oder in den mannigfaltigen Graden den Zug der Subjektivität annehmen, und in dem letzteren Falle ist das Ich eine schlechtverbundene Masse widersprechender Vorstellungskreise, und ein Theil derselben überwältigt das Ganze der übrigen. Man unterscheidet demgemäss objektive und subjektive Leidenschaften, je nachdem das Wollen mehr als ein äusseres oder mehr als ein aus dem Innern meines Ich kommendes gefasst wird. Dort ist es eine sich mir aufdrängende fremde Macht, und bringt mich ausser mir, und ich klage, mich in der Leidenschaft zu verlieren; hier denke ich mich gleich von Anfang an zu der Befriedigung hinzu und in sie hinein, finde mich bei dem Rückblicke zerrissen, und klage, das bessere Ich dem schlechteren geopfert zu haben. Aber der Unterschied ist meist nur ein Unterschied der Perioden, und oft gar nur der einzelnen Momente; denn auch die objektive Leidenschaft wird subjektiv, und ist häufig selbst in der ersten Periode nur annäherungsweise objektiv zu nehmen.

Der Geizige vergisst bald sich selbst über dem Besitze (und der Geiz ist in dieser Beziehung eine Wollust am Gelde. s. ein Beisp. bei Sueton, *Calig.* 42.); bald kann er sich den Besitz nicht von sich getrennt denken (und das Geld wird sein Ich). Heinroth nannte die einen Leidenschaften des Habenwollens, die andern des Seinwollens, F. A. Carus Leidenschaften der Selbstvergessenheit und des Stolzes (Carus am a. O. I, p. 313). — Die Leidenschaft vom Affekte scharf getrennt zu haben, ist ein oft gerühmtes Verdienst Kants (s. die klassische Stelle in der Anthrop. §. 72.). Der Affekt macht nicht schon als solcher leidend; er verwirft kein Gebot, denn er vernimmt keines. Der Affekt kommt schnell und verschwindet oft spurlos; die Leidenschaft zieht sich langsamer zusammen, und beharrt; denn das leidenschaftliche Wollen ist nur ihr Symptom. „Affekt ist Rausch, Leidenschaft Krankheit." (Plato verglich sie dem Fieber.) Der Charakter schützt vor Affekten; die Leidenschaft aber kann selbst zum Charakterzug werden. Der Affekt macht blind, und blendet, selbst wo er beleuchtet; die Leidenschaft macht, wenn auch einseitig (§. 132), scharfsichtig; denn sie geht den Verbindungen der Vorstellungen nach. Der Affekt überlegt nicht; die Leidenschaft überlegt, jene Momente ausgenommen, in denen sie als Affekt losbricht. Die Vernunft kann als sittlicher Euthiasmus im Affekte losbrechen, aber nie zur Leidenschaft werden. Der Affekt greift den Leib mächtiger oder doch mindestens offener an, als die Leidenschaft, aber gleichwohl ist diese der Seelengesundheit gefährlicher, als jener, was Hagen zu einem Einwurfe gegen die somatischen Theorien benutzte. (Art. Psych. und Psychiatrie in Wagners H. W. B. II, p. 807.) Man kann also wohl im Allgemeinen sagen: wo viel Affekt, da ist wenig Leidenschaft.

Anmerkung. Literatur: Spinoza (*eth. lib.* 3 u. 4), Des Cartes, Hutcheson, Alibert, Staël, Zuckert, Maass. In der Regel wird das leidenschaftliche Wollen als Leidenschaft definirt: Fries am a. O. §. 77, Scheidler am a. O. §. 94. Maass definirt die Leidenschaft als starke sinnliche Begierde, F. A. Carus als menschliche Begierde mit thierischem Triebe, Schulze als durch Gewohnheit besonders stark gewordene Begierde. — Man vergleiche zu dem Ganzen: Schilling am a. O. §. 62, Tiedemann am a. O. p. 221, Reinhold am a. O. §. 158, Feuchtersleben, Lehrb. der ärztl. Seelenk. Wien 1845. §. 47. Die Hegel'sche Psychologie

nimmt die Leidenschaft als jene Steigerung der Willensdetermination, in welcher an die Stelle des Wollens ein Müssen getreten ist, und der Wille als Aussersichsein erscheint (Erdmann, am a. O. §. 155.). Bei Erdmann geht aus dieser Steigerung des Widerspruchs der indeterminirte Wille, bei Rosenkranz etwas gewaltsam die Glückseligkeit (am a. O. p. 356) hervor. Beide unterscheiden Leidenschaft und Affekt nicht strenge. Michelet lässt die Leidenschaft sich vom Inhalte des Triebes als solchen befreien, und steigt von da aus zum reflektirenden Willen empor (am a. O. p. 492). — Berühmte Schilderungen des Geizes haben F. A. Carus und Plattner geliefert.

§. 143. Entstehen und Fortbildung der Leidenschaft.

Die Leidenschaft hat mit der Neigung und dem Triebe das Beharren eines bestimmten Vorstellungsgewebes gemein. Von der Neigung unterscheidet sich die Leidenschaft jedoch darin, dass jene durchaus keine Leidenheit des Ich ist, sondern vielmehr gerade in den herrschenden Vorstellungskreisen ihren Sitz hat; der Trieb aber wird zur Leidenschaft, je klarer die Vorstellungen werden, von denen er ausgeht. (So kann der Geschlechtstrieb zur leidenschaftlichen Geschlechtsliebe werden.) Je fester und regsamer die Basis einer Klasse der den Verboten des Ich widerstrebenden Wollungen wird, um so entschiedener zieht sich die Leidenschaft zusammen. Häufige genussreiche Befriedigungen können in dieser Beziehung eben so fördernd wirken, wie hartnäckige Versagung bei fortdauerndem Triebe (§. 130). Ein aufgedrungenes Verbot kann die Leidenschaft gross ziehen wie nicht minder das brütende Phantasiren über einzelne Begierden (König Saul). Ein Erzspieler schrieb ein verständig angelegtes Buch gegen die Spielsucht, fastete und betete, um seiner Leidenschaft los zu werden, und gerieth doch, und zwar gerade dadurch, immer tiefer in sie hinein (s. Tiedemann am a. O. p. 266). Einsamkeit kann die Begierde zur Leidenschaft steigern (Zellengefängnisse), aber auch beengendes Zusammenleben der Menschen (grosse Städte sind stets Herde der Leidenschaften). Bisweilen zeigt sich die Gewalt des stille gesponnenen Gewebes erst bei Störungen in seiner vollen ungeahnten Stärke. (Gehinderte Gewohnheit, Trennung, Verlust.) — Ist das leidenschaftliche Wollen befriedigt, und dabei sein Trieb gestillt worden, so hebt die Wiederaufnahme des abgebrochenen Lebensganges das unterdrückte Ich wieder empor, und stellt dessen Integrität wieder her: ich ermanne

mich, und finde mich wieder, indem ich mich sammle. Trifft das nun wieder laut werdende Verbot noch die Erinnerung des Geschehenen an, so beginnt, und bekanntlich oft sehr schnell, die Reue. Dem Rückblickenden erscheinen alsdann die ersten Symptome der Leidenschaft wie vorübergegangene Affekte. Aber mit der errungenen Befriedigung ist die Leidenschaft eigentlich in das Leben getreten, und zu der Erinnerung des Genusses kommt noch die Lust des Sieges (§. 133). Je mehr auf diese Weise die Leidenschaft in das Leben eingreift, um so mehr mischt sich das Verlockende ihres Genusses in die Vorstellungskreise des Ich. Dort stossen sie mit den Stimmen des Verbotes zusammen; es stellen sich Versuche ein, beide in Einklang zu bringen: Stadium des Vernünftelns der Leidenschaft. Je öfter das Ich unterdrückt worden ist, um so mehr passt es sich der Leidenschaft an; seine Verbote werden immer leiser, und die fertige Leidenschaft gebietet und verbietet selbst, und übernimmt so die Rolle der Vernunft. — Das ist die Stufe, auf der die Leidenschaft aufhört, Leidenheit zu sein, und den Anschein der Freiheit, Kraft und Einheit annimmt. Denn da sie nun selbst zum Ich geworden ist, erkenne ich mich in ihr, und mit ihr bin ich frei geworden. Sie gibt ein neues Kraftgefühl, weil sie von der früheren Beschränkung entbindet, und gibt Einheit, weil sie den früheren Zwiespalt behebt. Der ästhetische Schein, welchen auf diese Weise das leidenschaftliche Wollen sich in Vergleich zu der vorhergegangenen Zerfahrenheit erwirbt, machte die Leidenschaft zu dem Gegenstande künstlerischer Darstellungen, und gewann ihr beredte Lobredner von Diderot bis auf Hegel. (Vergl. Michelet am a. O. p. 489.) Wo die Leidenschaft herrscht, da bestimmt sie die Weltanschauung, und die Leidenschaft lässt in dieser Beziehung nicht lange auf den Wahn der Leidenschaft warten. — Allein diese Vorzüge sind nur scheinbar. Die Freiheit wäre nur dann wirklich Freiheit, wenn es kein Gewissen gäbe. Die ästhetischen Urtheile des Gewissens sind evident, und darum stets bereit sich geltend zu machen; sie können unterdrückt, aber nicht erdrückt werden (§. 141), und an Momenten der Abspannung fehlt es der Leidenschaft nicht. Die Kraft ist keine wirkliche Kraft; denn wo die Leidenschaft appercipirt, steht ein Vorstellungsgewebe an der Spitze, das an und für sich keine Bedeutung hat, und sie nur dadurch erhält, dass aus ihm stets erneuerte Begierden aus-

brechen. Darum versetzt die zur Herrschaft gelangte Leidenschaft das Vorstellungsganze in stete Bewegung. Wo hingegen das Gewissen herrscht, da stehen vergleichungsweise ruhende klare Urtheile an der Spitze, die wohl auch fordernd auftreten können, aber, von jeder Bewegung abgesehen, ihre Bedeutung in sich haben. Die Leidenschaft gleicht dem Sturme, und verödet das Gemüth. Die Einheit der Leidenschaft endlich ist nur Einseitigkeit, und darum nannte sie Spinoza einen Irrthum, eine Verworrenheit im Denken. Die Leidenschaft beglückt nie wirklich, und „durch sie glücklich sein wollen, heisst, sich wärmen durch ein Brennglas.“ (Jean Paul.) — Ist nun schon die Herrschaft der Leidenschaft zweifelhaft, so ist ihr Verfall vollends kläglich. Mit dem Wegfallen der Schranken sinkt auch die Intensität der Begierde, und die Befriedigung verliert an Energie der Lust; die Leidenschaft spannt und unterbricht nicht mehr den Gang des Lebens. Zu dieser psychischen Abstumpfung kommt häufig noch die physische. Der Vorstellungskreis der Leidenschaft nimmt, indem er sich mit dem Leben vermengt, immer mehr entgegengesetzte Bestandtheile in sich auf, und verliert dadurch an spezifischer Energie. (§. 134.) Wird aber die Apperception durch die leidenschaftlichen Vorstellungkreise mangelhafter, so fällt das Band weg, das bisher gewaltsam die widerstrebenden Theile des Ich zusammenhielt, und die Leidenschaft geht in Zerrissenheit aus. Der zur Gewohnheit gewordene beschleunigtere Rhythmus des Lebens stockt: Langweile, Wüste; man wird sich einer Entleerung des Gemüthes bewusst: deprimirende Affekte (§. 127), wohl selbst Verzweifelung. (So endigt die Leidenschaft auch hierin ähnlich der Seelenkrankheit häufig in entschiedene Schwächezustände.) Nicht selten versucht man sich aus dieser Abspannung durch die Hingabe an eine neue Leidenschaft zu retten, was offenbar nur eine Täuschung der schlimmsten Art ist. Die Vernunft wird wieder laut, und mit ihrem Emporsteigen entstehen heftige Spannungen, denen Stösse der Vorstellungsbewegungen vorhergehen und nachfolgen. Die organische Rückwirkung aus diesen psychischen Bewegungen kann die Leidenschaft zur Seelenkrankheit steigern, sowie bisweilen plötzliche Leidenschaftlichkeit als Anzeichen einer sich zusammenziehenden Seelenkrankheit dienen kann.

Anmerkung. In diätetischer Beziehung ergeben sich folgende Sätze: Am Besten gelingt es, die Leidenschaft zu verhüten (Pallia-

tivmittel): durch Verstärkung der Grundsätze (Ueberlegung, Aufstellung von Musterbildern, Uebung im Entsagen, religiöse Motive) und durch Vermeidung des Entstehens excentrischer Vorstellungs- und Begehrungskreise (Fernhaltung zu heftiger Genüsse, Mässigkeit, Enthaltsamkeit, Prüfung der Umstände. §. 141. Anm.) Entstehende Leidenschaften sind im Keime zu ersticken. (Warnung vor jedem Compromiss.) Das beste Heilmittel ist: Ablenkung der Aufmerksamkeit von dem Vorstellungskreise der Leidenschaft: gewaltsames Versetzen in neue Vorstellungskreise, die zum Handeln nöthigen. Grosse Interessen heilen die Kleinlichkeiten der Leidenschaften. (Rosseau.) Vor dem Kleinen schützt nur das Grosse. Ideale Richtung des Gemüthes, wissenschaftliche Studien, besonders solche, die in einen compakten Gedankenkreis führen, wie die Naturwissenschaften und Sprachen, Sammlungen, grosse Unternehmungen; in bedeutenden historischen Momenten schweigen die Privatleidenschaften. Man thue die Leidenschaft vom Ich ab, indem man sie objektivisirt. Grosse Künstler befreiten sich auf diese Weise von der eigenen Leidenschaft (Göthe bleibt hier das hervorragendste Beispiel). Mancher macht sich von der Leidenschaft los, indem er sie gleichsam einem Andern aufdrängt: der Spieler verläugnet die eigene Leidenschaft, wenn es gilt, sie in einem Andern aufzufachen; denn nicht jede Leidenschaft ist selbstsüchtig. Vor Einsamkeit, brütendem Phantasiren und vagem Moralisiren ist bereits gewarnt worden. Bisweilen gelingt es, eine Leidenschaft dadurch zu heilen, dass mit der begehrten Vorstellung eine andere verbunden wird, von der man gewiss ist, dass sie auf starke Gegensätze stossen werde (§. 132). Zwang zum Spielen heilt bisweilen den Spieler, Ekel den Trunkenbold (doch wohl nur in den ersten Stadien). Verschlimmerung statt Heilung bringt der Versuch, eine Leidenschaft durch eine andere zu vertreiben, wozu Feuchtersleben mehr dem Worte, als dem Sinne nach räth. (S. dessen: Zur Diätet. der Seele. Wien 1842. p. 66.) Rohheit fördert das Entstehen der Leidenschaften, aber nicht minder auch die Bildung, jede in anderer Weise und in anderer Richtung: jene, weil ihr feste Grundsätze fehlen, diese, weil sie den Begierden in den compakten Vorstellungsgeweben ein gefügiges Materiale darbietet. Die Cultur schuf neue und schwerer heilbare Leidenschaften; den Geiz kannte weder Homer noch Moses. „Wir rücken dem Tollhause Schritt für Schritt näher, so wie wir auf dem Wege unserer sinnlichen und intellektuellen Cultur fortschreiten", sagte Reil in seiner bekannten stark accentuirten Redeweise (Rhaps. Halle 1818. p. 12.). Die Statistik der Seelenkrankheiten ist in dieser Beziehung noch wenig verlässlich. Aber wahre Bildung verträgt keine Leidenschaft; und wie der Charakter den Affekt, so bindet die Vernunft die Leidenschaft.

D. Vom Charakter.

§. 144. Begriff des Charakters.

Der Charakter hat eine praktische und eine theoretische Seite. Er soll der vollkommenste Ausdruck sein: in praktischer Beziehung der psychologischen Freiheit, in theoretischer der Einheit des Ich. Die psychologische Freiheit, wie sie im Menschen zufällig zu Stande kommt, erstreckt sich weder über den ganzen Umfang noch über die ganze Energie der Wollungen, und die Einheit fehlt, weil von demselben Ich verschiedene, ja oft entgegengesetzte Verbote ausgehen können, entsprechend den verschiedenen Erfahrungskreisen des Lebens, und neben den Grundsätzen des Gewissens stehen bei den meisten Menschen Grundsätze des Genusses und der Klugheit. Der Widerstreit der Gebote ist alsdann ein Widerstreit im Gebietenden, und zwei Stimmen streiten in dem Innern des Menschen. Welchem der Grundsätze nun Folge geleistet werde, d. h., welcher von ihnen die Apperception in seinem Sinne bestimmen werde, kann nicht im Zweifel sein: der Mensch ist bezüglich seiner Grundsätze nicht minder an die allgemeine Wechselwirkung der Vorstellungen gebunden, als bezüglich seiner Wollungen, und das Ursprüngliche ist auch hierbei die psychologische Unfreiheit. Aber der Mensch wird hier, wie dort, frei, indem sich über den widerstreitenden Parteien eine höhere Macht entfaltet: hinter den einander widersprechenden Kreisen des Ich ruht eine tiefere Schichte des Ich, und die Apperception rückt um eine Stufe weiter in das Innere des Ich hinein (§. 107). Ueber den Geboten und Verboten stehn weitere Gebote und Verbote, und der Mensch kommt zu Grundsätzen über den Grundsätzen. Derlei tiefere Gebote und Verbote mit den von ihnen getragenen Grundsätzen sind das, was man Charakterzüge nennt, und aus ihrer Verwebung entsteht der Charakter. Der Charakterzug bewährt sich alsbald darin, dass er aus den Schwankungen in den untergeordneten Sphären befreit, und der Mensch, der bereits den Nutzen einer gesicherten Selbstbeherrschung kennen gelernt hat, wendet seine Aufmerksamkeit in steigendem Grade seinen obersten praktischen Grundsätzen zu. Aber ein Charakterzug kann mit dem andern collidiren; denn die Zufälligkeit des Lebens setzt sich bis in diese letzten Resultate des Lebens fort. Die Sicherheit der Selbstbeherrschung ist durch die

Möglichkeit einer Collision der obersten Grundsätze bedroht. Es beginnt eine denkende Vergleichung der obersten Grundsätze, zu der ohnedies ihre logische Allgemeinheit einladet; der Mensch prüft, berichtigt und ergänzt das Gewebe derselben. Die Resultate des Lebens sind nicht minder allgemeine Ausgangspunkte, als die aus der Auffassung der Aussendinge entstandenen Kategorien, und eine geregelte Spekulation bemächtigt sich jener wie dieser. Die Philosophie wendet sich nach Innen, und kehrt, nach Ciceros oft wiederholtem Ausdrucke, vom Himmel und den Gestirnen zu den Wohnungen der Menschen zurück, und beginnt nach dem Leben und den Sitten zu fragen (*Tusc. V,* 4.), und es ist bezeichnend, dass für die griechische Anschauungsweise das Philosophiren und die Charakterbildung bis auf die spätesten Zeiten eine unzertrennliche Einheit geblieben sind. Das Ergebniss der spekulativen Durchforschung und Umformung der Charakterzüge ist die Aufstellung weniger widerspruchsloser, innig verflochtener allgemeiner Urtheile, die für das Wollen des Menschen die Geltung der höchsten gebietenden und verbietenden Instanz besitzen. Die höchste Verarbeitung des Erlebten wird zur Norm für das noch zu Erlebende, und der Charakter („Lebensgrundweise" wie Krause sagte) besteht somit in der Unterordnung des gesammelten Wollens unter den durch das Leben gewonnenen und durch die Spekulation geläuterten Inbegriff der obersten praktischen Grundsätze. Der Charakter ist der ideale Bodensatz des Lebens, und Göthe nannte die Geschichte des Menschen den Charakter des Menschen. Der Charakter eines Menschen, sagte Herbart, ist das, was er will, verglichen mit dem, was er nicht will. (Allgem. Päd. Gött. 1806. p. 299.) Darum ist der vollendete Charakter ein Ideal, und zwar das psychologische Ideal. Die Leidenschaft kann nie Charakter sein, wenn sie sich auch oft zum Charakterzug aufwirft; denn sie ist stets einseitig. Der Charakter gliedert die Apperception, denn er gliedert die Vorstellungsmassen, und vollendet die feste Gestaltung des Ich: wo der Charakter sich gebildet hat, da stehen auf der einen Seite die obersten praktischen Grundsätze als das Bleibende, Tiefste, die wahren Träger der Subjektivität, und vor ihnen wechseln die einzelnen Wollungen wie ein objektives Geschehen.

Anmerkung. Verhältniss des Charakters zu dem Temperamente, dem Selbstbewusstsein (der Charakter ist die praktische Bethätigung

der Einheit des Selbstbewusstseins; ich habe den Charakter, aber ich bin zugleich der Charakter), zu den Stimmungen und Neigungen. „Der Charakter ist die ewige Selbstthat.“ Erdmann, am a. O. §. 162. „Kraft der verständigen Selbstbeherrschung.“ Fries am a. O. §. 75. Der Charakter als Identität der Determination und Indetermination in der Hegel'schen Psychologie. (Erdmann.)

§. 145. Der sittliche Charakter.

Wie der praktische Grundsatz seine Vollendung im Gewissen, so findet auch der Charakter in jener Form seine Vollendung, in welcher das Gewissen den Inbegriff der obersten praktischen Grundsätze ausmacht. Bei der spekulativen Bearbeitung der obersten Grundsätze heben sich die ästhetischen Urtheile durch ihre Eigentümlichkeit vor allen übrigen hervor, und, einmal als solche erkannt, bewahrt sie ihre Evidenz vor der Möglichkeit einer späteren Negation (§. 141). Bei uns, die wir eine bereits weit vorgeschrittene Kultur vorfinden, wird diese Anerkennung der sittlichen Grundsätze durch eine zweckmässige Einwirkung von Aussen her, durch Erziehung im weitesten Sinne, beschleunigt und gesichert; uns wird das Gebot als etwas Bestehendes zugerufen, und wir finden es durch mannigfaltige Einrichtungen in der Gesellschaft bestätigt. Der Charakter, der sein gesammtes Wollen dem Gewissen unterordnet, der vernünftige Charakter ist der sittliche Charakter. Dem subjektiven Theile nach gibt es nur Einen sittlichen Charakter; durch den objektiven Theil entsteht die Mannigfaltigkeit der sittlichen Charaktere. Der sittliche Charakter ist — uud zwar in hohem Grade — determinirt, denn das Wollen des Sittlichen muss im Sinne des Gewissens umgeformt werden; er ist aber auch indeterminirt, weil die Vernunft des Sittlichen seine Vernunft, d. h., der tiefste Kern seines Ich ist. (§. 141.) Er ist der Charakter insbesondere; denn er allein ist in seinen obersten Grundsätzen von Widersprüchen, und also in seinen Apperceptionen vor Zerrissenheit völlig gesichert. Er allein gibt die vollste Freiheit, Kraft und Einheit. Der sittliche Charakter ist ewig, denn während jedem anderen die Möglichkeit einer Umformung durch die bei höherer Entwicklung lauter werdende Vernunft bevorsteht, ist er allein vor diesem Wechsel gesichert, weil er für ihn keinen Sinn hat. Für ihn gibt es eine Fortentwicklung nur in der Annäherung an sein Ideal; jede andere Umformung ist gegen seinen Entwicklungsgang.

Das Gute siegt am Ende doch immer. (Aeschylus Eumeniden.) Der sittliche Charakter steht in Wechselwirkung mit der ästhetischen Weltauffassung; fördert sie, indem er die feinere Empfänglichkeit für ästhetische Verhältnisse weckt und erhält, und wird von ihr gefördert. Dadurch bewahrt er im Allgemeinen vor heftigen Stössen des Gemüthes, und löst dessen Bewegungen in harmonische Regungen auf; er macht das Denken klarer und die Gefühle zusammenstimmender. In dem sittlichen Charakter suchte man zu allen Zeiten die wahre Glückseligkeit. Selbst auf den Leib wird ein gewisser beruhigender und verklärender Einfluss nicht zu läugnen sein. Denkt nicht den Menschen zu verschönern, sagte Lavater, ohne ihn zu verbessern, und denkt nicht, ihn gesund zu erhalten, fügte Feuchtersleben hinzu, ohne ihn moralisch zu erheben. Diese Sätze tragen bereits ganz das Gepräge jener Wendung an sich, durch welche die Gegenstände der Psychologie Gegenstand der Moralphilosophie werden.

E. Von der Zurechnung.

§. 146. Begriff der Zurechnung.

An dieser Grenze zwischen Moralphilophie und Psychologie steht die Lehre von der Zurechnung. Sie fasst jene beiden Theile, die bei dem Charakter als dessen subjektives und objektives Element bezeichnet wurden, in ihren äussersten Extremen zu einem bestimmten Verhältnisse zusammen. Der eine Endpunkt liegt in dem Ich der obersten Grundsätze, der andere in der That, als Manifestation des Wollens. Die Zurechnung ist das Urtheil, durch das ausgesagt wird, dass eine bestimmte That aus dem Ich eines bestimmten Menschen hervorgegangen sei. „Er hat es gethan", ist ihre kürzeste Formel. Die Bejahung der Frage ertheilt dem Subjekte des Urtheiles die Zurechnungsfähigkeit, dem Prädikate die Zurechenbarkeit. Die Zurechnung geht nicht blos auf das Individuum, sondern auf das Ich, eben desshalb, weil der Mensch nicht blos Individuum, sondern Person ist. Allein was hat das Ich mit der That gemein? Das Wollen bildet die Vermittlung beider: ich habe gewollt, was ich gethan habe. Zwischen die extremen Glieder tritt das Wollen, und stiftet nach jeder Seite hin ein bestimmtes Verhältniss. Die Zurechnung hat also zwei Instanzen: sie führt die That auf das Wollen, und weiter das Wollen in das Ich zu-

rück, und betont in der Frage: habe ich das gewollt? bald das „Das“, bald das „Ich.“ Die Zurechnung ist also Zurechnung der That in das Wollen, und des Wollens in das Ich.

Anmerkung. In der bisherigen Auffassung der Frage nach der Zurechnung treten im Allgemeinen zwei Einseitigkeiten einander schroff gegenüber. Die ältere Schule (soweit diese Bezeichnung auf Heinroth und seine Anhänger anwendbar ist) ging, der Neigung ihrer Zeit gemäss, ausschliesslich von dem allgemeinen moralischen Princip aus: der Mensch ist absolut frei. Unfreiheit ist somit ein willkührlich herbeigeführter Abfall von der „unüberwindlichen“ Willensfreiheit und „die Unschuld wird nie wahnsinnig.“ (S. die charakteristische Stelle in Heinroths System der psych. gerichtl. Med. Leipz. 1825. p. 126.) Die neuere Richtung geht, nicht minder im Geiste ihrer Zeit, von der absolut psychologischen Basis einer gegebenen Individualität aus, und frägt: konnte das *individuum quaestionis* bei den gegebenen somatischen und psychischen Beschaffenheiten und in dieser Beziehung frei wollen? In der bekannten Controverse Heinroths mit Grohmann und Nasse stiessen beide Standpunkte entschieden an einander, und während Heinroth von „empörendem Naturalismus“ und „einer Psychologie“ sprach, „die über die Sphäre des gemeinen, sinnlichen Bewusstseins nicht hinauskommt“ (am a. O. p. 328), wurde auf der andern Seite der Vorwurf der „Barbarei“ und einer „mönchischen Asketik“ geltend gemacht. Die ältere Ansicht ist in theoretischer Beziehung dem Spiritualismus, in praktischer der Strenge geneigt; die neuere hat (jedoch keineswegs nothwendige) materialistische Neigungen, und ist in der Praxis für die mildere Observanz. Wo von der moralischen Freiheit ausgegangen wurde, war der Eintritt des unfreien Zustandes „Sünde“, und darum ein strafwürdiges Faktum, bei dem blos die natürliche Verbindung des Uebels mit der Uebertretung dem Richter die Strafe erspart. Zu demselben Resultate musste die rein psychologische Ansicht gelangen, die den unfreien Zustand nur als das nothwendige Produkt gegebener Faktoren betrachten konnte. Aus diesen Extremen bildete sich, wie durch ein Compromiss, eine mittlere Ansicht: der Mensch besitzt als Person ein gewisses Quantum moralischer Freiheit (Vernunft), und diesem gegenüber treten in dem Individuum die Triebe mit bestimmter Quantität auf, und das normale Verhalten beider gibt die wirkliche Freiheit, und diese ist gestört, wenn jenes Verhältniss gestört worden ist. Allein dem Menschen ein Quantum ursprünglicher moralischer Freiheit zuzumessen, ist für die Psychologie zu viel, für die Moralphilosophie zu wenig behauptet, und die Bestimmung des normalen Durchschnittes würde sich in dem Kreise bewegen, dass bei dessen Aufsuchung alle abnormen Grössen ausgeschlossen werden sollten, die doch erst hintendrein als abnorm erkannt werden könnten. (An eine Genauigkeit solcher psychischer Durchschnitte wird ohnedies Niemand glauben.) Die Natur

des Problems erfordert somit nicht eine Vermischung beider Principien, sondern ein Getrenntbleiben derselben als verschiedener Standpunkte, deren jedoch bald dieser, bald jener nach der Beschaffenheit der vorliegenden Detailfrage seine berechtigte Anwendung findet.

§. 147. Zurechenbarkeit der That.

Die That ist die Summe der Veränderungen, welche die Handlung in der Aussenwelt hervorbringt. Zwischen der That und dem Wollen steht somit die Handlung. Wie das Wollen zur Handlung werde, ist §. 137 gezeigt worden. Die Handlung ist die Ursache der That, aber sie ist nicht die einzige vollständige Ursache der Veränderungensumme; denn die That ist das, was sie ist, weil die Dinge der Aussenwelt meiner Handlung, und das heisst hier meiner Leibesbewegung, gewisse Eigenschaften entgegengebracht haben, aus deren Zusammenwirken das Resultat hervorgegangen ist, das nun als Thatbestand vorliegt. Aber wer die Handlung will, der hat schon um die Vorstellung der Bewegung seines Gliedes eine Gruppe vorgestellter Veränderungen in der Aussenwelt combinirt, die ihm aus früheren Erfahrungen her geläufig ist: der Handelnde hatte ein Bild des Erfolges, und dieses Bild hat er gewollt. Dieses Bild nun und jenes des Thatbestandes decken sich häufig nur unvollständig, und die Incongruenz beider ist nicht blos quantitativ, sondern möglicherweise selbst qualitativ. Für den beiden gemeinsamen Theil des Bildes steht die Zurechenbarkeit fest, für die abweichenden Theile fällt sie weg; denn wo Gewolltes nicht gethan wurde, fehlt der Ausgangspunkt der Zurechnung, wo Gethanes nicht gewollt wurde, der Endpunkt. Die Vergleichung der Bilder hat freilich ihre Schwierigkeit, denn das Bild des Wollens ist sowohl unbestimmt, als auch während des Handelns wandelbar. Aber wo Menschen in rechtlichen Verhältnissen neben einander leben, da kann auch der vom Wollen nicht gedeckte Theil der That, so wie das nicht zur That gewordene Stück des Gewollten bestehende Rechte verletzen: ich habe gethan, wozu ich nicht berechtigt war; habe nicht gethan, wozu ich verpflichtet war. Dieses Missverhältniss wird der Gegenstand des moralischen Missfallens, und dieses wird zum Gebote, derlei Uebelstände zu meiden. Daraus erwächst für den Einzelnen das Gebot, für genaue Bilder im Wollen und für genaue Realisirungen im Handeln zu sorgen. Wo dieses Gebot vorhanden ist, aber

auch nur, so weit es vorhanden ist, wird die Unterlassung des gebotenen Wollens der Sorgfalt, wird die Fahrlässigkeit (die nicht vorsichtig ist, und nicht Rücksicht nimmt) zur Thatsache (unbewusste Fahrlässigkeit), und kommt zur Zurechenbarkeit. — Die Zurechenbarkeit der That verschwindet somit völlig, wo der Veränderung in der Aussenwelt gar kein gewolltes Bild zu Grunde lag, und beschränkt sich auf ein Minimum, wenn die Bilder des gewollten und des erreichten Erfolges in disparate Sphären fallen, inwiefern nämlich an dieselbe Gliedesbewegung ganz verschiedene Veränderungssummen geknüpft sind. Letzteres ist der Fall, wenn die normale Wechselwirkung der Innenbilder mit der Aussenwelt gestört wird: entweder durch Aufhebung des centripetalen Ganges, wie im Traume und bei den Hallucinationen, oder des centrifugalen, wie bei Krankheiten in den Centralapparaten der Bewegung. Der Träumende hebt den Arm, diese Bewegung gehört zwei heterogenen Veränderungsregionen an: der des gewollten Effektes in der Traumwelt, und der des nicht gewollten, aber geschehenen Effektes in der wirklichen Welt, und in dem Punkte der Bewegung berühren sich beide Kreise; die Hebung des Armes, aber nur diese, kann dem Wollen zugerechnet werden. Oder der Impuls der Muskelempfindung stiess auf einen abnormen Zustand des motorischen Nervenapparates, und von der wirklichen Bewegung kommt nur ein geringer Bruchtheil auf die gewollte. Das Quantum der Zurechenbarkeit zu finden, hebe man aus dem Thatbestande dasjenige möglichst rein heraus, was der Bewegung des Leibes angehört, und untersuche das Verhältniss dieses Summanten zu den übrigen Summanten des Thatbestandes im Einzelnen. War die Verbindung beider der Art, dass der Handelnde diesen Erfolg seiner Bewegung dem psychischen Mechanismus gemäss nothwendig vorhersehen musste, so besteht für diesen Theil des Thatbestandes die Zurechenbarkeit. Konnte der Erfolg vorhergesehen werden, und sollte er es einem bestehenden Gebote gemäss, so wird die Fahrlässigkeit nach den Gesetzen des nächsten Paragraphen zugerechnet; konnte er es jedoch nicht (oder konnte er zwar, sollte es aber nicht), so haben wir den reinen Zufall vor uns, der nicht zugerechnet wird.

§. 148. Zurechnungsfähigkeit des Individuums.

Das moralische Urtheil bleibt bei dem Verhältnisse des Wol-

lens stehen; ihm ist der Träger des Wollens gleichgültig: es ergeht über fingirte Fälle eben so, wie über wirkliche. Das Urtheil jedoch, das gleich jenem des Richters über den Menschen gefällt wird, verfolgt das Wollen so weit nach Innen hin, als möglich ist; es geht den Weg centripetal zurück, den das Wollen centrifugal gewandelt ist. In der Gesellschaft der Menschen gibt es keine herrenlose Handlungen, und der Einzelne muss dem Ganzen für sein Wollen haften. Offenbar haftet er aber für sein Wollen nur so weit, als das Wollen sein Wollen war, d. h., aus seinem Ich hervorgegangen ist. Wie dieses Hervorgehen zu verstehen sei, ist §. 139 gezeigt worden. Die Aufnahme des Wollens in das Ich hat nun Grade, und die Unvollkommenheit der Apperception kann ihren Grund haben: entweder auf der Seite des appercipirenden Ich, in dessen beschränkter oder verspäteten Entfaltung, in der geringen Energie und der inneren Verworrenheit, oder auf der Seite des Wollens in dessen Intensität, Neuheit, Plötzlichkeit und Zusammengesetztheit (§. 107.). Unter allen diesen Einflüssen beschränkt sich die Zurechnung nur auf jenes Quantum von Wollen, das seine bejahende Aufnahme in das Ich gefunden hat. Fasst man nun dieses Verhältniss näher in das Auge, so hat man zwei sich durchkreuzende Kreise vor sich, deren gemeinsames Stück das vom Ich appercipirte Quantum des Wollens bedeutet, während das eine der beiden andern das nicht appercipirte Quantum des vorhandenen Wollens, das zweite den nicht zur thätigen Apperception gekommenen Theil des Ich bezeichnet. Für jede dieser drei Partien gibt es ein eigenes Gesetz der Zurechnung. — Wohin jenes Wollensquantum zu verlegen sei, das von dem Ich appercipirt wurde, darüber kann kein Zweifel sein; weil nicht zweifelhaft ist, woher es gekommen. Nur die Frage bleibt zu erwägen: wie, wenn das appercipirende Ich, oder die appercipirende Partie des Ich nicht das normale Ich des Wollenden, sondern ein fingirtes, abnormes gewesen ist? Alsdann wird das Wollen eben diesem abnormen Ich, nach §. 115, zugerechnet. Hier liegt nun ein Fall vor, in dem Zurechnungsfähigkeit und Straffähigkeit auseinander gehen. Denn das fingirte Ich des Seelenkranken ist jeder Strafe unzugänglich, weil es ausser dem Causalnexus mit den Begebenheiten der wirklichen äusseren Welt steht; es existirt für die Welt des Richters gar nicht, sondern nur für

die therapeutische Sphäre des Arztes: jede wirkliche Strafe ginge an dem fingirten Ich vorüber, und die Strafe kehrte nicht dorthin zurück, woher das Wollen gekommen ist. (Gegen Hoffbauer, Die Psych. in ihren Hauptanwend. auf die Rechtspfl. Halle 1823. §. 106.) — Zweitens: Der nicht appercipirte Theil des Wollens darf dem Ich nicht zugerechnet werden. Aber gerade dieses Quantum von Wollen stiess mit einem vorhandenen Verbote zusammen: er ist da, sollte aber nicht da sein. Dabei kann man also nicht stehen bleiben. Wann ist jedoch ein Verbot vorhanden? Offenbar nur dann, wenn das objektive Verbot subjektiv geworden ist, d. h., wenn der Mensch, der das Wollen hat, auch das Verbot desselben vernommen hat (was ungenau durch das „Bewusstsein der Strafbarkeit des Thun und Lassens“ ausgedrückt wird. Vergl. Hoffbauer.). Es behauptet sich somit ein Wollen gegen einen Ausspruch des Ich: Unfreiheit. Dem ausgesprochenen Verbote gegenüber wird die Unfreiheit zur Thatsache, wie der ausgesprochenen Frage gegenüber die mangelnde Antwort eine wirkliche Antwort wird. Nicht das vorhandene Wollen, sondern die vorhandene Unfreiheit kann dem Ich zugerechnet werden, und wird ihm dann zugerechnet: wenn die Summirung aller Vorstellungskräfte des bestimmten Menschen in die Kraft des Verbotes die Apperception des entgegenstehenden Wollens durchzusetzen im Stande gewesen wäre; wo dies hingegen nicht der Fall war, d. h., wo selbst die Concentrirung aller in den Vorstellungen liegenden psychischen Gewalt zur Ueberwindung dieses Wollens nicht ausgereicht hätte, da fällt die Zurechnung der Unfreiheit weg. Denn ein Wollen über das Können hinaus (nämlich das Wollen der Beachtung des Verbotes) wäre eine widersprechende Forderung. Es bedarf dabei kaum der Bemerkung, dass diese Summirung nicht die aller Vorstellungskräfte überhaupt, sondern nur jener sei, die nach Beschaffenheit der Individualität dem Grundsatz des Verbotes als Hülfen angerechnet werden konnten (also nur die vollständige Sammlung des Ich auf dem Einen Punkte). Die Unfreiheit ist sogleich vorhanden, wie das Wollen der Apperception erfolgreich widersteht; aber die Unfreiheit hat Grade, weil dasjenige, dessen Negation sie ist, Grade hat. Unfreiheit ist ein wirklicher Zustand, von dem mehr oder weniger vorhanden sein kann. Jenes ideale Wollen des Verbotes, in dem sich das Ich concentrirt

hat, ist der Endpunkt der Stufenleiter, auf deren einer Stelle sich das wirklich vorhandene Verbot befindet; die Entfernung dieses von jenem bestimmt den Grad der Unfreiheit, und die Zurechnung der Unfreiheit hat ihre Grade, weil des Zuzurechnenden mehr oder weniger sein kann. Drittens: Was endlich jene Sphäre des Ich betrifft, die in dem Wollen unausgedrückt geblieben ist, so kann rücksichtlich ihrer von gar keiner Zurechnung die Rede sein, weil zu dieser jede Veranlassung fehlt. Lag nun in dieser Region des Ich ein Gebot ausgesprochen, so kommen wir zu dem Seitenstücke des vorigen Falles: ein Gebot wurde zwar vernommen, aber durch kein Wollen ausgefüllt. Diesem bestimmten Vernehmen des Gebotes gegenüber wird nun auch der Mangel des gebotenen Wollens zur Thatsache, und kann als solche zugerechnet werden. Aber der Mangel des Wollens ist nur relativ, denn woran ist das Vorhandensein des Gebotes zu erkennen? An gewissen flüchtigen Bildern des möglichen Wollens, die im Bewusstsein, Seifenblasen gleich, entstehen und verschwinden. An diesen Bildern, die ich mir vorphantasire, und die nur schwache Nachahmungen des wirklichen Wollens sind (§. 132), erkenne ich den Zug der von Innen kommenden Bejahung: die einen gehen spurlos vorüber, andere werden abgestossen, noch andere ergriffen, und darin liegt eben der Mangel, dass sie blos ergriffen wurden, um wieder fahren gelassen zu werden, ehe sie sich zur Klarheit eines wirksamen Wollens entfaltet haben. In dieser Verdrängung des inneren Gebotes liegt die Unfreiheit: ich bin darin unfrei, dass ich, der Stimme meines Gebotes nicht achtend, mich dem Spiele anderer Wollungen hingegeben habe. So reducirt sich dieser Fall auf den vorigen, und Unfreiheit ist nicht blos da, wo ein Verbot, sondern auch, wo ein Gebot nicht berücksichtigt wurde. Die obige Norm gilt somit auch für diesen Fall, und die Rücksichtslosigkeit gegen ein vorhandenes Gebot begründet nur dann völlige Unzurechnungsfähigkeit, wenn die ganze disponible psychische Regsamkeit des Individuums, in das Hervortreten des Gebotes vereinigt, nicht ausgelangt hätte, um das Bild des Wollens festzuhalten, und in ein wirkliches und darum wirksames Wollen zu verwandeln.

§. 149. Anwendung auf die gerichtliche Psychologie.

Für die gerichtliche Psychologie ist es nun von grösstem

Interesse, sich einen Ueberblick der möglichen Fälle von Unfreiheit zu verschaffen, und für jeden derselben die Zurechnungsfähigkeit nach dem obigen Grundsatze zu bestimmen. Der Entstehungsgrund der Unfreiheit kann nun entweder ein somatischer oder ein psychischer sein, in dem Sinne, dass die Störung der Apperception entweder durch Empfindungen, oder durch reproducirte Vorstellungen herbeigeführt wird. Im Zustande der Unfreiheit ist jedesmal das von der Apperception geforderte Verhältniss der beiden Vorstellungsmassen verrückt, eine Verrückung, die man sich entweder als Folge einer Schwächung des Ich oder einer Exaltation des Wollens denken kann (was freilich immer nur relativ aufzufassen ist). Die Combination beider Eintheilungen führt zu vier Klassen, deren Unterscheidung einige Anwendbarkeit für die praktischen Zwecke der gerichtlichen Psychologie zu versprechen scheint. Dass jede eigentliche Seelenkrankheit unfrei mache, und dass der Grund dieser Unfreiheit jedesmal ein somatischer sei, wird wohl gegenwärtig allgemein zugegeben. In gewissen Formen der Seelenkrankheiten, die man wohl besser als die ersten Stadien der Krankheit bezeichnet, scheint die Störung noch mehr auf der Seite des einzelnen Wollens zu liegen, wie man bei der Melancholie, so weit sie in jene Begierden ausbricht, von denen §. 132. Anm. (s. auch §. 122. Anm.) die Rede war, und an einigen Formen der Manie erkennt. In den ausgebildeteren Formen der Seelenkrankheit steckt die Abnormität im Ich, wie §. 115 ausführlicher gezeigt worden ist. In den Ausgangsformen der psychischen Erkrankungen (Verrücktheit und sekundärer Blödsinn) zerfällt die Apperception durch die Folge der allgemeinen Verworrenheit oder des allgemeinen Druckes fast gänzlich (§. 107.). Jede eigentliche Seelenkrankheit hebt die Zurechnungsfähigkeit in vollem Grade auf (denn der bleibende somatische Einfluss kann selbst durch das concentrirte Widerstreben der Vorstellungsgewebe nicht überwunden werden). Die neuere Psychiatrie hat in diesem Sinne auch die Zurechnung in den hellen Zwischenräumen mit vollem Recht sehr eingeengt. (s. Vogel, Beitr. zur Lehre von der Zurechnungsfähigkeit. Stendal 1825 p. 25. Schnitzer, Lehre von der Zurechnungsfähigkeit. Berl. 1840 p. 255. und Friedreich, am a. O. p. 55.). Den Seelenkrankheiten analog ist der Schlaf und die Trunkenheit zu behandeln, die nach Ver-

schiedenheit der Stadien und der Individualitäten die typischen Bilder aller Seelenkrankheiten nachzuahmen scheinen, so wie endlich: Fieberkrankheiten, das hohe Alter, die Agonie und schwere Verwundungen. Ist bei dieser Gruppe, wenigstens in ihren höheren Stadien, die Alienirung des Ich nicht zu verkennen, so bilden jene somatischen Störungen eine zweite Gruppe, die zunächst auf die abnorme Verstärkung eines einzelnen Wollens gerichtet sind. Am deutlichsten ist das bei den abnormen Steigerungen physischer Triebe: bei dem Heisshunger, der Nymphomanie und Satyriasis, den Gelüsten der Schwangeren, der exaltirten Begierde nach geistigen Getränken in gewissen Stadien der Trunksucht (*dipsomania*) und bei dem höchst problematischen Lichthunger Friedreichs (am a. O. p. 502.). Hieran schliessen sich noch jene Begierden, die zwar aus abnormen gesteigerten psychischen Trieben hervorgehen, bei denen jedoch der psychische Trieb nur durch Ausdeutung somatischer Einflüsse entstanden ist, (§. 132. Anm., so weit man diese Fälle nicht ohnedies zu der Melancholie einbezieht): der Brandstiftungstrieb (*pyromania*), das Heimweh, die meisten Monomanien, die *inhumanitas ebriosa* (Clarus), manche gewaltsame Handlungen der Schwangeren und Gebärenden, manche böswillige Handlungen der Epileptischen ausser den Paroxysmen, und manche Fälle, die nach Plattners Vorgang unter den zweifelhaften Rubriken der *insania occulta* und der *iracundia morbosa* (*excandescentia furibunda* bei Plattner) vorzukommen pflegen. Die dritte Gruppe umfasst die Mangelhaftigkeit des Ich aus psychischen Gründen, und zwar in Folge somatischer Gebrechen (Mangel und Krankheiten der Sinnes- und Sprachwerkzeuge, ungünstige Constitution u. s. w.), oder in Folge des Mangels jeder Art von bildender Erziehung (gänzliche Rohheit ist bald mehr der Manie, bald der Verrücktheit, bald dem Blödsinn vergleichbar), wohin auch Grohmanns sogenannter „moralischer Blödsinn“ gehört; oder endlich in Folge deprimirender Affekte. Die vierte Gruppe endlich enthält die Fälle mangelhafter Apperception in Folge eines psychisch gesteigerten Wollens; die psychischen Triebe, so weit sie jeder somatischen Basis entbehren (Gewohnheit, Nachahmungstrieb), die Leidenschaften in den ersten Stadien (so lange sie überhaupt unfrei machen §. 143), die Affekte der Ueberfüllung, besondere Wildheit der Begierden (Grohmanns moralische Brutalität u. s. f.).

Für alle diese Fälle dient als Massstab der Unfreiheit und ihrer Zurechnung die oben entwickelte allgemeine Norm.

Anmerkung. Theorie und Praxis der gerichtlichen Psychologie, in deren Bereich die Durchführung des Angedeuteten gehört, sind der Annahme von Graden der Zurechnung nicht geneigt. „Es gibt keine Grade der Zurechnung, weil es keine Grade der vernünftigen Willensfreiheit, worauf sie basirt ist, gibt", sagt Friedreich kurz weg (am a. O. p. 122, womit freilich die Stelle p. 215 im Widerspruche steht). Heinroth geht von demselben Grundgedanken aus: „es gibt keine Grade der Freiheit, weil das Gute und Böse keine Grade hat" (charakteristische Stellen am a. O. p. 155 u. p. 206), beschränkt aber doch die Wirksamkeit der Freiheit (ebend. p. 250). Vogel, Feuerbach u. A. nehmen Grade an; Henke läugnet sie. Dass die gerichtliche Praxis mit der Annahme gradweiser Zurechnung vereinbar sei, zeigt eine interessante, von Sponholz besprochene, gesetzliche Verordnung (s. dessen: Die Controverse der Zurechnung. Strals. 1839.). — Als „vermittelnde Principe" der gerichtlichen Psychologie wurden aufgestellt die Begriffe der Freiheit, Persönlichkeit, Vernunft, die der Besonnenheit und des Selbstbewusstseins. Ein schlimmes Zeichen von dem Misskredite der Psychologie unserer Zeit bleibt es immerhin, wenn der gerichtlichen Psychologie zugemutet wird, diese Begriffe, oder einen derselben so zu nehmen, „wie sie fern von aller Philosophie und Psychologie thatsächlich vorliegen, und derlei Untersuchungen so fremd zu bleiben, wie das Naturrecht dem positiven Rechte" (Jessen.) Die bisherigen Erfolge dieser Abschliessung gegen alles Philosophiren sind wenig geeignet, Hoffnungen zu erregen, und es ist sehr zu bezweifeln, das die citirte Vergleichung eine grosse Ueberzeugungskraft ausüben werde.

Berichtigung.

In den zwei ersten Abschnitten dieses Werkes sind die meisten Citate aus Aristoteles *de anima* einer älteren, unkritischen Ausgabe entnommen, und um dieselben mit den späteren auf die treffliche Ausgabe: *Aristotelis opera omnia graece et latine, Paris. ed. A. Firmin Didot. Pars III,* 1854 bezogenen in Einklang zu bringen, wolle man:

Seite 15.	statt *de anima*	*I,* 4. u. 9 - -	verbessern:	*I,* 4. u. *I,* 5. §. 24.
„ 16.	„	*I,* 2 - - - -	„	*I,* 2 und *III,* 13. §. 1.
„ 21.	„	*II,* §. 6. u. 7 (und *I,* 9)	„	*II,* 1. §. 6 u. 7 (u. *I,* 5. §. 24).
„ 71.	„	*III,* 12 - - - -	„	*III,* 13 §. 3.
„ 72.	„	*III,* 9 - - - -	„	*III,* 8 §. 2.
„ 75.	„	*II,* 9 - - - -	„	*II,* 10. §. 5.

Druckfehler.

Seite 4.	Z. 28.	Statt:	die empirische und die constructive	lies: die construktive und die empirische.
„ 14.	„ 8.	„	physischen - - -	lies: psychischen.
„ 15.	„ 21.	„	einzelnen - -	„ einzigen.
„ 27.	„ 4.	„	Terminolonie - -	„ Terminologie.
„ 33.	„ 35.	„	Zusammen - - -	„ Zusammengesetzt.
„ 35.	„ 16.	„	zurückfügen - -	„ zurückführen.
„ 36.	„ 25.	„	Seelenleben - - -	„ Dualismus.
„ 50.	„ 26.	„	Reinhold - - -	„ Schleiermacher.
„ 70.	„ 8.	„	sogenannter - - -	„ den sogenannten.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von Ed. Heynemann in Halle.

Buchheinbände nach
8303 Rotten

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Volkmann von Volkmar, Wilhelm Fridolin,

Grundriß der Psychologie Vom Standpunkte d. philos. Realismus u. nach genet. Methode als Leitf. für acad. Vorlesungen u. zum Selbststudium

Halle 1856

Ph.sp. 905 ub
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10044653-2